

821.512.122

A 92

Muchtar Auesow

ABAI



BIBLIOTHEK  
AUSGEWÄHLTER WERKE DER SOWJETLITERATUR

---

*Muchtar Auesow*

A B A I

STALINPREIS

1 9 4 9



Handwritten signature in black ink, appearing to be "H. S." or similar initials.

Мухтар Ауэзов

---

# АБАЙ



Роман



Книга первая

---

ИЗДАТЕЛЬСТВО  
ЛИТЕРАТУРЫ НА ИНОСТРАННЫХ ЯЗЫКАХ  
МОСКВА  
1953

Muchtar Auesow



# ABAI



Roman



Erstes Buch

---

VERLAG  
FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR  
MOSKAU  
1953

AUS DEM RUSSISCHEN  
VON HILDE ANGAROWA

ILLUSTRATIONEN  
VON L. A. ILJINA

BUCHSCHMUCK  
VON S. M. POSHARSKI

# ✦ Aus meinem Leben ✦



ICH BIN am 28. September 1897 geboren. Mein Vater, Omarchan Auesow, war ein kasachischer Nomade im Tschingiskreis, Gebiet Semipalatinsk. Meine Vorfahren stammen aus Mittelasien; sie lebten und wanderten mit dem Stamm der Tobykty, dem auch der Held meines Romans, Abai Kunanbajew, angehörte.

Die frühe Kindheit verlebte ich im Aul. Dort erhielt ich die erste Unterweisung im Lesen und Schreiben: mein Großvater Aues (dem unsere Familie ihren Namen verdankt) brachte uns Enkelkindern die Anfangsgründe des Wissens bei.

Ich war wohl fünf oder sechs Jahre alt, als mein Großvater eines Abends in der angenehmen Stunde vor dem Essen auf die Idee kam, zu prüfen, ob ich schon groß genug zum Lernen wäre. Er sprach mir ein paar Worte mit dem Laut „R“ vor, die ich wiederholen sollte. Wenn so ein kleiner Kerl das „R“ noch nicht deutlich aussprach, war an Unterricht nicht zu denken, denn der begann ja mit dem Auswendiglernen der ersten Worte des Koran: „Bismillahi rachmani rachim...“\*, und kein Mulla hätte geduldet, daß der „heilige Ausspruch gotteslästerlich verstümpert“ würde. Doch das Examen muß wohl zur Zufriedenheit meines Großvaters ausgefallen sein, denn anderntags begann meine Schulzeit.

\* Im Namen des Herrn, des Allmächtigen. *Die Red.*

Ich entsinne mich noch an den schönen warmen Frühlingmorgen. Auf der Wiese vor unserem Winterlager tummelten sich muntere Kälblein, da hüpfen Lämmer, die besonderen Lieblinge von uns Kindern, und am Himmel schwebte in langer Kette ein Zug Schwäne, hell von der Sonne beglänzt, wie die weißgeflügelten Engel aus Großmutter's Märchen. Leise, kaum hörbar kam ihr Lied aus der Höhe. Und auf einmal war die ganze Frühlingsherrlichkeit verschwunden: wir wurden in die enge, dumpfe Winterbehausung des Großvaters gerufen. Er saß da, einen dicken handschriftlichen Folianten auf den Knien, und meine gute Laune schwand noch mehr, denn ich begriff, wozu ich hineingerufen worden war. Großvater zeigte mir in dem Buch die arabischen Lettern; und jede hatte einen so furchtbar schwierigen Namen. . .

Das waren Abais Gedichte. Der alte Aues, der Freund des Dichters und aufrichtige Bewunderer seines Talents, hatte diese Abschrift eigens bei einem Mulla anfertigen lassen; er wollte uns das Lesen und Schreiben an Hand der Gedichte Abais beibringen; so hoffte er bei seinen Enkeln Liebe für den Dichter zu erwecken.

Großvater hatte seine eigene Unterrichtsweise. Sie erleichterte dem Lehrer vermutlich seine Sache, kostete aber dem armen Schüler so manche Träne. Ich konnte kaum die Buchstaben unterscheiden, da mußte ich schon ein Gedicht nach dem anderen auswendig lernen. Die Gedichte waren lang und unverständlich, es kamen merkwürdige, nie gehörte Namen darin vor: Foschkin, Lermontyp, Krylop oder Tatjan und Anegi\*. Der Großvater nahm sich an den richtigen Mullas ein Beispiel und ließ uns von früh bis spät bei den Büchern schwitzen; alles tagsüber Gelernte mußte abends vor ihm und dem Vater aufgesagt werden. Die Frühlingssonne verlor ihren hellen Schein, ich sah tagelang meine geliebten Lämmer nicht,

\* Entstellt aus: Puschkin, Lermontow, Krylow, Tatjana, Onegin. *Die Red.*

und auf Abais Seiten mit den Herzensklagen der Tatjana fielen bittere Tränen. Doch Großvater hielt sich konsequent an seine Art des Unterrichts, da half auch die Fürsprache meiner guten Großmutter nicht, die fürchtete, ihr kleiner Enkel würde von dem unaufhörlichen Auswendiglernen noch ganz dumm werden.

Mit elf Jahren verlor ich meinen Vater. Von nun an erzog mich mein Onkel Kassymbek, ein Mann, der in jungen Jahren aus der muselmanischen Medresse in eine russische Schule übergegangen war und sie beendet hatte, trotz aller Flüche seines Lehrers, des Chasrets Kamaleddin. Dieser Onkel brachte mich an die städtische Fünfklassenschule in Semipalatinsk, wo ich ein Stipendium des Semstvos des Tschingiskreises erhielt.

Die Mittel für diese Stipendien zog die zaristische Regierung von der kasachischen Steppenbevölkerung ein und bildete so an den russischen Schulen Dolmetscher und untergeordnete Verwaltungsbeamte aus. Aber die Kasachen sahen es nicht gern, wenn ihre Kinder russische Schulen besuchten. Die patriarchalischen Stammesvorurteile lebten noch zu stark, und die fanatische „Aufklärung“ durch die Mullas wirkte so tief, daß viele argwöhnten, die russischen Schulen seien eigens zu dem Zweck geschaffen, um die mohammedanischen Kasachenkinder zum Christentum zu bekehren. Deshalb wurden die Freistellen meist von den Bezirkschefs zwangsmäßig besetzt: je zwei Knaben von jedem Kreis. Begreiflicherweise mußte sich mein Großvater bei einer solchen Mentalität allerhand Vorwürfe, Spott und Beschimpfungen gefallen lassen, weil er seinen Söhnen und Enkeln den Besuch von russischen Schulen erlaubte. Wenn wir Jungen im Sommer in unseren schmucken Schuluniformen in den Aul zu Besuch kamen, dann schüttelten die Stammesmächtigen bekümmert die Häupter und schrieben die ganze „Verderbnis“ einzig dem Einfluß Abais zu. So ganz unrecht hatten sie beiläufig nicht: der große Poet

hatte sich nicht nur in seinen Dichtungen und philosophischen Schriften unablässig für russische Bildung eingesetzt, sondern auch seine eigenen Kinder in russischen Schulen ausbilden lassen.

In den Ferien gerieten wir wieder in das Steppenleben, das in schroffem Gegensatz zu unseren Eindrücken in der Stadt stand. Dies schärfte unseren Blick für die Überreste des feudalen Nomadentums, für die entwürdigenden Sitten aus patriarchalischen Zeiten, wie etwa den Brautkauf, die Vielweiberei, das Bußgeld für einen begangenen Mord, den Geschlechterkampf mit seinen Überfällen, seinem ewigen Prozessieren und Streiten, seinen Gewalttaten, durch die das Volk wirtschaftlich und kulturell immer mehr verkam. Diese düstere zeit- und weltferne Rückständigkeit war so tief eingewurzelt, daß selbst nach Aufrichtung der Sowjetmacht in Kasachstan noch ein harter Kampf mit den Bais und den Halbfeudalen ausgefochten werden mußte, die sich starr an das Überlebte, an die alten Rechtsformen, das Addat und das Scheriat, klammerten.

Anfang 1919 beendete ich das Semipalatinsker Lehrerseminar. Und als bald darauf auch bei uns die Sowjetmacht siegte, begann meine Tätigkeit auf öffentlichem Feld, anfangs im Semipalatinsker Gebietsexekutivkomitee der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten, dann im Zentralen Kasachischen Exekutivkomitee in Orenburg. Gleichzeitig versuchte ich mich als Dramatiker und Journalist. Herbst 1922 trat ich als Hospitant in die Taschkenter Mittelasiatische Staatsuniversität ein. In diese Zeit fällt auch der Beginn meiner Mitarbeit an der Zeitschrift „Scholpan“, die Erzählungen über die Zustände in den alten Kasachenaulen von mir brachte.

Ein Jahr später kam ich an die philologische Fakultät der Leningrader Staatsuniversität, studierte dort bis 1928 und wurde dann in die Aspirantur an der Ostfakultät der Taschkenter Universität aufgenommen.

Um diese Zeit gingen schon einige Stücke von mir über kasachische Bühnen: „Baibische-Tokal“ (Zwei Frauen eines Mannes), „Jenlik und Kebek“ und andere; meine größeren und kleineren Erzählungen erschienen teils in der periodischen Presse, teils in gesonderten Buchausgaben. Dann hatte ich auch die Hochschule und die Aspirantur beendet. Mancherlei Durchlebtes lag hinter mir, mancherlei Durchdachtes hatte sich angesammelt, die Zeit der Reife brach an. Immer häufiger stieß ich nun auf innere Widersprüche und entdeckte Fehler, die ich früher nie an mir bemerkt hatte. Die Jugend hatte ihren eignen unbekümmert-stolzen Tritt, der Weg schien pfeilgrad, die starken Füße achteten der Steine und Fanggruben nicht, und der Geist, der nur dem einen Ziel — dem Glück meines Volkes — zuflog, nahm nationalistische Bestrebungen als wahrhaft notwendige hin und stand in ihrem Bann, ohne sich über ihre Fragwürdigkeit klarzuwerden. Die Reife neigt jedoch zu ernstem Überlegen, sie ward sich der Widersprüche bewußt, sie erkannte die geistigen Irrungen. Ich hielt Rückschau als Mensch und Künstler und sah, daß ich im eigentlichen Sinne noch gar nicht begonnen hatte. Da waren viele Fehler, das Resultat des bürgerlichen Nationalismus, dessen Einfluß zu jener Zeit in einigen Republiken noch nicht gebrochen war; nicht alles, was ich geschrieben hatte, gereichte meinem Volk, meiner großen Sowjetheimat zum Nutzen.

Im Jahre 1932 sagte ich mich endgültig von meinen ideologischen und künstlerischen Irrtümern los, es begann eine neue Ära in meinem Leben: meine Arbeit als Sowjetschriftsteller. Ich betätigte mich sowohl als Dramatiker wie auch als Prosaiker, erforschte die kasachische Literaturgeschichte und unterrichtete an kasachischen Hochschulen.

Alles in allem habe ich mehr als zwanzig Theaterstücke über die verschiedenen Stufen des sozialistischen

Aufbaus in Kasachstan sowie viele Novellen und Erzählungen geschaffen. Die letzten zehn Jahre standen ausschließlich im Zeichen meines Romans über den Klassiker der kasachischen Literatur — Abai.

Doch bevor ich an die eigentliche Arbeit heranging, vertiefte ich mich in das Leben und Schaffen des Dichters: ich redigierte seine gesammelten Werke, schrieb seine Lebensgeschichte und trug alles zusammen, was ihn und seine Zeit betraf. Außerdem verfaßte ich gemeinsam mit meinem Freund, dem russischen Schriftsteller Leonid Sobolew, einem vorzüglichen Kenner der Kulturgeschichte des kasachischen Volkes, die Tragödie „Abai“, die die letzten Lebensjahre des Dichters zum Thema hat.

Meinen vorbereitenden Arbeiten haftete eine interessante Besonderheit an, die den meisten Verfassern historischer Romane fremd ist. Von Abai, seinem Leben, seinem Wirken, seinem Aussehen und Charakter ist nichts Authentisches auf uns überkommen, weder schriftlich noch in gedruckter Form — kein persönliches Archiv, keine Briefe, Tagebücher, Memoiren, ja nicht mal verzeichnete Erinnerungen an den Dichter. Über alle Einzelheiten seiner Lebensgeschichte und alle Begebenheiten, die später in meinem Roman aufgerollt werden sollten, mußte ich mir durch mündliches Befragen von Leuten, die Abai noch gekannt hatten, in langen Gesprächen mit ihnen Kenntnis verschaffen. Die meisten waren natürlich schon sehr alt, und sowohl die Ereignisse und Gespräche wie auch die äußere Erscheinung der mich interessierenden Persönlichkeiten waren in ihrer Erinnerung arg verblaßt. Ich sprach auch mit Abais Schüler Koknai, dem einzigen Überlebenden unter den nahen Freunden des Dichters. Koknai starb im Jahre 1927, aber da er sechzehn Jahre jünger war als Abai, konnte er mir von der Jugendzeit des Dichters nichts erzählen.

Zur Hilfe kamen mir die eigenen Erinnerungen. Schon in meiner Schulzeit konnte ich stundenlang den

Erzählungen meines Großvaters Aues lauschen, der etwas älter war als Abai. Großvater Aues wurde es nicht müde, von seinem Freund Abai, von seinen Liedern und Gedichten zu sprechen, und er tat es so lange, wie der Zuhörer stillhielt, und sogar noch ein wenig länger, denn auch allein geblieben, pflegte er weiter vor sich hinzumurmeln. Großvater entsann sich noch gut an Kunanbai, von dem er häufig sprach. In diesen Jahren sah ich auch die greise Dilda, Abais erste Frau. Viele köstliche Einzelheiten erfuhr ich von Aigerim, die ihren Mann um mehr als zehn Jahre überlebte und ihm bis an ihren Tod treu ergeben war.

Ich wandte mich an Abais Freunde und Anhänger, sprach mit seinen einstigen Feinden und Neidern, oft waren es Zeitgenossen Abais, oft deren Söhne und Enkel; so suchte ich mir mein Material zusammen. Aus allen diesen Gesprächen floß mir so reichlicher Stoff über meinen künftigen Helden zu, daß ich mir schon manchmal Maxim Gorkis Wahrspruch: „Schreibe, was du nicht verschweigen darfst!“ in Erinnerung rufen mußte. Sogar jetzt, wo der Roman über Abais Knaben- und Jugendzeit abgeschlossen vor mir liegt, ist mir eine solche Fülle nicht verwerteten Stoffes geblieben, daß es für einen zweiten, ebenso umfangreichen Roman über denselben Zeitraum im Leben meines Helden genügen würde. Diese Überfülle an Stoff war eine günstige, ja vielleicht ausschlaggebende Voraussetzung meiner Arbeit.

Es fehlte nicht an Schwierigkeiten. Ich erwähnte bereits, daß ich die Chronik alter Tage aus dem getrübbten Gedächtnis meiner greisen Zeitgenossen herauslesen mußte. Da blieb vieles, das rein spekulativ ergänzt, belebt und durch Gegenüberstellung meiner verschiedenen Aufzeichnungen geklärt werden mußte. Mit diesen nachträglichen Erinnerungen war größte Behutsamkeit geboten; so gräbt ein später Wanderer aus der Asche eines erloschenen Lagerfeuers einer längst vorübergezogenen

Karawane noch ein letztes Stücklein schwelender Köhle und haucht ihm mit seinem eigenen Atem neue Glut ein. Es war fast ebenso schwer, sich aus diesen Erzählungen ein Bild von dem versunkenen Leben zu machen, wie es schwer hielt, sich an den Zügen der sechzigjährigen Aigerim die mädchenhafte Holdheit vorzustellen, von der Abai einst bezwungen wurde.

Doch der sozialistische Realismus, die klare kritische Einstellung zur Vergangenheit und die großen realistischen Traditionen der russischen Klassiker haben mir aus so mancher Sackgasse geholfen. Die größte Hilfe aber erwies mir Abai selber mit seinem unsterblichen Werk.

Bei der Gestaltung dieses Charakters dachte ich nicht nur an seine Stellung in der Geschichte meines Volkes, nicht nur an seine progressive Rolle in der Vergangenheit, sondern ich suchte mir stets vor Augen zu halten, welche Ideen und Ideale ihn mit dem Heute, mit der heutigen Generation der Sowjetmenschen verbinden. Ich las aus den unzähligen Lebensäußerungen dieses Dichters einer vergangenen Epoche eben das aus, was für die Kontinuität der Geschichte am meisten von Belang ist. Bei dieser Sichtung des Wichtigen und Notwendigen grübelte ich viel über den geschichtlichen Entwicklungsgang meines Volkes nach: über die Zeiten Abais und die Wege, die mein Kasachstan zur sozialistischen Umgestaltung des ganzen Lebens geführt haben. Ich suchte im Geiste zu verfolgen, wie sich die Ideale der fortschrittlichen und revolutionär gesinnten Köpfe der Vergangenheit, durch die Große Oktoberrevolution unendlich bereichert, in der Sowjetwirklichkeit zur Tat herauskristallisierten, und wie die Union der sechzehn Sozialistischen Sowjetrepubliken, immer machtvoller, stärker und reifer werdend, zum gewaltigen Staat der Werktätigen ward, zur Hoffnung der Unterdrückten aller Länder. Und da erkannte ich auch, was in dem Haufen von Vergangenen, den ich, eine emsige Ameise,

zusammengetragen habe, das Ausschlaggebende ist und was unwesentlich und vergänglich an den Begebenheiten jener Zeit und im Leben meines Helden war.

Der Roman „Abai“ ist Teil einer von mir geplanten Romanfolge, die das Leben des kasachischen Volkes im Laufe von hundert Jahren, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Ende des vierten Stalinschen Fünfjahrplans, umspannen soll. Abai ist der Auftakt zu dieser Reihe. Gegenwärtig beende ich ein Buch, in dem der Leser die letzten Lebensjahre meines Helden beschrieben finden wird. Wie auch die übrigen Bücher dieser Folge ist es ein völlig in sich abgeschlossenes Werk, wenn auch einige Gestalten, ihre Kinder und Enkel durchgehende Figuren sind.

Der geschichtliche Roman wird hier organisch mit dem Gegenwartsroman verbunden und in einer Schilderung des Kommenden, das schon zur Gegenwart wird, ausklingen. Was der Dichter nur erträumen durfte, was ihm in vagen, nebelhaften Umrissen vorschwebte, soll im letzten Roman in der großartigen Realität unsrer Tage, in der gewaltigsten Epoche, die die Menschheit kennt, seine Verkörperung finden.

Parallel mit meiner schriftstellerischen Tätigkeit treibe ich schon seit meiner Studentenzeit literaturhistorische Forschungen; ich beteilige mich an der Zusammenstellung von Lehrbüchern über die Geschichte der kasachischen Literatur und unterrichte seit mehr als fünfzehn Jahren an den Hochschulen von Alma-Ata. In der Kasachischen Kirow-Staatsuniversität, an der ich Professor bin, lese ich einen Sonderlehrgang über Abai und Kollegien über kasachische Folklore, ferner arbeite ich als Ordentliches Mitglied der Kasachischen Akademie der Wissenschaften im Philologischen Institut dieser Akademie.

MUCHTAR AUESOW

ABAI





1



ER KNABE drängte heimwärts. Alles war ihm recht, nur sollte dieser dritte Reisetag der letzte sein. In Koryk\*, bei der nächtlichen Rast, weckte er in aller Frühe seinen Verwandten Baitas, der ihn aus der Stadt heimgeleitete, und beschwor die Begleiter, schon vor Tau und Tag weiterzureisen. Dann trieb er rastlos sein Pferd an und ritt den ganzen Weg einen Pfeilschuß weit voraus. Baitas und der alte Shumabai riefen immer wieder:

„Oh, er kann es nicht abwarten, der Bub, in den Aul zu kommen!“

„Der Arme, er hat gewiß arges Heimweh gehabt den Winter über, man sieht es ihm an.“

Und sie ließen ihre Pferde vom Trab in Galopp fallen, um den Knaben einzuholen, Shumabai den schwarzen Schokpar\*\* fest unter dem Knie, Baitas einen langen

\* Im Kasachischen wird stets die Endsilbe betont. *Die Red.*

\*\* *Schokpar* — an einem Ende verdickter Knüppel, wird als Waffe im Nahkampf benutzt. *Die Red.*

Soil\* aus Birkenholz bei sich führend, den er mit der Stiefelspitze festhielt. Als sie an den Takirbulak kamen, wollte Baitas die Ungeduld des Halbwüchsigen zügeln. Er rief:

„Reite nicht allein voraus! Im Hohlweg von Jessembai haust eine Räuberbande.“

„Sicherlich lauern dir die Räuber schon auf“, setzte Shumabai hinzu. „Schaut euch nur den Tollkopf an, der da allein seines Weges reitet“, werden sie sagen. Und sie werden dich totschiagen.“

„Wozu wärt ihr denn da?“

„Oi-boi, was können wir zu zweit gegen die Räuber ausrichten!“

„Sie sind doch in großer Zahl, eine ganze Bande“, wurde ihm von Shumabai zugestimmt, „ein Glück noch, wenn sie uns für Stammesgenossen hielten, dann könnten wir ihnen entschlüpfen. Sonst wird es uns schlimm ergehen“, schloß er, um dem Knaben angst zu machen.

Aber diese Worte ließen die Eigenliebe des Halbwüchsigen nur stärker entbrennen.

„Nun, seid ihr ohnehin wehrlos, so gilt es gleich, ob ich allein oder in eurer Begleitung bin. Ich reite los!“

Er schlug auf sein Pferd ein, und das trug ihn in raschem Lauf bis zum Gehölz von Jessembai, ohne daß er einen Blick zurückgeworfen hätte.

In den ersten beiden Tagen der Reise hatten sich die Älteren viel Zeit gelassen, die Geduld des Knaben wurde auf harte Proben gestellt. Nun war er froh, daß er wenigstens am letzten Tag einen Sporn gefunden hatte, der sie zur Eile zwang, und er nahm sich vor, seinen Vorsprung zu behalten.

Die Begleiter hatte er fast aus den Augen verloren, aber das kümmerte ihn nicht. Öde wand sich der Weg über Hügel und Höhen. Es war einsam und leer hier,

\* Soil — langer, mit einer Schlinge zum Einfangen der Pferde versehener Stab, dient gleichfalls als Waffe. *Die Red.*

wenn die Aule in die Tschingisberge zogen. Von jeder Hügelkuppe bot sich ein weiter Blick ins Land, und nichts war leichter für solche, die nach müheloser Beute jagten, als aus den Schluchten und Gehölzen hinterrücks über die Reisenden herzufallen.]

Baitas schüttelte bekümmert das Haupt:

„Oh, über diesen Knaben! Weiß er denn nichts von Furcht, oder hat ihn der Verstand verlassen?“

Shumabai, der ebenfalls sah, daß er gegen den Schützling nicht aufkam, konnte seinem Freunde nur beipflichten.

„Genau wie der Vater! ‚Ein Wolf, von Wölfen gezeugt‘, so rufen seine Taten. Nichts zu machen, Baitas, sputen wir uns, wir werden uns doch nicht beschämen lassen.“

Und beide setzten sich in Trab, einer den andern überholend. Baitas ritt einen prachtvollen, dunkelmähni- gen Renner, Kunanbais eignes Reitpferd. Auch Shumabai saß auf einem Pferd des Kunanbai, einem starkwüchsigen schneeigen Schimmel mit Namen Naimankok. [Ein Taumel ergriff sie vom scharfen Ritt. ‚Einholen, den Jungen einholen!‘ — so hämmerten die Herzen, so klang es in den Ohren. Unaufhaltsam jagten sie vorwärts, stoben dahin wie beim Rennen. Im Nu lag der erste Bergsattel hinter ihnen. Sie stürmten zum zweiten, hatten im Flug die Höhe erreicht, aber von dem Knaben war nichts zu sehen. Doch als sie dann bergab zu einem engen Tale ritten, vernahm Shumabai auf einmal deutlichen Hufschlag. Er kam von links her, vom Jessembai- Paß. Nein, schlimmer noch, er kam aus dem Hohlweg.]

„Ach, der Leibhaftige ist da“, durchzuckte es Shumabai. ‚Erst hat er den Kleinen gepackt, nun setzt er uns nach.‘ Außer sich vor Angst, peitschte er auf sein Tier ein und wagte nicht mal, den Kopf nach dem Reiter zu wenden. Doch da vernahm er einen Zuruf. Er klang drohend, in gutturalem Tonfall.

„Die Augen zu!“

Blitzschnell sah er sich um. Das Gesicht des Reiters war verhüllt. So machten es die Räuber in dieser Gegend, wenn sie am helllichten Tag ihr Handwerk trieben. Baitas war wortlos seitab geschwenkt und jagte davon, so rasch ihn sein Pferd trug. So sollte er, Shumabai, allein die Schickung auf sich nehmen. . . ‚Ich setz’ mich zur Wehr, kost’ es, was es wolle, ich haue mich heraus‘, beschloß er sekundenschnell. Schon wollte er nach dem Schokpar greifen, der unter seinem Knie lag, doch im selben Augenblick durchfuhr ihn ein schrecklicher Gedanke: der andere konnte ja *auch* den Schokpar auf seinen Schädel sausen lassen. Und er duckte sich rasch an die Mähne seines Pferdes.

Aber der Unbekannte ließ ihm keine Zeit, die Waffe zu ziehen. Er sprengte an dem Alten vorbei und stieß ihm im Ritt den breitkrepfigen schwarzen Hut in die Stirn. Shumabai wagte nicht, den Kopf zu heben. Zu einem Zweikampf fehlte ihm doch der Mut, und an ein Entweichen war nicht mehr zu denken. Diesen Augenblick der Verwirrung nützte der Räuber aus und entriß dem Alten mit einem verwegenen Griff den Schokpar. Aber da blieb Naiman-kok in vollem Lauf stehen, als wäre das Tier gegen ein Hindernis geprallt. Zaghafte richtete sich Shumabai empor und schob mit zitternder Hand den Hut zurück.

Narrte ihn ein Trugbild? Das Pferd des Räubers stand still und darauf saß — der Junge! So etwas! Der also hat ihn überfallen! Der hat ihm den Schokpar weggerissen und schüttelt sich nun vor Lachen, außerstande, ein Wort hervorzubringen. Nein, Shumabai hat sich nicht getäuscht, es war das Wolfsjunge, Abai, Sohn des Kunnanbai, das da vor ihm stand.

Scham und Wut ergriffen ihn wegen seiner törichten Furcht vor dem Knaben.

„Oh, mein Sohn, du wirst noch Unheil auf uns herabbeschwören. An so unheimlichem Ort soll man keine losen Scherze treiben“, sagte er, die Stimme voll Unmut.

In das bräunliche Gesicht des Halbwüchsigen stieg dunkel das Blut vor verhaltenem Lachen. Er senkte den Kopf und begann langsam den Hut umzustülpen. Ja, er hatte ihn und den Tschapan\* wie ein echter Wegelagerer mit dem Innern nach außen gedreht und das Gesicht mit einem Tuch umwunden, ehe er dem Alten nachsetzte. Und dazu hatte er die Stimme einem geübten Dieb gleich verstellt, damit Shumabai ihn nicht erkenne.

Indessen fand sich auch Baitas wieder ein. Es war schwer zu sagen, ob der Schreck ihn arg getroffen hatte, jedenfalls kam er jetzt, wo sich alles als ein Streich Abais erwies, mit herzlichem Gelächter angeritten.

„Schau dir den Schelm an, er hat sogar die kahlen Stellen seines Falben eingerieben!“

Erst in diesem Augenblick merkte Shumabai, daß der Kleine seinen Falben an den kahlen Stellen mit Lehm beschmiert hatte. Da aber Shumabai ein Mann war, der sich der allgemeinen Achtung seiner Mitmenschen erfreute, wollte er sich nicht zum Gespött machen lassen, von wem auch immer es sei. Und so beschloß er, das Ganze ins Scherzhafte zu ziehen, und sagte mit einem Lächeln, das recht erzwungen aussah:

„Ach, du bist wahrlich nicht aus der Art geschlagen! Der Vater, wie er leibt und lebt! Die Kerej und die Uaks stöhnen schon seit langem: ‚Die Tobykty, das sind gewiegte Diebe, die Tobykty, die verstehen sich auf den Raub!‘ Und sie stöhnen wohl zu Recht, wenn beim Stamm der Tobykty schon ein Milchbart die Schliche von Räu-bern und Dieben kennt.“

Abai hatte früher oftmals bemerkt, daß der Vater dem alten Mann Achtung zollte. Zwar wußte er nicht genau,

\* *Tschapan* — loser Mantel, meist aus Wolle. *Die Red.*

was ihn diesmal in die Stadt geführt, aber aus den Gesprächen der Älteren hatte er herausgehört, daß es ein wichtiger Auftrag sein mußte, der ihm von Kunanbai selbst erteilt worden war. Daher brach sein Lachen ab, und er näherte sich dem Alten.

„Der Weg ist noch weit. Ich habe nur einen Spaß gemacht, weil die Langeweile gar zu groß ist. Verzeiht mir, Shumake\*!“

Die Worte klangen freimütig und herzlich. Shumabai, sehr zufrieden, schenkte dem Knaben nur einen stummen Blick. Dafür spaßte Baitas so ausgiebig mit dem Halbwüchsigen, als gäbe es keinen Altersunterschied zwischen ihnen.

„Erst hast du weiß Gott was angerichtet, und nachher heißt es ‚Verzeiht mir!‘. Genau wie in meinem Lied:

Ein Kamel trägt unentwegt,  
Was man ihm auch auf den Buckel legt.  
Doch ich wage nicht zu fragen,  
Wie wird Oikapa es tragen.“

Abai verstand es nicht.

„Wie sagtet Ihr doch, Baitas-aga? Oikapa — wer ist das?“

„Ja, kennst du denn Oike, meine Frau, nicht mehr?“

„O doch, gewiß, was ist mit ihr?“

„Voriges Jahr hatte ich mir einmal einen vergnügten Sommer gegönnt. Ich zog in Saus und Braus von einem Aul zum andern, war überall ein gern gesehener Gast und hatte meine Freude an den Frauen und Mädchen. Als das Jubelleben dann zu Ende ging, bekam ich Angst, nach Hause zu gehn und meiner Frau vor die Augen zu treten. Nun, so dacht' ich denn, ich werde ihr Gemüt aus der Ferne erweichen. Ich ersann dies Reuelied und stellte es so an, daß meine Sängerfreunde es ihr zu

\* *Shumake* — Koseform von Shumabai. *Die Red.*

Ohren brachten, schon einen Monat, eh' ich selber kam.“

Baitas war berühmt als trefflicher Sänger und als schöner Mann. Die Augen des Knaben hingen mit ehrlichem Entzücken an ihm. Er kannte Oike und des Baitas Freunde, lustige Sänger mit herrlichen Stimmen, noch vom Vorjahre her, und nun stiegen sie wie lebend in seiner Erinnerung auf. Auch hatte Baitas-niemals von Mann zu Mann mit ihm gesprochen — was ja die Menschen bekanntlich nahebringt — und nie mit ihm wie mit einem Gleichen gespaßt; so kam es, daß Abai voll Spannung lauschte, wie die Erzählung wohl enden würde, und durch die Vertraulichkeit des Baitas ermutigt, sich sogar die Frage erlaubte:

„Und was sagte darauf Oike, Baitas-aga?“

Baitas lachte, aber seine Miene ward gleich wieder ernst.

„Was konnte sie viel sagen? Vermag denn ein armes Frauenherz zu widerstehn, wenn es schon im voraus, von weitem, und noch dazu in einem Gesang, um Verzeihung angefleht wird? Ich kam, sie trat mir entgegen und band mein Pferd am Pfahl fest. Mein Lied aber geht seither durch das Land. So endet die Geschichte“, sagte er und zwinkerte Shumabai zu.

Während dieser Reden war Naiman-kok in einen gleichmäßigen Trab gefallen, dem auch die anderen Pferde folgten. Aber da packte den Knaben aufs neue das Fieber, die heiße Erwartung flackerte stärker in ihm auf. Er hieb auf das Pferd ein und riß es in jähem Antrieb vorwärts. Die Begleiter wollten ihn zurückhalten:

„Halt ein, hörst du nicht, Söhnchen? Du wirst das Pferd noch zuschanden reiten!“

„Dich werden wahrhaftig noch die Räuber fangen, wenn du nicht auf uns hörst!“

[Aber der Knabe blieb taub für alle Ermahnungen der Älteren. Er war eben erst der Stadt und der schläfrigen

Eintönigkeit der Medresse\* entronnen, und es zog ihn mit brennender Sehnsucht heim, in den Aul, zu den Lieben. Und was war denn auch so Schreckliches an dem Hohlweg von Jessembai und den Räubern darin, die seinen Begleitern ein solches Zittern in die Glieder trieben? War denn der Unterschied gar so groß zwischen ihnen und den andern Kasachen in dieser Gegend? Nur daß ihre Kleidung ein wenig zerlumpter, ihr Zaumzeug zerrissener war und daß sie den Soßl in den Händen hielten. . . Abai hatte oftmals solche Gestalten gesehen und wußte, was die Alten von ihnen sagten; manchmal kam es über ihn, dann hätte er am liebsten selber einen Überfall erlebt.]

Den „Karaulberg“ und die „Schwarze Schlucht“, alle diese Orte kannte Abai wie seinen heimatlichen Aul. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, kam Kunanbais Aul auf seinen Nomadenzügen in diese Gegend und hielt hier für längere Zeit Lager. Die vielen Hohlwege, Gehölze und Schluchten, die Gelände, wo die Fohlen festgemacht und die Jurten aufgestellt wurden, die Schafweiden drüben auf dem Berg, den man von der Straße her sah, das alles war Abai lieb und vertraut, es griff heiß an sein Herz. Als er im Vorjahr um Bochrâu\*\*, zur Zeit der Schafschur, in die Stadt zum Lernen reiste, war er von hier, von Jessembai, aufgebrochen. Jedes Fleckchen war hier Heimat und goß unsägliche Wärme in sein Herz. Wie lange war es her, daß er mit andern Buben hier umhergetollt war, einjährige Fohlen um die Wette zuritt und das Knöchelspiel übte? Und wenn ihn mitunter an den langen Winterabenden in der Stadt das Heimweh übermannte, dann gedachte er immer der schönen Tage in Jessembai.]

\* *Medresse* — geistliche Schule. *Die Red.*

\*\* *Bochrâu* — so nennen die Kasachen das russische Kirchenfest Mariä Schutz und Fürbitte. *Die Red.*

Und so kommt es, daß die Drohungen: „Eine Diebeshöhle“, „ein heillosen Ort des Verderbens“ in seinem Herzen keinen Widerhall wecken. Gelbe Hügel, grüne Wiesen liegen vor ihm, voll Frieden und unendlich weit. Das Auge sieht nur silbriges Pfriemengras, ganz in der Ferne von feinem Dunst überflimmert. Bewegt und ergriffen blickt Abai auf die Steppe, auf den weiten schwimmenden Horizont, auf die Hügel und Berge, in denen er geboren ist und wo er Kind war. Er möchte sie umfassen und seine heißen Lippen an sie pressen. Welch sanfte Süße weht im leisen Steppenwind; er hat nichts von heißer Jäheit noch von flauer, toter Stille! Saftig und fett atmet die Erde in seinem kühlen Hauch, der wie schillernde Wellenbewegung durchs hohe Gras läuft. Das war nicht Steppe, nein, ein Meer, ein endloses Wundermeer. Abai kann den Blick nicht losreißen, er geht auf in dieser Weite, hat keine Worte. Er weiß nichts von Furcht und Zagen. Wenn er könnte, er würde diese Erde in seine Arme schließen, sich mit seinem Leib an sie schmiegen und flüstern: „Ich hatte so große Sehnsucht nach dir. Mögen andre dich fürchten, für mich bist du das Liebste, du meine Steppe. . .“

Und dann jagt der Knabe wieder voraus. Er ist kaum zu sehen in dem wogenden silbrigen Grün. Nichts vermag ihn zu halten.]

„Wir wollen nicht hinter ihm hertrotten wie die Fuhrmänner hinter einem Amtmann. Sputen wir uns, Shumake, sonst müssen wir uns schämen“, sagte Baitas, während er seinem Falben die Gerte gab. Der ging in einen gestreckten Galopp über.

Ob er wollte oder nicht, Shumabai mußte ein Gleiches tun, und bald flogen die drei um die Wette dahin.

Der Knabe hatte seinen Willen durchgesetzt; von Koryk an machten sie keine Rast mehr. Sie ritten den ganzen Tag durch, und als die Sonne sich zur Ruhe neigte, kurz vor dem Abendgebet, nahten sie auf schaum-

bedeckten Rossen dem Aul\* des Kunanbai am Kolgainar, wo Abais Mutter Ulshan lebte.

Kolgainar, das sich seiner klaren, zu keiner Jahreszeit versiegenden Quelle rühmte, gehörte nicht zu den großen Weideplätzen. Meist siedelten hier drei oder vier Aule des Kunanbai auf ihrem Weg zur Sommerweide in den Tschingisbergen.

\* Aul hieß bei den Kasachen, die ein Nomadenvolk waren, eine Gruppe von Jurten, deren Bewohner durch Verwandtschaft und wirtschaftliche Faktoren verbunden waren. Die Aule hatten bei ihren Wanderungen ständige Wohn- und Weidegelände. Die Winterplätze, die mit Lehm- und Holzbauten versehen waren, hießen „Kstau“, die Frühlingsplätze „Koktëu“, die Sommerplätze „Shailjau“ und die Herbstplätze „Kusëu“. Diese Weidegelände wurden durch Vereinbarung unter den Stammesältesten den jeweiligen Aulen zugeteilt und bildeten ein beständiges Streitobjekt zwischen den einzelnen Aulen und ganzen Stämmen.

An der Spitze des Auls stand ein begüterter Mann, das Haupt einer großen Familie. Er wurde Bai oder auch Ältester genannt, und der Aul trug seinen Namen. Seine „Große Jurte“ wurde am Rand des Auls aufgestellt, und hinter ihr schlossen sich in Bogenform die „Otau“ an, die „Jungen Jurten“ der verheirateten Söhne. Alsdann kamen die Jurten der näheren Verwandten, weiter die der „Nachbarn“, denen die Bedienung des Auls oblag. Auf dieser Seite des Auls befanden sich auch die „Kotan“, die offenen Gehege für die Schafe, die „Sheli“, die Koppeln für die Fohlen, die Käsesiedereien u. a.

Die Familie mit Söhnen und Verwandten bildete einen Aul und wanderte gemeinsam, bis die Herde eine genau bestimmte Stückzahl erreichte, bei der es schwierig wurde, das Vieh zu tränken, zu weiden und zu warten. (So konnte man beispielsweise nicht mehr als tausend Schafe in einer Herde halten.) In diesem Fall schieden einzelne Familienmitglieder mit ihrem Vieh, ihren Jurten und „Nachbarn“ aus dem väterlichen Aul aus und bildeten einen neuen, der selbständig, wenn auch meist in der Nachbarschaft, wanderte und überwinterte.

Alle Wirtschaftsarbeiten im Aul wurden von den „Nachbarn“, den ärmeren Verwandten und Tagelöhnern verrichtet, die ihren Lohn in natura erhielten: einen kleinen Anteil von der Milch, von der Wolle, eine bestimmte Anzahl Vieh zum Schlachten. Das waren die Pferde-, Rinder- und Schafhirten, die Melker, Köche, Wasserträger usw. Die ärmsten „Nachbarn“, die Shataken, zogen bei den regelmäßigen Wanderungen nicht mit, sondern blieben auf den Winterplätzen, um die Bauten zu behüten. *Anm. d. Verf.*

[Neben den Jurten des Kunanbai standen dichtgedrängt die der Verwandten. Mannigfaches Leben hallte durch die abendliche Steppe. Hunde bellten, Schafe und Lämmer blökten, hinein mischten sich die Rufe der Hirten, das Trappeln der Pferde, die, in eine golddurchglühte Staubwolke gehüllt, zur Tränke zogen, das Wiehern der Füllen, die eben losgelassen waren und nun durch die Steppe hetzten, nach den Mutterstuten suchend. Von den Lagerfeuern stieg der Rauch zum klaren Abendhimmel auf und hing wie ein schwergrauer Vorhang über den Jurten. . . Ja, danach hatte er sich in der Stadt gesehnt. Das war es, was sein Herz erschauern ließ, daß es wilde Sprünge machte gleich einem übermütigen Fohlen. Das hier erfüllte machtvoll sein ganzes Fühlen.]

Die Reisenden ritten jetzt an den Aul heran, der rings um die Quelle lag. Fünf weiße Jurten standen im Vordergrund. Es waren dies die menschenreichen Behausungen der beiden jüngeren Frauen des Kunanbai, Ulshan und Aigys. Die ältere, Kunke, lebte in einem anderen Aul.

Die Reiter wurden sogleich erkannt. Sie bahnten sich ihren Weg durch die Scharen von Schafen, die langsam zur Abendweide zogen, und lenkten die Pferde geradewegs zu den großen, weißen Jurten hin.

Als erste wurden sie von den Frauen bemerkt, die mit aufgesteckten Röcken in großen Schürzen zwischen der Herde umhergingen und, die blitzenden Eimer in der Hand, die Schafe molken. Sie faßten die Ankömmlinge scharf ins Auge und riefen dann durcheinander:

„Da sind sie, sie kommen aus der Stadt!“

„Da ist ja auch Abai! Abai, das Täubchen!“

„O ja, das ist Telkara\*! Mein Gott, Telkara ist wieder da! Ich laufe flink hin, um seine Mutter zu erfreuen!“

\* *Telkara* — Kosename für Abai, der von Mutter und Großmutter aufgezogen worden war. „Tel“ ist ein Kälbchen, das von zwei Muttertieren gesäugt wird, und „Kara“ heißt schwarz, dunkelhäutig. *Die Red.*

Und eine hübsche junge Frau ließ den Eimer stehen und eilte zu der Großen Jurte.

Ulshan wartete schon in quälender Ungeduld auf den Sohn. Seit Baitas in die Stadt geritten war, um ihn heimzuzuholen, zählte sie die Tage und Stunden. Sie hatte sich ausgerechnet, wieviel Zeit der Hin- und Rückweg ungefähr in Anspruch nehmen würde, und sie erwartete ihn an diesem Tag. Als nun das Rufen der Frauen erschallte, hatte sie es gleich gehört.

Ein wenig füllig in der Gestalt — sie war schon über die Vierzig —, ein Lächeln auf dem vollen Gesicht mit der mattgetönten Haut, trat sie gleitenden Schrittes aus der Jurte, ihre Schwiegermutter Sere am Arm, die gleich ihr des geliebten Enkels in Sehnsucht harrete. Die vom Alter fast taube Sere hatte viel an den Knaben gedacht und ihn tagtäglich in ihre endlosen Gebete eingeschlossen.

Zwischen der Großen Jurte, zu der sich die Reiter gewandt hatten, und der Gästejurte war schon eine Menschenmenge zusammengelaufen. Außer Abais Müttern Ulshan und Sere hatten sich zahlreiche Schwägerinnen und andere Frauen aus den umliegenden Jurten eingefunden, dazu ein paar alte Leute, die gerade in der Nähe waren, und natürlich die Buben, die sogleich von allen Seiten herbeigeflüzt kamen. Nun strömten auch die Männer herzu.

Abais Augen suchten mit fliegender Hast unter den vielen Menschen. Er merkte nicht, daß seine Begleiter wieder ein ganzes Stück hinter ihm zurückgeblieben waren; sein Pferd wurde fortgeführt, kaum daß er abgesehen war. Nun hatte er in der Menge die Mutter entdeckt und wollte auf sie zustürmen. Aber Ulshan hob die Hand.

„Mein Sohn, mein Licht! Sieh, dort ist dein Vater. Entbiete ihm zuerst deinen Salem\*!“

Abai sah sich rasch um und erblickte den Vater. Der stand abseits, hinter der Gästejurte, mit ein paar alten

\* *Salem* — Gruß, auch mündliche Botschaft. *Die Red.*

Männern. Der Knabe, sehr verwirrt ob seiner Ungeschicklichkeit, trat auf den Vater zu. Auch Baitas und Shumabai waren unterdes abgesehen und näherten sich, ihre Pferde am Zügel führend, dem Aga-Sultan. Der mächtige, gedrungene, schon fast graubärtige Kunanbai würdigte sie keines Blickes aus seinem einzigen Auge, das seltsam funkelnd in dem bleichen, wie geronnenen Antlitz stand. Von der anderen Seite des Auls zeigten sich mehrere Reiter. Soviel man von weitem sehen konnte, waren es schwerleibige Männer, Bais. Vielleicht hatte der Vater auf diese Männer gewartet? Er blickte angestrengt in ihre Richtung aus.

Baitas und Shumabai waren noch von Kunanbai entfernt, als der Knabe vor dem Vater stand. Kunanbai wandte den Kopf und nahm den Gruß entgegen. Aber er rührte sich nicht von der Stelle und rief den Sohn auch nicht näher zu sich heran. Er ließ nur einen raschen, scharfen Blick über ihn gleiten und sprach dann:

„Du bist gewachsen und männlicher geworden. Aber sind deine Kenntnisse im gleichen Maß gewachsen wie du?“

War es Hohn oder Zweifel? Oder wollte der Vater ernstlich etwas von ihm wissen? Schon sehr früh hatte der Knabe gelernt, jede leiseste Regung der väterlichen Braue so wachsam zu beachten wie ein erfahrener Hirte, der im Jahre des Dshut\* nach den Wolken schaut. Und um dieser scharfen Beobachtungsgabe willen schätzte ihn der Vater mehr als seine anderen Kinder. Abai wußte jedoch, daß der Vater es nicht duldete, wenn eine seiner Fragen ohne Antwort blieb, und so sagte er gehalten, doch mit Würde:

„Ich danke Gott dafür, mein Vater“, und setzte nach kurzer Pause hinzu: „Das Schuljahr ist noch nicht zu

\* *Dshut* — durch Witterung verursachte Katastrophe, wenn in einem besonders strengen Winter das Vieh fällt, weil es im tiefen Schnee oder unter der Eiskruste kein Futter findet. *Die Red.*

Ende, aber Ihr wart so gütig und schicktet mir ein Pferd. Der Chasret\* segnete mich, und so reiste ich heim.“

Neben dem Vater stand Maibassar mit seinem Diener. Er war ein jüngerer Bruder des Kunanbai, geboren von einer der vier jüngeren Frauen ihres Vaters. Als Kunanbai in diesem Jahr Aga-Sultan\*\* geworden war, hatte er den Maibassar zum Kreisverwalter der Tobykty bestellt.

Dem Maibassar gefiel die Antwort des Knaben. Er setzte zum Sprechen an:

„Ein rechter Mann ist er geworden. . .“

Aber Kunanbai unterbrach ihn und sagte barsch:

„Geh zu den Müttern, mein Sohn, und begrüße sie.“

Darauf hatte Abai nur gewartet. Er sah sich nach den Frauen um, die, leise miteinander redend, ihn nicht aus den Augen gelassen hatten, und sogleich kam wieder der knabenhaft glückliche Ausdruck in seine Miene. Mit kindlicher Hast rannte er auf die Mutter zu, aber er wurde ergriffen, jemand drückte ihn an sich, und dann prasselten die Küsse von vielen alten Männern und Frauen auf ihn ein. Also war Abai in ihren Augen immer noch der kleine Bub. . . Glührot vor Verlegenheit, wußte er nicht, sollte er zürnen oder die Liebkosungen ebenso herzlich erwidern? In den Augen mehrerer älterer Frauen schimmerten Tränen.

Er mußte durch viele Arme wandern, bis er zu den Müttern kam. Neben seiner leiblichen Mutter Ulshan stand des Kunanbai dritte Frau, die schöne Aigys. Sie sagte:

\* *Chasret* — Heiliger, Geweihter. Ehrenbezeichnung für Geistliche. *Die Red.*

\*\* *Aga-Sultan* (Obersultan) — wurde von allen Kasachen des betreffenden Kreises aus den Reihen der Stammesältesten gewählt und mußte vom russischen Generalgouverneur Westsibiriens bestätigt werden. Der Aga-sultan verwaltete die Angelegenheiten der den Bezirk besiedelnden Kasachen, teilte seine Obliegenheiten aber mit einem Gehilfen, einem russischen Beamten oder Offizier. Kunanbai war von 1857 bis 1858 Aga-Sultan von Karkaralinsk. *Die Red.*

„Da haben die Schmutzfinken unser Büblein ja von oben bis unten beschleckt, man weiß gar nicht, wo man hinküssen soll“, und sie drückte ihre Lippen mit hochmütigem Spott auf seine Augen.

Und dann durfte Abai sich endlich an seine Mutter schmiegen, aber sie küßte ihn nicht. Sie hielt ihn nur fest umschlungen und preßte ihn an ihr Herz, dabei sog sie gierig den Duft seines Haares ein. Die kühle Ruhe und kaltblütige Beherrschtheit des Vaters waren längst auf ihr Wesen übergegangen. Der Knabe wußte es und erwartete von ihr nicht mehr. Aber in dieser stummen Umarmung war so viel Liebe und Wärme, daß sein Herz schier die Brust zu sprengen drohte.

Doch nicht lange hielt sie ihn umfangen.

„Begrüße deine Großmutter, dort ist sie“, sagte die Mutter und schob den Knaben zur Tür der Großen Jurte.

Auf ihren Stock gestützt, wartete die alte Sere und murrte leis vor sich hin:

„Warum bist du nicht gleich zu mir gekommen, du Böser! Beim Vater warst du, und ich...“, so schalt sie. Aber als sie den Enkel im Arm hielt, ging das mürrische Gebrumm in gurrende Zärtlichkeit über, und sie überschüttete ihn mit Koseworten. „Mein Augenlicht, mein kleines Lämmlein, du mein Herzenskind Abai“, flüsterte sie, indes große wasserhelle Tränen in ihre Augen traten.

Und so, im Arm der Alten, trat Abai in die Jurte. Er blieb lange. Dunkelheit füllte schon den Raum. Die Mütter bewirteten ihn unermüdlich. Sie setzten ihm Kumyß\*, kaltes Fleisch und Tee vor, aber ihm stand der Sinn nicht nach Trank und Speise. Er war nicht hungrig, obgleich er seit Tagesanbruch nichts gegessen hatte.

Beide Mütter und die Schwägerinnen überhäuften ihn mit Fragen.

\* *Kumyß* — gegorene Stutenmilch. *Die Red.*

Ob er nun ausgelernt habe?

Ob er schon ein fertiger Mulla sei?

Nach wem er sich wohl am meisten gesehnt habe?

Auf alle ihre Fragen gab Abai nur einsilbige Antwort. Bei der letzten aber kam Leben in ihn.

„Wo ist Ospan? Warum ist er nicht hier?“ stieß er hervor, und seine Hast verriet mehr als jede Antwort, daß er sich nach seinem jüngeren Brüderchen, dem Wildfang Ospan, am meisten gesehnt hatte.

„Wer weiß, wo er wieder steckt, der Schlingel! Er hat uns heute schlimm zugesetzt, bis uns schließlich die Geduld gerissen ist und wir ihn hinausgejagt haben, die Großmutter und ich“, sagte Ulshan und deutete mit dem Kopf auf Sere.

Die alte Sere merkte, daß von ihr die Rede war, und fragte:

„He, was sprecht ihr da? Ich höre nichts.“

Abai schrie ihr ins Ohr, was sie gesprochen hatten, und setzte hinzu:

„Großmutter, im vorigen Jahr war es mit deinen Ohren noch nicht so schlimm. Was hast du denn mit ihnen gemacht?“

Er schmiegte sich an ihr Knie und umarmte die alte Frau. Sie las ihm die Worte von den Lippen ab und sagte traurig:

„Oh, mein Kind, deine Großmutter ist nicht mehr, was sie einstmals war. Nur noch ein Bündel Knochen ist von ihr übrig.“ Und sie klagte bitterlich über die Plagen und Widrigkeiten des Alters.

Abai hatte Mitleid mit der alten Frau, die inmitten der Menschen zu dumpfer Einsamkeit verdammt war.

„Vielleicht kann man deine Ohren noch gesund machen, Großmütterchen. Probieren wir es doch.“

Die Alte und die anderen Frauen brachen in Lachen aus. Aber die Großmutter wollte den Jungen nicht betrüben, und so versetzte sie lächelnd:

„Mitunter soll es vorkommen, daß man wieder besser hört, wenn ein Mulla in das Ohr bläst. Es soll helfen.“

„Nun, siehst du“, rief Aigys lächelnd, „dein Enkel ist ja schon Mulla. Mag er doch pusten, wenn es hilft!“

Die anderen Frauen stimmten ihr mit ernsthafter Miene zu, als glaubten sie wirklich an den Rat.

„Gewiß, soll er nur pusten. Davon wird es der armen alten Frau ein wenig leichter ums Herz.“

Abai kannte die alten Kunstgriffe aller Mullas. Sie bliesen auf die kranke Stelle, bepinselten sie mit Farbe, die vom Koran oder von anderen heiligen Schriften heruntergewaschen war, und summten eintönig Gebete. Oft war solch ein Mulla oder Hadschi\* nicht von einem simplen Wahrsager und Gesundheitsbeter zu unterscheiden. Abai lächelte, ihn belustigte die dumme Lage, in die er geraten war. Dann umfaßte er jäh den Kopf der Alten und murmelte ihr halb flüsternd, halb singend ins Ohr:

Mild glänzt das Auge wie das Licht,  
Der Frühling Rosen auf die Wangen flicht.  
Wie Schnee erhebt sich rein zum Angesicht  
Des schönen Halses schlankgeformte Säule.

Die in der Jurte saßen, verstanden kein Wort, aber alle waren überzeugt, er spräche ein Gebet. Er saß wie ein richtiger Mulla da, die gekreuzten Beine unter sich gezogen, beugte sich zum Ohr der Großmutter und fuhr mit grabesernster Miene fort:

Wie selten ich dein holdes Bild auch seh',  
Durchzuckt mein Herz ein schwerterscharfes Weh.  
Es stockt das Wort, das Aug erblindet jäh,  
Von deiner Schönheit Strahlenglanz getroffen.

*Hadschi — Mekkapilger. Die Red.*

Mit schmal verkniffenen Augen bewegte er lautlos die Lippen und blies schließlich der Großmutter ins Ohr:

„Pu-uh.“

Die Verse hatte er selbst gedichtet, im Frühling, als er Nawoi und Fisuli gelesen hatte. Aber die Frauen merkten nichts und glaubten fest, er spräche Gebete. Um sie möglichst lange in diesem Irrtum zu lassen, raunte er kaum hörbar, und erst zum Schluß bekannte er offen den Schabernack, hob die Stimme, kniff die Augen zusammen, wiegte sich hin und her wie ein wirklicher Mulla und sprach in singendem Tonfall:

Es strebt der kühne Adler durch die Luft,  
Die Blume sendet ihren süßen Duft.  
Zwar hört die alte Frau mich leider nicht,  
Doch hofft sie, Heilung brächte mein Gedicht.

Und er blies rasch ein zweites Mal in ihr Ohr. Erst jetzt kamen die Großen dahinter, daß er sich einen Spaß mit ihnen gemacht hatte, und alle begannen zu lachen. Auch die Großmutter begriff. Leise vor sich hinschmunzelnd, tätschelte sie dem Enkel zärtlich und zufrieden den Rücken und schmiegte ihre Wange an seine Stirn.

In Abais Gesicht rührte sich nichts. Es behielt seinen unerschütterlichen Ernst, nur ganz tief in den Augen funkelte es von übermütigem Spott. Er zog die Alte an sich und fragte:

„Hörst du nun besser, Großmutter?“

„Gewiß, es ist gleich viel besser geworden. Der Herr schenke dir grenzenloses Glück und Zufriedenheit“, dankte ihm die Alte.

Der Scherz des Knaben erheiterte und entzückte die Großen. Nur seine Mutter Ulshan lachte nicht. Mit sinnenden Blicken musterte sie den Sohn. Wie groß und männlich er in diesem einen Jahr geworden war, welcher scharfer Geist sprach aus den Augen, wie anders war

er als seine Brüder! Doch dann glitt auch um ihre Lippen ein leises Lächeln.

„Ich glaubte, mein Kind, du wärst ein Mulla geworden, dort in der Stadt. Aber nun sehe ich, daß du meiner Sippe nachgeraten bist.“

Die Großen hatten die Anspielung sogleich begriffen und brachen aufs neue in Lachen aus.

„Freilich, das Blut der Schanschar\* fließt in seinen Adern.“

„Man sieht es, der Enkel des Tonteken“, so rief es durcheinander.

Und es wurden alsogleich die Worte zitiert, die Tonteken auf dem Sterbebett gesprochen hatte:

„Man soll die Hadschis und Mullas nicht unnötig lange warten lassen. Ich werde jetzt sterben, was bleibt mir anderes übrig. Sollen sie an der Totenfeier ihr Scherflein verdienen. . .“

„Apa\*\*“, sagte Abai nachdenklich, „es ist doch wirklich schöner, so wie Tonteken zu sterben, als ein Quacksalber zu sein und Almosen einzustecken.“

„Es macht mich froh, dich so sprechen zu hören, mein großer Junge“, sagte die Mutter leise.

In diesem Augenblick trat ein Bote des Maibassar, der breitbärtige Kamysbai, in die Jurte und rief schon von der Schwelle dem Knaben zu:

„Abai, mein Teurer, dein Vater läßt dich rufen.“

Mit einem Schlag wurde es still in der Jurte. Alles, was Abai an diesem Abend erfüllt hatte — das ganze Geborgensein —, flutete nun von ihm zurück. Stumm erhob er sich.

Wie anders mutete die Gästejurte an als die der Mütter; schon ihr Aussehen trug einem Kälte und Strenge entgegen. Abai entbot allen Anwesenden mit lauter

\* *Schanschar* — kasachischer Stamm. *Die Red.*

\*\* *Apa* — Mama. *Die Red.*

Stimme seinen Salem, die Erwachsenen antworteten ihm auf die gleiche Weise. Die Jurte war voller Menschen; da waren Kunanbai, Maibassar, Shumabai und einige Ältesten des Stammes der Tobykty: Baissal, Boshej, Karatai und Sujundik. Von den Jüngeren war nur Shirensche zugegen, ein Vetter des Baissal, den er auf allen Wegen begleitete. Er war mit Abai befreundet, obwohl diesem um einige Jahre voraus.

Abai wußte von Kind an, daß große Dinge in Vorbereitung waren, wenn der Vater mit diesen Männern zu Rat saß, besonders mit drei oder vier der Mächtigsten unter den Ältesten. Bisher war Abai noch nie zu solchen Beratungen geladen worden. Heute hatte ihn der Vater zum erstenmal gerufen, und er tat es gewiß nicht ohne eine bestimmte Absicht.

Als Abai seinen Sitz eingenommen hatte, begannen die Fragen. Die Alten wollten wissen, wie es ihm in der Stadt ergangen sei, ob er in der Gelehrsamkeit gute Fortschritte gemacht habe und ob die Gesundheit keinen Anlaß zu Klagen gebe. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ihm Karatai, ein redseliger Greis mit offenem Gesicht. Und während er gerührt Abai betrachtete, ließ er auch die anderen Söhne des Kunanbai nicht unerwähnt.

„Dein Takeshan ist ein beherzter Jüngling“, sagte er, „gewandt und rasch von Geist...“

„Wahrhaftig, ein Tausendsasa ist er“, fügte Boshej hinzu.

„Ihr habt recht. Ein Bursche mit Feuer im Blut“, bekräftigte Baissal.

Diese Lobsprüche auf den andern Sohn des Aga-Sultans waren für die Ohren Kunanbais bestimmt. Aber er blieb stumm, und nichts an ihm zeigte, ob ihm die so verschwenderisch dargebotenen Schmeicheleien Freude bereiteten. Doch auf einmal wandte er das Gesicht Abai zu, und als er sprach, klang es wie eine Zurechtweisung der Männer im Kreise:

„Wenn überhaupt, so darf man nur von diesem schwarzhäutigen Buben hier etwas erwarten.“

Karatai witterte eher als die anderen, daß Kunanbai den Knaben nicht von ungefähr zum Rat gerufen und vor aller Ohren gelobt hatte. Und so neigte er sich zu Boshej und Baissal und fragte mit einem Lächeln:

„Ihr habt doch gehört, was der Junge bei der Beschneidung\* gesagt hat?“

Abai gefiel es gar nicht, daß Karatai sich anschickte, seine kindlichen Dummheiten zum besten zu geben. Vor Verlegenheit stieg ihm das Blut ins Gesicht. Aber man durfte einem Älteren nicht ins Wort fallen, und so suchte er sich den Anschein zu geben, als ginge ihn dies alles nicht an.

Vor Lachen leise schnaufend, fuhr Karatai indessen fort:

„Als man zu Werke ging und es ihm weh tat, fing er zu weinen an und sagte: ‚Lieber Gott, warum bin ich nicht als kleines Mädchen auf die Welt gekommen?‘ Seine Mutter entgegnete ihm darauf: ‚Du bist ein Dummchen, mein Liebes, dann müßtest du doch Kinder gebären, und das tut noch viel mehr weh.‘ Da schrie er laut: ‚Oi-boi, also haben die Mädchen auch ihre Plagen?‘ — und hörte gleich zu weinen auf.“

Die Alten lachten.

In Kunanbais Gesicht regte sich auch diesmal kein Muskel, als hätte er die Erzählung überhört. Die ernste Miene des Vaters und Baissals kündete deutlich an, daß solche Gespräche keinen Beifall finden würden. Abai war dessen herzlich froh; hatte man ihn schon wie einen Großen zum Rat gerufen, so wollte er hier nicht wie ein törichtes Kind verlacht werden.

\* Bei den Mohammedanern werden die Knaben im Alter von fünf bis sieben Jahren beschnitten. *Die Red.*

In diesem Augenblick stürmte Ospan, der jüngere Bruder, in die Jurte. Wie oft hatte Abai schon nach ihm gefragt, wie sehr wollte er den Wildfang sehen!

Ospan entbot in aller Eile seinen Salem, und eine Sekunde später hing er am Hals des Bruders, ohne auf den Vater und die anderen Respektspersonen zu achten. Er hatte den fünf Jahre älteren Abai lieber als alle seine anderen Brüder. Und nun mußte Abai angesichts der Erwachsenen die Würde des Älteren wahren. Er umarmte den Kleinen und küßte ihn auf beide Wangen. Den Männern war es klar, daß die Knaben sich noch nicht gesehen hatten, und sie zeigten sich nachsichtig angesichts solcher Ungebührlichkeit. Aber Ospan begann sogleich wieder mit seinen Tollheiten und zerstörte den anfänglich guten Eindruck. Als Abai ihn fragte, wo er denn gewesen sei, hockte er sich kreuzbeinig vor den Bruder hin, zog dessen Kopf zu sich herab und flüsterte ihm ein unflätiges Schimpfwort ins Ohr, das er seinem älteren Bruder Takeshan abgelauscht hatte. Ein schönes Wiedersehn mit dem heißersehten Brüderchen! Wie von einem Reptil gestochen, prallte Abai zurück.

„Oh, was sprichst du da!“ rief er entsetzt, aber Ospan hing schon wieder an seinem Hals und verschloß ihm den Mund.

„Sag es nicht dem Vater, auf keinen Fall, hörst du“, flüsterte er einschüchternd, und ehe Abai sich's versah, hatte ihn der Jüngere mit einem geschickten Griff zu Boden geworfen.

Abai wußte, wie unziemlich derlei Balgerei vor den Großen war, er wollte sich losmachen und seine Kleidung ordnen. Aber der stramme kleine Kerl wälzte ihn ohne viel Mühe auf beide Schulterblätter, holte dann etwas Glitschiges, vom Speichel Feuchtes aus seinem Mund und stopfte es Abai unters Hemd. Abai wand sich hin und her, bemüht, den festen Händen des anderen

zu entrinnen. Eben noch saß er mit würdiger Miene im Rat, ein Großer unter Großen, und nun hatte der kleine Lausbub von Bruder ihn vor aller Augen mit Schande bedeckt. Ospan aber schien die Anwesenheit des Vaters gänzlich vergessen zu haben, er hielt sich den Bauch vor Lachen und brüllte:

„Ein Frosch! Ich habe ihm einen Frosch hinter den Kragen gesteckt!“

Abai schlug heftiger um sich.

Kunanbai hatte anfangs den Kindern, die hinter seinem Rücken tollten, keine Beachtung geschenkt. Er dachte, sie würden sich schon von selbst beruhigen. Nun wandte er sich jäh um, und ein Blick belehrte ihn, daß der vierschrötige kleine Ospan auf der Brust des Älteren ritt und ihn nicht aufstehen ließ.

Diese Ungehörigkeit ging entschieden zu weit. Außer sich vor Zorn, holte Kunanbai mit einer einzigen Bewegung seinen jüngeren Sprößling heran und versetzte ihm mehrere schallende Ohrfeigen. Das Gesicht des Kleinen überzog sich mit glühender Röte, die großen Augen funkelten, aber er stand ruhig vor dem Vater, als wäre nichts geschehen. Erstaunt über die Willenskraft des Kindes, beugte sich Sujundik zu Baissal und flüsterte:

„Der Kleine hat einen Wolfscharakter.“

„Ein echter Kush\*“, wisperte der andere.

Kunanbai befahl mit barscher Stimme dem Boten:

„Schaffe mir diesen Lump hinaus!“, und er gab Ospan einen Stoß, daß er bis zur Tür flog. Der Junge strauchelte und wäre beinah gefallen, der Bote fing ihn noch gerade auf. Die Männer in der Jurte waren verstummt. Einige Minuten währte die Stille. Dann, als die Starre sich löste und man sich leise räusperte, hub Kunanbai an.

\* *Kush* — Riese aus der kasachischen Sage. *Die Red.*

Die Tonampel hängt über dem runden niedrigen Tisch inmitten der Jurte und verströmt ein mattes, rötliches Licht. Von Zeit zu Zeit kommt ein Windstoß durch die Ritzen am Boden gefahren, dann flackert die Flamme heller auf, um sich gleich darauf zuckend zu trüben. Der Vater sitzt neben Abai, das Licht fällt von der Seite auf sein Antlitz.

Von Kunanbai geht Kälte aus. Sein herrisches Gesicht ist grausam und zerklüftet. Hart und gewichtig fallen die Worte, schwer wie Steine des Zorns. Von Gleichnissen und Sinnsprüchen durchwoben ist seine Rede.

Der Knabe weiß noch nicht, was der Vater will, welche geheime Absichten seine Worte lenken. Vorerst erfaßt er nur einzelnes. Gemäß dem alten Brauch der Aksakalen\* ergeht sich der Vater in Bildern und Allegorien, er kreist über dem Sinn der Rede wie ein Sperber über der Beute. Abai kann so rasch nicht folgen und die Fäden der Sätze aneinander knüpfen; er verliert sich im zerrissenen Gewirr der Gedanken. Wenn er könnte, wollte er zu den Müttern eilen, wo nicht diese bleierne Schwere ist. Aber er darf es nicht — der Vater hat ihn gerufen, und das ist Gesetz.

Er sitzt gehorsam da und hört zu. Einzelne Worte sind neu und unverständlich für ihn. Er strengt sich an, sie sich einzuprägen. Der Vater grollt, der Vater droht jemandem, und Abai sieht einen bewaffneten Haufen vor sich, der unheilbringend zum Angriff sprengt. In manchen Augenblicken wecken die dunklen Worte eine seltsame Benommenheit in ihm, dann blickt er lange auf das harte Profil des Vaters, und die Gedanken schweifen ab.

\* *Aksakal* — alter Mann, Ältester eines Auls. Wörtlich: Weißbärtiger. *Die Red.*

Schon in frühen Kinderjahren konnte Abai stundenlang mit großen Augen die Sänger und Akyne<sup>2</sup> ansehen, überhaupt alle, deren Wort Geltung besaß und dem Denken Nahrung gab. Der Mensch war für ihn ein Wunder der Natur. Besonders liebte er die Gesichter alter Menschen, durch die die Zeit ihre tiefen Schnitte gezogen hat. Aus dem gewundenen Lauf ihrer Furchen, die die Wangen wulstig zerteilten, aus den tiefen Runzeln der Stirn, den farblos gewordenen Augen und dem welligen Glanz der Bärte sah er oftmals Bilder steigen. Da war ein Wäldchen, licht, mit weit auseinanderstehenden dünnen Stämmen. . . Da legte sich Gras wie ein seidiger Teppich über dunkle Erde. . . Manchmal sah seine Phantasie plötzlich eine Raubtierfratze aus einem Menschengesicht aufspringen oder es schaute gutmütig blöde ein Haustier daraus hervor. Die ganze Welt, mit all ihrer Bewegtheit und der Vielfalt ihrer Formen, lebte für ihn im Menschenantlitz auf.

Der Vater hat einen länglichen Kopf, der wie gestreckt aussieht. Sein Schädel gemahnt an ein Ganseei. Das an und für sich hohe Gesicht wird durch den keilförmigen Bart noch verlängert. Abai dünkt es wie ein weites Land mit Hügeln, die vom Wald der Brauen uberstruppt sind. Und am linken Hügel steht sein einziges Auge, einsam und auf der Hut wie ein Wächter, der unablässig in die Runde spahnt. Vor diesem Auge läßt sich nichts verbergen. Es verhüllt sich fast nie hinter des Lides Schirm; groß und gewölbt sendet es seine schaulen, alles sehenden Blicke aus und packt zu, als schlinge es das Gesehene in sich hinein. Sogar blinzeln sieht man es selten.

Über den Schultern Kunanbais hängt ein loser, weicher Mantel aus dem flaumigen Fell junger Kamele. Seine Rede ist zwingend und überzeugend. Er sitzt beim

\* Akyn — Dichter und Balladensanger. *Die Red.*

Sprechen nur den ihm gegenüberstehenden Sujundik an, aber den läßt er nicht aus dem Auge.

Sujundiks Bart hat einen feinen, gleichmäßigen Silberglanz. Dann und wann hebt Sujundik die Augen und läßt sie über Kunanbai gehn, hastig, wie verstohlen; er meidet dessen Blick. Abai findet Sujundik grau und sehr alltäglich. Hinter dem liegen keine Welten verborgen.

Auch an Boshej scheint auf den ersten Blick nichts der Beachtung wert. Mit seinem bräunlichen, mattgetönten Gesicht, dem dunklen Bart und der fleischigen Nase hätte man ihn schön nennen können, schöner als die andern. Auch hat er noch wenig Runzeln im Gesicht. Während Kunanbais langer Rede rührt er sich nicht und blickt kein einziges Mal auf. Döst er oder denkt er angestrengt nach, es ist schwer zu sagen. Gleich einem dichten Vorhang liegen die massig-vollen Lider über den Augen und verbergen der Gedanken geheime Tiefen.

Einzig Baissal, der vorn auf dem ersten Platz sitzt, hat den Blick fest auf Kunanbai gerichtet. Hoch von Gestalt, mit frischem rötlichem Gesicht, kann er als imposante Erscheinung gelten. Die großen bläulichen Augen blicken kalt — in diesem Mann wohnt eine große Kraft und Beherrschtheit, er kann Geheimnisse in der Seele wahren.

Mürrisch und schweigsam hocken die andern im Kreis. Nur in den Augen Karatais und Maibassars glüht ein lebendiges Verstehen dessen, was Kunanbai will und was er den andern klarmachen möchte.

Die Runde der Aksakalen wird auf der einen Seite von Abai beschlossen, der neben dem Vater sitzt, auf der andern Seite von dem jungen Shigiten Shirensche.

Shirensche, aus dem Geschlecht Kotibak, gehört zur Sippe Baissals. Aber er ist mehr als ein Shigit, der bei Baissal Dienste tut; sein scharfer Verstand und die feine Beobachtungsgabe geben zu großen Hoffnungen Anlaß. Außerdem ist er ein vortrefflicher Erzähler und als Witz-

bold bekannt. Abai denkt gern an seine Späße. Von allen Anwesenden möchte er nur mit Shirensche zusammen sein und mit ihm von Herzen plaudern.

Aber jetzt, ob wirklich, ob vorgespiegelt, war Shirensches Aufmerksamkeit ganz von Kunanbais Rede gefesselt. Er schien nichts andres rundum zu bemerken, auch Abai nicht, so sah es aus.

Nun furchten sich die Brauen Shirensches, und seine Glieder lockerten sich. Erst jetzt merkte Abai, daß der Vater mit seiner Rede zu Ende kam.

„Der Frevel des nichtswürdigen Kodar treibt mir vor anderen Stämmen die Schamröte ins Gesicht, um so mehr gereicht er uns hier, die wir seine Stammesgenossen sind, zur ewigen Schande. Ja, eine Schande für euch alle“, sagte er und brach ab. Dabei ließ sein Auge Sujundik los und heftete sich durchdringend erst auf Baissal, dann auf Boshej. Baissal und Boshej blieben unbeweglich. Durch die andern lief eine erregte Bewegung. Kunanbais Worte waren wie Hammerschläge auf ihre Schultern gefallen.

„Die Ehre steht höher als das Leben. Eine beispiellose Sünde muß durch eine beispiellose Strafe gesühnt werden.“

Aus der steinharten Stimme klang ein unerbittliches Urteil. Alle fühlten es. Und alle wußten: hatte Kunanbai einen Entschluß gefaßt, so brachte ihn nichts auf der Welt auch nur um Haaresbreite davon ab.

Es standen also nur zwei Wege zur Wahl: entweder offen den Kampf aufnehmen, widersprechen, sich widersetzen, empören oder aber, wie Baissal und Boshej es schon so oft getan, die Unzufriedenheit im tiefen Busen verstecken und es Kunanbai überlassen, auf eigne Faust zu handeln; somit lud man die ganze Verantwortung ihm auf. Mag er die Suppe auslöffeln!

Solange es nicht um eigenste Interessen ging, verfahren sie gern nach diesem Grundsatz. Sie kargten mit

Worten, drückten sich umschweifig aus und ließen es bei vagen Andeutungen, die nichts sagten. Aber jetzt, nach dieser Rede, war es mit schweigendem Ausweichen nicht mehr getan; Kunanbai ließ den Schwankenden kein Hintertürchen. Jeder sah sich auf einmal in einer Falle. In der Jurte wurde es still.

Abai wußte nicht, wer dieser Kodar war. Aber aus dem Namen stieg das Bild eines anderen auf, des Helden der Dichtung „Kosy-Körpesch und Bajan-Slu“\*. Und daß der Vater diesen Kodar einen „Nichtswürdigen“ genannt hatte, paßte auch zu dem Kodar aus dem Lied; im Vorjahr hatte es der Akyn Baikoksche in dieser Jurte den Müttern vorgesungen. Einen Augenblick war sogar der Gedanke da, ob es nicht ein absichtlich gewählter Spitzname war, um die Ähnlichkeit des Mannes mit dem Helden des Liedes eindrücklicher zu zeigen.

Karatai war es, der als erster mit glatter, wohlbedachter Rede die Stille brach.

„Wahrhaftig, es wäre ungeheuerlich... Verhüte Gott, daß unseren Söhnen oder Töchtern ein Gleiches geschehe! Sollte Kodar wirklich eine solche Schandtät auf sich geladen haben, so wäre sein Platz nicht mehr unter den Gläubigen“, begann er.

Und dann, mit viel Umschweifen, Andeutungen, Doppelsinnigkeiten, sprach er sehr behutsam, jedes klare Wort meidend, die Meinung aus, daß es ja noch gar nicht erwiesen wäre, ob es auch wahr sei, was man dem Kodar alles nachsage.

Von den Anwesenden war nur Sujundik mit Kodar versippt. Dies war auch der Grund, daß Kunanbai ihn beim Sprechen nicht aus dem Auge gelassen hatte. Er wollte Sujundik überzeugen, daß Kodar das unerhörte,

\* In dieser Dichtung begeht Kodar eine Reihe grausamer und tückischer Taten, um die schöne Bajan-Slu zu erringen. *Die Red.*

das abscheuliche Verbrechen wirklich begangen hatte, er wollte erreichen, daß seine eigenen Verwandten ihm das Urteil sprachen. Sujundik brauchte nur ein Wort der Verdammung laut werden zu lassen, schon fiel die ganze Verantwortung auf ihn und seine Sippe zurück.

Aber Sujundik war bei weitem nicht überzeugt, daß Kodar wirklich eine so schwere Schuld begangen hatte, wie Kunanbai es wahr haben wollte. Karatais Ausflucht kam ihm zustatten, er klammerte sich an die Worte: „Wenn Kodar wirklich schuldig ist. . .“ und sagte:

„Wird seine Schuld bewiesen, so habe ich nichts dagegen, ihm auf der Stelle den Dolch ins Herz zu stoßen! Doch wer bürgt mir, daß alles auf Wahrheit beruht?“

Kunanbai, ganz Abwehr, strebte mit seinem schweren Körper vorwärts und fiel Sujundik ins Wort:

„He, Sujundik“, fuhr er ihn zornig an. „Albasty\* lauert dem Schwachen auf! Aber ein willenloser und wankelmütiger Häuptling lenkt selber die dunklen Mächte auf sich herab. Wohlan, erklären wir Kodar zum Biedermann, beteuern wir seine Redlichkeit und Unschuld! Rechtfertigen wir ihn! Im Himmel droben können wir seine Schuld dann mit unsrem Seelenheil bezahlen. Bloß ich habe keine zwei Seelen, daß ich sie verschleudern könnte.“ Und dann, ganz scharf und unvermittelt, warf er dem bestürzten Sujundik ins Gesicht: „Und du, du willst mir wohl für Kodar bürgen? Du schwörst auf ihn? Du willst dein Seelenheil für ihn verpfänden?“

Diese Herausforderung gab Sujundik den Rest.

„Ich habe auch keine Seele übrig! Ich meinte nur, es müsse alles genau geprüft werden. Nicht um meine Seele zu verpfänden bin ich hier“, murrte er finster.

Und das war sein ganzer Widerstand. Kühn hatte er zum Schlag angesetzt, aber nun spürten alle, daß er schon dabei war, die Waffen zu strecken. Kunanbai

\* *Albasty* — böser Geist. *Die Red.*

erkannte dies sofort und beschloß, ihm den Endstoß zu geben.

„Glaubst du uns nicht“, fuhr er fort, „so glaube auch dem Volk nicht, das auf allen Wegen und Stegen von Kodars Frevel spricht. Es reden nicht nur unsre Stammesgenossen davon, nein, Fremde warfen uns gestern in offener Volksversammlung den Schmutz ins Gesicht! Sie wissen es auch schon! Geh also hin und erzähle ihnen, es sei nicht wahr! Versuch es, dem Volk den Mund zu stopfen! Du kannst es nicht? So bleib dir denn treu und habe den Mut, ihn von aller Schuld reinzuwaschen. Entweder Freispruch oder Verdammung! Bloß nicht das Drehen und Wenden auf einem Fleck, mein Bester!“

Sujundik wußte nicht, was er antworten sollte. Einige Sekunden herrschte Schweigen, dann ergriff Baissal das Wort. Gleichmütig, den Blick auf Kunanbai, fragte er, und keine Faser regte sich in seiner Miene:

„Welche Strafe folgt, wenn wir Kodar schuldig sprechen?“

Kunanbai erwiderte:

„Solch greuliches Verbrechen war vormals unbekannt bei den Kasachen. Und so haben wir auch keine Vergeltung dafür. Die Strafe erfolgt nach dem Scheriat\*. Das Gesetz möge walten!“

Bis dahin hatte Kunanbai gereizt, ja fast gehässig gesprochen. Nun wechselte er den Ton, zeigend, daß auch ihm der Vorgang tief zu Herzen ginge.

Ja, alle Wege waren verrammelt. Die Männer stockten, als wären ihre Pferde gegen eine hohe Mauer gerannt. Wieder legte sich das drückende Schweigen über die Runde.

Boshej dachte: Das Scheriat wird sich da schon auskennen! Es kann ja nicht wegen Nichtigkeiten einen Menschen zugrunde richten. Aber er getraute sich nicht, die-

\* *Scheriat* — eine Sammlung religiöser und sonstiger Verhaltensregeln der Mohammedaner. *Die Red.*

sen Gedanken in Worte zu kleiden; Kunanbai hätte ihn in einer Flut von Worten ertränkt. Und so zog Boshej es vor, den Mund zu halten.

Der ungeduldige Karatai ertrug das Schweigen nicht länger.

„Und was schreibt das Scheriat in solchen Fällen vor?“ fragte er.

Kunanbai wandte sich zu Shumabai um, der in einiger Entfernung von ihm saß.

„Ich sandte Shumabai in die Stadt, auf daß er beim Chasret Achmed-Risa Auskunft einhole. Die Strafe lautet: Tod durch den Strang“, sagte er.

„Tod durch den Strang?“ wiederholte Karatai, vor Entsetzen erbleichend.

Boshej hob die Lider, sah forschend auf Kunanbai. Lange ruhten seine Augen auf ihm. In Kunanbais starrem Antlitz lag ein unumstößlicher Entschluß.

„Und gibt es keinen anderen Spruch? Mag er gleich ein tollwütiger Hund sein, so ist er dennoch einer von unserm Stamm“, meinte Boshej zögernd.

Und wieder erscholl die schmerzlich bewegte Stimme Kunanbais durch den Raum:

„Vom Geist verlassen sei jeder, der ihm sein Mitleid schenkt. Wer wollte sich gegen das Scheriat erheben? Ginge es selbst um mein Lebensglück und nicht um diesen Kodar, ich wüßte nichts von Zaudern und würde am Gesetz nicht rütteln“, so schloß er heftig.

Alle fühlten: dies Steppenroß war nicht zu bändigen, auch mit dem Fangstrick nicht.

„Bist du deiner Sache so sicher, so tue, was dich gut dünkt“, sagte Boshej mit tonloser Stimme.

Der schweigsame Baissal ließ keinen Laut vernehmen. Sujundik schlug einen oft begangenen Weg ein.

„Du gebietest über das Volk, und auch der Verbrecher ist in deiner Hand. Der Übeltäter wie der Geschädigte, sie alle bauen auf deine Weisheit. Wir wollen nur eins:

entscheide, aber prüfe gut, ehe du ein Urteil fällst. Alles weitere geschehe nach deinem Willen.“

Diesen Worten Sujundiks schlossen sich auch die übrigen an:

„Prüfe getreulich und handle nach deinem Ermessen.“

Aber das war nur der Schein von Einigkeit. Den ganzen langen Abend über ging ein zäher, versteckter Kampf hin und her, in halben Andeutungen, verdeckten Ausfällen, verblühten Reden. Keiner wagte es, Kunanbai offen die Stirn zu bieten.

Wenn Boshej seine feine Nase nicht trog, war die Sache mit Kodar wieder ein neuer Schachzug des Kunanbai. Und kein ganz simpler, keins von den üblichen Manövern. Wohin das führen würde? Einerlei, wie die Sache auch auslief, die Verantwortung trug Kunanbai; keiner hatte ihm offen zugestimmt, keiner hatte sich seiner Meinung angeschlossen. Offenbar spürte er selber den Vorbehalt, die Zurückhaltung dieser Männer, die sich freie Hand gelassen hatten.

Aber wenn die Ältesten im Herzen auch hofften, sie könnten unbeteiligt beiseite stehen, so hatte Kunanbai noch längst nicht alle Pfeile verschossen. Sein Plan war von Anfang bis Ende durchdacht. Er hatte nicht alles gesagt, was sich hinter seiner Stirn bewegte.

Die sechs Ältesten, die sich hier gegenüber saßen, waren die Herren über das Wohl und Wehe tausender Familien des Stammes der Tobykty. In ihren Händen lag das vielfältig verschlungene Gewebe der Stammes- und Geschlechterbeziehungen, das unentwirrbare Knäuel von Bindungen, Verknüpfungen, Zusammenhängen. In den geheimen Winkeln ihrer Seelen nistete viel schlaue Berechnung, waren viel undurchsichtige Wege mit plötzlichen Wendungen verborgen, das ganze feingespinnene Netz menschlicher Schlauheit.

Kunanbai hatte sich über sie alle hinausgehoben, als er der Aga-Sultan ward. Er hat die Macht! Er bildet

die Brücke zur Außenwelt, zu den höchsten Stellen, bei denen er Geltung und Ansehen genießt. Außerdem war er reich — sein Arm langte weit. Ihm steht immer das rechte Wort zu Gebote, er weiß sich mit Würde zu geben und flößt den Menschen Achtung ein. Hartnäckig und zäh verfolgt er seine Ziele, und da er sich geschmeidig den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen weiß, läßt er niemanden in seinem Umkreis aufkommen.

Aber wenn Kunanbais Stärke in den Tobykty liegt, so auch nicht minder seine Schwäche. Mit gutem Grund heißt es im Volksmund: Der Vogel schwingt die Flügel, wenn er auffliegt, und braucht beim Niedergleiten das Schwanzgefieder. Die Ältesten, alle diese Baissals und Boshejs, sie sind Kunanbais Schwingen und sein Gefieder.

Schon das ganze letzte Jahr über hat Kunanbai gespürt, daß das alte Vertrauen nicht mehr da ist. Eine dumpfe Wand von Argwohn ist zwischen ihm und diesen Männern aufgewachsen. Kunanbai sieht es. Aber er sieht auch, daß sie jetzt kein offenes Zerwürfnis wollen, daß sie zu Geständnissen geneigt sind. Schließlich ist der letzte Richter, den sie alle fürchten, doch immer der Stamm. Und in den Augen des Stammes sind sie mitverschoren, welchen Beschluß Kunanbai auch faßt. Die Verantwortung für das Urteil, gleichviel wie es lauten möge, fällt auf sie alle zurück, nicht weniger als auf ihn. Stürzt Kunanbai, so fallen sie mit. Aber was in diesem Augenblick in ihren Herzen vorgeht, das läßt ihn wahrlich kalt. Und so zeigt Kunanbai durch Miene und Gebaren, daß kein Argwohn in ihm ist und daß er alles zum besten bestellt finde.

Obzwar der Stamm der Tobykty viel Zweige und Geschlechter in sich schließt, halten doch die fünf oder sechs in dieser Jurte versammelten Aksakalen die Schlüssel zu allen Angelegenheiten in ihrer Hand. Ihnen eifert man

nach, ihr Wort findet Gehör, sie führen das Zepter bei den Tobykty.

Da ist Boshej zum Beispiel, der rechter Hand von Kunanbai sitzt. Er kommt aus dem volkreichen Geschlecht der Shigitek, aus dem vor Zeiten ein unbeugsamer und starrsinniger Herrscher hervorging, Kengirbai, und auch später zeugte es viel wilde Gesellen, die an Raub, Barymta\*, an Kriegszügen und aufregenden Abenteuern ihre Freude hatten. Die Shigitek sind ein ruhmrediges, zügelloses und aufsässiges Volk.

Baissal steht als Ältester dem starken Geschlecht der Kotibak vor. Es ist stark an Zahl wie an Macht und trägt nicht zu Unrecht seinen Namen: „Das Rudel des dichtmähnigen Braunen“. Die Kotibak sind Viehzüchter. Jahr um Jahr reißen sie neue Weidegebiete an sich, und sie treiben ihr gewalttätiges Werk ohne Scheu, im vollen Bewußtsein ihrer Kraft.

Sujundik ist aus dem Bokenschi-Geschlecht, der Zahl nach dem geringsten unter allen Geschlechtern. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht sind die Bokenschi recht dürftig daran. An sie zweigt sich seitens der Frauen das kleine zugewanderte Geschlecht der Borsak an. Kodar, von dem hier die Rede ist, gehört zu den Borsak.

Kunanbai selber ist ein Abkömmling der Irgisbai, die an Zahl den Shigitek und Kotibak nachstehen. Dafür sind sie ungleich reicher als diese. Außerdem haben die Irgisbai seit Generationen das Übergewicht im Stamm, und sie lenken die Geschicke aller Tobykty.

Dem Verwandtschaftsgrad nach steht Baissal dem Kunanbai näher als Boshej oder Sujundik. Wenn Kunanbai Hilfe braucht oder wenn es um Mehrheit und Macht geht, stützt er sich immer auf Baissals Geschlecht, die Kotibak. Deshalb ist er sehr darauf bedacht, in diesem volkreichen Stamm seinen Einfluß zu wahren.

\* *Barymta* — gewaltsames Wegtreiben des Viehs. *Die Red.*

Eine Sonderstellung nimmt Karatai ein. Er ist der Älteste des Geschlechtes der Koksche, das eine weitläufige, doch gleichartige Verwandtschaft mit allen hat. Und wenn auch die Koksche nicht zu den großen Geschlechtern zählen, versteht es der begabte und geschmeidige Karatai doch stets, seine Verwandtschaftsbeziehungen rechtzeitig auszuspielen, und er steht immer inmitten der Ereignisse, keine Entscheidung geht ohne ihn ab.

Alles, was die Ältesten in dieser Jurte beschließen, ist unumstößlich und wird ohne Widerrede hingenommen — von jung und alt, von Aksakalen, auf deren Stirnen der Weisheit Abglanz ruht, und von reifen Männern in voller Lebenskraft.

An Kunanbais Seite sitzt sein Bruder Maibassar, der Kreisverwalter. Als er sein Amt erhielt, brach er schroff die alten Freundschaftsbeziehungen ab und zog sich sogar von den nächsten Verwandten des Kunanbai zurück. Und wenn er sich jetzt auch vor Kunanbai als sanftes Lamm gibt, ist er doch in Wirklichkeit ein unerhört grausamer Mensch. Maibassar war das Haupt jenes Teils der Irgisbai, die aus Kunanbais Erhöhung den größten Nutzen für sich zogen und für die Kunanbais Macht gewinnbringend war.

Maibassar war auch der Grund für die Trübung zwischen Boshej und Kunanbai. Etwa zwei Monate ist es her, daß das Volk, durch Maibassars Gewaltherrschaft zur Verzweiflung getrieben, Boshej bat, bei Kunanbai vorstellig zu werden, er möge den Kreisverwalter seines Amtes entheben. Kunanbai hatte Boshej abschlägig beschieden, obgleich er sehr wohl von Maibassars Grausamkeit wußte. Er fand es nicht übel, einen Mann neben sich zu haben, der gleichsam das Spiegelbild seiner eigenen wilden Kraft und starren Unerbittlichkeit war. Wenn die von Maibassar geschlagenen Wunden erst unerträglich schmerzen werden, dann werden alle zu ihm, zu Kunanbai, kommen und bei ihm Hilfe suchen. Auf diese Weise

erinnert Maibassar durch sein bloßes Vorhandensein beständig daran, daß man sich mit dem mächtigen Kunanbai gut zu stellen habe.

Aber nun schweift Kunanbai von Kodar auf anderes über. Er fragt die Ältesten, ob das Vieh zunehme und ob das Gras heuer gut im Halm stehe. Er gibt Anweisung, wann und auf welchen Wegen ein jedes Geschlecht in diesem Jahr die Wanderung anzutreten habe. Alle sind seiner Meinung, daß man auch diesmal in die Tschingisberge ziehen müsse. Freilich gehören die Weideplätze jenseits des Kamms dem Geschlecht Kerej, aber man könnte ja die Aule dicht neben den ihren aufschlagen und dann, dem Lauf der Flüsse folgend, langsam weiterziehen. Die Aksakalen der Tobykty haben dabei ihre geheimen, doch sehr bestimmten Hintergedanken: wenn man Jahr für Jahr an den Flüssen des wenig wehrhaften Geschlechts der Kerej umherzog, würde man nach und nach dessen Weideplätze an sich bringen. .)

Nun löste sich der dumpfe Druck. Alle sprachen frei, leicht und offen. Shirensche nutzte diesen Umstand und zwinkerte Abai mit einem Wink auf die Tür zu.

Abai wußte noch immer nicht, wer Kodar war und was für ein Verbrechen er begangen hatte. Er war nur entsetzt zusammengezuckt, als ihm die Eiseskälte der Worte „Tod durch den Strang“ entgegenwehte.

Angstvoll schaute er auf den Vater. Mit einemmal wußte er, daß sein Vater fähig war, so Unmenschliches wahrzumachen. Aber im selben Augenblick kam ihm der Gedanke, daß diese Todesart durch Erhängen in der Steppe bisher nicht geübt worden war; er hatte nie von dergleichen gehört. Durch die grausigen Worte geweckt, stiegen dunkle Zeiten in seiner Vorstellung auf. Er sah Harun-Al-Raschid, sah fremde Länder, Bagdad, Ägypten, Ghazni. „Gewiß muß das schreckliche Wort eine übertragene Bedeutung haben. Bei uns kann und wird so etwas

nicht geschehen', so schloß Abai die Kette seiner Gedanken.

Nun wußte er also den Grund, warum Shumabai in die Stadt gekommen war. Und auch diese Erkenntnis war bestürzend. So viele Tage hatten sie miteinander verbracht, und Shumabai hatte kein Wort verlauten lassen. Der Todesbote, mit dem unheimlichen Geheiß des Sche-riats in der Seele, war lachend mit Abai um die Wette geritten und hatte lustig seine Späße gemacht. Und nun saß er da, stumm und unberührt, wie weggerückt von diesen Dingen. . . Der Knabe blickt zu Shumabai auf, und die Erwachsenen dünken ihn auf einmal sehr geheimnisvoll und seltsam undurchschaubar. ‚Wäre ich groß, ich könnte sie begreifen und wüßte, was sie wollen und tun‘, denkt er.

Er entsinnt sich nun, daß ihm manches befremdlich vorgekommen war während Shumabais Aufenthalt in der Stadt. So hatte der einmal eine fette, dunkelgraue vierjährige Stute vom Hof geführt und dabei gesagt: „Die ist für den Chasret, ein Geschenk des Kunanbai.“ Und er hatte lange und umständlich gefragt, wo der Mulla Achmed-Risa, der Vorsteher der Moschee und Lehrer Abais, wohne, und alsdann befohlen, ihn hinzuführen.

Im Hof des Mullas hatten sie das Pferd dann festgebunden. Dem Chasret entging natürlich nicht, daß das Pferd für ihn bestimmt war, aber er schwieg. Shumabai sagte, nachdem er den Gruß des Kunanbai ausgerichtet hatte: ·

„Er erbittet Euren Segen für seinen Sohn, Euren Schüler, der hier vor Euch steht.“

Der Chasret antwortete ohne Zögern:

„Allah der Gütige und Barmherzige schicke ihm seine Gnade und belohne ihn aus dem vollen mit reichen Gaben.“ Er sprach es feierlich, wobei er die Hand hob und Abai segnete.

Aber Shumabai, dem kein angemessener Übergang einfiel, schritt alsogleich zum sachlichen Teil des

Gesprächs, während der Chasret sich noch immer in blumigen Wendungen aus der Schrift erging. Kunanbai, meinte er, ließe den gelehrten Meister um seine Meinung in einer bestimmten Angelegenheit befragen — doch sei dieser Auftrag ein ganz besonderer. Shumabai ließ einen vielsagenden Blick erst auf den Chasret und dann auf Abai fallen. Der Chasret sagte zu dem Knaben:

„Ibrahim\*, mein Kind, gehe jetzt in die Medresse und besuche mich noch einmal vor deiner Abreise in den Aul, auf daß ich dich für die Reise segne.“

Und so war der Knabe gegangen.

Nun sah er klar. Shumabai hatte dem Chasret zu verstehen gegeben, daß Kunanbai ein hartes Urteil von ihm hören wollte.

Was konnte Abai noch in der Jurte halten? Auf ein gutes Wort, einen warmen Blick durfte er hier nicht hoffen. Er wartete noch ein Weilchen, dann schlüpfte er leis hinaus. Shirensche war gerade dabei, sein Pferd zu koppeln, um es weiden zu lassen. Im rauchigen Lichtschein, der aus der offenen Tür fiel, erkannte er den Knaben und rief ihn halblaut heran.

„Abai, hier bin ich, komm her!“

Aber noch ehe Abai neben dem Freund stand, kam schon, drängend hervorgestoßen, die Frage von seinen Lippen:

„Oh, Shirensche, wer ist Kodar? Sage mir, was er getan hat?“

„Kodar? Ein armer Tagelöhner aus dem Borsak-Geschlecht.“

„Und wo?“

„Er wohnt im Tschingisgebirge, am Fuß des Boken-schi-Passes.“

„Und was hat er denn getan?“

\* *Ibrahim* — Abais mohammedanischer Name war Ibrahim. Abai ist ein ihm von der Mutter gegebener Kosenamen. *Die Red.*

„Man sagt, er habe sich mit dem Weib seines Sohnes eingelassen, als der zu Winters Ausgang starb.“

„Sich eingelassen? Was ist das?“

„Was das ist? Ganz einfach, er hat sie gedeckt.“

„Ich verstehe nicht, was du redest.“

„Frag nicht so dumm! Weißt du nicht, was ‚decken‘ ist? Na, versteh doch, wie es die Männchen und Weibchen bei den Kamelen machen. . . Nun, weißt du’s jetzt?“ — und er begleitete seine Worte mit ein paar unzüchtigen Gesten.

Shirensche hatte sich weidlich gelangweilt mit den Aksakalen. Nun war er froh, daß er der dumpfen Enge entsprungen war und daß ihn der frische Frühlingswind umwehte. Er wollte einfach ein bißchen seinen Mutwillen treiben und meinte, es würde den Knaben zum Lachen bringen. Aber Abai war nicht nach Lachen zumut. Sein Gesicht blieb ernst, er zitterte unter den schonungslosen Worten.

„Das kann doch nicht wahr sein!“ stieß er hervor, das Wörtchen „wahr“ betonend.

„Das ist es eben, daß niemand recht weiß, was daran wahr ist. Im Volk munkelt man davon. . . Darum sagte auch Sujundik, man solle zunächst alles genau untersuchen, ob es auch stimme. . .“, entgegnete der wieder ernst gewordene Shirensche.

„Dann ist es doch sicher unwahr?“

„Viele denken so. Aber als Kuneken\* neulich beim Stamme der Syban in der Sippenversammlung erschien, da hat Soltabai ihm das vor allem Volk ins Gesicht geworfen. Und das kam so: Kuneken sagte dem Soltabai, es wäre an der Zeit, daß er sich den Kautabak abgewöhne, darauf erwiderte ihm der Soltabai dreist, der Kautabak wäre eine kleine Sünde, er, Kunanbai, solle sich

\* *Kuneken* — ehrerbietige Form des Namens Kunanbai. Die Red.

lieber um das kümmern, was die haarige Hexe in den Tschingisbergen treibt, und ihr das scheußliche Handwerk legen. Kuneken ging es wie ein Stich durch und durch, er erblaßte. Du siehst ja, er ist noch immer außer sich und geht wie eine dräuende Wetterwolke umher...“

Und Abai sah wieder den Vater vor sich — finster und furchtbar, so wie er vor ihm stand, als die Worte „Tod durch den Strang“ von seinen Lippen kamen. Stumm, die Brauen gefurcht, verharrte der Knabe mehrere Minuten ohne Bewegung, dann seufzte er tief und machte schroff kehrt. Sein Seufzen klang, als ob ein Todkranker stöhne. Er schritt zur Jurte der Mütter. Shiren-sche wollte ihn aufhalten, ihm noch etwas sagen. Aber der Knabe wandte keinen Blick zurück und beachtete die Zurufe nicht.

Stumm verlor er sich in der Dunkelheit.

### 3

Langsam schlürfte Kodar den Hirseabguß mit eingebrockeltem Käse, den ihm die Schwiegertochter aufgewärmt hatte.

„Kamka, mein Kind, haben wir heute nicht Freitag?“ fragte er.

„Gewiß ist es Freitag. Wir wollen an das Grab gehn und beten“, antwortete Kamka mit bitterem Seufzen. „Heut nacht sah ich ihn im Traum, als ob er lebendig wäre.“

„Ja, Gott ist gnädig, Gott ist gnädig“, murmelte Kodar in tiefem Gram.

Und es war, als wollte der Kummer, der diese breite Männerbrust bis obenhin füllte, aus ihm hervorbrechen. Vermag denn ein blutleeres Traumgebild ein trauerndes Herz zu trösten? Auch ihm war Kutshan, der verstorbene Sohn, heute nacht im Traum erschienen, aber ein Trost war es nicht. Doch schienen diese Vorspiegelungen

Kamka eine leise Linderung zu geben. Also mochte sie erzählen, wenn es das arme junge Herz erfreute. Er hörte zu...

„Ich sah ihn vor mir, ganz wie im Leben: er kam angereiten, munter, jung und frisch, sprang vom Pferd... Dann trat er in die Jurte und sprach zu mir: ‚Der Vater und du, ihr weint zu viel um mich. Ich höre euch oft bitterlich jammern und klagen. Glaubt ihr denn, ich wäre tot? Schau her, ich bin zu dir zurückgekehrt... Nein, nein, ich bin nicht tot. Spare deine Zähnen, Kamka, genug der Klagen. Sei ruhig und frohen Mutes!‘ Ja, so sprach er! Oh, wie habe ich mich gefreut!“

Die junge Frau und der alte Mann sind verstummt. Große helle Tränen rinnen langsam über ihre Wangen.

Stille ringsum. Nur aus sehr weiter Ferne kommt ein seltsames heulendes Sausen. Kamka hört es schon seit Tagen, immer um die Morgenzeit.

Bleich, das abgezehrte Gesicht zum Schwiegervater erhoben, lauscht sie hinaus, und unter der wächsernen Haut spielt blau ein Äderchen.

„Das ist der Wind, der über die Hänge des Tschingis streicht, Töchterchen.“

„Warum heult er so schaurig?“

„Das Scheunendach ist alt und schlecht, aus den Ritzen kommt das lose Schilfrohr. Das wimmert im Wind, das verfluchte“, beschwichtigte Kodar sie.

Sie gingen aus der Jurte ins Freie. Alt, rauchwarz und sehr verschlissen stand sie verloren in der Landschaft, wie schutzsuchend an einen winzigen Schuppen aus Saman\* geschmiegt. Meilenweit im Umkreis war keine Menschenseele, kein Lagerplatz, ja nicht mal eine vereinzelt Jurte. Längst waren die Nachbaraule nach den Sommerweiden gezogen.

\* *Saman* — Lehmstücke, die mit Stroh, Torf oder Haaren vermischt sind. *Die Red.*

Kutshan hatte früher oft gesagt: „Wir werden doch nicht als Shataken\* die Winterweide hüten“, und dann hatte er zwei, drei Kamele für seine Familie aufgetrieben, und sie waren dennoch mit den anderen losgezogen. Ja, damals kannten sie keine Not mit den Weideplätzen, damals hatten sie genug zum Beißen und brauchten nicht zu darben in der mageren Wirtschaft. Auch Kodar sprach so manches Mal: „Wenn man mit den Aulen geht, ist man immer aufgehoben. Man hat Milch, und vielleicht findet sich sogar eine gute Seele, die einem eine Kuh für den Sommer leiht“, und so waren sie mitgewandert.

Aber in diesem Jahr konnten es die beiden nicht übers Herz bringen, das frische Grab, an dem sie Tag und Nacht weinten, wilden Tieren und den Unbilden des Wetters preiszugeben.

Sie hatten nur sehr wenig Vieh; und so kümmerlich war ihre Herde, daß sie auch in einem Jahrhundert nicht die üppigen Matten am Tschingis abgeweidet hätte. Im Winter, nach dem Tod des Sohnes, hatte der Alte einen Verwandten bei sich aufgenommen, einen zugewanderten alten Mann namens Shampeis, der sich durch Tagelohn seinen Unterhalt verdiente. Dieser bettelarme Mensch, der weder ein Dach noch eine Familie hatte, wußte selber des Morgens nie, was er am Abend verzehren würde. Aber Kodar sagte: „Wenn man zwei Hälften zusammenfügt, bekommt man doch ein Ganzes. Worauf sollen wir hoffen? Wir werden schon durchkommen, wenn wir uns einer auf den andern stützen.“ So sprach Kodar zu Shampeis, als der zu ihm kam, um sein Gebet für den Verstorbenen zu verrichten. Und Shampeis war bei ihnen geblieben.

Der Sorge um die kleine Herde waren sie nun enthoben, auch nahm die Hausarbeit wenig Zeit in Anspruch, und so verbrachten die beiden, der von Mühe und Alter gebeugte Greis und die vom bitteren Herzeleid gebrochene

\* *Shataken* — Hüter der Winterweide, meist arme Leute, ohne eignes Vieh. *Die Red.*

junge Frau, ihre Tage am Grab des Verstorbenen. Auch heute pilgerten sie still zu seiner letzten Ruhestatt.

Ein sonnenklarer Maien tag lacht ihnen entgegen. In einem goldenen Strahlenmeer liegt die Steppe, und am hohen Himmel ziehen kleine, bauschig-weiße Wölkchen dahin. Schon haben sich die sanften Hügel in ein flaumig-grünes Kleid gehüllt, und das schon sehr dichte junge Gras liegt wie ein frischgrüner Teppich über der Erde. Schneeglöckchen, Tulpen, Dotterblumen, wilde Schwertlilien und Mohnblüten stecken in lustigen bunten Arabesken ihre roten, gelben und blauen Häupter daraus hervor, gleich einem Schwarm vielfarbiger Schmetterlinge, der auf die Steppe geflattert ist. Der Morgenwind, der von der Paßhöhe über die Tschingishänge kommt, bringt labende Kühle in die Ebene. Er lindert die Sonnenhitze und strömt wohlige Frische aus.

Aber die beiden Menschen in ihrem tiefen Gram sind blind für das jubelnde prangende Leben ringsum, für das freudige Erwachen der Natur. Ihre Augen sehen nur den frischen Grabhügel mit dem Häuflein Steine darauf, der dort drüben dunkel an der Berglehne klebt, und nur dorthin zieht es ihre Blicke und Herzen. Das ungestüme junge Sprießen ringsum weckt nur die Erinnerung an einen anderen Frühling, da der lebensfrohe, starke Kutshan noch bei ihnen weilte. Und wieder ergreift sie das Weh und überflutet ihre Herzen, daß sie schreien möchten.

Kodar ist alt, er hat unlängst die Schwelle der Sechzig überschritten. Sein Haar ist grau, doch sein Körper hat eine athletische Gestalt. Fräße nicht der Kummer an seinem Herzen, gegen den er wehrlos ist, nichts auf der Welt hätte diesen Menschen zu beugen vermocht, eine so gewaltige Lebenskraft wohnt in ihm.

In seiner Jugend war er ein wahrer Goliath gewesen, niemand kam ihm an Kraft, Gewandtheit und Kühnheit gleich, und bis an die Neige seiner Jahre hatte er sich seinen guten Namen bewahrt, alles vermeidend, was einen

Schatten auf ihn hätte werfen können. Was scherten ihn die Menschen, die nach Ruhm und Reichtum gierten, trunken von Macht und Besitz. Kodar blieb, der er war, lebte still und beschaulich im Kreis der Seinen und war zufrieden mit dem, was er hatte. Er machte sich nichts aus Reisen in fremde Aule, aus müßigen Reden und Geschwätz. Man kannte ihn wenig im eignen Aul, von anderen ganz zu schweigen. Und er suchte auch nicht nach Umgang, es sei denn mit den wenigen Verwandten, die er unter den Borsak und Bokenschi hatte.

Vor einem halben Jahr war, einem wütenden Wirbelsturm gleich, das Unglück über ihn gekommen, und es zerfleischte auch jetzt noch mit scharfen Krallen sein Herz — der Tod hatte seinen einzigen Sohn Kutshan dahingerafft.

Was konnte das Leben ihm noch bieten, welchen Trost hielt es für ihn bereit? Das Schicksal ist taub für alles Flehen, kein Grübeln hilft, er kann nichts ändern. Es gab nur eines, er mußte die schwarzen Gedanken von sich scheuchen.

Aber etwas läßt Kodar keine Ruhe: seine Schwiegertochter Kamka, die liebe Gefährtin seines Sohnes, sieht dahin, hilflos dem Schmerz hingegeben. Was steht ihr bevor? Sein Herz bangt vor der Antwort. Und wenn der Alte daran denkt, daß sie von ihm gehen und eine Fremde werden könnte, dann ist ihm, als stürbe sein Sohn ein zweites Mal, — waren beide doch seine Kinder!

Kamka und Kutshan waren einander von Herzen zusetzen, nie fiel ein böses Wort, das ihre Eintracht störte. Sie machte sich von früh bis spät im Haus zu schaffen, das ihr das Vaterhaus ersetzte; denn Kamka kam von weither, sie war eine arme Waise aus dem Geschlecht der Syban. Kutshan hatte sie dort gesehen, als er einst die Sippe seiner Mutter besuchte, und sie noch in der gleichen Nacht davongeführt. Das Mädchen war dem alten Mann ans Herz gewachsen, wohl nicht weniger als dem

Sohn, und er hing an ihr wie an einer leiblichen Tochter. Dieser wackere und schlichte Mensch hatte gehofft, er werde sich den Herzensbund mit seinen Kindern bis ans Grab erhalten.

Vor einiger Zeit hatte Shampeis etwas dahergeredet, etwas Unverständliches, Scheußliches, Schmutziges. Er wollte es in den Bergen von anderen Hirten gehört haben. Kodar hatte ihn nicht ganz verstanden, aber das Wenige, was er verstand, brachte sein Blut zum Sieden. Er wollte nicht weiter hören und hieß den Shampeis schroff, er möge schweigen. War es denkbar, daß Menschen, denen es an nichts gebrach, aus purem Müßiggang in ihren ungesund erhitzten Köpfen so ungeheuerliche Lügen erfanden? Nur im Fieberwahn konnte man so Unsinniges fragen: „Warum verkriecht sich dieser Kodar in seinem Haus wie ein Maulwurf im Loch? Warum zeigt er sich nicht unter den Menschen?“ Und dann setzten andere hämisch hinzu: „Und seine Schnur? Was tut denn die bei dem Alten? Was sie sich wohl denkt?“

Wie ein Steinblock hatten sich diese halben Reden auf sein Herz gewälzt, und sie erdrückten ihn schier. Er glaubte, aus dem schleimigen Flüstern und Zischeln vor allem den Wunsch zu vernehmen, die junge Witwe möglichst bald einem neuen Freier zu vermählen, der sie ohne den Kalym, den Loskauf, haben könnte; mit anderen Worten, man wolle ihm einen Erben aufdrängen, der den Besitz und das Vieh Kodars mühelos an sich brächte. Und solche schändlichen Pläne wurden emsig von Leuten geschürt, die sich Freunde und Angehörige nannten. Kodar begann sich von allen zurückzuziehen, er sah es auch nicht gern, wenn Menschen zu ihm kamen. ‚Wäre nur erst das Jahr um, daß wir die Totenfeier abhalten könnten‘, dachte er oft. Aber was nachher kommen würde, daran wollte er nicht denken. So war der Eiseshauch der schändlichen Verleumdung in seine Einsamkeit gedrungen.

Als Shampeis das aufglühende Gesicht Kodars sah, merkte er, daß er besser daran täte, an die Wunden nicht zu rühren und das Gehörte für sich zu behalten. Er war von Natur ein schweigsamer Mensch, dem es schwerfiel, zwei Worte aneinanderzufügen; einen ganzen Gedanken auszusprechen, war eine große Mühe für ihn. So schwieg er.

Es trug sich aber folgendes zu. Der Hirte Aitimbet hatte ihn unlängst auf der Weide unverblümt gefragt:

„Man erzählt sich, der Kodar halte es mit seiner Schnur. Wußtest du etwas davon?“

Dem Shampeis standen die Haare zu Berge.

„Dreimal verflucht will ich sein, wenn mir eine solche Schmach je zu Ohren gekommen ist. Halt ein, Nichtswürdiger, versündige dich nicht!“ rief er, am ganzen Leibe zitternd.

Aitimbet blieb sich im unklaren, ob Shampeis nur auf seine Verteidigung bedacht war oder ob sein Entsetzen aus ehrlichem Herzen kam. Aber der alte Hirte war weder ein Verleumder noch ein Klatschmaul. Er dachte bei sich: ‚Wenn der arme Kerl etwas gewußt hätte, dann hätte er sich nicht so aufgeregt.‘ Also mußten die beiden entweder schuldlos sein oder dieser da nichts ahnen. Aitimbet lebte unweit von Kodars Winterweide. Von nun an fragte er öfters arme Leute aus, die den Alten dann und wann aufsuchten, und so kam er schließlich zu der Überzeugung, daß Kodar von jeder Schuld frei sei und daß ihn schmutzige Verleumdung umstricke.

Aber was nutzte es, daß die armen Leute, die mitunter in Kodars Behausung kamen, die Wahrheit kannten, daß sie die Verleumder Lügen strafen und für den alten Mann das Wort ergriffen — alles war vergebens: ein Unsichtbarer knüpfte immer wieder mit emsiger Hand das klebrige Spinnweb der Lüge. Die böse Nachrede ward nicht erstickt, sie quoll allerorten gleich einer stickigen Rauchwolke auf und umhüllte Kodar von allen Seiten.

Als ob Kodars Kummer nicht schwer genug gewesen wäre, nein, neues Unheil sollte ihn treffen. Drei Tage zuvor hatte Sujundik ihm eigens den Schwätzer Bekten ins Haus geschickt. Der holte ihn aus der Jurte, plapperte lange über dies und das, ohne mit der Sprache herauszurücken, und sagte schließlich:

„Versuch es nur, alle die Mäuler zu stopfen. Brave Leute, denen du leid tust, wollten den bösen Reden ein Ende machen und konnten es nicht.“ Und dabei erwähnte er ganz beiläufig den Sujundik, und wußte nicht genug des Lobes über ihn zu sagen. Nachdem er den alten Mann noch ein Weilchen mit Andeutungen und Augenzwinkern auf die Folter gespannt hatte, sagte er schließlich schlankweg: „Ja, man spricht Furchtbares über dich. Du und deine Schnur, ihr werdet unter eine Decke gebracht.“

Aufzuckte da der alte Mann.

„Was schwatzt du für läppisches Zeug!“ brüllte er bedrohlich, als wolle er sich auf den anderen stürzen.

Doch Bekten hielt dem Zornausbruch stand.

„Kunanbai hat der Kunde Glauben geschenkt und will dich grausam bestrafen“, fuhr Bekten unbeirrt fort. „Aber kann Sujundik einen Verwandten in der Patsche lassen? Er hat mich eigens zu dir gesandt mit der Botschaft: ‚Möge Kodar für einige Zeit aus der Gegend verschwinden, bis sich der Sturm ein wenig gelegt hat.‘“

Rasend vor Zorn sprang Kodar auf.

„Scher dich fort! Hinweg von meinen Augen! Was gilt mir die Strafe Kunanbais, wo Gott mich nicht verschont hat? Mach, daß du wegkommst, schneller, schneller!“ schrie er dem Bekten zu, außer sich in seinem Zorn.

Sobald Kodar an diese Kränkung zurückdenkt, steigt die Galle von neuem in ihm auf. Aber es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, Kamka von dem Vorgefallenen zu erzählen. Sein Vaterherz war frei vom Stachel des Gewissens, und Kamka war für ihn eine innig geliebte Tochter. Tag um Tag hatten sie vereint ihre Bürde

getragen, hatten geseufzt, geklagt, geweint und nichts voreinander verborgen. Dadurch hatten sich die Bande zwischen ihnen immer fester geknüpft, und oft meinten die beiden, sie wären zwei alte Leutchen am Ende eines langen Lebensweges oder Vater und Tochter. Was das Leben ihnen brachte — Kummer und Bitternis —, sie trugen es gemeinsam und verstanden einander, wie nur ein Mensch einen andern verstehen kann.

Es gab nichts, worüber sie nicht einfach, unbefangen und ohne Scheu miteinander sprechen konnten. Aber diese Verleumdung war so ungeheuerlich, daß Kodar es nicht über die Lippen brachte, seiner stillen, gramgebeugten Schwiegertochter davon zu erzählen.

So trotteten sie langsam dem Grab zu. Kodar war der Schrift nicht kundig und konnte keine Totengebete sprechen, auch Kamka hatte nie etwas gelernt. Drum beteten sie eben, was das Herz ihnen eingab, erzählten Kutshan, wie traurig das Leben ohne ihn sei, fragten ihn mit sanftem Vorwurf, warum er sie so früh verlassen habe. Ihre Tränen fielen auf das Grab. Wieder und wieder drückten sie das Gesicht an die harte Erde und saßen dann wortlos beisammen, die Augen unverwandt auf den kleinen Hügel gerichtet. Sie kannten jedes Steinchen, das hier aufgeschüttet war. Trug der Wind einen dünnen Halm herbei, nahmen sie ihn behutsam fort. Lockerte oder senkte sich das Erdreich, ebneten und glätteten sie es mit sorglicher Hand.

Auch heute saßen sie lange an dem kleinen traurigen Häufchen Erde.

Mit einemmal schlug das Stampfen von Rossen an ihr Ohr. Es nahte eine Reiterschar, aber Kodar und Kamka hoben nicht den Blick. Die Reiter sprengten heran und machten vor ihnen halt.

Es waren ihrer fünf: Kamysbai, der Bote des Maibasars, Shetpis, ein entfernter Verwandter des Kodar, und drei Shigiten vom Geschlecht der Borsak, dem auch

Kodar angehörte. Kamysbai sprang vom Pferd; er murmelte:

„Seht euch nur den Scheinheiligen an!“

Er hatte nicht erwartet, daß er Kodar und Kamka am Grabe finden würde. Jeder andere hätte beim Anblick der tief trauernden Menschen etwas wie Rührung empfunden. Ja, selbst Kamysbais Begleiter blieben unschlüssig im Sattel, von Scheu gehemmt. Aber Kamysbai war grausam und listenreich: ließ man ihn einen Bart scheren, so säbelte er den Bart samt dem Kopfe ab. Selbst Maibassar konnte noch einiges von ihm lernen.

„Absitzen!“ befahl er den Zögernden.

Einer von ihnen, Shetpis, ging dem Kamysbai um den Mund und sagte hämisch:

„Ja, ja, nicht einmal den Kopf will sie heben. Als wär' sie festgewachsen am Grab.“

Kodar merkte schon, daß diese Männer nicht von ungefähr in seine Einsamkeit gekommen waren. Er wandte sich um und fragte mit Ruhe:

„Was begehrt ihr, brave Leute?“

Herausfordernd entgegnete Kamysbai:

„Dich wollen wir. Der Kreisverwalter befiehlt dein Erscheinen. In Karaschoky haben sich die Ältesten der Geschlechter, alle Vornehmen und Aksakalen versammelt. Sie warten auf dich.“

„Wer sind diese Ältesten? Wer ist dieser Verwalter?“

„Der Verwalter ist Maibassar. Und allen vorangestellt ist Kunanbai. Du und deine Schnur, ihr sollt Antwort stehen. Rappelt euch auf und kommt mit.“

„Bist du von Sinnen? Was hast du mit mir zu tun?“

„Was sprichst du? Erdreiste dich nicht zu solchen Reden, wenn der Verwalter befiehlt.“

„Seid verwünscht mit allen euren Dronungen!“ schrie Kamka aufspringend. Sie zitterte am ganzen Leibe.

„Seid selbst verwünscht, ihr ekles Gesindel! Huh, du haarige Hexe du! Komm her, ich werd' dir's zeigen!“

zischte Kamysbai und schwang bedrohlich die Peitsche. Dann kehrte er sich schroff zu den Shigiten um und herrschte sie an: „Packt sie und auf die Pferde!“

Die Shigiten stürzten sich auf Kodar.

„Oh, du gnadenloser Gott, womit willst du mich noch strafen?“ entrang es sich Kodar voll Verzweiflung. Er holte aus und schlug mit machtvoller Faust die zwei Männer, die ihm am nächsten standen.

Der eine fuhr aufschreiend mit der Hand nach dem Gesicht und sank zu Boden. Aber im selben Augenblick fielen die anderen über den alten Mann her. Sie drehten ihm die Arme auf dem Rücken zusammen und fesselten ihn mit einem Zügel. Die Frau wurde wie ein Sack zu den Tieren geschleift und auf Kamysbais Pferd geworfen.

Den Kodar nahm Shetpis, ein Kerl von ungeheurer Körperkraft, vor sich in den Sattel.

Alle saßen rasch auf und jagten in östlicher Richtung nach Karaschoky davon. „Das Schwert ist geschwungen, die Kugel fliegt. Was habe ich mit diesen Tieren in Menschengestalt zu schaffen? Ich werde mit dem Verwalter selber sprechen. . .“ So dachte Kodar, und er sprach während des ganzen Weges kein Wort, obgleich Shetpis ein Verwandter von ihm war.

[Dieser Shetpis und sein zügelloser Bruder Sheksen waren aber die eigentlichen Urheber des Unglücks, das Kodar und Kamka betroffen hatte.

Sie waren die reichsten in Kodars Sippe. Nach Kutshans Tod hatte Sheksen im Frühjahr oft zu hören bekommen, warum er dem Kodar nicht helfe, so gut er's eben könne, denn der sei doch arm und stehe nun ganz allein auf der Welt. Er habe ihm sogar die Pferde für die Wanderung versagt, und der alte Mann müsse nun auf der Winterweide hausen. Als diese Vorwürfe immer häufiger laut wurden, begann Sheksen nach einem Vorwand zu suchen, der seine Hartherzigkeit rechtfertigen könnte.]

„Mein Herz spürt immer das Böse und schaudert

davor zurück. Nicht daß ich ihm nicht helfen wollte, nein, seine Scheußlichkeiten ekeln mich“, so erklärte er vor versammeltem Volk der Geschlechter Bokenschi und Borsak, und mit diesem Ausspruch gab er der schleichenden Lüge Lauf.

Bald darauf fragte Sujundik den Sheksen, was seine Andeutungen denn besagen sollen.

„Er pflegt sträflichen Verkehr mit seiner Schnur, hört man. Was befiehlst du mir in solchem Fall zu tun? Soll ich ihn in mein Haus nehmen, damit du als erster mir ins Gesicht speist“, sagte Sheksen, und zur Bekräftigung sprach er die Worte nach, die Kodar im Winter bei der Totenfeier für Kutshan am siebenten Tage nach dessen Ableben gesprochen. Damals hatte Kodar, vor Kummer fassungslos, ausgerufen:

„Nichts ist mir geblieben. Allein bin ich, allein. Dem Herrn gefiel es, mich zu strafen. Nun wohl! Lieber will ich als Gjaur\* sterben, denn daß ich mich vor seiner Macht geschlagen gebe. Hat Gott mich als sein Opfer ausersehn, so will auch ich mich an ihm rächen.“

Was kann er dem Allmächtigen schon antun, hatte Sheksen sich damals überlegt, und nach vielem Hin- und Herraten war er schließlich auf den Gedanken gekommen, Kodar müsse sich aus Rache gegen Gott an seines Sohnes Frau vergangen haben.

[Aber bei dieser Sache spielt für Sheksen noch ein anderer Grund mit. Kodar besaß ein kleines Stückchen Land, nicht weit von Sheksens Winterweide. „Mich dünkt, des Kodar Lied ist aus. Wenn ich erreiche, daß er von dem Geschlecht ausgestoßen wird, dann ist sein Land mein“, dachte er und leckte sich schon im voraus die Lippen.]

Und so war das schmutzige Gerücht gleich einer vom Wind gejagten Flamme über das Land geflogen und hatte schließlich auch das Ohr des Kunanbai erreicht.

*Gjaur — Ungläubiger. Die Red.*

Aus der Wetterwolke zuckte der Strahl: Soltabai aus dem Geschlecht der Syban nannte vor allem Volk den Kodar einen Frevler und schmähte die Tobykty, daß sie einen solchen duldeten. Als Sujundik hiervon Kunde bekam, erkannte er, daß die Sache zu weit gegangen war, und begab sich neuerlich zu Sheksen, um weitere Beweise von ihm zu fordern. Damit nicht genug, fragte er selber bei den umwohnenden Leuten herum. Aber das waren schlichte, aller Tücke abholde Nachbarn und Anverwandte, die nicht an Kodars Unschuld zweifelten. Sie wußten nur von seinem tiefen Unglück zu erzählen, und daß der Kummer seine Lebenskraft hingemäht habe.

Sheksen und Shetpis wiederholten indes starrsinnig ein anderes:

„Er verstellt sich. Kaum kommt die Nacht, treibt er es anders.“

Und wieder mußte Sujundik heimziehen, ohne etwas Genaueres erfahren zu haben. Er fürchtete, wenn das Gerücht sich als wahr erwies, so würde es Kunanbai als eine neue Waffe gegen die Bokenschi und Borsak benutzen. In den Gesprächen mit Ältesten anderer Geschlechter erklärte er unerschütterlich: „Es ist nicht wahr!“ Auch vor der Beratung bei Kunanbai war er festen Willens gewesen, den Kodar in Schutz zu nehmen. Aber Kunanbai hatte ihn schon bei den ersten Worten kopfscheu gemacht.

Dazu kam noch der bartlose Bekten, der alles verdarb; Sujundik selber hatte ihn dem Kodar ins Haus geschickt. Als Bekten auf dem Rückweg bei Sheksen übernachtete, schwatzte er munter drauflos, was ihm in seinen dummen Schädel kam.

„Ja, so hat er denn zu mir gesagt: ‚Für mich gibts keinen Gott und keinen Kunanbai! Ich tu, was ich will, und das geht keinen was an!‘ So sprach er, und dann jagte er mich aus dem Haus.“

Ganz hingerissen von seiner Darstellungskunst, nahm es Bekten mit der Wahrheit nicht genau, und er erzählte

von Kodar Märchen, wie man es sonst nur bei Toten macht.

Nach dem Ältestenrat bei Kunanbai behielt Sujundik ein unbehagliches Gefühl zurück. Um es zu ersticken, wollte er sich selbst glauben machen, daß Kodar schuldig sei. Und obgleich niemand etwas Genaueres wußte, entlud sich das furchtbare Gewitter über Kodars Haupt.

4

[Karaschoky hieß eine Höhe in den Tschingisbergen, unweit von Kodars Wohnplatz. Durch die waldigen, grün überwucherten Hänge stürmte ein reißender Fluß zu Tal. Palmenweide, Espe und kleine verkrüppelte Bergbirken ließen ihr Laubwerk rauschen, und saftige Weideplätze gab es hier, den Menschen und Tieren zu Nutz und Wohlgefallen.]

Von alters her hatte dieser Landstrich den Bokenschi und Borsak gehört, und sie gaben ihn nicht her, wer immer danach auch Gelüst trug.

Es fanden sich aber beim Geschlecht der Irgisbai so manche, denen die Augen heißer brannten, wenn sie an Karaschoky und an des Sheksen Aul dachten, der dort seinen Standplatz hatte.

Hier in Karaschoky war das Strafgericht angesagt. Klein und geduckt standen die vier Jurten von Sheksens Aul am Fuß einer mächtigen Felswand, die sich düster über dem Fluß erhob. Und zu diesem Aul schlepten die Shigiten auf schnellfüßigen Rossen ihre Opfer.

„Sie kommen, sie kommen! Kodar ist da!“ hörte man Rufe hallen.

Die Männer, die in der Jurte des Sheksen saßen, traten gemessen ins Freie, voran Kunanbai. Aber ehe noch die Shigiten den Aul erreicht hatten, strömte eine rasch anwachsende Menschenmenge zwischen den Jurten hervor und drängte auf das freie Feld.

Hier lag ein mächtiges, schwarzes zweihöckeriges Kamel an einem Pfahl gebunden. Die Vertiefung zwischen den beiden Höckern war mit Werg ausgefüllt, darüber lag ein Sattel aus Büffelleder, und um das ganze schlang sich ein langer, dicker Strick.

Kein Laut war während des ganzen Ritts über Kamkas Lippen gekommen. Nun aber, beim Anblick der vielen Menschen, zuckte sie zusammen. Den Kopf zu Kamysbai hebend, sagte sie:

„Höre, auch du bist ein Mensch. Wessen sind wir schuldig? Was wollt ihr mit uns tun? Tötet uns, doch sagt vorher...“

Auch Kamysbai hatte bis dahin geschwiegen. Nun sprach er, und jedes seiner Worte war des schäumenden Giftes voll:

„Hast du mit Kodar, deinem Schwieger, gehurt? Heute erhältst du deine Strafe.“

Mit leisem Aufschrei glitt Kamka langsam vom Pferd; Kamysbai konnte sich selber kaum im Sattel halten. Er packte sie mit fester Hand und trieb sein Pferd hastig zu der wartenden Menge. Dort wurde Kodar schon vom Pferd genommen. Als Kamysbai hart an dem Getümmel war, sprang er ab, wobei er Kamka festhielt, dann wollte er sie vom Pferd ziehen. Aber ihr fühlloser Körper schlug schwer auf den Boden; sie hatte die Besinnung verloren.

An die hundert Männer sah Kodar vor sich: Kunanbai, Boshej, Karatai, Sujundik, Maibassar und andere Älteste der Tobykty, hinter ihnen viele Aksakale und Vornehme der Geschlechter. Kein einziger war arm oder auch nur bescheiden gekleidet — nein, die Atkaminer\* der mächtigsten Geschlechter hatten sich hier versammelt.

Der gefesselte Kodar ließ den Blick über die Männer schweifen. Zorn und Wut durchtobten seine Brust. Als

\* *Atkaminer* — die Ältesten und Mächtigsten der Stämme. *Die Red.*

er Kunanbai erblickte, dessen einziges Auge in düsterer Glut auf ihn starrte, kam ein Zittern über ihn. Vom Haß übermannt, riß er sich vorwärts und schrie:

„Ua, Kunanbai! Hat mir Gott noch nicht genug angetan? Was für Schändlichkeiten willst du noch mit mir treiben?“

Aber Maibassar und andere Ältesten schrien auf ihn ein und ließen ihn nicht mehr zu Worte kommen:

„Genug des Geschwätzes, aufhören!“

„Schweig still!“

„Maul halten!“ So erschallte es von allen Seiten. Nie hatte man gehört, daß es jemand gewagt hätte, so kühne Rede gegen Kunanbai zu führen.

Kodar hielt inne. Aber als der Lärm sich legte, rief er abermals, mit Zorn und Abscheu in der Stimme:

„Du willst dich durch meine Schande wohl am Schicksal für dein blindes Auge rächen?“

Kunanbai brüllte auf:

„Stopft ihm das Maul!“

Maibassar rannte mit geschwungener Peitsche auf den Alten zu.

„Uh, du verfluchter Hund, du weißhaariger!“

Aber Kodar schrie ihm seine Antwort noch lauter entgegen:

„Bin ich ein weißhaariger Hund, so seid ihr Bluthunde! Fallt heulend über einen Menschen her und wollt ihn zerfleischen!“

Kamysbai und vier Shigiten sprangen auf ihn zu und schlepten den Alten beiseite. Und während sein Körper über den Boden schleifte, schrie Kodar mit furchtbarer Kraft:

„Ihr wollt ja gar nicht wissen, ob ich schuldig bin oder nicht! Blutsauger seid ihr!“ Und ein Blick voll wilden Hasses durchbohrte Kunanbai.

Aber schon ward ihm die Schlinge um den Hals geworfen, und die vier Shigiten zogen ihn rasch zu dem

schwarzen Kamel. Ein Sack wurde über sein Haupt gestülpt. Sechs Männer drückten ihn an das Tier und konnten den um sich schlagenden Mann kaum halten. Kodar wollte noch einen letzten Fluch in die Welt hinausschreien, da spürte er einen starken Stoß im Rücken. Das Kamel begann sich langsam zu erheben, und im selben Augenblick fraß sich etwas Hartes, Eisenscharfes in den Hals des Alten, preßte ihn zusammen, als wollte es die Seele aus dem Leibe zerren, und wälzte sich über ihn wie eine stürzende Felswand. Dann brach Himmel und Erde über ihm zusammen. . . Ein letzter Lebensfunke glühte im Auge auf, um für immer zu erlöschen. Die Menge schwieg.

Als das Kamel sich erhoben hatte, hing Kamka leblos an seiner andern Seite. Der Tod hatte sie augenblicks ereilt.

Aber Kodars mächtiger Körper war nicht so leicht vom Tod zu besiegen. Zuckend, sich reckend, warf er sich in krampfiger Bewegung hin und her. Er schien nun noch größer, und wenn er sich spannte, streiften die Füße fast an den Boden. Lange stand das Kamel, es rührte sich nicht. Reglos erstarrt blickten die Menschen. Kein Ton ward hörbar. Und auch das Tier, das mit zwei menschlichen Toden behangen war, gab keinen Laut von sich.

Baissal konnte den Anblick nicht länger ertragen. Er wandte sich ab und trat leise zur Seite. Wer sprechen wollte, brachte nur ein Flüstern hervor. Karatai sagte heiser zu Boshej:

„Wie lange er sich quält, der Unglückliche. . . Er kann und kann nicht sterben. Erst jetzt sehe ich, was für ein Riese er war!“

Boshej wandte jählings den Kopf und blickte den Sprechenden an. Sein Antlitz war hart und finster:

„Deinen Riesen hat ein Schakal gefressen“, sagte er und lenkte gleichfalls den Blick von dem grausigen Schauspiel fort.

In der Menge raunte es.



„Er lebt, er lebt noch!“

Und Kodar rang zuckend und sich konvulsivisch wälzend mit seinem schweren Tod.

Kunanbai entging es nicht, daß das unwillige Gemurmel in der Menge answoll. Der Anblick von Qualen wirkt stärker auf Menschen als der eigentliche Mord. Mit einer knappen Handbewegung befahl er, das Kamel wieder zum Liegen zu bringen. Als das Tier in die Knie gegangen war, lag die tote Kamka lang hingestreckt auf dem Boden. Der noch lebende Kodar fiel weich und war zusammengekrümmt.

Aber ehe noch jemand einen Gedanken fassen konnte, deutete Kunanbai auf die hohe Felsspitze und sagte kurz:

„Hinauf damit! Werft den Verfluchten vom Felsen!“

Kamysbai und vier andere luden Kodar stumm auf das Kamel und führten es bergauf. Etliche hatten von dem grausigen Schauspiel genug und wollten sich leise davonstehlen, aber Kunanbai gebot ihnen mit drohender Stimme:

„Hierbleiben. Es hat niemand den Platz zu verlassen!“

Und wieder legte sich die lastende Stille über die Menschen.

Da kamen zwei Reiter aus dem Wald gesprengt. Sie hielten bei Sheksens Aul, machten die Pferde an der äußersten Jurte fest und wandten ihre Schritte zu dem Menschengewühl. Es waren Shirensche und Abai.

Auf der Spitze des Felsens zeigten sich die Männer mit ihrer Last. Sie blickten wartend auf die unten Stehenden. Kunanbai trat einige Schritte zurück, hob den Arm und ließ ihn ruckartig fallen. Die vier Shigiten setzten den schweren Körper Kodars in Schwung und schleuderten ihn dann mit aller Kraft von dem steilen, hoch über dem Tal ragenden Felsen.

Der starke, durch lange Martern geschändete Körper durchschnitt die Luft, von keiner Steinkante aufgehalten, und fiel schwer aufschlagend unmittelbar vor die Füße

der Zuschauenden. Wer nahe dabeistand, hörte dumpf die Knochen zerkrachen. . .

Shirensche und Abai hatten beim Näherkommen bemerkt, daß die Augen aller auf die Spitze des Felsens geheftet waren. Auch sie hoben den Blick, und da sahen sie, wie sich ein menschlicher Körper von der Höhe löste und mit wehenden Mantelschößen, wie auf ausgebreiteten Schwingen, herniederstürzte.

Shirensche machte einen Sprung vorwärts, Abai verbarg das Gesicht in den Händen und sank kraftlos zu Boden. Alles war zu Ende. . . Der Unglückliche war tot. . .

Oh, wäre er rechtzeitig zur Stelle gewesen! Er hätte den Vater angefleht, ihn mit Engelszungen beschworen, und vielleicht hätte er Kodar noch retten können. Nun war es zu spät. Er ertrug den Anblick dieser Menschen jetzt nicht. Er wollte zu seinem Pferd, wollte davonjagen, so schnell es ihn trug. Aber in diesem Augenblick erhob sich ein Lärmen in der bisher stummen Menge:

„Nimm doch!“

„Und du?“

„Nimm selber.“

Die Schreie wurden lauter, sie klangen ineinander und übertönten sich schrill. In vielen Händen sah man Steine. ‚Sie prügeln sich‘, durchzuckte es den Knaben.

Aber niemand dachte an Prügeln. Kaum war Kodars Körper dumpf auf die Erde geprallt, als Kunanbai schon einen neuen Befehl erteilte.

„Die Seele des Verfluchten wohnt noch in seinem Leib, sie muß gesteigt werden von vierzig Erwählten aus den vierzig Geschlechtern der Tobykty. Auf, tretet vor, ein Mann von jedem Geschlecht, nehmt Steine!“

Und er selber ergriff einen Stein. Dann wandte er sich langsam zu Boshej und Baissal und sprach ein zweites Mal:

„Nehmt Steine!“ Aus seiner Stimme klang ein Befehl, gegen den es keinen Widerspruch gab.

Stumm fügten sich die beiden.

„So will es das Scheriat, tut es mir nach!“ rief Kunanbai mit lauter Stimme und schleuderte den ersten Stein auf Kodars Brust.

Boshej und Baissal folgten ihm. Es fanden sich noch etliche andere, die sich nach Steinen bückten, aber die meisten redeten durcheinander und forderten sich gegenseitig auf.

Der Knabe ging näher. Er sah, wie einer nach dem anderen seinen Stein auf den Toten warf. Shirensche, der plötzlich neben ihm war, flüsterte ihm ins Ohr:

„Siehst du den alten Kerl dort, der eben den Stein wirft? Das ist Sheksen, ein Verwandter des Kodar. Steht selber mit einem Bein im Grabe. Der hat hier nur gefehlt, der alte Hund!“

Abai dünkte es, als stünde ein richtiger Mörder vor ihm, und er stürzte auf ihn zu. Sheksen hielt einen großen Stein in der Hand und holte eben zum Wurf aus. Er schrie: „Fahr in die Hölle, böser Geist, fahr in die Hölle!“ und warf den Stein mit aller Wucht auf Kodar.

Erst jetzt sah der Knabe den flachgestreckten Leichnam auf der Erde. Der Schädel war bereits zertrümmert. Abais Herz preßte sich zusammen, und der Zorn stieg würgend in ihm auf.

„Oho, alter Teufel du“, rief er schrill und schlug Sheksen die Faust in den Nacken.

Der fuhr herum, denn er dachte, es habe ihn jemand beim Werfen versehentlich gestreift. Aber der Sohn des Kunanbai stand vor ihm.

„Böser, alter Hund!“ schrie Abai, glühend in seiner Empörung.

Betroffen sah Sheksen ihn an.

„Was ist dir denn, Kleiner? Was willst du von mir?.. Wenn du so tapfer bist, dann rede lieber mit deinem Vater dort hinter dir“, murmelte er, nicht wissend, was er sagen sollte.

In der Menge wurde man bereits unruhig.

„Was gibt es, was ist geschehn?“

Aber Abai war schon bei seinem Pferd. Als er es losband, hörte er ein leises trostloses Weinen. Es kam aus der letzten Jurte.

Dort weinten die Frauen. Die einen wurden von lautlosem Schluchzen geschüttelt, andere stöhnten leise in sich hinein, und wieder andere dämpften den zu lauten Jammer. Keine wagte es, dem Kummer freien Lauf zu lassen, aber auch keine vermochte den Tränen Einhalt zu tun. Die Männer hatten sie und die Kinder vor der Hinrichtung in diese Jurte gesperrt und ihnen mit der Faust gedroht, darum weinten sie nur verhalten und wimmerten leise.

Wie ein Pfeil grub sich dieses Weinen in Abais Brust. Er sprang aufs Pferd und jagte in die Steppe.

Sheksen hatte sich indes schon bei Kunanbai über den Knaben beschwert. Abai hörte den Vater zornig rufen:

„Halt, Taugenichts! Ich werde es dir geben!“

Kunanbai drohte nur. Aber zu sagen: „Reitet ihm nach und holt ihn mir zurück“, — das brachte er nicht über sich.

Abai hetzte zu seinem Aul. Shirensche ihm nach.

„He, Trotzkopf, so warte auf mich. . . Halt an, Tekebai\*“, rief er und gab damit Abai einen neuen Spitznamen, der ihm soeben eingefallen war.

Sie ritten wie der Wind und waren bald im Tal verschwunden.

Die Menge, die sich zusammengefunden, um zwei Menschen zu töten, hatte ihr grausiges Werk vollbracht und zerstreute sich nun stumm nach allen Seiten. In tiefem Schweigen ritten die Ältesten davon, ein jeder seines Weges.

\* *Tekebai* — Eselchen, Starrkopf. *Die Red.*

Nur Boshej, der neben Sujundik und Karatai ritt, sagte leise, mit schwerem Seufzen:

„Früher konnte man für einen ermordeten Mann aus der Sippe wenigstens ein Trostgeld verlangen. Jetzt aber versuch nur, ein Wort zu sagen, von Trostgeld ganz zu schweigen! Wir selber haben ihn entleibt! Wir haben ihn mit vereinter Hand gesteinigt, vierzig Geschlechter... Ja, da ist es schwer, ein Wort zu sagen!“

Und es sprach Karatai.

„Kunanbai hat sich das furchtbarste aller Gebote des Scheriat's bis zum Schluß aufgehoben... So gibt es auch im Gesetz des Herrn Raum für Schlauheit und Schliche! Selbst das Scheriat beugt sich willig vor der Macht des Kunanbai!“

Sujundik war sehr bedrückt:

„Vergessen sei das Geschehene! Ich bete zu Gott, daß es damit sein Bewenden habe.“

Aber Boshej war ein alter, vom Leben gewitzigter Mann, und schärfer als seine Gefährten durchschaute er Kunanbai.

„Bewenden?“ wiederholte er mit bitterem Hohn. „Ihr Bokenschi und Borsak mögt euch meiner Worte erinnern: ihr habt nicht Kodar heut die Schlinge um den Hals gelegt, sondern *euch*, mit Gottes Hilfe.“

Dieser Gedanke wühlte in den drei Männern. Stumm setzten sie ihren Weg fort.

## 5

Abai und Shirensche hatten nicht gedacht, daß der Zufall sie zu Augenzeugen eines so grausamen Schauspiels machen würde. Die Aksakalen und Ältesten hatten tiefstes Schweigen gewahrt und ihre Vorbereitungen in aller Heimlichkeit getroffen. Das Volk wußte nichts und ahnte nicht, was bevorstand.

Am Morgen dieses Tages war Shirensche mit einem tigerartig gefleckten Jagdhund in Kunanbais Aul erschienen. Dieser Hund rief sogleich einen Tumult unter den Buben hervor, die neugierig aus den Jurten gerannt kamen. Anstifter des Lärms war der Nichtsnutz Ospan.

Als der den Shirensche erblickte, wie er mit seinem Jagdhund an der Seite zur Gästeturte ritt, brüllte er aus Leibeskräften:

„Los, Sholdyajak, Borbassar! Packt ihn! Beißt zu!“

Und er brachte alle die gelbbraunen Schäferhunde in Kunanbais Aul in Aufruhr. Shirensche wollte ihn beruhigen.

„Ospan, meine Freude! Du bist doch so ein kluges, artiges Kind, laß das, halt ein!“

Aber die Schmeichelei verfehlte offenbar ihre Wirkung.

Vor Lachen sich schüttelnd, brüllte der Kleine: „Borbassar, greif, greif zu!“, sauste wie ein Irrwisch durch den Aul und hetzte sämtliche Köter gegen den Gefleckten.

Shirensche, der nun bei der Gästeturte angelangt war, sprang ab und packte seinen Gefleckten mit beiden Armen, um ihn gegen die Angreifer zu schützen. An die zehn Schäferhunde rasten aus dem Schatten der Jurten auf ihn zu und umkläfften ihn wütend. Shirensche konnte weder in die Jurte eintreten noch sich von der Stelle rühren. Und je mehr er dem Kleinen zuredete, desto unbändiger wurde dessen Gelächter, und um so toller hetzte er seine Hunde auf.

„R-r-r!“ schnarrte er, um die Tiere noch mehr zu reizen, und sprang selber sein Opfer an.

Aber den alten Schäferhunden machte Ospan's Schreien und Quietschen offenbar keinen Spaß, sie waren wohl auch zu faul, sich auf das wehrlose Opfer zu stürzen, deshalb ließen sie es bei lautem Knurren und Kläffen.

Ulshan hörte den Lärm in der Großen Jurte und wandte sich an Abai, der neben ihr saß und seinen Morgentee trank:

„Bitte geh doch hinaus, Abai-shan, und beruhige diese abscheulichen Köter. Der kleine Dummkopf hat wieder mal das ganze Hundevolk außer Rand und Band gebracht“, sagte sie.

Abai verscheuchte die Hunde und führte Shirensche in die Gästejurte. Ospan, sehr unzufrieden, weil ihm der Spaß verdorben war, schlich sich von hinten an Shirensche heran und kniff ihn ins Bein. Der meinte, ein Hund habe ihn gebissen, und machte vor Schreck einen riesigen Satz. Dabei schlug er mit dem Kopf an den Türrahmen und landete auf dem Ehrenplatz. Ospan wußte sich vor Lachen nicht zu halten und höhnte triumphierend:

„Oh, du Feigling, oh, du Feigling!“

Die rassige Jagdhündin mit ihrer schwarzen Schnauze über dem breiten Halsband und dem gelbschwarz gefleckten Fell gefiel Abai ausnehmend.

„Wie heißt sie denn?“ fragte er Shirensche.

„Shelkujin.“\*

„Ein schöner Name.“

„Und paßt zu ihr. Sie ist schnell wie ein Wirbelwind und packt den Hasen im Nu.“

Dies Lob, das ein berühmter Jäger in seinem Aul ausgesprochen hatte, wiederholte Shirensche mit sichtlichem Vergnügen. Abai sah das Tier immer noch bewundernd an, er konnte nicht länger widerstehen.

„Komm, gehen wir auf die Hasenjagd.“

„Gern, ich bin dabei. . . Hast du ein Pferd? Ich dachte auch schon daran.“

Während Abais vierjähriger Falbe gesattelt wurde, gingen die Freunde in die Jurte und labten sich am

\* *Shelkujin* — Wirbelwind. *Die Red.*

Kumyß. Dann saßen sie auf und wandten die Pferde in westlicher Richtung zu einer flachen Hügelkette, die Ksylschoky hieß.

Dort jagten sie mit dem Eifer passionierter Weidmänner einem Hasen nach, der sich längere Zeit durch die Flucht rettete. Erst nachdem sie ihm über drei oder vier Hügelwellen nachgesetzt waren, holte Shelkujin den Flüchtenden ein und brachte ihn, zwischen den Zähnen baumelnd, den Jägern. Andere Hasen kamen ihnen nicht zu Gesicht. So gerieten sie auf der Suche nach Wild immer weiter ab, bis sie schließlich an den letzten Ausläufer der Ksylschoky-Kette kamen, die hier an die Tschingisberge stieß.

Ihnen entgegen trabte ein Reiter. Es war Shumagul, der zweite Bote des Maibassar. Er sprach zu Shirensche:

„Ihr solltet lieber nach Karaschoky reiten. Dort hält man heut Gericht über Kodar, es werden viele Menschen da sein.“

Shirensche horchte auf.

„Wo ist Kodar? Und seine Schnur?“

„Es sind schon Shigiten ausgeritten, sie zu holen. Man bringt sie beide zu Sheksens Aul.“ Und Shumagul schwang die Peitsche und trabte weiter.

Shirensche überredete Abai:

„Komm, das wollen wir uns anschauen. Laß uns hinreiten.“ Und er zog den Knaben mit sich fort, ohne daß der zum Nachdenken kam.

So spielte sich die furchtbare Hinrichtung vor ihren Augen ab.

Nun, auf dem Rückweg, sprengten sie am waldigen Flußufer dahin. Abai war innerlich wie erstorben, ganz ausgefüllt mit einer eisigen Kälte. Sein Herz, sein Blut, sein ganzes Fühlen, alles gefror vor der grausigen Tat des Vaters, vor den blutbespritzten Händen Kunanbais. Daß sein Vater, sein leiblicher Vater, so unmenschlich grausam, so herzlos war!

Auf keinen Zuruf Shirensches gab Abai eine Antwort. Er sauste dahin, aus dem Galopp in raschen Trab fallend. Vor seinem Pferd lag der Jagdhund wie hingestreckt im fliegenden Lauf. Sie ritten zuerst am Fluß entlang und bogen dann um die breitgeschwungenen Hänge eines Berges. Hier verengte sich der Weg zu einem schmalen Pfad, auf dem zwei Reiter nebeneinander keinen Platz hatten. Auf solchen Wegen muß man sein Pferd gut zügeln und im Zaume halten, ja selbst das Sprechen fällt hier schwer. Aber Shirensche, der Abai auf den Fersen folgte, plapperte unaufhörlich. Er hatte im Aul einiges von den Shigiten gehört, und das mußte er nun gleich Abai wiedererzählen. Erschüttert von dem Erlebten, zitterte der Knabe wie im Fieber und begriff die Hälfte nicht. Aber die Hauptsache hörte er heraus und begriff sie.

Zwei geflügelte Worte gingen heute von Mund zu Mund. Das eine gab den Grund zur Anklage gegen Kodar und diente als Rechtfertigung für das furchtbare Strafgericht. Kodar sollte gesagt haben: „Gott hat mich gestraft, aber auch ich werde mich an ihm rächen“, so behaupteten es heute seine Mörder. Und den zweiten Ausspruch hatte Kodar vor seinem Tod getan: „Bin ich ein weißhaariger Hund, so seid ihr Bluthunde!“

Abai war bis in sein Tiefstes aufgewühlt. Er dachte an das leise Wimmern der Frauen, das aus der Jurte kam. Und plötzlich brachen Tränen aus ihm hervor, er wußte selbst nicht, wie es kam. Shirensche wurde es gewahr, obgleich er hinter Abai trabte.

„Oh, was hat denn unser Wildfang Tekebai? Was fehlt dir?“ fragte er sehr erstaunt und wollte schon sein Pferd neben das Abais treiben.

Aber Abai schwang die Peitsche, als er Shirensches Absicht gewährte, und jagte voraus.

Die Bergtäler lagen nun hinter ihnen, sie ritten in die weite Ebene ein. Abai lenkte seinen Falben nach Kolgainar. Er peitschte auf ihn ein, denn er wollte nicht, daß

Shirensche seine Tränen sähe. Der aber galoppierte unverdrossen hinter dem Knaben drein, bemüht, ihn einzuholen. Doch wer hätte es Abai im Reiten gleichgetan! Er flog schon um Pfeilschußlänge voraus. Und als er sich allein in der Steppe sah, da löste sich der Krampf in seiner Brust, und die Tränen nahmen ungehemmt ihren Lauf.

Er hatte in den letzten Jahren nicht mehr geweint. Aber jetzt wurde er von heißem Jammer geschüttelt, und ganz aufgelöst schluchzte er laut und tränenreich. Sein Pferd sauste dahin wie ein Pfeil, der vom Bogen geschneit ist. Die grüne, sommerlich prangende Steppe flog ihm entgegen und flirrte an ihm vorbei. So rast ein Strom in seinem Bett zur Zeit des Hochwassers, schäumend und unaufhaltsam, in brodelnder, erregter Kraft. Der Wind schlug ihm entgegen und trug die Tränen von seinem Gesicht zerweht in die Steppe.

Bisher hatte Abai niemals ein Gleiches erlebt. Die Welt menschlichen Leids war ihm fremd und verschlossen gewesen. Nun hatte er sie mit einem Schlag bis auf den Grund erkannt, und sein Herz hallte wider mit der ganzen Kraft seines Fühlens. Ein beklemmendes Mitleid mit den schuldlos Getöteten, mit den grausam hingemordeten Opfern stieg würgend in ihm auf und erfüllte ihn mit Wut und Haß gegen die Mörder.

„Vater“ — welch schönes und warmes Wort! . . . Und eine Stimme in ihm nahm den Vater in Schutz, beharrlich und drängend, und wollte es nicht wahrhaben, daß er grausam und schandwürdig sei. Aber eine andere Stimme sprach noch beharrlicher von dem heutigen Mord, und im widerspruchsvollen Zwiegespräch dieser Stimmen verwirrten sich die Gedanken.

Ein Satz fiel ihm ein, den er in der Medresse gehört. Da hatte der Lehrer einmal gesagt: „Die Schuld des Sünders wird erleichtert durch der Menschen Gram und Zähren, sie sühnen seine böse Tat.“ Waren seine Tränen

denn Sühnetränen für Mörder? Er verwarf den Gedanken sogleich. „Nein, tausendmal nein!“

Hatten die Mörder nicht darauf geachtet, sie täten so im Namen des Glaubens, auf des Gesetzes Geheiß, gebilligt vom Imam\*? Also gab es kein Ohr, das für Klagen offen wäre? Also war er allein in weiter Wüste? Auf einmal fühlte er, wie klein, hilflos und verlassen er war. Und eine neue Woge von Weh und Zerrissenheit brach wild aus der Tiefe seines Seins und brandete an seine zarte, empfängliche Kinderseele. Abai weinte fassungsloser, die Tränen liefen in Strömen über sein Gesicht.

Er schluchzte sein Leid hinaus mit voller Stimme. Aber die Angst, von Shirensche gehört zu werden, ließ ihn unaufhörlich sein Tier vorwärtstreiben.

Hatte ihn der lange Galopp durchgerüttelt oder hielt das junge Herz dem Sturm der Gefühle nicht stand, jedenfalls preßte sich sein Leib in einem plötzlichen Krampf zusammen, und es stülpte ihm fast die Gedärme um. Körper und Seele litten unsägliche Qual.

Und trotzdem hielt er nicht an. Fest in die Mähne seines Pferdes verklammert, um nicht abgeworfen zu werden, sauste er im Galopp dahin.

Shirensche bemühte sich umsonst, er blieb weit hinter Abai zurück. Wie ein Sturmwind ritt der Knabe in Kolk-gainar ein, sprang vom Pferd und wandte sich zur Jurte der Mütter.

Ulshan stand vor der Tür. Beim ersten Blick auf den Sohn preßte sich ihr Herz zusammen. Totenbleich war Abai, fremd und verändert. Einen Augenblick dünkte es sie, daß sie sich irre, und sie faßte ihn schärfer ins Auge. Nein, es war Abai, aber sein Aussehen war fürchterlich. Er band sein Pferd an und ging auf die Mutter zu; da sah sie die verweinten, entzündeten Augen.

\* *Imam* — mohammedanischer Geistlicher. *Die Red.*

„Abai-shan, mein Licht, was ist geschehen? Hat dir jemand ein Leids getan?“ fragte sie hastig. Einen Augenblick meinte sie, der Vater könnte ihn geschlagen haben.

Sie waren allein. Abai umarmte die Mutter wortlos und preßte seinen heißen Kopf an ihre Brust. So verharrte er, ohne Bewegung. Wie hatte er nur vergessen können, daß er nicht allein, nicht schutzlos war, daß er eine Mutter hatte!

Sein Körper wurde vom unterdrückten Weinen geschüttelt, aber seine Augen waren nun tränenleer.

„So sage mir doch, mein Licht, was dir begegnet ist? Hat dich dein Vater gezüchtigt, ja?“

„Nein, es hat mich niemand geschlagen... Ich erzähl' es dir nachher... Mach mir jetzt das Bett, Apa, ich möchte schlafen“, antwortete er und trat an ihrem Arm in die Jurte.

Ulshan war geduldig. Sie fragte nicht und drängte sich nicht in sein Vertrauen. Sie bereitete ihm ein Lager im rechten Teil der Jurte, neben dem der Sere, bettete ihn sorglich, ohne ein Wort zu sprechen, und deckte ihn mit ihrem Fuchspelz zu.

Aber die Großmutter merkte, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Was hast du, mein Herz, fehlt dir etwas?“ fragte sie.

Ulshan antwortete rasch:

„Ja, er ist nicht ganz auf dem Posten. Laß ihn nur, mag er sich ausschlafen.“

Dann rief sie eine Bediente und befahl ihr leise:

„Schließe den Tundik\*, damit die Sonne ihn nicht störe, und lasse die Tür herab.“

Die Großmutter blickte forschend auf Abai, der mit dem Gesicht zur Wand lag, aber sie sagte nichts. Sie

\* *Tundik* — viereckiges Filzstück, das die Öffnung in der Mitte der Jurtenkuppel verschließt. Die Tür ersetzte bisweilen ein Filzvorhang, der, am Türrahmen befestigt, aufgerollt wurde.  
*Die Red.*

schmalzte nur verwundert mit der Zunge und begann dann ein langes Gebet, bei dem sie lautlos die Lippen bewegte.

Ulshan wunderte sich, daß Shirensche noch nicht zurückgekommen war; die beiden waren am Morgen zusammen ausgeritten. Aber nun wurde vor der Jurte Hundebellen laut, und Ulshan trat hinaus. Shirensche stand neben der Gästeturte und band sein Pferd an. Sie winkte ihn leise heran und fragte ihn aus.

Shirensche erzählte alles von der Hasenjagd am Morgen und was sich in Sheksens Aul zugetragen hatte und von Abais seltsamem Gebaren auf dem Heimweg. Schließlich fragte er:

„Und wo ist Abai?“

Ulshan sagte ihm, daß er jetzt schlafe. Aber ihr Blick blieb kalt, und aus ihrer Stimme klang Verdruß.

„Du bist kein Kind mehr, mein Lieber, und solltest wissen, was du tust. Daß du selbst hingeritten bist, ist deine Sache... Aber warum hast du Abai mitgenommen? Er ist noch klein. Du hättest dir überlegen müssen, daß er von dem Schrecken krank werden kann.“

Shirensche wußte nicht, was er antworten sollte. Vor Verlegenheit errötend, sagte er:

„Ja, es tat mir nachher selber leid... Aber bei Gott, wir hatten keine Ahnung, daß wir mit ansehen werden, wie Kodar getötet wird.“

„So versprich mir, daß du Abai nie wieder zu so etwas mitnehmen wirst. Und am besten hieltest auch du dich fern; du bist noch jung...“

Recht verwirrt zog Shirensche mit dem Peitschenstiel Striche durch den Sand. Ulshan wandte sich ab und verschwand in der Jurte. Shirensche wartete nicht länger; er schwang sich aufs Pferd und ritt davon, dem in langen Sprüngen voraneilenden Jagdhund nach.

Abai erwachte erst am Abend, als die Herde heimzog und der Aul sich mit dem Blöken der Lämmer füllte. Die

Schafe wurden spät gemolken, wenn es schon dunkel war. In der Luft war ein Rauschen. Und durch das Rauschen und Klingen hindurch sah Abai wie in Nebeln verschwimmende Bilder — sie waren furchtbar. Sein Kopf wollte zerspringen, sein Körper glühte wie im Feuer, und der Mund war ausgedörrt. Er fuhr mit der Zunge über die spröden Lippen, wollte schlucken, aber er hatte keinen Speichel.

Die Mutter und die Großmutter saßen an seiner Seite. Ulshan beugte sich zu ihm nieder und legte die Hand auf seine Stirn.

„Apa, Großmutter... Bin ich krank?“ fragte er.

„Ja, du hast einen heißen Körper. Was tut dir weh?“ fragte Ulshan.

Abai drehte sich auf die Seite, und dabei spürte er einen stechenden Schmerz in seinen Schläfen. Er sagte es. Während er schlief, hatte Ulshan der Großmutter schon erzählt, was dem Knaben widerfahren war. Beide waren der Meinung, er sei von dem unvermittelten Entsetzen erkrankt. Sere machte ihrem Unmut über Shiren-sche und die Aksakalen Luft und spie mehrmals grimmig auf den Boden.

Abai fühlte beim Erwachen sofort, daß die Frauen alles wußten.

„Der Vater ... der Vater!“ ging es ihm blitzartig durch den Sinn.

Er stieß einen schweren Seufzer aus, strich mit der Hand über die Brust und sagte kaum hörbar:

„Wie unbarmherzig er ist! Wie kalt und herzlos.“

Zum erstenmal formten sich die Gedanken, die bisher in wirren halbbewußten Fetzen sein Hirn bedrängt hatten, zu Worten.

Die Großmutter hatte es nicht gehört. Ulshan blieb unbeweglich, sie gab keine Antwort. Da stieß die Großmutter sie mit dem Knie an — sie möge ihr doch verständlich machen, was Abai gesagt hatte.



„Er spricht vom Vater; sagt, er wäre grausam, weil er keine Gnade geübt hat“, rief Ulshan in ihr Ohr.

Sere seufzte und strich lange über den Kopf des Enkels, während ihre Blicke unverwandt auf ihm ruhten.

„Mein Liebling, mein Sonnenschein, mein Lämmchen... Gnade? Nein, von Barmherzigkeit weiß er nichts.“

Dann hob sie das Antlitz zum Himmel und begann mit halbgeschlossenen Augen zu murmeln:

„Oh, Herr im Himmel, erhöre mein kummervolles Flehen, beschütze die Freude meiner Seele vor verheerendem Vaterzorn. Verschone dies Kind vor der Grausamkeit und Herzlosigkeit dessen, der es erzeugte, o mein Schöpfer!“ Ihre vom Alter gekrümmten, kraftlosen Hände glitten segnend über sein Gesicht.

Ulshan sagte leise:

„Amen!“

Und auch Abai streifte mit den Händen über sein Gesicht.

Zwei Mütter... Und zwischen ihnen ein herztief verwundetes Kind. In heimlicher Dämmerstunde, wenn die bösen Geister, nach Opfern suchend, über die Erde schwirren, beteten die drei, in sich versunken, Gott möge ihnen Frieden, Eintracht und Liebe schenken.

Und da fühlte sich Abai so geborgen, als wäre er wieder in die wolkenlose Heiterkeit der Kinderjahre zurückgetaucht, in Klarheit und inneren Frieden.

Der Druck auf seinem Herzen wich, aber die Kopfschmerzen wurden immer schlimmer, und das Fieber stieg.

Über die Jurte legte sich Schweigen. Der Lärm der heimkehrenden Schafe und Lämmer war in der Ferne verhallt und schließlich ganz erstorben. Stillter als sonst lag heute die Steppe.

Doch plötzlich wurden schrille, herzerreißende Klage-töne laut.

„Oh, du mein Getreuer! Oh, du mein Getreuer!“ heulte es draußen, und jemand sprengte auf einem Roß vorbei.

So wollte es der Brauch: wenn ein Mensch gestorben war, dann jagte ein Bote jammernd und wehklagend durch die Aule. „Oh, du mein Getreuer“, lauten die ersten Worte seiner Trauerbotschaft. Ein banger Gedanke ergriff Ulshan — war einem der Ihren etwas zugestoßen? Vielleicht gar Kunanbai? Zusammenzuckend horchte sie hinaus.

Nein, ihr hatte wohl nur die Angst vorgetäuscht, es ritte da jemand. Ringsum war kein Pferdegetrappel zu hören. Aber das Heulen und Stöhnen hörte nicht auf, es kam ganz aus der Nähe. Abai erkannte als erster, was es war: eine Kinderstimme, die geschickt den rituellen Gesang der Großen nachahmte. Es war Ospan. . .

Als er vom Feld kam, hatte er mit seinem Geschrei begonnen, obgleich die Großen ihn zurechtwiesen und sagten, daß solches unziemlich sei.

„Oh, du mein getreuer Kodar!“ brüllte er aus voller Kehle und klatschte sich laut auf die Lenden, während er wie ein kleiner Kobold in langen Sätzen zwischen den Jurten umhersprang.

Die Nachricht von Kodars Tod hatte sich mit Windeseile in den Aulen verbreitet. Auch der Kleine hatte sie aufgeschnappt. Als erstes suchte er sich eine freie Stelle am Bach und holte dort die ganze Bubenschar zusammen. Sodann veranstaltete er ein längeres Klageweinen mit ihnen, worauf sie gemeinsam einen alten Knochen begruben. Schließlich waren sie mit Gebrüll in alle Windrichtungen gerannt.

Ulshan war sehr erzürnt über Ospan. Abai lag krank, und der kleine Unband versetzte mit seinem Unfug alle in Schrecken.

„Komm her, mein Söhnchen!“ rief sie, „komm zu mir her!“

Ihre Stimme klang ruhig und verriet nicht, daß sie

unwillig war. Wenn Ospan nämlich merkte, daß er ausgescholten werden sollte, riß er sich los und war nicht mehr einzufangen. Aber jetzt stürzte er ohne Scheu an Abai vorbei auf die Mutter zu und warf sich mit einem Satz zu ihren Knien. Ulshan packte ihn am linken Arm.

„Was fällt dir ein, daß du die Totenklage nachäffst! Hast du nicht gehört, daß das verboten ist? Und du denkst dir solchen Unfug aus, wo dein Bruder krank ist! Du Dummkopf!“ Sie packte ihn hart, drehte ihn um und gab ihm ein paar schallende Klapse auf das Hinterteil.

Ospan, der nie einen Mucks hören ließ, wenn der Vater ihn schlug — denn der achtete nicht darauf —, brüllte wie am Spieß, sobald ihn die Mutter einmal vornahm. Auch jetzt stimmte er ein fürchterliches Geheul an und gab sich große Mühe, möglichst laut zu schreien. Er riß sich los, warf sich strampelnd auf das hohe Bett links in der Jurte und heulte in die Kissen. Aber diesmal half das Weinen nicht. Die Mutter machte keine Anstalten, ihn zu trösten. Ospan merkte das, auch waren die Tränen längst versiegt. Aber er strengte sich weiter an und stieß von Zeit zu Zeit ein geradezu ohrenbetäubendes Gebrüll aus. Schließlich wurde es ihm langweilig, und er fing mit leiser Stimme von neuem an.

„Oh, du mein Getreuer. . .“

Dabei lugte er zur Mutter hin. Die zeigte keine Bewegung. Da versuchte er es noch einmal und sang dann schallend und langgezogen:

„Oh, du mein getreuer Abai.“

Trotz seiner Kopfschmerzen mußte Abai lachen.

Aber Ospan sah, daß der üppige Leib der Mutter in Bewegung kam und sich erheben wollte. Unheil witternd, ließ er ihr keine Zeit und sprang behend vom Bett.

„Oh, du mein Getreuer, du mein Abai. . . Abai. . . Abai. . .“, schrie er, so laut er konnte, und fegte zur Tür hinaus. Die Mutter war aufgestanden, aber sie konnte den Tollkopf nicht fangen.

„He, ihr Leute, haltet ihn! Bringt mir den Buben!“ rief sie.

Ospan spazierte indessen triumphierend vor der Jurte auf und ab. Aber dann sauste er doch ans Ende des Auls, denn er hatte noch rechtzeitig seinen älteren Bruder Takeshan entdeckt, der sich anschickte, dem Geheiß seiner Mutter Folge zu leisten.

## 6

Abai war lange krank. Die einen meinten, er habe „Uschik“, andere sagten „Sokpa“ oder Typhus. Jeder deutete die Krankheit auf seine Weise, aber niemand konnte sie erklären, und was das Schlimmste war, keiner übernahm es, den Knaben zu heilen.

Nur einmal, am zweiten Tag der Krankheit, um die Stunde des Sonnenuntergangs, kam eine ältere Frau, die die Großmutter bestellt hatte. Sie führte Abai vor die Jurte und schlug ihn ein paarmal mit den heißen Lungen eines frisch geschlachteten Schafes über den Rücken.

„Fahr zur Hölle, böser Geist, fahr zur Hölle, verlasse diesen Sohn!“ rief sie dabei. Dann drehte sie Abai mit dem Gesicht der sinkenden Sonne zu und setzte ihr seltsames Heilverfahren fort, indem sie Wasser in den Mund nahm und es dem Knaben ins Gesicht blies.

Die Beine zitterten und gehorchten ihm nicht, im Kopf war ein wirres Kreisen. Es kostete ihn große Anstrengung, sich aus der Jurte zu schleppen. Vielleicht, weil dunkle Schleier vor seinen Augen tanzten, sah die Welt in dem glühenden Purpurlicht am westlichen Himmel so seltsam unwirklich aus? War es ein Märchentraum? Der fieberkranke Knabe erkannte in dem wundersamen Leuchten die alte, gewohnte Erde nicht.

└ Zwei Tage später begab sich Kunanbais Aul auf die Wanderung nach dem Tschingisgebirge. Schon Tage

vorher hatten die Wanderführer bei zufälligen Reisenden Erkundigung eingeholt, ob droben auf den Sommerweiden der Boden schon aufgetaut und nicht mehr feucht sei und ob das Gras schon sprieße. Das Vorgelände des Tschingis war meist schon lange mit frischem Frühlingsgrün bedeckt, während in den Bergen sich der Boden nur langsam erwärmte und das Gras spärlich hervordrang; allzu dicht war die Schneedecke, die während des Winters dort lag. Die weiten wasserreichen Sommerweiden der Tobykty mit ihren üppigen Matten erstreckten sich jenseits des Tschingiskamms.]

[Kaum war der Aul des Kunanbai von Kolgainar aufgebrochen, als sich auch die andern Aule weit und breit aufmachten und einer Lawine gleich auf den verschiedensten Wegen und Pfaden über die Pässe und Höhen strömten.]

Wäre Abai gesund gewesen, dann hätten ihm die Wandertage mit ihren unaufhörlichen Ritten eine Fülle von Vergnügen und Kurzweil gebracht. Der Frühlingszug über die unwegsamen Hochgebirgspässe des Tschingis war nur für die Hirten und armen Nachbarn, kurz für die Erwachsenen beschwerlich. Für die Kinder und Halbwüchsigen war das eine herrliche Zeit. In den letzten Jahren hatte Abai die zehn Marschstrecken von Kolgainar bis an den Fluß Baikoschkar jenseits des Tschingiskamms als ein einziges Fest empfunden.

In diesem Jahr zog der Aul wieder an seinen alten Platz. Abai kannte alle die Lagerstätten längs ihres Weges. An manchen traf der Aul in den Morgenstunden ein, hielt tagsüber Rast und bewegte sich gegen Abend weiter. Man reiste in großer Eile. Auch dort, wo sie zwei oder drei Tage lang Stationen machten, wurden die großen Jurten nicht aufgeschlagen, sondern nur die kleinen, dazu niedrige Zelte und Hütten aus Zweigen, in denen es so gemütlich war. Jeder suchte sich einen Unterschlupf nach seinem Geschmack. Es war, als wäre das

ganze Land in Bewegung geraten, und die Aule wollten „Kurke-Kurke“\* spielen.]

Wenn die Wanderzeit kam, suchten auch solche Aule Zusammenhalt, die räumlich weit voneinander getrennt waren. Sie tauchten plötzlich irgendwoher auf, eben zur rechten Zeit, um sich dem großen gemeinsamen Wanderstrom anzuschließen. Menschen begegneten sich, die sich lange nicht gesehen hatten, Herden vermengten sich, und oft fiel es schwer, die einzelnen Aule auseinanderzuhalten.

Ein Vergnügen für die einen, bedeuteten die Wandertage für die Schaf- und Pferdehirten nur eine Kette unausgesetzter Mühen und Plagen: mal gerieten die ungesattelten Pferde in ein fremdes Rudel, dann wieder verliefen sich die Lämmer des einen Auls in die Herde eines andern, oder die Hammel vermischten sich so, daß kein Mensch mehr schlau daraus wurde. . . In diesem allgemeinen Durcheinander wurden die Lämmer und Schafe der schutzlosen Armen leicht eine Beute von Habgierigen, die es mit mein und dein nicht so genau nahmen, und nach dem Spruch handelten: „Nimm, was du kannst, und zuck nicht mit der Wimper.“ Und wieviel großmächtige Atkaminer, die ihre eigene Herde sorglich behüteten, weideten in nächtlicher Finsternis die zugelaufene „Beute“ aus und verschlangen sie halbroh am flackernden Lagerfeuer.

Diesmal hatten sich die Aule noch geschlossener in Marsch gesetzt als in früheren Jahren, und sie bewegten sich gleichzeitig in einer breiten Masse von Mensch und Tier über die Steppe. Dazu kamen die Wölfe; die ließen den Wandernden keine Ruh und zwangen sie, sich dichter aneinander zu scharen. Es waren sehr einsame Gegenden hier, wo die Raubtiere in ganzen Rudeln streiften. Vor der Ankunft der Aule hatten sie auf kleines Tierzeug

\* *Kurke-Kurke* — kasachisches Kinderspiel. *Die Red.*

Jagd gemacht, auf Feldmäuse und Murmeltiere, nun aber fanden sie an den reichen Herden erwünschte und leichte Nahrung und fielen zur Nachtzeit unbarmherzig über sie her. Deshalb ließen die meisten Aule ihr Vieh nachts von berittenen Wächtern behüten. Rings um die Lagerplätze wurden riesige Reisigstöße entfacht, der Lärm und das Getümmel verstummten nicht bis in den Morgen. Wie ganz anders als das gleichförmig geruh-same Leben im Aul waren doch die Wandertage mit ihren Abenteuern und Gefahren! Von früh bis spät im Sattel, und immer die Speere, Soile und Wurfbeile bereit. Sah man sich um, so meinte man, daß da ein großer bewaffneter Haufe auf dem Kriegszug wäre.)

Für Abai war diese Frühjahrswanderung sehr schwer und quälend, obgleich sie sich nicht von den Wanderungen anderer Jahre unterschied. Es war kein bestimmter, örtlich begrenzter Schmerz, der ihn ermattete, und doch war er nicht gesund. Bei der geringsten Bewegung umflorten sich seine Augen, die Knie versagten, und er sank hilflos um. Aber es ging doch wirklich nicht an, daß man wegen der Krankheit des Kleinen den Wanderzug verschob!

(Gewöhnlich kam Kunanbai alle drei bis vier Tage in Ulshans Jurte. Den größten Teil seiner Zeit brachte er mit seiner jüngsten Frau zu, der schönen Aigys, auch reiste er dann und wann zu seiner älteren Frau Kunke; sie hatte ihren eigenen Aul. Während der Frühjahrswanderung befand sich Kunanbai bei ihrem Zug.)

In der ersten Zeit der Krankheit hatte Kunanbai ein- oder zweimal nach Abais Ergehen gefragt; dann nicht mehr, als hätte er den Knaben vergessen.

Zum Reiten war Abai zu schwach. Man konnte ihn auf ein Kamel setzen, aber das wollte die Mutter nicht: „Ein Ballen fällt herunter oder das Tier strauchelt, das Kind kann noch erdrückt werden“, sagte sie.

Bei Nomadenvölkern sind Fahrzeuge unbekannt, auch im Aul gab es nur einen Wagen, den meist die Großmutter und Ulshan benutzten. Es war dies das hellblaue Gefährt der Sere, das erste und bisher einzige im Stamm der Tobykty. Kunanbai hatte es aus Karkaralinsk mitgebracht, als er Aga-Sultan wurde. „In diesem Wagen wirst du von nun an während der Wanderzüge fahren“, hatte er zu seiner Mutter gesagt.

Für Ulshan war die Reise im Sattel auf den steilen Wegen auch schon recht beschwerlich, denn mit den Jahren wurde sie fett. Aber jetzt dachte sie nur an den Sohn. Sie verzichtete gern auf ihre eigene Bequemlichkeit und überließ Abai den Platz neben der Großmutter, während sie selber eine lammfromme, braune Stute bestieg und dicht hinter dem Wagen folgte.

Fast drei Wochen dauerte der Zug. Erst gegen Ende der Reise war Abai so weit gekräftigt, daß er sich ohne Hilfe bewegen und die Jurte verlassen konnte.

Auch innerlich war er nun ausgeglichener. Eigentlich hätte er schon wieder mit den alten Tollheiten beginnen können, aber sonderbarerweise hatten die heiteren Spiele der Kindheit in diesem Jahr, und besonders in der letzten Zeit, ihren Reiz für ihn verloren. Alles, was früher lockte und Kurzweil versprach, schien nun schal und ließ ihn unberührt. Es war, als hätte er seine Kindheit verloren. Vielleicht kam das von der schweren Krankheit? Oder hatten die Erlebnisse dieser Zeit einen Schatten über seine Seele geworfen? Sollte wirklich die Kindheit unwiederbringlich versunken sein, stand er an der Schwelle der Reife? Nein, das war die Reife noch nicht; hilflos und uneins mit sich, war er auf halbem Weg stehen geblieben, wie vor einer hohen Mauer, die ihm das Licht versperrte.

Er war dreizehn geworden in diesem Jahr, und auch in seiner äußeren Erscheinung stand er irgendwo auf halbem Weg: nicht Kind, nicht Mann. Sein Körper war schon recht in die Höhe geschossen, und in den langen

schlenkrigen Armen und Beinen kündete sich die Eckigkeit der Übergangsjahre an. Seine Nase, früher ein wenig aufgeworfen, nahm letztens eine merklich geradere Form an. Auf seinen Zügen lag unkindlicher Ernst, während die Gestalt noch ganz unfertig war. Schmal und hochaufgeschossen, erinnerte er an eine etwas mattfarbige, langstielige und überzarte Pflanze, die ohne Sonnenschein aufgewachsen ist.

Die einst warmgetönten Wangen mit dem frischen Rot waren nun von ungesunder Blässe überzogen, sei es vom langen Aufenthalt in der Stadt, sei es von der überstandenen Krankheit, und durch das dünner gewordne schwarze Haar schimmerte die Kopfhaut. Man sah es ihm an, daß er eine schwere Krankheit hinter sich hatte und lange nicht an der Sonne war.

Aber ebenso sprunghaft wie in seiner äußeren Erscheinung hatte er sich auch in seinem Wesen verändert. Er hätte nun schon wieder reiten können. Aber er wollte es nicht. Und es zog ihn auch nicht in den Kreis der Altersgefährten. Sein bester Freund wurde Sere, die alte Frau, sein zweitbesten die Mutter.

Erst in diesem Jahr vermochte Abai ganz zu würdigen, was für eine wundervolle Erzählerin die alte Sere war. Wenn sie sprach, dann lauschten ihre Zuhörer wie gebannt, alles andere auf Erden vergessend. Und das fing so an: eines Nachts, als Abai vor Schmerzen nicht schlafen konnte, bat er die Großmutter, ihm etwas zu erzählen. Sie sann ein wenig nach, dann hub sie zu sprechen an, und es war, als füge sie nicht Worte aneinander, sondern reihe Perlen auf eine lange Schnur.

Wolkengrau der Jahre Sinn umhüllt,  
Was verbirgt ihr rätselhaftes Bild?...

begann sie mit singender Stimme. Die Worte gruben sich tief in die empfindsame Seele des Knaben.

Beim nächstenmal berührte er nur ihr Knie und bat leise:

Wolkengrau der Jahre Sinn umhüllt,  
Was verbirgt ihr rätselhaftes Bild?

Und das war eine Bitte, eine scheue Bitte um neue wundersame Märchen.

Die Großmutter wußte Geschichten ohne Zahl: „Jedil-Shaïk“, „Shupar-Koryga“, „Kula-Mergen“... Nach und nach hörte der Knabe alle die alten Märchen von ihr. Er ließ sie unaufhörlich erzählen, von früh bis spät, selbst im rumpelnden Wagen.

Und als er endlich genesen war, hörte die alte Sere mit ihren Geschichten nicht auf. Sie erzählte ihm, was sie in einem langen Leben mit eigenen Augen gesehen und was sie von klugen Menschen gehört hatte. Da war die Geschichte vom Kampf der Geschlechter, die mehrere Tage dauerte... Der Knabe erfuhr nun, wie vor zwanzig oder dreißig Jahren der Stamm der Naiman diese Step-  
pen und diesen Aul mit Raub und Krieg überzog und wie Bostanbek, ihr Ziehsohn, beim Waffengang ums Leben kam. Den Tobykty fiel damals ein Akyn der Naiman in die Hände, Koshamberdy mit Namen; ein Jahr und ein halbes hauste der Sänger, in Ketten geschmiedet, bei den Tobykty. Sere wußte seine langen Lieder noch heute Wort für Wort. Sie erzählte dem Enkelsohn auch von anderen kriegerischen Zügen, von der Schlacht bei Karamor und mancherlei sonst. Schließlich kam sie zu den traurigen Geschichten wie „Kalmakan und Mamyr“, „Jenlik und Kebek“.

Abai wurde es nicht müde, der Großmutter zu lauschen, ganz im Bannkreis des plätschernden Laufs ihrer Rede, den Geist geschärft und aufnahmebereit. Und wenn die alte Sere dann, von Müdigkeit übermannt, verstummte, ging Abai zur Mutter. Auch Ulshan wußte viele Geschichten, aber am liebsten hörte er zu, wenn sie Gedichte

sprach. Es war erstaunlich, welch wunderbares Gedächtnis diese Frau besaß, die niemals lesen und schreiben gelernt hatte und doch Jahre hindurch Gedichte, ohne sie je zu sprechen, kein Wort verlierend, in der Seele aufbewahrte. Viele Stunden hintereinander konnte sie die Shir\* und Aitys\*\*, die Sinn- und Scherzgedichte rezitieren.

Und um die beiden zu immer neuen Geschichten anzustacheln, las ihnen Abai mitunter selber Gedichte vor, aus den Büchern, die er aus der Stadt mitgebracht hatte; so auch die schöne Dichtung „Jussup und Suleika“, wobei er die den Frauen unverständlichen persischen Worte gleich ins Kasachische übersetzte und mit Erklärungen versah. Auf diese Weise gab er den Anstoß zu neuen Geschichten und war glücklich, wenn er wieder die Rolle des Zuhörers übernehmen durfte.

Furchtbar waren die Geschichten der Sere, voll von Raub, Gewalt und Streit. Von Unrecht und Willkür erzählten sie, vom grimmen Leid des Volkes und der ganzen Bitternis menschlicher Erniedrigung; viel düstere Bilder stiegen bestürzend aus der leise tönenden Stimme auf.

Einmal, als die Erzählung am spannendsten war, kamen zwei Gäste von weither an: ein Greis und ein Jüngling an seiner Seite. Den jüngeren kannte Abai, und seine Freude war groß, als er ihn erblickte. Es war der Akyn Baikoksche, er hatte im Vorjahr drei Tage in Kunanbais Aul auf der Sommerweide verbracht und in dieser Jurte den langen Gesang „Kosy-Korpesch und Bajan-Slu“ vorgetragen. Den alten Mann hatte Abai nie gesehen, doch schien ihn Ulshan wohl zu kennen.

Als die Begrüßungen und das gegenseitige Befragen nach Wohlergehen, Familie und Wirtschaft ein Ende genommen hatte, sagte Ulshan lächelnden Auges zu Abai:

\* Shir — Erzählung meist geschichtlichen Inhalts in Versen.  
Die Red.

\*\* Aitys — Dichterwettstreit oder hierbei verfaßte Gedichte.  
Die Red.

„Siehst du, mein Sohn, du bedrängst uns recht heftig mit deinen Bitten, die Großmutter und mich. . . Nun siehst du einen Born der schönsten Lieder und Sagen vor dir. . . Dieser Mann ist der Akyn Dulat\*.“

Dulat, eine ehrfurchtgebietende Greisengestalt mit fließendem schmalen Silberbart, hatte eine helle, junge Stimme. Er gefiel Abai auf den ersten Blick. Das war keiner von jenen alten Männern, die mit ihren Wissensschätzen knausern!

Ein offenes Herz hat Dulat, frei entströmt ihm die Rede, ohne Falsch und Hehl. Vom ersten Augenblick an gibt er sich so, als wäre er in diesem Aul seit Jahrzehnten heimisch.

„Ja, mein Sohn, nicht grundlos heißt es:

Des Sängers Lied, es gleicht dem Himmelstau.

Des Hörers Herz ist Sand, es aufzusaugen.

Preis dem Volk, das singen und sagen kann und das dem Sänger sein Ohr leiht. So es dich nicht ermüdet, ihm zuzuhören, wird es Baikoksche nicht verdrießen, dir von früh bis spät seine Mären zu erzählen“, sprach er mit freundlichem lächelndem Blick.

Seitdem sie auf der Sommerweide waren, kamen häufig Gäste aus fernen Aulen in den der Ulshan. Dulat entstammte dem Geschlecht Syban, und da dieses sich nicht weit von den Aulen des Kunanbai niedergelassen hatte, nützte Dulat die Gelegenheit, seine alten Freunde wiederzusehen. Unterwegs schloß sich ihm Baikoksche aus dem Geschlecht Mamai an, sein Schüler in der Sangeskunst. Schon seit Jahren begleitete der Jüngere den Älteren während des Sommers und brachte mehrere Monate in seiner Gesellschaft zu.

\* *Dulat* — Akyn aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. vertrat später die Ideen und Interessen der kasachischen Ausbeuter-  
klassen. *Die Red.*

Der gastliche Empfang erfreute die Sänger. Abends, als das Fleisch im Kessel kochte, sang Dulat das Lied „Koblandy-Batyr“. Abai meinte, er habe nie etwas gleich Schönes, Starkes und tief Erregendes vernommen. Dulat beendete den Gesang und erhob sich, um die Hände vor dem Mahl zu waschen. Abai fragte ihn:

„Wie ist der Name des Mannes, der dieses Lied gedichtet hat?“

„Man sagt, es sei in uralten Zeiten ersonnen worden, mein Kind. Doch Shanaken behauptet, er habe es in dieser Form von Marabai, einem Akyn der Kleinen Horde, gehört.“

Shanaken, von dem Dulat hier sprach, war der berühmte Akyn Shanak.

Besonders starken Eindruck machte auf Abai der Abschied des Koblandy, der Ritt des Taiburyl und der Zweikampf zwischen Kasan und Koblandy. Er war so aufgeregt von dem Vernommenen, daß er in dieser Nacht lange keinen Schlaf fand.

Tags darauf ließ Ulshan die beiden Sänger nicht weiterziehen.

„Verweilt doch! Wohin eilt ihr? Erfreut uns noch einige Tage“, so sprach sie den Gästen zu.

Diese Bitte drückte nur aus, was Abai sich innig wünschte. Er hatte bisher geglaubt, daß alles Lehrreiche und Kluggedachte nur in Büchern stünde und daß Kunst und Wissen in der Medresse wohnen. Was könnte sich messen mit den Gesängen eines Nisami, Nawoi und Fisluli, mit der zarten Poesie des Scheich Saadi und Chadshi Chafis, mit dem großartigen Heldenepos eines Firdoussi? Er wußte damals noch nicht, daß auch die Kasachen ihre großen Dichter besaßen und daß sie an ihren Dichtungen „Kosy-Korpesch“ und „Akbalabosdak“ eine ganze Schatzkammer hatten.

War es, weil die Lieder, die er hörte, ihm durch Sprache und Geschehen besonders nah und verständlich

waren, oder kam es von den ergreifenden Melodien Dulats und Baikoksches, deren Stimmen sich bald steil in die Höhe schwingen, um gleich darauf leis zu verrauschen oder wie ein grollender Sturmwind daherzufahren, oder tat es die Dombra\* mit ihrem weichen Klang — wer weiß —, nur dünkte es Abai, er habe nie etwas Schöneres vernommen als die Lieder des Dulat und Baikoksches.

Tagelang, bis in den späten Abend, wick er den beiden Akynen nicht von der Seite. Seit ihrer Ankunft war die Jurte der Ulshan ständig ein Platz, wo sich viel Volk drängte.

Mittags, wenn die Fohlen angebunden waren, kam der ganze Aul beim Kumyß zusammen und lauschte, die Köpfe vom starken Getränk erhitzt, mit verhaltenem Atem den Liedern.

Tagsüber sangen die Akyne lange, weitschweifige Gesänge, und in den Pausen trugen sie Aussprüche von Weisen vor, die Wettreden der Biis\*\* bei Gerichtsstreiten oder gereimte Reden von scharfsinnigen Männern aus alten Zeiten. Wenn dann die andern gegangen waren und nur noch der kleine Familienkreis beisammen war, dann sang Dulat seine eignen Lieder und die seiner Zeitgenossen. Er hatte einen unerschöpflichen Vorrat an Liedern und Gesängen: die der Akyne Schoshe, Sybanbai, Balta, Alpys und anderer. Und in diesem vielfarbigem Strom der Mären und Sagen waren seine liebsten die, welche vom Sinnen und Trachten des Volkes sangen.

Wenn der Abend herniedersank, lauschten Abai und die Mütter den Lieblingsliedern des Dulat und konnten sich nicht daran satt hören. Das waren tönende Perlen, zauberhafte Gaben für ein williges Ohr... In diesen Minuten stand Dulat, seltsam geweiht und in sich gehoben, vor Abai, ganz anders als der Dulat, den er tagsüber

\* *Dombra* — kasachisches Saiteninstrument. *Die Red.*

\*\* *Bi* — Richter. *Die Red.*

singen hörte. Der andere, der am Tage, sang von Lust und Schmerz, am Abend aber war das ein Lehrer voll großer Weisheit und ein tiefer Denker.

Es schweift mein Denken unerkannt,  
Gleich Nebeln, die die Ferne braut.  
Es weint mein Herze weh und bang,  
Und weit um mich das Wasser blaut,  
Es rauscht, schlägt plätschernd an den Sand.  
Das ist das Lied, das Dulat sang.

So sang er, was in ihm lebte.

„Was trübt sein Herz?“ fragte Abai manchmal die Mutter.

„Er ist ein Mann mit einer starken Seele, er wird sich nie dazu hergeben, daß er priese, was des Preises unwert wäre. Er wird nie durch die Aule ziehen, um Gaben zu sammeln. Lerne von ihm, mein Sohn, und bewahre seine Worte wohl in deinem Gedächtnis“, sagte Ulshan.

Und Abai ließ sich kein einziges Wort des Akyn entgehen. Andächtig lauschte er den neuen Gesängen, die unter dem gewölbten Dach ihrer Jurte geboren wurden. Diese Lieder geißelten, sie schmähten die verbrecherischen Taten und die scheußlichen Laster der Großen und Mächtigen. In einem Lied Dulats kamen die Worte vor:

Der Arme sagt dem Reichen gleich:  
Mit Unrecht bist du Reicher reich.  
Du stiehst dein Gut, und deinen Fraß  
Holst du wie Geierbrut vom Aas.

Abai war glücklich, daß der Vater abwesend war, und er betete zu Gott, er möge ihn recht lange aufhalten. Kunanbai, der mit etlichen Ältesten der Geschlechter die Aule der Tobykty bereiste, ließ sich während des Besuchs der beiden Akyne kein einziges Mal sehen. Und das war gut, denn so konnte Ulshan die Sänger unbesorgt zum Bleiben bewegen. Wenn Kunanbai anwesend war, hielten

sich die Sänger und Akyne nicht länger als eben nötig auf, und vor allem konnten sie dann nicht so frei ihre Lieder singen.

Aber wen hatte Dulat im Sinn, wenn er die Großen und Mächtigen verdammte? Dulat sprach sich niemals deutlich darüber aus, doch der Knabe verstand ihn auf seine Weise, denn an Beispielen fehlte es ihm nicht.

Dulat sang:

Kommt ein Befehl der Obrigkeit,  
Sind diese Wichte gleich bereit.  
Mit sturem Eifer schalten sie,  
Nach einem Lohne lugen sie,  
Sa'n Angst und Schrecken weit und breit,  
Schlotternd in Unterwürfigkeit.

„Das ist der Kreisverwalter Maibassar“, dachte Abai erschauernd.

Vor dem Mächtigen buckelkrumm,  
Läßt für ein Kalblein er, nicht dumm,  
Sich von den Armen zehne geben.  
Ja, der Schlaue hat ein Leben!  
Zahl die Steuern einerlei,  
Ob du Hirte, ob du Bai.  
Einer schafft, der andere rafft,  
Und was mühsam du gewonnen,  
Ist wie Wasser weggeronnen...

rezitierte Dulat zu den dunklen Klängen der Dombra und seufzte bitter.

Abai bestürmte die Akyne mit rührenden, liebevollen Worten, und auch die Mutter unterstützte, von dem Knaben bewegt, seine Bitten; so erreichte er, daß Dulat und Baikoksche einen ganzen Monat bei ihnen blieben. In dieser Zeit schloß sich Abai den Sängern innig an. Bald ließ er sich das Lager an der Seite des Greises betten, und er war immer bemüht, ihm in allem zu Diensten

zu sein. Den Greis freute die wache Empfänglichkeit des Knaben, und als sie einst allein blieben, sagte er zu ihm:

Du wirst groß, Abai, mein Licht,  
Was deiner harret, weiß ich nicht.  
Doch mich dünkt, ich seh' dich stehn  
Fern und stolz auf Bergeshöhn.

Und er gab Abai seine Dombra mit den Worten:

„Nimm sie, mein Sohn, sie sei mein Segen für dich.  
Dies spreche ich aus vollem Herzen.“

Abai fand vor Verwirrung keine Worte.

Das war am Abend vor Dulats und Baikoksches Abreise.

Am nächsten Morgen, als die Pferde schon gesattelt waren und die Sänger die letzten Zurichtungen für die Reise trafen, zog Abai die Mutter beiseite und bat sie leise:

„Apa, wir wollen ihnen beiden etwas recht Schönes schenken.“

Ulshan antwortete nicht. Aber dann, als die Gäste den letzten Trank Kumyß genommen hatten und den Gastgebern ihren Abschiedsgruß entbieten wollten, warf Ulshan einen Blick auf Dulat, als schicke sie sich zum Sprechen an. Die Gäste hielten inne, ihrer Worte gewärtig.

Ulshan sprach:

„Mein Sohn lag lange krank darnieder und fand keine Genesung, als er aus der Medresse kam. Eure wohlklingende Botschaft hat ihm Heilung gebracht. Ihr seid hochherzige Gäste.“

Und wirklich hatte Abai während dieser Zeit weder Schwäche noch Schmerzen verspürt, er fühlte sich gesund und kräftig. Die Mutter fuhr fort:

„Besucht uns recht oft, wir werden uns eurer immer freuen. Gott schicke euch Glück auf euren Weg, von uns aber verschmäht nicht eine bescheidene Gabe, die

ihr auf dem Hof finden werdet, als Dank für euer Kommen... Verargt uns nichts und behaltet uns in Erinnerung als eure guten Freunde...“

Abai geleitete die Gäste vor die Jurte. Zwei Pferdehüter führten dem Dulat einen wohlgenährten Falben zu und dem Baikoksche eine vierjährige braune Stute.

Die Akyne riefen: „Chosch, chosch!“\* und machten sich auf den Weg, die geschenkten Pferde am Zügel führend.

Ein jungenhaftes Glücksgefühl überkam Abai. In überschwenglicher Freude fiel er seiner Mutter um den Hals, schmiegte sich an ihren weichen, vollen Körper und küßte sie stürmisch auf Augen, Wangen und Mund.

\* *Chosch* — Lebt wohl. *Die Red.*



1



IN DIESEM JAHR wurden die Aule Kunanbais früher als sonst mit der Schafschur fertig. Bisher war es niemals vorgekommen, daß Kunanbai, bevor noch der erste Schnee fiel, von den Herbstweiden fortgezogen wäre, aber in diesem Jahr begann die Abwanderung nach den Winterweiden schon in den ersten Tagen des Oktober. Keiner von den Ältesten der anderen Geschlechter war davon in Kenntnis gesetzt, obgleich sie alle mit Kunanbais Aul durch nahe Verwandtschaft verbunden waren.

Den Sujundik befremdete das sehr. Er suchte Boshej auf und fragte ihn:

„Hast du schon heraus, was dein Anverwandter wieder einmal im Schilde führt? Was treibt ihn zur Eile in diesem Jahr?“

Sujundik und Boshej waren nicht allein in der Jurte. In ihrer Gesellschaft befand sich der langnasige und schmalbärtige Tussip, nebst Boshej der zweite Mann im Geschlecht der Shigitek. Er sagte gedankenvoll:

„Dergleichen hat Kunanbai früher nicht getan... Vielleicht ist ihm das Futter rar geworden?“

Boshej blickte zu ihm auf und fing zu lachen an. Sujundik maß ihn mit einem Blick voll Argwohn — vielleicht wußte dieser Boshej etwas und sagte es nicht? —, dann sprach er seufzend:

„O allmächtiger Gott, Kunanbai und kein Futter! Keine Herde der Welt kann seine Weiden zerstampfen... Hier steckt etwas anderes dahinter... Sein Vieh begann gerade erst fett zu werden, und da zieht er so früh im Jahre los. Wo will er denn seine Herden bis zum Frühjahr füttern? Er hat ja auch die Schafe so zeitig geschoren, um reisefertig zu sein...“

Er versank wieder in seine Gedanken, dann wandte er sich unvermittelt an Boshej:

„Vielleicht weißt du etwas? Dann weihe auch uns ein!“

„Glaubst du vielleicht, Kunanbai hätte mich um meinen Rat gefragt?“

„Wenn auch nicht um Rat... so bist du doch der einzige, der seine geheimen Gedanken zu lesen weiß. Sage uns, was du davon hältst, ich bin des Herumratens müde.“

„Hätte Kunanbai im Frühjahr Eile gezeigt“, begann Boshej bedächtig, „so hätte ich gemeint, daß er drauf aus ist, die Weiden des Uak-Geschlechtes an sich zu reißen... Wäre es im Sommer geschehen, dann hieße es, seine Begierde sei nach dem Land der Kerej entbrannt... Aber alle Winterweiden weit im Umkreis gehören den Tobykty, und bis zu fremden ist es weit... Wenn er nur nicht sein Auge auf das Gut seiner Stammesgenossen geworfen hat... Hat doch auch der gierige Königsadler des Tnej seinen Herrn und Gebieter zerfleischt...“

Boshej schien zu spüren, daß etwas Schlimmes in der Luft lag, und seine Worte vermehrten die Unruhe Sujundiks. Schwere Gedanken umwölkten seine Stirn: auf wen

zielte das neue Unheil, von dem Boshej sprach, wo alles ringsum Ruhe und Frieden atmete...

„Oh, mein Teurer!“ seufzte er abermals. „Ich glaube, Kunanbai hat uns auch so schon ganz schön gerupft und nach Herzenslust seinen Hohn mit uns getrieben. Das Geschlecht der Shuantajak stieß er aus, von den Anet nahm er, was er konnte, und auch die Koksche hat er weidlich ausgeraubt. Was will er noch? Dreißig Weidegebiete vom Norden bis weit in den Süden sind sein; hier seine Frühlingsweiden, dort die Sommerweiden, drüben die Herbstweiden... Und Winterweiden hat er mit Gottes Hilfe auch genug.“

Das Geschlecht der Irgisbai war an Weideland reicher als das Geschlecht der Shigitek. Dies bedrückte Tussip ebenso wie die sonstigen nicht eben erfreulichen Angelegenheiten seines Geschlechts, und er ließ im Geiste alle die von Sujundik genannten Plätze an sich vorüberziehen.

„Seine Standorte sind nicht weiter voneinander entfernt, als ein Lamm gehen kann, ohne müde zu werden“, fuhr Sujundik fort.

„Was will er noch“, warf Tussip ein. „Er hat fette, grünende Wiesen, hat in blühende Ufer gebettete Seen, wasserreiche Bäche...“

„Bei andern Leuten drücken sich auf den Sommerweiden drei, vier Geschlechter um ein Bächlein herum, und er hat mehr Flüsse als Aule“, wurde er von Sujundik unterstützt.]

„Und das alles hat er in so kurzer Zeit an sich gebracht! Was plant er nun noch?“

„Das ist es: was plant er nun?“

Boshej hatte wortlos zugehört. Nun wandte er sich heftig um und sagte schneidend, mit wegwerfender Gebärde:

„Könntet ihr beiden entscheiden, so verlohnte es sich,

die vielen Worte zu verlieren. Doch was frommen eure Klagen?“

Und er heftete einen langen stummen Blick auf Tussip.

„Die Schwachen verlieren sich gern in Grübeleien. Aber haltloses Träumen macht den Menschen nicht satt. Was nützt das Reden, wenn du machtlos bist?“ schloß er mit hart gefurchten Brauen.

Tussip wußte, daß solche Gedanken schon seit langem am Herzen des Boshej nagten. Das Grab des Kengirbai, seines Ahnen, lag bei dem Gehölz Schi. Und unweit davon befanden sich die reichen Weiden zweier Untergeschlechter der Shigitek. Dann kam ein Tag, und Kunanbai verleibte auch dieses Land ohne viel Aufhebens seinen Winterweiden ein. Das war ein schwerer Schlag für Boshej, und er beschloß, die Fehde mit Kunanbai auszutragen, auf Leben und Tod. Aber Kunanbai ließ eilends den Tussip zu sich kommen und wußte ihm so um den Mund zu gehen, daß Tussip bei seiner Rückkehr den Boshej zu überreden vermochte, von dem Streite abzusehen, und ihn auch wirklich zum Nachgeben brachte. Die beste Zeit und der gewichtigste Anlaß zu einem Vorgehen gegen Kunanbai wurden somit versäumt.

Boshej mußte die alte Kränkung tief im Grund seiner Seele verschließen. Zur Rache fehlte ihm die Kraft. Doch sobald die Rede auf Kunanbai kam, verhehlte er seine Empörung nicht und hetzte den Tussip unablässig zum Streit gegen ihn auf. „Wir haben lange genug mit Kunanbai gütlich geredet, nun ist es Zeit zum Handeln. Bist du ein Mann, so wappne dich mit Mut; wenn nicht, beuge weiter den Nacken“, wiederholte er oft. Das gleiche sagte er zu Sujundik. Er weihte auch Baidaly in seine geheimen Gedanken ein, denn den hielt er für die stärkste Stütze des Geschlechts der Shigitek.

Aber mit jedem sprach er hierüber zu zweit, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit.

Nach sieben Tagereisen kamen die Aule des Kunanbai an den Kolgainar. Schon wollten sie ein jeder an sein Winterlager weiterziehen, als unerwartet an alle ein Befehl des Kunanbai erging, daß niemand ohne seine besondere Befugnis den Platz zu räumen habe. Kunanbai selber, in Begleitung von Maibassar, ritt in die Tschingisberge. Obgleich die Entfernung nicht sonderlich weit war, führte ihn sein Weg kreuz und quer durch die Landschaft, und er kehrte erst abends, nach einem langen Tag im Sattel, in den Aul zurück, wo er vor der Jurte seiner ältesten Frau, der Kunke, abstieg.

Hier waren heute nur Frauen versammelt: die Mütter des Kunanbai — die Gemahlinnen seines verstorbenen Vaters —, die Frauen seiner Ohme väterlicherseits sowie der sonstige weibliche Anhang zweier Generationen. Ihre Aule, wohl zwanzig an der Zahl, waren seit langem aus dem Gemeinwesen ausgetreten und zogen nun selbständig auf die Wanderung. Aber die Frauen kamen regelmäßig zu Gast und entrichteten dem Brauch nach die von ihnen gebührenden Gaben.

Zweimal im Jahr kommen die Frauen aus diesen Aulen mit ihren Geschenken zu Kunanbai. Das erstemal, wenn seine Aule auf der Frühlingsweide einziehen. Nach der langen Wintertrennung in den einsamen, weit auseinandergelegenen Lagerplätzen drängt es die Frauen zur Geselligkeit, und sie statten reihum ihre Besuche ab, angefangen von der Großen Jurte der Sere bis zur Jurte der Kunke. Das zweitemal versammelt man sich im Herbst, vor der langen Trennung.

Als die Türmatte, von Maibassar ehrerbietig geöffnet, zurückflog und die kraftvoll gebietende Gestalt des Kunanbai in dem hellen Geviert erschien, brach das Kichern und Plappern in der Jurte mit einem Schlag ab.

Die Männer nahmen Platz. Nur Tanscholpan, die zweite Frau des Vaters von Kunanbai, nach Sere die Ranghöchste im Stamm, erkühnte sich, das Wort an den Aga-Sultan zu richten.

„Mein vielgeliebter Sohn, deine Mütter und Schwägerinnen haben dir ihre Gaben gebracht. Nun siehst du uns im Begriff, uns zu entfernen. Auch deiner alten Mutter sind die ihr zukommenden Spenden schon übergeben.“

In den letzten Jahren war es üblich geworden, daß man der Sere den Ehrennamen „die alte Mutter“ zugestand, wenn man ihrer im Beisein Kunanbais Erwähnung tat. Auch Tanscholpan nannte so ihre einstige Rivalin\*. Kunanbai blieb stumm. Tanscholpan war eine von den eigenwilligen, trotzigem Müttern in der Familie. In jungen Jahren war sie mit der Lanze in der Hand einer feindlichen Bande nachgejagt, die ihres Vaters Pferde rauben wollte. Sie hatte vier Söhnen das Leben geschenkt und war wie die meisten jüngeren und mit Söhnen reich gesegneten Frauen selbstbewußt und unberechenbar in ihrer Art geworden.

Das Schweigen des Kunanbai mißfiel ihr, aber sie fuhr in ihrer lebhaften Sprechweise fort:

„Wir beschenken nicht Kunke, sondern dich, der du trotz jungen Jahren schon unser aller Oberhaupt bist. Morgen ziehen wir fort, in alle Winde, und werden den Winter über, gleich dem Maulwurf in seinem Loch, in dumpfer Enge hausen, denn dies ist unser Frauenlos. . . Möge meine Gabe der Ausdruck meiner wohlmeinenden Wünsche für dich sein und zugleich ein Gebet, daß dir, unserm Sohn, Glück und Segen zuteil werde.“<sup>7</sup>

Kunanbai hob den Blick, nickte und entgegnete nach kurzem Schweigen:

\* Die Frauen eines Mannes hießen im Verhältnis zueinander Kundes — Rivalinnen. *Die Red.*

„Du sagtest, daß ,wir morgen fortziehen werden‘? Und wenn das nicht geschieht, was dann? Daß ihr nur nicht ein zweites Mal Gaben bringen müßt!“

Er lachte kurz und vieldeutig. Die Frauen stimmten mit etwas ängstlicher Hast in sein Lachen ein. Kunko, eine hochgewachsene Matrone, mit blassem, leicht knochigem Gesicht, wollte sogleich die aufgeräumte Stimmung Kunanbais ausnutzen und sagte:

„Und ich befahl schon den Dienern, die Ballen auszuwickeln und die Jurten aufzustellen.\* Soll es denn weitergehen? Ihr habt uns alle recht irre gemacht, niemand im Aul weiß, ob wir hierbleiben oder weiterwandern werden“, und sie warf einen fragenden Blick auf Maibassar.

„Dafür kannst du dich auf eine Wiederholung der Geschenke freuen“, blinzelte der ihr zu.

„Laß alles verpackt wie es ist, morgen geht es weiter“, beschied sie Kunanbai.

„Oh, mein teurer Sohn, was soll diese neue Wanderung?“ fragte Tanscholpan verwundert und sah ihm forschend ins Gesicht. Und es erwiderte Kunanbai:

„Wir werden diesmal alle beisammen bleiben. Morgen in der Frühe geht es zum Tschingis, die Weiden und Lagerstätten für die Aule habe ich schon besichtigt. Und diese meine Botschaft geht an alle Aule: sie mögen reisefertig sein.“

\* Die Aufstellung der Jurten beginnt mit den unteren, rund angeordneten gitterartigen Wänden, den *Kerege*. Alsdann werden hohe gebogene Stangen daran befestigt, die *Uyk* heißen und oben in der Mitte von einem Ring, dem *Schanrak*, zusammengefaßt sind. Dieses Gerüst wird mit Matten bedeckt, zu deren Befestigung Schnüre dienen. Sie bestehen entweder aus einfachem Filz, bei reichen Leuten aber auch aus feinem weißem, und sind häufig mit Applikationen aus farbigem Tuch verziert. Die Größe der Jurte hängt von der Größe und von der Anzahl der Seitenwände ab (2—3½ Meter). Die kleinste Jurte ist dreiseitig, die reichen Jurten bestehen aus sechs und acht Seitenwänden. Manchmal werden zwei oder drei Jurten zusammen aufgebaut und die Innenwände herausgenommen, so daß Durchgänge entstehen. *Ann. d. Verf.*

Am anderen Morgen in der Frühe machten sich die zwanzig Aule der Irgisbai neuerlich auf und bewegten sich in der Richtung zum Tschingis, mitten in das Herz der Berge hinein.

Sie setzten sich zur gleichen Stunde in Marsch und hielten sich auf dem Weg dicht beieinander, ängstlich besorgt, den Zug nicht in die Länge zu ziehen. Meist bildeten die Aule auf ihren Wanderungen eine lange, lose Kette, ähnlich denen der Kraniche oder der Wildgänse im Frühlingsschwarm. Aber diesmal scharten sie sich zusammen wie ein Rudel Enten, das ein Sperber bedroht. Diese sonderbare Wanderfahrt fing schon recht ungewöhnlich an. Kaum lichtete sich im Osten der Himmel, als ein strenger Befehl des Kunanbai, von Boten verbreitet, durch die Aule lief:

„Ohne Aufschub alles für die Weiterreise fertigmachen! Beim Marsch nahe Fühlung halten! Die Aule brechen gleichzeitig auf! Gerastet wird nicht!“

Linksab vom Weg, der nach dem Tschingis führt, steht ein Hügel einsam in der Ebene. Auf diesen Hügel ritt Kunanbai mit Maibassar und Kudaiberdy, seinem ältesten Sohn von der Kunte, vor dem Aufbruch der Aule. Seltsam in sich gestrafft, wie in nervöser Erwartung, stand sein braunes Roß auf der Höhe, klar hingezeichnet vor dem heller werdenden Morgenhimmel, und sah enorm und unnatürlich lang aus. Die schmalen, spitzen Ohren wie Schilfrohr steif erhoben, horchte es hinaus und fuhr dann und wann mit dem Kopf zur Seite, als wolle es den an ihm vorüberbrandenden Menschenstrom zur Eile drängen. Kunanbai aber stand hoch über der Menge, die zu seinen Füßen dahinwimmelte, als wolle er zum Volk sprechen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als die zwanzig Aule stumm, ohne den üblichen Lärm und das Stimmengemenge, die verschnürten Lasten auf die Tiere luden. Aber nun, schon auf dem Marsch, wo die Rufe der

Kameltreiber ertönten, spritzte ein lärmendes Durcheinander von Stimmen und Geräuschen gleich einer Woge auf und ergoß sich in ein einziges buntartig vermischtes Getöse. Hier brüllte ein Kamel, dem sich die schlecht aufgebundene Last in den Rücken grub, dort wimmerte ein Jungtier, das nach der Mutter verlangte, da knurrten sich ein paar Hunde an. Aus der Ferne schallten die kreischenden Laute der Shigiten herein, die die Lasttiere zu einer schnelleren Gangart trieben. Kinder weinten, Mütter schalten, und die lauten Rufe der Schafhirten, Viehtreiber und Pferdeknechte hallten von allen Seiten über der Menge.

Als der Zug der Aule sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, sagte Kunanbai auf seinem Hügel zu Kamysbai und Kudaiberdy:

„Reitet aus, ihr beiden, und ruft mir die Ältesten aller Aule herbei.“

Zwei Pferde lösten sich pfeilartig von der Hügelkuppe, und zwei Männer, der hochwüchsige, wohlgebaute Kudaiberdy und der breitschultrige Kamysbai, jagten um die Wette zu Tal, dem drängenden Menschenstrom entgegen, auf eine Anzahl Männer zu, die der ersten Wandergruppe vorausritt. Sie hielten sich nur eine Sekunde auf und hetzten dann weiter, indes sich zwei Reiter aus der Gruppe lösten und sich im gleichmäßigen Trab dem Hügel näherten, auf dem Kunanbai stand. Als sie sahen, daß der Gebieter ihrer harrete, ließen sie ihre Pferde schneller laufen.

Bis Kudaiberdy den letzten der Aule erreichte, hatten sich schon an die dreißig Männer um Kunanbai geschart. Ein windstiller, etwas fröstelnder Herbsttag brach an. Wolkenlos hob sich der Himmel, klar und silbrig matt. Und während sich von allen Aulen die dünnen schwarzen Ketten der Reiter zu Kunanbai hinzogen, trieb überm Rand ferner Berge leuchtend und riesig die Sonnenscheibe auf, funkelnde Strahlenbündel um sich schießend.

Wie ein unförmiges Steingetier, das sich aufbäumt, hatte der Tschingis dagelegen und seine blauumhangenen Schroffen himmelwärts gestreckt. Aber als nun der Strahlenkatarakt auf ihn niederstürzte, da erglänzten die Berge in ihrem farbenbunten Gewand. Ganze Schwärme von Lerchen erhoben sich, aufgeschreckt durch den Zug der Menschen und Tiere, und sie jubelten in der luftigen Höhe, ihr klingendes Lied erfüllte den Himmelsraum. Und noch höher im Blau schwebte, dem Auge kaum sichtbar, ein langer Kranichzug und schickte sein eintöniges Abschieds-Trutru den drunten wimmelnden Menschen.

Kudaiberdy und Kamysbai waren mit verhängten Zügeln von Aul zu Aul gesprengt, nun kehrten sie auf schaubedeckten Rossen zu Kunanbai zurück, drei Greise mit sich führend. Der eine von ihnen war Shakip, ein Bruder des Kunanbai von einer seiner anderen Mütter. Kunanbai nahm den Salem dieses Shakip entgegen, dann gab er seinem Pferd die Sporen und sagte kurz: „Auf denn!“

Pferdegetrappel hallte hügelabwärts. Kunanbai, im Kreis der Seinen, ritt zum Tschingis. Die Wandernden drängten sich zusammen, um den Ältesten Raum zu geben, aber die beeilten sich nicht.

In der Mitte reitet Kunanbai, an seiner Seite die Männer, die ihm nach Blutsverwandtschaft die Nächsten sind: seine Ohme vom Vater her, seine Brüder, Vettern und andere.

Kunanbai ist der einzige Sohn seiner Mutter Sere, die die älteste Frau seines Vaters war. Er hat die Große Jurte ihres Geschlechts geerbt, er besitzt Reichtum über Reichtum, seine Macht kennt keine Grenzen, und auch an Jahren ist er gereifter als die anderen Männer seiner Sippe. Darum erkühnt sich keiner unter den Nachfahren des Irgisbai wider den Stachel zu lecken, und selbst die Unzufriedenheit muß sich knurrend in die Winkel der zwanzig Aule verziehen. Wenn Kunanbai Hilfe braucht, sind sie alle zur Stelle. Seine maßlose Kraft, seine herrische

Stimme, sein Wille, gegen den nichts aufkommen kann, zwingen sie alle in den Bannkreis seines Wesens. Galt es, fremde Gebiete an sich zu reißen, stand eine Unterdrückungsaktion gegen ein unbotmäßiges Geschlecht oder ein Raubzug bevor — sie verstanden schon an einem Zucken seines Lids, was er wollte. Auch in den sehr verwickelten Beziehungen der Familie, wo es doch wahrlich nicht an Zündstoff gebrach, wußte er jede aufflammende Unstimmigkeit im Keim zu ersticken. Und selbst die Rivalinnen, diese eigenwilligen, hochfahrenden Frauen, deren jede am liebsten die andere in Stücke gerissen hätte, wagten keine lauten Zänkereien, denn die Brüder der Männer oder ältere Verwandte dämpften rasch das allzu überschäumende Temperament der Jungen wie der Alten, und wer nicht parierte, bekam die Faust zu spüren.

Wie eine Wand standen die zwanzig Aule der Irgisbai um Kunanbai; sie glichen einem Geierschwarm, der aus dem gemeinsamen Nest zum Raub ausgeschwirrt ist. Frei und ungeniert schalteten und walteten sie in dem großen Stamm der Tobykty, und wo Zuspruch und aufmunternde Nötigung nicht anschlug, da half die unverhüllte Gewalt. Diese an Zahl geringe, doch zähe und fest in sich verbundene Gemeinschaft unterwarf alles ihrem Einfluß, was zum Stamm der Tobykty gehörte. Wer ihnen nützlich war, mit dem versippten sie sich, und nach dem Sprichwort: „Nimm eine lange Schnur, so wird der Fangstrick länger“, betrieben sie ihre Zwecke von weither, auf mancherlei Wegen und Winkelwegen. Es kam vor, daß sie einen Menschen in dunkle und gefährliche Dinge verstrickten, um dann in letzter Minute als die Retter und Erlöser da zu sein. Auf diese Weise erweiterten sie ihren Einflußkreis unablässig und gewannen immer neue Trabanten.

Nach und nach ergab es sich, daß ein jeder aus dem kleinen Geschlecht Irgisbai mit einem jeden der zwanzig anderen Geschlechter versippt oder wenigstens durch Freundschaft verbunden war. Und aus diesem komplizier-

ten, vielfältig verschlungenen Knäuel von Bindungen war Kunanbai zu seiner jetzigen Größe emporgestiegen. Die Ältesten, die in diesem Augenblick an der Seite des Aga-Sultans durch den Morgen ritten, fragten nicht einmal, wohin es ging und was diese neuerliche Wanderung bedeuten sollte. ‚Was er im Sinn hat, ist für uns gut, und wenn die Zeit kommt, werden wir es erfahren‘, so dachte ein jeder.

Der langrückige Braune des Kunanbai bewegte sich in einem raschen Paßgang, während die Begleiter im Trab folgen mußten. Kunanbai ritt an der Spitze seines Gefolges um einen Schritt voraus. So tritt der Imam bei der Andacht vor die betende Menge. Auch hier gehörte ihm der Vorrang, wie überall. Und wenn ein junger Naseweis wirklich einmal voraussprengen wollte, so wurde er mit einem raschen „Zügle dich!“ von einem der Älteren zur Ordnung verwiesen. Kunanbais einziges Auge schien alles im Flug zu erfassen. Er sah nur Irgisbai ringsum im Strom der Menge. Freilich gab es in jedem Aul auch ein paar Zugewanderte, nämlich die Wächter und Schafhirten, aber sie fielen nicht ins Gewicht und entschieden auch nichts.

Kunanbai und sein Gefolge hatten die Karawane nun hinter sich gelassen, und der Aga-Sultan erklärte den Ältesten der zwanzig Aule, bis zu welcher Stelle sie zu ziehen hätten, wo jeder Aul lagern solle und wie die Jurten aufzustellen seien. Es war kein Wechselgespräch und auch kein Rathalten, es war ein wohldurchdachter und streng gefaßter Befehl.

### 3

Sechs Tage darauf konnte man eine zweite Wanderkarawane auf den gleichen Straßen in die Berge ziehen sehen. Es war das Bokenschi-Geschlecht. Auch dieser Zug passierte die Ksylschoky-Kette und bewegte sich in das Innere des Tschingis.

Es war ein sehr langer Zug, und seine einzelnen Teiler glichen den Gliedern einer losen und spärlichen Kette. Jeder Aul wanderte für sich. Es gab wenig Reiter unter ihnen, bloß die Viehtreiber und ein paar Frauen waren zu Pferd, alle anderen dagegen — Kinder, alte Männer und Frauen — schaukelten auf den hochbepackten Kamelen. Als hätten diese Aule ihre Pferde im voraus auf die Winterweiden geschickt und nur die unentbehrlichsten Tiere zurückbehalten, so sah es aus. Selbst die Männer saßen auf Ochsen oder ritten zweijährige Kamele. Aber der Mangel an Pferden hatte einen anderen Grund: die Armut der Geschlechter Bokenschi und Borsak. Nur zwei Aule, die von Sujundik und Sheksen, ließen einen beachtlichen Wohlstand erkennen.

Schweigend ritten die beiden Ältesten dahin, von etwa zwei Dutzend Shigiten umgeben; kein Lachen, kein heitres Wort erklang. Grau und schattenhaft trotteten die Menschen in ihren zerschlissenen Mänteln und den Jacken aus roh gegerbtem Schaffell, fast verfließend mit dem trüben Grau des wolkenschweren Himmels. Und eine trübe schwere Wolke lag auf dem Antlitz Sujundiks: das Volk erwartete entschlossene Taten von ihm, er aber hatte keine Entschlußkraft.

„An Ort und Stelle werden wir sehen, woran wir sind... Wir müssen Kunanbai selbst fragen, auf Grund welcher Bräuche und Gesetze er die Geschlechter im Stich gelassen und sich allein davongemacht hat“, erwiderte er ausweichend, wenn sie ihn fragten.

Sheksen pflichtete ihm bei, aber die anderen, alt und jung, waren voll banger Unruhe. Kunanbai hatte diesmal ungewöhnlich früh und überstürzt die Herbstweiden verlassen. Die anderen Geschlechter, die darin ein böses Vorzeichen sahen, hatten ebenfalls die Schafschur vor der Zeit zu Ende geführt und waren, von Unruhe getrieben, ihm nachgeeilt. Den ganzen Sommer über hatten die Bokenschi immerwährend das finster funkelnde Auge des

Aga-Sultans auf sich ruhen gespürt. Und mehr als einmal hatte er einen nichtigen Vorwand benutzt, um sie zu bedrängen. Erschrocken durch dieses Gebaren, war Sujundik zu Boshej geeilt, um sich mit ihm zu beraten, aber auch Boshej hatte ihm nichts Bestimmtes zu sagen vermocht.

Diese Atmosphäre von Unruhe und Verstörtheit verstärkte sich noch, als die Nachricht von dem eigentümlichen Marsch Kunanbais kam. Sujundik brach in Eile seine Zelte ab und zog Kunanbai nach. Um diese Zeit hatten auch die anderen Geschlechter, sowohl die Anhänger der Irgisbai wie ihre Gegner, im bangen Vorgefühl eines Unheils die Wanderung nach den Winterweiden begonnen, darunter auch Boshej und Tussip.

Die Winterweiden der Bokenschi in den Tschingisbergen waren nicht groß und lagen rund um jenen Aul des Sheksen am Karaschoky, wo im Frühjahr Kodar getötet worden war. Im Vorgebirge des Tschingis trennten sich die Aule der Bokenschi, und jeder zog auf den ihm bekannten Pfaden an seinen Weideort, so auch Sujundik und Sheksen. Sie kamen mit ihrem Volke bald an den Fluß, folgten dem waldigen, sich in die Gebirgsausläufer krümmenden Ufer und erreichten schließlich den alten Siedelplatz. Da war die große Wiese unterhalb des Karaschoky, dort stand die Felswand, an deren Fuß der zerschmetterte Kodar einst lag.

Aber was war das? Sie trauten ihren Augen nicht! Das Gras rings um den Felsen war abgemäht, und das Heu lag schon zu großen Schobern geschichtet. Auf den Wiesen Sheksens grasten friedlich Rinder und Kamele, eine ganze Herde. Weiß lachten die Jurten eines reichen Auls, lustig blökende Lämmer hüpfen umher, und der Rauch von Lagerfeuern zog träge wie langsam wehende Schleier durch die Lüfte. . . Die Winterweide des Sheksen gehörte dem Sheksen nicht mehr. Ein anderer Aul, ein fremder, war ihm zugekommen und hatte sie ihm weggeschnappt.

Am Berghang sah man Pferde weiden, fast durchweg Rotfuchse oder Falben. Das konnten nur die Tabune\* des Kunanbai sein.

„Gott hat uns gestraft. Sujundik, mein Teurer, was sollen wir jetzt tun?“ rief Sheksen, und Tränen traten in seine Augen.

„Ja... Von solchem Unglück steht geschrieben: ‚Deine Sommerweiden fallen dem Feind zum Raub, deine Winterhütten gehen in Flammen auf‘“, entgegnete Sujundik mit sorgenschwerer Miene, und das war alles, was er sagte.

Zwar munkelte man schon seit längerer Zeit von neuen schlimmen Plänen des Kunanbai, aber niemand hatte erwartet, daß er sich zu einem derartigen Schritt entschließen würde.

„Gewiß hat Kunanbai nicht nur das Land des Sheksen an sich gerissen“, rief Shetpis, seiner kaum mehr mächtig vor Entrüstung. „Ihr werdet sehen, er hat es mit allen Winterweiden der Bokenschi so gemacht... Lieber sterben, als sich diese Schmach gefallen lassen!“

Mehrere junge Shigiten schwangen die Gerten und gaben ihren Pferden die Sporen. Aus der Menge schallten Schreie:

„Blutrache für unsere Weiden!“

„Bokenschi! Seid ihr mißgeborene Memmen oder von fremdem Blut?“

„Soweit hat uns das ewige Zittern und Bangen gebracht!“

„Wer hat uns am Gängelband herumgeführt? Jetzt sieht man, was dabei herauskommt!“

Wie Peitschenhiebe trafen die Rufe der Entrüstung den Sujundik. Ein Zittern befahl ihm. Ließ er die Shigiten jetzt gewähren, sie würden über die Pferde des Kunanbai herfallen und sie zerreißen... Aber waren es denn die

\* *Tabun* — Pferdeherde. *Die Red.*

Ältesten, die ihrem Unmut so lärmend Stimme gaben? Nein, die Habenichtse waren es, das arme Volk! Die konnten noch Gott weiß was anrichten in ihrem Unverstand und ungezügelmtem Zorn! Wer sollte nachher die Verantwortung tragen? Morgen würde alles auf sein armes Haupt fallen — er hätte sie hergeführt, sie angestiftet, würde es heißen. Entsetzen übergieß ihn kalt.

Er zog die Zügel fester und befahl mit schallender Stimme:

„Halt, Shigiten, haltet ein!“

Die Reiter zügelten die Tiere, umdrängten ihn.

„Wollt ihr euch in ein Handgemenge einlassen, so könnt ihr es meinetwegen tun, doch ohne mich. Ich werde euch nicht helfen! Geht nur, dort ist der Weg! Ihr meint wohl, ihr könntet dem Kunanbai mit euren zwanzig Soilen einen Schreck einjagen? Ihr irrt euch! Er fürchtet euch nicht, sonst hätte er sich das nicht erlaubt. Wieviel seid ihr? Zwanzig? Er hat hundert bewaffnete Männer. Und wärt ihr hundert, er würde euch tausend entgegenwerfen! Seht hin!“ — und er wies mit ausgestrecktem Arm auf den Aul.

Und da sahen sie viele, viele Reiter, die von überallher kamen. Sie kamen vom Berg herab, hinter den Ufererhebungen und Jurten hervor und ritten ohne Hast auf die Ankömmlinge zu. Sie waren alle in Waffen; die einen trugen den Soil quer vor sich im Sattel, andere hielten ihn mit dem Knie, wieder andere hatten die Lederschlinge übers Handgelenk gestreift. Es waren ihrer mindestens hundert. Sie keilten sich von verschiedenen Seiten in die Scharen der weidenden Pferde ein, vereinten sich dann und rückten als geschlossener Trupp gegen Sujundik und sein Häuflein vor.

Den Shigiten verschlug es die Sprache.

Einer, der Sugir hieß, unterstützte den Sujundik. Er war ein reicher Mann bei den Bokenschi, der viele Herden sein eigen nannte.

„Wir sind nicht schutzlos, wir haben unsern Anhang, und schließlich bleibt uns immer noch das Volk“, sprach er leise. „Auf gütliche Weise werden wir mehr erreichen und unser Eigentum wieder erhalten. Das Gericht des Volkes soll entscheiden, wer hier im Recht ist. Bloß laßt euch nicht hinreißen in eurer sinnlosen Wut und richtet kein Unheil an!“

„Wenn ein Zusammenstoß entsteht, haften mir die Anführer mit ihrem Kopf! Merkt euch das!“ schloß Sujundik mit grollender Stimme.

Unter den Reitern, die sich nun durch die weidenden Pferde ihren Weg gebahnt hatten, befand sich auch Kunanbai. Sein langrückiger Brauner lief in feierlich gemessenem Schritt und warf dann und wann wie spielend den feinen Kopf mit der wallenden Mähne auf. Als der Abstand zwischen den beiden Gruppen schon sehr klein geworden war, hieß der Aga-Sultan die bewaffneten Reiter zurückbleiben und näherte sich mit einem kleinen Gefolge von nur zehn Greisen dem Sujundik und seinen Männern.

Kalt und streng glänzte der Blick des Kunanbai. Hochfahrend und machtbewußt war seine Haltung, sie schien zu sagen: Was seid ihr gegen mich, den Aga-Sultan! Die herrische Art, wie er den Kopf hoch im Nacken trug, hatte er mit anderen Atkaminern von Rang und Einfluß gemein, aber bei ihm wirkte sie unbändiger in ihrem Stolz und auch einschüchternder auf andere. Sujundik kannte diese Haltung gut und wußte, daß es gewollte, auf Wirkung berechnete Pose war, zu der er selber mitunter nicht ungerne griff. Aber in diesem Augenblick fügte er sich unwillkürlich der stummen und steinernen Kraft Kunanbais ebenso wie die anderen.

Die Bokenschi entboten als erste ihren Salem. Kunanbai nahm den Gruß hin, er bewegte bei der Antwort kaum die Lippen. Minutenlang lastete Schweigen. Dann fragte Sujundik:

„Mirza, was tun diese Reiter hier?“ (Alle Ältesten der Tobykty redeten Kunanbai mit dem Titel Mirza — Gebieter — an.)

„Nichts... Sie brennen nur die Stempel ein, bevor die Pferde auf die Winterweide kommen. Deshalb sind ihrer so viel beisammen“, versetzte Kunanbai.

Das Gespräch brach ab. Sheksen blickte um sich. Die Karawane war nicht mehr fern, sie schob sich schon über den Bergrücken.

„Mirza, dort nahen unsere Aule. Wir wollen unsere Winterweiden beziehen, aber sie sind bereits von anderen besetzt. Was sollen wir tun?“ fragte Sheksen den Kunanbai.

„Wer hat euch denn hierhergerufen?“ rief Kunanbai mit Hohn. „Warum seid ihr in eitler Vermessenheit losgerannt, ohne um Erlaubnis zu fragen? Deine Aule werden umkehren müssen“, schloß er hart.

„Aber es heißt doch: Der Herrscher herrscht übers Volk, und das Volk herrscht über die Erde...“

„So meinst du wohl, der Herrscher solle sich mit seiner Macht in den Himmel verfügen? Wo steht geschrieben, daß die Irgisbai keine Weiden im Tschingisgebirge besitzen sollen?!“

„Ihr habt doch auch ohne den Tschingis gute Weiden zur Genüge, auf denen ihr überwintern könnt. Den Tschingis braucht ihr gar nicht, Mirza“, wandte Sujundik gewinnend ein, in der Hoffnung, er könnte so zu Verhandlungen überleiten.

Aber Kunanbai unterbrach ihn rasch:

„He, ihr Bokenschi“, rief er, als stünde er vor den versammelten Geschlechtern und verkünde dem Volk seinen Willen. „Ihr seid unsere älteren Brüder, ihr seid eher groß und stark geworden als wir, deshalb naht ihr euch das ganze Land rund um den Tschingis. Wir Irgisbai waren an Zahl gering und jünger als ihr. Ihr liebet uns kein Flecklein rings im Umkreis. Du sprichst von anderen

Winterweiden. Als könnten sie diese hier ersetzen! Jetzt stehe ich fest auf meinen Füßen und bin nicht mehr gewillt, ein solches länger zu dulden. Wie lange sollen wir noch benachteiligt abseits stehen? Das Geschlecht der Irgisbai ist stark an Zahl und Macht, es kommt nicht als Fremde, nicht als Hergelaufene zu euch, sondern als Stammesverwandte, die ihre Ansprüche haben. Warum mißgönnt ihr uns diesen Boden?“

Die Worte des Kunanbai klangen wie die Rede eines Klägers, der vor Gericht sein Recht sucht, und doch war schon der ganze Urteilsspruch darin beschlossen.

„Und wieviel Weideland gedenkst du, Mirza, den Bokenschi abzunehmen?“ fragte Sujundik tastend.

„Die Bokenschi treten alle ihre Winterweiden in dieser Gegend ab.“

„Wo sollen wir uns denn hinscheren“, schrie Shetpis, der Bruder des Sheksen, außer sich vor Zorn.

Stimmen grollten durcheinander:

„Sind wir Ausgestoßene, wir Bokenschi?“

„Wohin will man uns vertreiben?“

„Haben wir niemand, der uns beschützt?“

Aber Kunanbai erstickte die aufzüngelnde Unruhe schnell. Sein einziges Auge fraß sich an Sujundik fest, und mit einer herrischen Bewegung seiner Knute zu den Murrenden hin, rief er ihm zu:

„Bring deine Leute zum Schweigen!“

Und Sujundik, einzig bedacht, sich die Gunst Kunanbais nicht zu verscherzen, rief den Shigiten vorwurfsvoll zu:

„Ich sagte euch doch, ihr sollt das Zetern lassen! Ihr unklugen Schreier, schweigt still!“

Der Tumult brach ab.

„Bokenschi“, ließ Kunanbai abermals seine Stimme erschallen, „glaubt ihr denn, ich nehme mir eure Winterweiden und wolle euch ins Ungewisse verstoßen? Wenn ich mir etwas zueigne, so gebe ich dafür einen Ersatz.“

Ihr werdet andre Weiden als Entschädigung erhalten, gleichfalls im Tschingisgebirge, am Talschoky, an der Sohle des Karaul. Kehrt also um mit euren Aulen und wendet euch dorthin, denn dies ist mein Beschluß!“

Als er so gesprochen hatte, wurden im Osten und Westen Reiter sichtbar. Sie kamen auf Sujundik zu. Zwei sprengten von Westen heran, der eine war Sujundiks ältester Sohn.

„Auf unserer Winterweide haben Shakip und Shortar, die Brüder des Mirza, ihr Lager aufgeschlagen. Wie sollen wir uns verhalten?“ fragte er.

Von Osten her näherte sich ein Shigit des Sugir; er sprach:

„Als wir auf unsre Winterweide kamen, fanden wir des Mirza Oheime, Mirsatai und Urker, vor. Was soll mit unsern Aulen geschehen, wir können nicht abladen und wissen nicht, was tun.“

Und nun sah man von allen Seiten kleine Trüppchen von vier, fünf Mann heranreiten, die Ältesten der so plötzlich landlos gewordenen Aule. Sie alle waren grimmig und maßlos erzürnt, als hätten sie die Wut und Empörung ihrer Landsleute auf ihren Schultern hergetragen.

Das Häuflein der Bokenschi wuchs zusehends. Aber Kunanbai blieb unberührt. Sujundik sah wohl, daß die Lage seines Volkes aussichtslos war. Er fühlte sich selber von Kunanbai erniedrigt, geschändet, zu Boden getreten.

„Was tun, was kann ich tun? Wäre noch ein fremdes Volk dahergekommen, uns zu entrechten“, begann er mit klagender Stimme.

Aber Shetpis, der Ungeduldige, fiel ihm ins Wort:

„Es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden...“

Und wieder schlugen die Stimmen auf:

„Wir haben keine Beschützer!“

„Lieber ganz ausgestoßen sein als so schändlich verhöhnt!“

Hinter einem Hügel zeigten sich wieder zwei Häuflein Reiter. Das erste, wohl zehn Mann starke, bestand aus den vornehmsten Männern des Geschlechts Kotibak unter der Anführerschaft Baissals. Sie trabten zu Kunanbai, entrichteten ihm ihren Salem und begrüßten ihn in huldiger Herzlichkeit:

„Empfange unsern Glückwunsch zum Einzug.“

„Gott schenke Euch Erfolg bei allen Unternehmungen!“

„Mögen Euch die neuen Weiden zu Glück und Segen gereichen!“

Ihnen auf dem Fuße folgte die zweite Gruppe: fünf, sechs Berittene, voran der alte Kulinschak. Ja, er war es, der Älteste des Geschlechts Torgai, mit seinen fünf Söhnen, auch die „fünf Tollköpfe“ genannt, streitlustigen, im Lanzenstechen geübten Burschen. Als sie vor Kunanbai ihre Pferde zügelten, sprach Kulinschak:

„Sei mir gegrüßt, Kunanbai, mein Licht! Ich heiße dich auf deinen neuen Weiden willkommen!“

Nun gingen den Bokenschi die Augen auf. Nicht auf eigne Faust verübten die Irgisbai ihr willkürliches Werk, sondern im Einverständnis und mit Unterstützung aller Ältesten der Geschlechter Kotibak, Torgai und Topai.

Wie fest hatte Sujundik auf die Kotibak gebaut! ‚Baissal ist ein rechtschaffner und fester Mann, er wird seine Hand gewiß nicht zu diesem Raub hergeben‘, hatte Sujundik gedacht. Ob sie sich heimlich verschworen hatten? Vielleicht steckte da noch etwas anderes dahinter? Höchst unklar jedenfalls. Eins war sicher, Kunanbai hatte es fertiggebracht, sämtliche Älteste auf seine Seite zu ziehen. Dieses plötzliche Auftauchen Baissals und Kulinschaks nebst ihren Glückwünschen war jedenfalls nicht ohne tiefere Bewandnis. Kunanbai wollte vor den Bokenschi seine freundschaftliche Verbundenheit mit diesen Männern zeigen, und er hatte beizeiten die nötigen Vorkehrungen getroffen.

Diese Gedanken drängten sich nicht nur dem Sujundik auf. Auch Sheksen waren schon die Schuppen von den Augen gefallen. Er rief berstend vor Zorn:

„Herr im Himmel! Das sind die Weiden meiner Väter! Hier, am Fuß dieses Felsens, floß das Blut eines uns verwandten Mannes. Dies Land, das vom Blut eines Bokenschi genetzt ist, gehört uns, und niemand sonst!“

Bestürztes Schweigen folgte seinen Worten. Sujundik murmelte ärgerlich:

„Der Kummer bringt die Klügsten, um den Verstand. . . Laß die alten Geschichten ruhen. . .“

Auch Kunanbai hatte bei Sheksens Ausruf betroffen aufgeblickt; er hatte nicht erwartet, daß jemand an Kodar erinnern würde. Aber schon im nächsten Augenblick wußte er auch dies zu seinen Gunsten zu wenden, als Rechtfertigung für den dreisten Landraub.

„Was redest du da?“ fragte er den Sheksen, als hätte er nicht recht gehört. „Du bist wohl vor Alter nicht mehr bei Trost? Du sprichst von ‚Ehrenmann‘; wenn das bei euch ein ‚Tapferer‘\* und ‚Ehrenmann‘ ist, so möchte ich wissen, was ihr Bokenschi alle miteinander vorstellt? Kodar war kein Ehrenmann, sondern ein Nichtswürdiger, der vom Ahnengeist der Bokenschi verlassen war. Er wurde verstoßen, und sein Name ist verflucht bei allen Tobykty. Und darum gab ich ja dies Land andern Geschlechtern, damit seine letzten Spuren vertilgt werden und die Erinnerung an ihn im Gedächtnis der Menschen erlösche. Also rede keine Torheiten!“

Wie ein Peitschenhieb ins Gesicht klangen Kunanbais höhnende Worte. Es war, als hätte er einen Stein auf alle Bokenschi geworfen. Mit einem Schlag sahen sie, was die wahre Ursache und der Zweck des Mordes an Kodar gewesen war: der Raub ihrer Weiden.

\* Kunanbai verdreht absichtlich Sheksens Worte. Sheksen nannte Kodar „Jer-Asamat“ — einen uns verwandten Mann. Kunanbai aber spricht nur von „Jer“, was Held, Tapferer bedeutet. *Die Red.*

Selbst Sujundik konnte nun nicht mehr an sich halten:

„Großer Gott! Was hören meine Ohren! Wie recht hast du gehabt, du kluger Boshej, als du sprachest: ‚Ihr habt nicht Kodar heute die Schlinge um den Hals gelegt, sondern uns allen, mit Gottes Hilfe!‘ Oh, du mein schuldloser, unerschrockener Löwe Kodar! Wofür bist du gestorben! Oh, mein Kodar!...“

Ein heißer Klumpen sperrte ihm die Kehle. Er umfaßte den Hals seines Tieres und senkte das Haupt, keines Wortes mehr mächtig.

Da schrie Sheksen auf:

„Ua, mit Schande bedeckt ist mein Antlitz! Fluch über mein Haupt! Oh, ich erbärmlicher Hund! Du mein Getreuer! Mein getreuer Kodar!“ Und er hieb auf sein Pferd ein und sprengte zu dem Ort, wo Kodars Hütte stand.

Seine Worte waren wie ein Funke, der in dürres Gras fällt. Alle Bokenschi begannen laut zu heulen: „Oh, mein getreuer, mein getreuer Kodar!“ Und sie stoben Sheksen nach, Sujundik unter ihnen.

Kunanbai, Baissal und ihr Gefolge blieben auf dem Hügel zurück. Kunanbai bedauerte es schon, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte. ‚Ich hätte lieber nicht davon reden sollen‘, dachte er bei sich, aber er ließ Baissal von seinen Bedenken nichts merken. Schweigend blickte er den rasch Davonreitenden nach, im Geiste überlegend, wie er den Männern neben ihm diesen plötzlichen Ausbruch der Empörung erklären sollte.

„Begreifst du nun, wer sie aufgehetzt hat?“ wandte er sich schließlich an Baissal. „Wir haben sie an ihrer empfindlichsten Stelle gepackt, und da kam es mit einmal zum Vorschein, was an Tücke und Bosheit in ihnen steckt. Boshej, der hat sie angestachelt! Natürlich, Boshej! Er will mir blutige Schlingen legen im Stamm der Tobykty! Du schwätze mir immer von Eintracht und Eintracht! Nun hast du gesehen, was deine Eintracht in

Wahrheit wert ist!“, und er heftete sein einziges Auge düster auf Baissal.

Eine Sekunde verging in Schweigen. Dann fuhr er fort: „Doch Gott übt Gerechtigkeit, und was auch geschehe, ich trage es.“ Und dann, wie von besonderer Vertraulichkeit getrieben, neigte er sich zu Baissal und endete leise: „Sage Sujundik, Sugir und Sheksen, sie sollen das Volk nicht aufwiegeln, sondern es beruhigen. Was für Weiden ich den Bokenschi im Tschingis auch geben werde, diese drei Männer werden nicht zu kurz kommen. Für sie wird alles getan, was in meinen Kräften steht. Sie mögen mir glauben.“

Unter den Reitern, die Kunanbai vorher zurückgeschickt hatte, befand sich auch Maibassar. Er blickte auf die Bokenschi, die heulend und klagend an ihm vorübertrabten, und rief mit boshafem Gelächter:

„He, ihr Freunde! Sagt man doch immer, daß ein lahmes Lamm am Abend blökt. Aber die Bokenschi blöken noch später. Wo hat man je gesehen, daß ein im Frühjahr Gestorbener im Herbst bejammert wird?“

Im Frühjahr, als Kodar von allen geächtet und sein Geist verflucht war, hatte Sheksen niemand an den Leichnam herangelassen. Selbst die weinenden Frauen wies er mit höhrenden Reden zurück: „Was soll das Heulen, schert euch fort, daß euch die Augen erblinden!“ Nur zwei Greise — Shampeïs und der alte Schafhirt Aitimbet — hatten sich durch nichts einschüchtern lassen. In dunkler Nacht waren sie gekommen, mit anderen ebenso armen Hirten, und hatten Kodars und Kamkas Leichen fortgeholt. Sie trugen sie zu Kutshans Grab und begruben sie dort mit vielen Tränen.

Nun ritten die Bokenschi in wilder Jagd laut wehklagend zu diesen Gräbern. Vier Greise fanden sie dort, den Shampeïs, Aitimbet und zwei andere Hirten. Sie waren den Sommer über in der Ferne gewesen und wollten nun als erstes ihre Andacht für die Toten verrichten.

Als die vier Alten der Reihen auf sie zujagender Reiter ansichtig wurden, war ihre Bestürzung groß. Die Berittenen aber sprangen eilig ab, wobei sie schrille Klageschreie ausstießen. Es stöhnte und weinte Sujundik — wie be fremdlich! Aber noch unbegreiflicher war, daß Sheksen, der hartherzige Sheksen, seine Stimme unter die Jamernden mischte. Laut schluchzend warfen sich die Männer über das Grab.

„Vergib, vergib uns! Du unser Halt, unsere Stütze! Vergib uns, Bruder!“, und Tränen stürzten aus ihren Augen.

Aber diese verspätete Trauerbezeugung rührte den Shampeis nicht, durch dessen Antlitz der Kummer um Kodar und Kamka tiefe Furchen geschnitten hatte. Und als Sheksen die Arme ausbreitete, um das Grab zu umfassen, stieß Shampeis ihn grob zurück und schrie ihm ins Gesicht:

„Mögen deine Augen erblinden! Ihr Gottverfluchten! Mögen eurer aller Augen erblinden!“

Mehr und mehr Menschen kamen hinzu, Männer, Weiber und Kinder.

Und ein Weinen stieg auf vom Geschlecht der Bokenschi und hing langgezogen und klagend in der feuchten Luft.

#### 4

Die Bokenschi waren abgezogen vom Tschingis, aber nicht zu den von Kunanbai angewiesenen Weideplätzen. Sie hatten ihre Hütten am Ksylschoky aufgeschlagen, und dort waren sie geblieben.

Die anderen Geschlechter saßen längst häuslich auf ihren Winterplätzen. Da wurde Heu eingefahren, Mist zum Heizen getrocknet, man säuberte die Koppeln und Gehege, tünchte die Häuschen und Erdhütten, setzte die Öfen instand, kurz, jeder hatte auf den alteingesessenen Plätzen alle Hände voll zu tun.

Nur die Bokenschi hatten nichts zu tun, und sie wußten auch nicht, wo sie überwintern sollten.

Da sandte Kunanbai einen Boten zu Sujundik. Er brachte die Weisung, die Bokenschi könnten sich nach ihrem Gefallen am Karaulberg Winterweiden nehmen und sollten für ihre Sommerweiden das ganze Gelände am Koldenen und Schalkar bekommen.

Sujundiks und Sheksens Köpfe begannen sogleich fieberhaft zu überlegen. Wenn sie als erste am Karaulberg ankämen, und vor allem an den beiden Flüssen, die als Sommerweiden gedacht waren, dann wären sie fein heraus. Kaum waren sie in ihren Erwägungen bei diesem Punkt angelangt, als sie auch schon beschlossen, auf der Stelle loszuziehen. Sie gaben an ihre Aule Befehl, in der Morgenfrühe die Kamele einzufangen, und begannen mit dem Abbruch und dem Verpacken der Jurten, ohne den anderen Bokenschi ein Wort zu sagen. Aber zur gleichen Stunde, als sich die Aule Sujundiks und Sheksens in Bewegung setzten, stiegen zwanzig oder dreißig der im Stich gelassenen Bokenschi ebenfalls aufs Pferd.

Es waren die Ärmsten. Angeführt wurden sie von Darkembai, einem hünenhaften Greis, der vieles in seinem Leben gesehen hatte und sich über nichts mehr wunderte. Er ritt geradewegs zu Sheksens Aul.

„Wo wollt ihr hin ohne die andern? Auf eigene Faust losziehen und das Volk im Mißgeschick allein lassen?“ schrie er. „Wagt es nicht! Hier bleibt ihr, wo auch wir sind! Stellt die Jurten wieder auf!“

Sheksen wagte keinen Einspruch. Er fragte nur mit leicht verwunderter Miene:

„Was wollt ihr denn, Freunde, was fällt euch ein?“

Aber Darkembai fiel ihm ins Wort:

„Setzt euch lieber aufs Pferd ohne langes Gerede, wir reiten jetzt zu Sujundik, damit alles ein für allemal klar sei!“

Sheksen und Shetpis mußten sich wohl oder übel fügen.

Die Verhandlungen mit Sujundik verliefen in dem gleichen sehr kurzen und bündigen Ton. Darkembai zwang auch ihn zum Bleiben.

„Sagt mir wenigstens, worauf ihr hofft?“ fragte Sujundik. „Es wird schon kalt, der Winter rasselt mit dem Degen. Sollen wir unsere alten Väter und Mütter frieren lassen? Sollen unsere Kinder vor Kälte zittern? Wie lange wollen wir nutzlos hier herumsitzen?“

Aber Darkembai erwiderte ihm ohne Zaudern:

„Ihr seid unsere Anführer, du, Sujundik, und du, Sheksen. Laßt uns jetzt zu Boshej reiten und unseren Blutsverwandten von unserer Bedrängnis erzählen. Wir werden ihnen sagen: ‚Auch ihr dürft nichts Gutes erwarten, wenn ihr euch jetzt von euren Freunden abkehrt.‘ Und sollten wir bei den Shigitek kein Mitgefühl finden, dann können wir immer noch weitersehen.“

Gegen Mittag waren sie bei Boshej, der im Tschingis auf vorzüglichen Weiden, einem Erbteil seines Urahnen Kengirbai, sein Winterlager hatte.

Boshej sandte sogleich Boten aus, um Baidaly und Tussip zu holen, als er die Ältesten der Bokenschi bei sich sah. Er wollte, daß das Geschlecht der Shigitek in einer so wichtigen Sache einmütig seine Meinung ausspräche.

Sujundik blieb auch hier wenig mitteilksam. Er drückte sich zurückhaltend aus und wählte seine Worte mit Vorsicht.

„Diese Männer sind zu dir gekommen, um deinen Rat zu hören. Was kannst du ihnen sagen, welchen Weg empfiehlst du ihnen?“

Boshej schwankte anfangs und wußte nicht, was er von Sujundik halten sollte. ‚Er kneift mal wieder‘, dachte er, ‚ist willensschwach wie immer und zittert vor Kunanbai.‘ Und ein feines, kaum merkliches Lächeln lief um seine Lippen.

Aber wenn Sujundik auch Zagheit in seinem Herzen trug, so nicht das übrige, zornsiedende Volk der Bokenschi. Mit glühender Stimme rief Darkembai:

„Bosheke, zu lange schon sind wir vor Kunanbai auf dem Bauch herumgerutscht! Den Feigen beißen die Hunde, und selbst die Spatzen picken ihm die Augen aus. Sei du wenigstens ein Mann und bewege uns nicht zur Unterwerfung! Hilf uns mit deinem Rat, auf daß unser Volk sich wieder ermanne und stark genug sei, für sich selbst einzustehen!“

Diese kühnen Worte freuten den Baidaly. Er liebte Kraft und männliche Geradheit und war selbst an entschlossenes Handeln gewöhnt. In ihm war gleichsam die ganze Stärke und zupackende Zähigkeit des Geschlechtes der Shigitek verkörpert.

„Oh, Sujundik“, rief er funkelnden Auges, „du solltest lieber den Darkembai um seinen Rat befragen. Dieser, dein armer Geschlechtsgenosse, spricht wie ein Mann!“

Aber bevor Boshej den Weg der Gewalt einschlug, wollte er doch versuchen, ob sich nicht mit Gesetz und Herkommen etwas ausrichten ließe. Er hoffte, in Bälde dem ganzen Volk die Augen für die Ränke Kunanbais öffnen zu können, vorerst jedoch mußte er die Bokenschi aufklären, was ihrer harrte.

„Bokenschi, ihr seid meine Blutsverwandten“, hub er an. „Wer euch Unrecht tut, tut mir das gleiche. Mein Glück und Wohlergehen ist von eurem nicht zu trennen. Ich sehe klar, was Kunanbai plant. Er will euch Talschoky, den Karaulberg und den Balpan geben, höre ich. Merkt ihr nicht, worauf das hinaus will?“

Er ließ den Blick stumm über die Männer gehen und fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Er möchte uns dicht nebeneinander setzen, die Shigitek und die Bokenschi. Sobald aber zwei befreundete Geschlechter eine gemeinsame Grenze haben, ist es mit der Freundschaft und dem guten Einvernehmen meist vorbei.

Und deshalb hofft er, wenn wir erst eins dicht beim andern kleben, dann werden wir uns an die Gurgel fahren um jeden Strauch und jeden Tropfen Wasser. Er will Feindschaft säen zwischen unsern Geschlechtern, auf daß sie sich fortvererbe von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinde. . . Aber dem wird nicht sein! Mein Herz schlägt in Treue für euch! Und solltet ihr wirklich mit dem Talschoky und dem Karaulberg vorlieb nehmen müssen, so soll euer sein, was ich besitze, und ich will mit euch teilen, ohne zu feilschen. . . Darüber ist nicht viel zu reden. Doch das nächste und wichtigste ist jetzt, daß wir ihm die Zähne zeigen. Wir Shigitek sind mit euch ebenso verwandt wie mit ihm; wer sollte eingreifen, wenn nicht wir?“ Bei diesen Worten blickte er Tussip an. „Wollen wir's versuchen und ihm sagen, daß das Geschlecht der Shigitek seine Handlungsweise mißbilligt und ungerecht findet. Das übrige entscheiden wir später. Einverstanden?“ fragte er.

Alle billigten seinen Entschluß.

„So setz dich aufs Pferd, Tussip, und unterbreite Kunanbai unsere Ansicht. Kehre aber noch heute mit seiner Antwort zurück.“

Nun wandte sich auch Baidaly an Tussip:

„Sage ihm alles, was wir denken. Halte mit nichts zurück, was du auf dem Herzen hast. Lange genug haben wir geschwiegen, von der Angst auf den Mund geschlagen“, rief er aus. „Du kannst es sogar auf einen Bruch mit ihm ankommen lassen. Aber unsere Meinung sollst du ihm gründlich sagen!“ Baidaly, von Zorn und Tatendrang glühend, wollte Tussip mit seinem Feuer entzünden und ihn zu Taten drängen.

Kunanbai befand sich um diese Zeit in Karaschoky im Winterlager seiner ältesten Frau Kunke. Gegen Abend erreichte Tussip den Aul. Kunanbai stieg mit ihm auf eine kleine Anhöhe abseits von den Jurten, und dort hatten sie ein langes Gespräch. Tussip begann auf Umwegen

Er erging sich des längeren und breiteren über die Einigkeit und den Zusammenhalt der Geschlechter, dann kam er langsam auf den eigentlichen Zweck.

„Dein Verhalten wird nicht nur von den Bokenschi, sondern auch vom ganzen Geschlecht der Shigitek mißbilligt“, hub er an, aber Kunanbai fuhr scharf mit dem Kopf herum und fiel ihm heftig ins Wort:

„Wie ich sehe, will sich das Geschlecht der Shigitek zum Beschützer der Schwachen und Bedrängten aufwerfen. Gut so. Aber die fremden Geschlechter Kerej und Uak klagen ebenfalls über ungerechte Behandlung. Und alle, die um euch wohnen, ebenso. Wer bedrängt sie? Die Shigitek! Sie treiben das Vieh weg, sie rauben altererbtes Gut, ohne je etwas wiederzugeben. Boshej, Baidaly und du, Tussip, gegen euch wird Klage geführt, euch wirft man vieles vor. Wasche dich erst einmal selbst rein, ehe du dich zum Wortführer der Bokenschi machst. Bringe zuerst deinen Räubern und Banditen Ordnung bei.“

Tussips Geduldsfaden riß, und er antwortete mit schriller Stimme:

„Klatsch- und Lügenmäuler gibt es überall! Willst du etwa behaupten, ein Boshej oder Tussip hätten sich jemals zu Diebereien hergegeben? Vielleicht möchtest du, Kunanbai, noch manches in deinem bösen Schädel aushecken, um uns zu schaden? Aber was kannst du viel machen, wenn wir rein und schuldlos vor dir stehen?“

„Ich bleibe bei meiner Meinung, ihr seid mit Schuld befleckt.“

„So beweise uns unsere Schuld, jetzt gleich, in der heiligen Stunde der Abendröte\*.“ Und der vor Erregung zitternde Tussip sprang auf.

„Nun wohl, das kann ich. Boshej soll aufhören, mir auf Schritt und Tritt seine Fallen zu stellen! Und er soll

\* Nach dem Islam fliegen die bösen Geister in der Stunde des Sonnenuntergangs, nach Opfer suchend, über die Erde. *Die Red.*

nicht hinter fremden Rücken Pfeile auf mich schießen! Wenn er's aber doch will, so mag er fortfahren. Er kann alle seine hölzernen Kugeln gegen mich abfeuern, mir macht es nichts, bloß wird er die Folgen selber spüren.“

Kunanbai brach ab und fuhr dann mit schneidend scharfer Stimme fort:

„Morgen berufe ich eine Volkstagung ein in euren Aulen. Verhandelt wird über die Beschwerde der Kerej und Uak gegen die Shigitek, und ich werde euch zwingen, das geraubte Vieh herauszugeben. Das zum ersten. Und zum zweiten: laßt die Finger von den Bokenschi. Geht eures eignen Weges und kümmert euch nicht um solche Sachen. Ich habe euch nicht als Richter berufen und bedarf eures Rates nicht. Mischt euch nicht ein, oder ihr rennt ins eigne Verderben. Und wenn ihr nicht Gehorsam leistet, so zeigt ihr mir damit nur, daß ihr Händel sucht und gegen mich zettelt. Gehe nun und bringe Boshej und Baidaly meinen Bescheid!“ schloß er gebietend.

## 5

Anderntags um die Mittagszeit sprengten zwei Reiter in den Aul Urkimbais bei den Shigitek und sprangen vor einer der sechs Jurten vom Pferd. Es waren Kamysbai und Shumagul, die Boten Maibassars.

Lautes Hundeklaffen begrüßte sie. Aber die Fremden schwangen die Knuten und scheuchten fluchend die allzu vorwitzigen Köter davon. Die Kinder, die bisher ängstlich hinter den Türen hervorgelugt hatten, verkrochen sich vor den grimmigen Gästen wie Mäuschen im Loch.

In der großen grauen Jurte waren zahlreiche Menschen versammelt, unter ihnen Kaumen und Karascha, zwei nahe Verwandte des Boshej. Da kam die kleine Tochter Urkimbais, ein zaushaariges, flinkes Dingelchen, in die Jurte gelaufen und schmiegte sich ängstlich an ihren Vater.

„Boten, Boten!“ flüsterte sie.

Selbst die Kinder wußten, daß das Erscheinen von Boten immer etwas Schlimmes zu bedeuten hatte. Und als die zwei Männer mit ihren ledernen Umhängetaschen und den großen Kupferscheiben vor der Brust in die Jurte traten, klammerte sich die Kleine noch angstvoller an den Vater.

Urkimbai empfing die Ankömmlinge ohne Freundlichkeit.

„Was bezweckt der Lärm?“ fragte er sie kalt.

„Ein dringender Auftrag und Befehl... Wir mußten uns sputen“, entgegnete Kamysbai, während er zum Ehrenplatz schritt.

Shumagul hockte sich an der Feuerstelle auf ein Knie.

„Was für ein Befehl? Wollt ihr wieder Unfrieden stiften?“ fragte Karascha, mit einem finsternen Blick den Boten streifend, aber den bekümmerte es nicht.

„Der Befehl lautet: Ihr sollt Jurten aufstellen in eurem Aul, denn es wird bald bei euch eine Volkstagung abgehalten. Es werden Männer kommen von den Geschlechtern Kerej und Uak, um Klage zu führen, und es werden die Geschlechter Rat pflegen und die Diebe zwingen, das gestohlene Vieh herauszugeben.“

„Wer hat das gesagt?“ fragte Kaumen haßerfüllt.

„Wer wird der Richter sein?“ forderte Karascha.

„Und wer soll Rede und Antwort stehen? Die wahren Diebe? Oder wird wieder alles auf Unschuldige abgewälzt?“ rief der behende Urkimbai und schaute sich im Kreis um.

Solche Volkstagungen waren stets mit riesigen Unkosten verbunden. Es kamen die Kläger, die Amtsleute und Mächtigen angereist, und zu ihnen gesellten sich allerhand Ränkesüchtige, die gern an fremdem Streit ihr Süppchen wärmen. Das hieß, daß man einen Monat lang taguein, tagaus Vieh schlachten und den gefräßigen Biis

die Bäuche füllen mußte. Jeder wußte das. Und jeder wußte auch, daß der Gebieter die Volkstagung mit Vorliebe in solchen Aulen anberaunte, die ihm ein Dorn im Auge waren.

Kamysbai war sich wohl bewußt, daß die Nachricht von der bevorstehenden Volkstagung ein harter Schlag für die Männer in dieser Jurte war. Natürlich würden sie weder vor dem Aga-Sultan noch vor Maibassar aufbegehren, aber mit den Boten könnten sie es schon versuchen. Die hatten jedoch strenge Weisung von Maibassar, sich auf keine Unterhandlungen einzulassen.

„So lautet der Befehl Kunanbais und Maibassars, nicht ich habe ihn ersonnen“, erklärte Kamysbai, während er Karascha mit eisigem Blicke maß. „Überlegt euch alles und trifft eure Anstalten! Holt sämtliche Jurten zusammen, die ihr habt, und stellt sie hier auf. . . Berechnet auch vorher, wieviel Schlachtvieh und von welcher Sorte ihr brauchen werdet. Fürs erste habt ihr fünfzig Schafe zu liefern, so ist es uns aufgetragen. Auch sagt uns jetzt, von welchen Aulen wir das Vieh einziehen sollen.“

Kaumen war sich klar, daß ein Wortwechsel mit den Boten zwecklos war. Deshalb ließ er alle Widerrede und wandte sich an Urkimbai und Karascha:

„Das geht nicht nur uns drei an, dies Unglück trifft alle Shigitek. Boshej ist zu weit, als daß wir ihn zu Rat ziehen könnten, aber Baidaly ist erreichbar. . . Karascha, setz dich flugs aufs Pferd, sprich mit Baidaly und bring uns seine Antwort. . .“

„Recht so, reite los!“ bekräftigte Urkimbai.

Auch die Boten hatten nichts dagegen. . .

Karascha stand hastig auf und schritt stumm aus der Jurte.

Man setzte den Boten Tee vor, doch der maßlos ergrimte Urkimbai sprach mit ihnen kein Wort.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Schon nach kurzer Zeit hörte man Hufschlag vor der Tür, etliche Reiter

saßen ab und banden ihre Tiere fest. Es war Karascha, der von Baidaly zurückkam, er hatte einige Shigiten mitgebracht, die weit und breit als verwegene Kerle bekannt waren und von denen man wußte, daß sie Dieben und anderem dunklen Volk oft Unterschlupf gewährten.

Shumagul, einem fuchsschlaunen Mann mit raschem Verstand, gefielen die neuen Gäste gar nicht.

„He, was wollt ihr denn hier?“ begann er, aber einer der Shigiten fiel ihm ins Wort:

„Es gibt ein Sprichwort: ‚Wenn Feinde deinen Vater plündern, dann sieh zu, daß auch du dein Scherflein ins Trockene bringst.‘ Wir wollen den Shigitek ihr Vieh wegnehmen, damit wir es euch geben können“, sagte er in aufreizendem Ton.

„Wir verlangen ja nicht das ganze Vieh der Shigitek, sondern bloß fünfzig Schafe. Solltest du aber zu viel davon haben, so bring es nur ruhig her, wenn die Kläger kommen. Bis dahin hat es Zeit“, meinte Kamysbai bissig.

„Vielleicht führe ich es lieber geradewegs zu dir, in deine Herde?“ fragte Karascha und hockte sich neben den Boten.

„Dagegen habe ich auch nichts.“

„Du blutrünstiges Tier, wieviel Leute willst du noch mit deiner Grausamkeit unglücklich machen, wann hörst du auf, das Volk zu triezen?“

„Laß mich in Frieden und schwätz kein müßiges Zeug. Sag lieber, was Baidaly geantwortet hat.“

„Was er geantwortet hat? *Das* ist seine Antwort“, und Karascha sprang auf die Füße und schlug Kamysbai mehrmals mit seiner dicken Peitsche über den Kopf.

Der Bote wollte sich mit einem Sprung in Sicherheit bringen, aber Urkimbai rief den Shigiten zu:

„Haut die Hunde!“

Kreisend, unflätig fluchend und um sich schlagend, hetzten Shumagul und Kamysbai in der engen Jurte hin

und her. Aber ehe sie noch zur Besinnung kamen, hatten sich die zehn Shigiten auf sie gestürzt, sie zu Boden geworfen und ihnen die Knie auf die Brust gestemmt.

„Da habt ihr Baidalys Antwort! Verprügeln sollen wir euch, was unsere Fäuste und Peitschen hergeben, mehr tot als lebendig sollen wir euch dem Maibassar zurückschicken! Da hast du's!“ rief Karascha, während er rittlings auf Kamysbai saß und die Schläge auf ihn niederprasseln ließ.

Urkimbai und die übrigen Shigiten nahmen sich inzwischen des Shumagul in der gleichen Weise an.

Zerfetzt, zerschunden und windelweich geschlagen, schleppten sich die beiden Abgesandten mit Mühe und Not nach Karaschoky und traten vor Kunanbai, die Gesichter noch vom verharschten Blut besudelt.

Bei Kunanbai befanden sich um diese Zeit Baissal, Maibassar und zwei Söhne des Kulinschak, handfeste, baumlange junge Burschen mit Namen Nadanbai und Manas. Außerdem waren andere Shigiten aus dem Geschlecht der Irgisbai zugegen, so daß die Jurte voll war.

Kunanbai hörte die Boten stumm an und ließ auch lange nachher kein Wort verlauten. Dann wandte er sich an Baissal. Sein Blick war schwer, die Stirn umdüstert. Er deutete auf die Geprügelten.

„Seht her! Wie kann ich verwandtschaftliche Milde wahren, wenn so etwas geschieht! Boshejs Peitschenhieb hat nicht diese Männer, sondern mein Angesicht getroffen!“ Und mit einer jähen Wendung zu den Shigiten fügte er hinzu: „Werft euch aufs Pferd und bringt mir in Fesseln diesen Urkimbai her, der in seiner Jurte meine Abgesandten mißhandelt hat!“

Zehn Shigiten schwangen sich in den Sattel und jagten los, unter ihnen die Söhne des Kulinschak.

In der Abenddämmerung brausten sie gleich einem Unwetter in Urkimbais Aul, verprügelten sämtliche

Männer und schleiften den Urkimbai aus seiner Jurte. Der wollte anfangs Widerstand leisten, aber er ließ es, als er sah, daß sie ihn ernstlich verletzen konnten. Sterbensblaß, das Gesicht vor Wut und Empörung verzerrt, beschloß er, alles mit sich geschehen zu lassen. Sie zogen ihn aus der Jurte, banden ihm die Hände auf dem Rücken fest und warfen ihn auf Nadanbais Pferd. Und dann setzte sich die ganze Rotte, stampfend und böseartig johlend, aufs neue in Trab und sprengte nach Karaschoky.

Dunkelheit umhüllte die Erde.

Die Shigiten galoppierten am Fluß entlang. Er führte sie von den Bergweiden des Urkimbai talabwärts zu einem Weg, der sich durchs Gebirge schlängelnd den Fluß überschnitt... Hier bogen sie westwärts ab, nach Karaschoky.

Vor ihnen stand dunkler Espenwald. Und plötzlich brachen Reiter aus dem Gehölz hervor.

„Greift sie! Packt zu!“

„Herunter von den Pferden!“

„Schlagt die Hunde! Haut sie!“

An die vierzig berittene Männer fielen mit wildem Geheul über Kunanbais Shigiten her. Schokpare und Soïle sausten durch die Luft.

Es war Karascha, der die Angreifer hergeführt hatte. Schon untertags hatte Baidaly warnend zu ihm gesagt:

„Du warst kühn heut und hast gewagt, nun mußt du auf deiner Hut sein!“ Darauf hatte sich Karascha aufs Pferd gesetzt und bis zum Sonnenuntergang in den Bergen gelauert. Gegen Abend gewährte er das Häuflein Reiter, das auf Urkimbais Aul Richtung hielt, und begriff natürlich, was sie dort suchten. Er ritt mit Windeseile in seinen Aul und trommelte fünf Shigiten zusammen. Auf dem Rückweg stießen dann noch die Shigiten Kaumens zu ihnen. Da es schon zu spät war, um den Gegner in Urkimbais Aul zu überrumpeln, suchten sie eine geig-

nete Stelle als Hinterhalt und warteten auf die Rückkehr von Kunanbais Männern.

Karascha handhabte den Soil vorzüglich, und auch die anderen Shigiten seines Auls fanden im Faust- und Speerkampf nicht ihresgleichen.

Kunanbais Shigiten wurden von Manas, dem Sohn Kulinschaks, einem der „fünf Tollköpfe“, angeführt. Er ließ sich nicht verblüffen, als Karaschas Shigiten ihm so plötzlich den Weg verstellten, und verlor seine Geistesgegenwart nicht. Mit raschem Griff riß er den schwarzen Schokpar unter dem Knie hervor und schrie seinen Männern zu:

„Nicht erschrecken! Schlagt drein, was das Zeug hält, und kümmert euch nicht drum, daß sie in der Überzahl sind!“

Und dann stürmten die beiden Reitertrupps in wütendem Anprall gegeneinander. In einem Augenblick hatte Manas zwei Shigitek aus dem Sattel geworfen, aber Karascha raste mit solcher Heftigkeit auf ihn los, daß Manas an seine eigene Sicherheit denken mußte. Nun hatte der gefesselte Urkimbai Karascha im Getümmel entdeckt und schrie:

„Hier bin ich, Karascha! Befreie mich!“

Karascha erblickte das Pferd mit den zwei Reitern und sprengte darauf zu. Aber das war ein fuchsroter Renner aus Kunanbais eigenem Tabun, ein schnellfüßiges Tier, dem kaum jemand beikommen konnte. Und doch ließ Karascha nicht von ihm ab. Bald hatte er Nadanbai und seinen Gefangenen von den übrigen abgeschnitten und jagte ihm unaufhaltsam nach. Nadanbai, der glaubte, der andere säße ihm schon im Nacken, mußte sich andauernd im Sattel umsehen. Dies benutzte Urkimbai und ließ sich sacht vom Pferde gleiten.

Wie vom Echo getragen, hallte der Kampfruf der Shigitek durch die Berge und Täler, immer neue Reiter kamen johlend und schreiend angesprengt. Die Über-

macht des Gegners war unverkennbar. Manas, der sah, daß der Gefangene nicht mehr in seiner Gewalt war, rief seinen Männern zu:

„Rette sich, wer kann! Los, vorwärts! Wehrt euch im vollen Galopp!“

Sie stoben wie auf Windesflügeln über den Bergpaß und waren in wenigen Sekunden den Blicken entschwunden.

Diese beiden Ereignisse — die Züchtigung der Boten des Maibassar und das kurze, aber heiße Treffen, das mit Urkimbais Befreiung endete — verliehen dem Geschlecht der Shigitek gleichsam Schwingen und gaben ihm ein Kraftbewußtsein, das ihm früher fehlte.

## 6

Am anderen Tag war das Wetter umgeschlagen, und man spürte schon den ersten kalten Hauch des Winters.

Von den Tschingisbergen kommt immer ein Wind. Im Frühjahr ist er segensreich, und wenn er durch die Täler streicht, dann schwindet der Schnee auf den Bergkämmen und Matten. Im Winter meint er es auch mit dem Viehzüchter gut, da bläst er die weiße Decke von den Weiden und bringt keine besondere Kälte mit, denn er kommt meist vom Süden her. Manchmal braust er gar gewalttätig daher, dann wirft er die Steinblöcke von den Höhen und reißt das hohe Gras mitsamt der Wurzel aus. Bloß den flach am Boden rankenden Wermut und das gefiederte Steppengras läßt er stehen, aber die sind ja die beste Winternahrung für die Schafe.

Nur im Herbst zeigt sich der Tschingiswind nicht als Freund des Menschen, sondern als ein böser Feind. Und wenn er pfeifend dahergetobt kommt und die schweren bleigrauen Wolken am Himmel zusammentreibt, dann schüttet er Kälte über die Erde. . .

Heute ließ er feine Schneeflöckchen in der Luft tanzen — es hatte zum erstenmal im Jahre geschneit.

Die Aule hatten bereits ihre Winterquartiere in den Tälern und an den Pässen des Tschingis bezogen. Man hauste vorerst noch in den Jurten, aber man schaute sorglich nach dem Wetter aus. Als dann so plötzlich der bitterkalte Wind einsetzte, trieb er die Menschen in die wohlverwahrten Behausungen. Die Jurten wurden abgerissen, zusammengepackt und eilig unter Dach und Fach geschafft. Jeder war froh, als er sich in den warmen vier Wänden häuslich eingerichtet hatte. In Kunanbais Aul am Karaschoky aber herrschte vom frühen Morgen an ein aufgeregtes Durcheinander, als stünde eine Totenfeier bevor.

Nachdem die Shigitek Urkimbai mit der Waffe befreit hatten und Maibassars Shigiten unverrichteter Dinge zu Kunanbai zurückgekehrt waren, hatte dieser Eilboten in alle Windrichtungen geschickt. Er ließ die Ältesten nicht fort, die mit Baissal gekommen waren, und bald trafen andere Männer aus dem Geschlecht der Irgisbai ein; sie kamen viel an der Zahl von allen Aulen, in die er seine Boten geschickt hatte.

Kunanbai wählte unter ihnen zehn Shigiten aus und entsandte sie unter der Anführerschaft Maibassars zu den Bokenschi, die immer noch in Ksylschoky saßen und keine Anstalten machten weiterzuziehen.

Die Shigiten überbrachten den Bokenschi einen strengen Befehl Kunanbais und zwangen sie, mit ihren Aulen zum Karaul zu wandern. Sujundik und Sugir waren im stillen längst dazu bereit, sie hatten nur auf das Signal zum Loswandern gewartet. Sie ließen sich nicht lange nötigen, und den anderen blieb nichts andres übrig, als ihnen zu folgen.

Aber nicht nur die Bokenschi befanden sich an diesem Tag auf dem Marsch, sondern auch einige Aule Kunan-

bais. Bisher hatte Kunanbai sie nicht fortgelassen auf die Winterweiden; er wollte die Seinen möglichst um sich haben. Aber nun, als es so plötzlich kalt geworden war, mußte er sich wohl oder übel darein schicken, denn er wollte nicht, daß seine alte Mutter und Ulshan mit den Kindern frieren sollten.

„Es ist so kalt, warum sind wir noch nicht auf den Winterweiden?“ quälten die Kinder in einem fort die Großmutter und Ulshan.

Die alte Sere hatte durch ihre beständigen Bitten endlich erreicht, daß Kunanbai seine Einwilligung zum Abmarsch gegeben hatte.

Nun waren die Aule fort, und Kunanbai beschloß, die unübersichtliche Lage im Tschingis, die durch die Bewegung der verschiedenen Aule entstanden war, für seine Zwecke auszunutzen.

Vom frühen Morgen an trafen unaufhörlich, von Eilboten herbeigerufen, Reiter ein. Gegen Mittag hatte sich bereits ein ansehnliches Aufgebot versammelt, eine regelrechte Kampfschar, wohlausgerüstet mit Soilen, Lanzen und Schokparen.

Außer den Irgisbai fanden sich hier Leute aus anderen Geschlechtern, darunter auch von den Kotibak, deren Ältester Baissal war und die gleichfalls im Umkreis der Karaschoky-Kette überwinterten.

Um die Mittagsstunde kleidete sich Kunanbai an und trat, von Baissal und Maibassar gefolgt, vor die Versammelten.

„Alle Mann aufsitzen!“ erscholl, weithin vernehmbar, seine gebieterische Stimme.

Alles geriet in aufgeregte Bewegung und schwang sich in die Sättel. Die Irgisbai ergriffen als erste die Waffen, die anderen taten es ihnen nach.

Der Wind nahm zu, er sang sein Sturmlied. Ein leichter Frost hatte eingesetzt. Der Schnee wehte den Männern ins Gesicht und schwebte dicht auf die Erde nieder.

Alles ringsum ertrank in grauem Dunst. Schwere kalte Nebelschwaden wälzten sich über die Berge und legten sich als Rauhreif über Gras und Strauch.

Der Aga-Sultan war auf seinen langwüchsigen Braunen gestiegen, nun ließ er seinen Blick in die Runde schweifen. Die zwei scharfen senkrechten Falten auf seiner Stirn schienen sich in diesem Augenblick noch tiefer einzugraben. Sein Bart und die Brauen starrten gestäubt, und das scharfe, jetzt blutunterlaufene Auge funkelte im Zorn.

„Vorwärts!“ befahl er Baissal und Maibassar, die an seiner Seite standen.

Und die wehrhafte Reiterschar setzte sich in Marsch. Hell schallte der Hufschlag auf dem schon hartgefrorenen Berghang. So ritten sie in scharfem Trab nach Tokpanbet, dem Winterlager des Boshej, voran Kunanbai mit seinem Gefolge.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Kunanbai und seine Männer, vom Trab in den Galopp wechselnd, einen Bergvorsprung erreichten, von dem es bis zu Boshejs Aul nicht weiter war, als ein Lamm an einem Tag gehen kann.

Der Aul hatte sich schon für den Winter eingerichtet. Aus den Abzugslöchern quoll der dicke gelbe Rauch vom Hammelmist. Rund um die Hütten wimmelte viel Volk. Neben den Behausungen sah man gesattelte Pferde, aber es waren ihrer nur wenige, wie Kunanbai sogleich bemerkte. Andere, gleichfalls gesattelt, weideten mit zusammengebundenen Füßen auf den Wiesen rings um das Winterlager.

Als man im Aul den sich nähernden mächtigen Reiterhaufen erblickte, geriet alles in aufgeregte Hast. Die Männer ergriffen Soile und Lanzen und eilten zu ihren Pferden. Die Shigitek waren fest entschlossen, jeden Angriff abzuwehren. Kaum eine Minute verging, und alle saßen im Sattel.

Sekundenschnell hatte Kunanbai die Lage erfaßt und seine Schlüsse gezogen. Er riß seinen Braunen vor und hieb mit der Peitsche auf ihn ein, um dem Gegner zuvorkommen.

„Vorwärts! Vorwärts! Olshai! Olshai!“ schrie er und sprengte voraus.

Und mit wüsten Schreien: „Irgisbai! Irgisbai! Topai! Torgai! Olshai! Olshai!“ stürmten die andern ihm nach.

Wie ein Steppenbrand, der durch dürres Gras fliegt, so rollte das Kampfgeschrei durch das Tal. Heulen, Jöhlen, Rossestampfen vermischten sich zu einem tollen, unaufhörlichen Getöse, das an- und abschwellend wie Wellenschlag durch die Täler und über die Berge hallte.

Boshej hatte weit weniger streitbare Männer um sich als Kunanbai, denn die Shigitek waren überrumpelt worden und konnten sich nicht sammeln. Der Brauch schrieb vor, daß die Gegner einander die Fehde ankündigten mit den Worten: „Man möge uns das Kampffeld weisen.“ Erst dann wurden die Männer unter die Waffen gerufen. Aber Kunanbai hatte es diesmal anders gehalten, er war ohne Kampfansage über den Gegner hergefallen.

Boshej hatte nur diejenigen Geschlechtsgenossen zu sich rufen können, deren Winterplätze in der Nähe lagen. Die Aule am Fuß des Hochgebirges und die Shigitek, die in den Flußtälern siedelten, konnte er nicht mehr in Kenntnis setzen. Hinzu kam, daß viele Bergbewohner an diesem Tag auf der Wanderung waren.

Unter den anwesenden Männern waren auch die zehn, die Darkembai angebracht hatte. Als er am Morgen die langen Reihen von Reitern sah, die mit auf- und nieder-tanzenden Lanzen und Soilen aus den verschiedenen Winterlagern der Irgisbai nach Karaschoky trabten, hatte er sich gleich gesagt: „Das sieht gefährlich aus . . . Kunan-

\* *Olshai* — der Name eines Vorfahren der Irgisbai, Kampfbruder des Geschlechtes. *Die Red.*

bai zieht seine Leute gegen Boshej und alle Shigitek zusammen.‘ Schon vor der Mittagsstunde waren Boshej und die anderen Geschlechtsgenossen von ihm benachrichtigt, daß Kunanbai etwas im Schilde führe. Unterwegs hatte er noch einen Abstecher zu Baidaly, Karascha, Kaumen und Urkimbai gemacht, um deren Söhne mitzunehmen.

So waren vierzig Mann versammelt, die Boshejs Anwesen sicherten und ihren Ältesten beschirmten, denn Darkembai und seine Freunde ließen ihn in dieser Stunde der Gefahr nicht im Stich. Außer den älteren Leuten sah man die tapferen Söhne Kaumens und Karaschas und viele andere junge Shigiten in Waffen, bereit, mit Leib und Leben für ihr Geschlecht einzustehen. Sie wollten sogleich mit dem Schlachtruf der Shigitek „Kengirbai! Kengirbai!“ zu ihren Pferden eilen, die unweit der Hütten grasten, und sich dem Feind mit Soil und Schokpar entgegenwerfen, aber Baidaly hielt sie mit einem donnernenden Ruf zurück:

„Halt! Wollt ihr Boshej allein lassen? Geht es uns ans Leben, so sterben wir Seite an Seite!“

Kunanbais Haufen war schon in großer Nähe. Stampfend und dröhnend brausten seine Reiter heran, gepeitscht von zügelloser Kampfgier.

„Oh, Jammer, Jammer! Welch Unglück über mein nichtsahnend Haupt! Ungerüstet trifft mich das Verhängnis!“ stieß Boshej immer wieder in blinder Verzweiflung aus.

Seine einzige Hoffnung waren jene Trüppchen von fünf bis zehn Shigiten, die er ausgesandt hatte, um den Feind von zwei Seiten zu umgehen und Kunanbai in die Flanken zu fallen. Aber wie schwach, wie unzureichend waren sie! Die anderen Shigitek hasteten indes noch immer ziellos auf der Wiese hin und her, bemüht, ihre Pferde einzufangen... Daß nur der Feind nicht über sie kam, ehe sie im Sattel saßen!

Kunanbai galoppiert. In voller Karriere befiehlt er zwei Hundertschaften, von der Truppe abzuschwenken und den Gegner von zwei Seiten zu umfassen. Mit gellenden Schreien sprengen die Reiter in die weidenden Tiere hinein, die kopfscheu nach allen Seiten rasen. Es krachen und splintern die Sättel unter den Stößen der Soile, und die Fetzen fliegen durch die Luft.

Die spärlichen Häufchen der Shigitek, die versucht hatten, sich Kunanbai entgegenzustellen, wurden von den anstürmenden Massen der Irgisbai im Handumdrehen überrannt. Kunanbai hatte Reiter genug, auch ohne die zwei Hundertschaften — gar nicht abzusehen, wieviel. In einem Augenblick sind die Pferde der Shigitek, die aus der Flanke angriffen, ihrer Reiter beraubt; ganz mühelos hatte der Feind sie aus dem Sattel geworfen, denn auf jeden Shigitek kamen vierzig oder auch fünfzig Irgisbai.

Viele Männer waren gar nicht mehr bis zu ihren Tieren gekommen und schlugen sich ohne Pferd. Aber was ist ein Mann zu Fuß gegen einen Berittenen? Da wird kurzer Prozeß gemacht: mit einem genau gezielten Stoß wirft der Reiter im Vorüberfliegen den Gegner. So ging es allen, die sich zu weit vom Winterlager vorgewagt hatten. Donnernd erschallte das Kampfgeschrei der Angreifer, denen die Übermacht und der nahe Sieg berauschend zu Kopfe stieg:

„Olshai! Olshai! Irgisbai! Irgisbai! Topai! Torgai!“  
So schrien sie gleich Besessenen, den Geist des Olshai und ihrer anderen Ahnen beschwörend, den Gegner in Angst und Grausen stürzend.

Nun waren alle Hindernisse niedergerissen... In fest geschlossenen Reihen jagten die Sieger auf die Jurten und Hütten zu. Das unaufhörliche Schreien, Krachen und Pferdestampfen schlug in einem brausenden Getöse zusammen, das furchtbare Ende war nah.

Boshej und sein Trupp standen noch immer vor dem Winterlager. Die Soile und Schokpare erhoben, harrte

das kleine lanzenstarrende Häuflein abwehrbereit auf der Stelle aus. Von allen Seiten stürmten die Feinde auf sie ein.

„Geht ins Lager zurück! Stellt euch vor die Türen, wir lassen sie nicht an die Bauten heran! Wir kämpfen, solange noch Leben in uns ist!“ schrie Baidaly und führte seinen Trupp zu den Hütten und Jurten.

Baidaly und Boshej nahmen an den Türen Aufstellung; im Halbkreis um sie geschart die kühnsten und stärksten der jungen Leute, die beiden Söhne des Kaumen an der Spitze.

Wie eine Meereswoge brandeten die Reitermassen heran. Dicht vor den Türen zügelten sie in vollem Galopp ihre Pferde und stauten sich, eines Befehls gewärtig.

Kunanbai, hoch zu Roß, ragte inmitten der Kriegerschar.

In diesem Augenblick drängte sich Darkembai zwischen Boshej und Baidaly durch die Tür, stellte in Eile eine Luntenarkebuse auf einem Dreifuß auf, von der kein Mensch wußte, woher er sie hatte, und nahm den Feind aufs Korn. Die Waffe war geladen, es bedurfte nur des Funkens, damit der Schuß losging. Außer Atem rief Darkembai dem Boshej zu:

„Der Einäugige hat kein Herz. Er treibt wieder seinen blutigen Hohn mit uns! Tretet zurück, ich will ihn totschießen.“

Mit fliegenden Händen wollte er Feuer schlagen, doch Boshej fiel ihm in den Arm:

„Halt ein! Nicht uns kommt die Strafe zu, sondern den Geistern der Ahnen.“

In diesem Augenblick erschallte die laute Stimme Kunanbais:

„Zerrt sie aus ihren Löchern! Werft sie in Ketten wie Sklaven und schleppt sie her!“

Unerbittlich klang der Befehl. Die Irgisbai stürmten, von Maibassar geführt, auf das Haus zu, aber vor der Tür

hielten sie zaudernd inne. Doch wieder peitschte die Stimme Kunanbais sie auf:

„Absitzen! Brecht die Türen ein! Stemmt euch alle dagegen!“

Heldenhaft fochten Darkembai und die Männer um Boshej und Baidaly, aber es half ihnen nichts. Von Kunanbais Befehlen angetrieben, brachen die Angreifer den Widerstand und drangen ins Haus.

An eine wirksame Gegenwehr war in dem niedrigen Raum nicht zu denken, der nicht einmal Platz bot, um die Soße zu schwingen. In wenigen Minuten war alles niedergerungen und entwaffnet. Die Besiegten wurden ins Freie geschleppt.

Kaum zeigten sich Karascha, Urkimbai und die anderen jungen Shigitek vor der Tür, als die Irgisbai über sie herfielen und unbarmherzig auf sie einschlugen. Blutüberströmt, mit klaffenden Wunden leisteten sie auch jetzt noch Widerstand, dabei verfluchten sie Kunanbai mit lauter Stimme und schmähten ihn mit den fürchterlichsten Namen. Aber Kunanbais Ohr vernahm ihre Flüche nicht, denn alles ging unter im Lärm und Getöse. Maibassar, ein wildes Funkeln in den Augen, schrie einem Wahnsinnigen gleich:

„Peitscht sie aus! Spart keine Kraft! Damit sie wissen, mit wem sie sich eingelassen haben!“

Und seine Shigiten schwingen schon die Knuten und führten unbarmherzig Schlag um Schlag, am eifrigsten Kamysbai und Shumagul.

Aber Kunanbai hatte für dies alles keinen Blick. Sein Auge hing starr am Gesicht eines jeden, der aus der Tür geführt wurde. Er wartete auf einen. Nur einer war es, den er am Boden sehen wollte. Dieser eine war Boshej.

Und dann trat er selber aus der Tür. Aber er glich nicht den anderen Shigitek. Niemand hatte ihn anzurühren gewagt. Niemand hatte ihm die Mütze aus Fuchspoten vom Kopf geschlagen, seine Kleidung hing nicht in

Fetzen herab. Er schritt allein, ohne Zwang. Die Irgisbai folgten ihm nur in dichtem Haufen.

Da setzte Kunanbai sein Pferd in Gang und näherte sich Boshej. Auch Baissal, der die ganze Zeit nicht von Kunanbais Seite wich, ritt langsam auf ihn zu. Mit lauter Stimme befahl Kunanbai dem Maibassar und Kamysbai:

„Peitscht ihn!“

Kamysbai und Shumagul packten Boshej und warfen ihn zu Boden.

„Reißt ihm die Kleider vom Leib und peitscht ihn!“ brüllte Kunanbai, und sein ganzer Körper strebte vorwärts.

„Dein Auge soll dir auslaufen! Die Geister der Ahnen verfluchen dich, Kunanbai!“ schrie Boshej gellend.

Aber schon riß man ihm den Pelz und das Obergewand ab. Kamysbai holte mit der Peitsche aus, soweit er konnte. Der entblößte Rücken Boshejs lag weiß vor dem Rosse Kunanbais. Jeder Laut war mit einem Schlag verstummt, Totenstille lag über der Menge.

Die Peitsche sauste nieder, aber plötzlich sprang ein Mann vorwärts und warf sich über Boshej, ihn mit seinem Leibe schützend.

Es war Puscharbai aus dem Geschlecht Kotibak, ein Altersgefährte und Freund des Boshej.

„Ua, genug, genug, Kunanbai! . . . Arascha!\* Arascha!“ rief er.

Das brachte Kunanbai endgültig zum Rasen. Vor toller Wut berstend, schwang er die Peitsche und schrie:

„Peitscht auch ihn! Schlagt den Hund, schlagt ihn!“

„Wage es nur!“ ertönte plötzlich eine starke machtgewohnte Stimme neben ihm.

Es war Baissal. Kunanbai fuhr herum und bohrte seinen Blick in ihn. Baissals verzerrtes Gesicht führte eine

\* *Arascha* — „Ich bin der Beschützer.“ Der so Rufende nimmt die Schuld eines anderen auf sich. *Die Red.*

deutliche Sprache. Und dennoch gab Kunanbai nicht nach.

„Schlagt sie! Schlagt beide!“ kreischte er abermals. Maibassar und andere führten den Befehl aus.

Die Schläge hagelten auf Boshej und Puscharbai.

Da riß Baissal sein Pferd vorwärts, er beugte sich vor und stieß mit kraftvollem Arm Maibassar zur Seite.

„Kotibak! Kotibak! Mir nach, Kotibak!“ rief er mit voller Stimme, und alle Kotibak erzitterten, als sie den Kampfruf ihres Geschlechts vernahmen. Ein großer Haufen Reiter löste sich aus der Schar und schlug sich auf die Seite der Shigitek.

Aber die waren bereits besiegt und entkräftet, sie konnten auch vereint mit Baissal nichts mehr ausrichten. Dabei blieb es. Das Gefecht wurde nicht wiederaufgenommen. Doch allen war es klar geworden, daß Baissal in seiner Seele für Boshej, Puscharbai und das ganze Geschlecht tiefe Kränkung hegte und daß er in seinem Groll und in seiner Empörung die Sache der Shigitek zu der seinen gemacht hatte.

Als Maibassars Shigiten und Boten dies sahen, wagten sie nicht, in ihren Mißhandlungen fortzufahren. Sie ließen von Boshej ab, und der richtete sich keuchend auf.

Boshej erhob sich vom Boden. Fassungslos vor Zorn schrie er dem davonreitenden Kunanbai nach:

„He, Kunanbai! Ich habe dich vor der Kugel errettet, du aber hast mich ins Feuer geworfen! Du wirst noch daran denken!..“

Kunanbai sammelte um sich, was ihm an Leuten nach dem Abzug der Kotibak geblieben war, und wandte sich, immer noch von einer zahlreichen Reiterschar umgeben, nach Karaschoky.



1



IE SONNE ist untergegangen. Dämmer-  
schatten spinnen die Erde ein. Es ist, als würde  
die Nacht in den Winkeln des Hauses geboren  
und krieche nun daraus hervor, um alles in  
ihre grauen Schleier zu ziehen.

Das Haus ist das größte im Winterlager Shidebai.  
Ein gutes, festes, allen Gästen offenes Haus, das mit  
Teppichen, Matten und schöngemusterten farbenprächtig-  
gen Geweben geschmückt ist. Dort wohnt Abai mit seinen  
beiden Müttern.

Die Lampe brennt noch nicht. Das Haus ist fast men-  
schenleer, noch haben die Insassen im Freien zu tun und  
rühren geschäftig die Hände, deshalb wirkt auch der  
große Raum so fremdartig öd und wie verlassen. Abai  
kniert vor dem Fenster, durch das die Tschingisberge zu  
sehen sind. Er hat die Ellbogen auf den Sims gelegt und  
stützt das Kinn in die Hände.

Rechts auf dem niedrigen Lager am Boden sitzt Sere.  
Sie schaukelt mit dem Knie die Wiege der kleinen Kam-

schat, ihrer Enkelin von Aigys, und singt leis ein Wiegenlied, die Alte. Das Lied ist auch alt, älter noch als Sere. Außer ihr singt es niemand mehr, aber die verschollene Weise umfängt Abai wie aus Urgründen vertraut und läßt so viel Liebes, Warmes und Gutes in seiner Seele aufsteigen wie nur die alte Sere selber. Vor sehr langer Zeit ist auch er unter diesen sich sanft auf- und abschwingenden Tönen in Schlummer gesunken. Kein Wort, kein Klang hat sich seither verändert. Das Lied ist wie das Mutterherz, es bleibt sich ewig gleich, es kennt keine Wandlung. Friedliche Abendstille tönt aus der Melodie. Leis fließt die Stimme der Sere durch die Dämmerstunde, sie fließt in Abais Ohr, und ihm ist, als wiege das traurigsüße Lied der Sere auch ihn in Vergessen. Ach, daß es ewig fortklingen möge, dies Lied.

Er sitzt jetzt jeden Abend bei der Großmutter, seitdem sie auf der Winterweide sind. Und dabei weiß er nicht einmal, was ihn so mächtig zu ihr hinzieht. Wenn der Abend anbricht und die Herden von den Weiden kommen, dann geht Abai in das Haus seiner jüngeren Mutter Aigys. Er nimmt das kleine Schwesterchen auf den Arm, spielt ein wenig mit ihm, liebkost es und trägt es zu der Alten.

Das Kind will lange nicht schlafen. Die leisen, süßen Klänge schweben durch den Raum, und wenn sie für eine Sekunde verstummen, schlägt die Kleine die pechschwarzen Äuglein auf, blinzelt rasch mit den Seidenwimpern und stößt im Halbschlaf kleine, schnaufende Laute aus, als wolle es, das Lied solle immer fortklingen.

Und Abai lauscht. Die Dämmerstunde, die leiseste Stunde des Tages, findet ihn immer still und in sich gekehrt. Auch wenn er nach Sonnenuntergang noch draußen ist, dann steigt er allein auf einen Hügel, und die magische Majestät des Steppenabends durchströmt ihn; vom Grunde seiner Seele steigen die Gedanken auf und tragen ihn fort.

Auch jetzt lauscht er dem leisen Sang der Alten, und sein Blick schweift zu den Bergen. Er fliegt über die vielgezackten Spitzen und Schroffen, bis er schließlich im bläulichen Dunst verschwimmender Gipfel ertrinkt.

Von Shidebai bis zum Tschingis mögen es zwanzig Werst sein. Wenn die Dunkelheit über die Erde kommt, werden die Berge schieferblau und scheinen in die Ferne zu rücken. Dann kommen die rauhen Felswände des mächtigen Bergstocks Abai wie versteinerte Riesen vor. Stumm, starr und fern hüllen sie sich langsam in nächtliches Dunkel.

Aber was spielte sich heute in den Bergen ab? Im Aul war noch nichts Genaueres von dem Überfall bekannt, doch es ging schon die Kunde um, die Bokenschi wären aus Karaschoky vertrieben und hätten jammernd und wehklagend ihre Heimstätten verlassen. Jeder fühlte, daß etwas Unheilschweres über den steinernen Höhen aufzog. Auch Abai wußte es in seinem Herzen.

Ein kalter Windstoß kommt vom Tschingis, der kalte herzbeklemmende Atem des wüsten Treibens droben in den Bergen, der Aushauch von zügelloser Härte und Grausamkeit; warm und rührend schwebt ihm das Lied entgegen, umfängt ihn, nimmt ihn schweigend in sich auf, und da schmilzt der Eishauch, und der Wind verliert seine böse Kraft. Welch unsäglich sanfte Gewalt den Tönen innewohnt, wie durch Zauberbann beherrschen sie das All, und nichts vermag sich ihrer süßen Macht zu entziehen.

Abai zuckt auf bei diesem Gedanken, er hebt den Blick.

Ruhevoll zieht der Vollmond am Himmel hin. Eine dunkle Wolke schwebt ihm einsam entgegen. Er wühlt sich in sie ein, und dann beginnt ein übermütiges Funkelspiel. Abais Augen hängen wie verzaubert am Mond und an der Wolke, alle anderen Gedanken sind verflogen.

Nun taucht der Mond für einen Augenblick über der Wolke auf, aber in der nächsten Sekunde hat sie ihn wieder, packt ihn, läßt ihn nicht, bis er sich neuerlich aus ihrer Umklammerung losschält. Er springt, wirbelt, kreist, dieser drollige Mond, als wolle er sich verstecken, ist plötzlich verschwunden, wie weggelöscht, um im nächsten Augenblick in strahlender Helle wiederaufzuschweben, ein Lächeln über dem pausbäckigen Angesicht. Und ehe man sich's versieht, ist er abermals den Blicken entschwunden. Nun blinzelt er, als wolle er die Wolke necken, und zieht gemächlich über das nächtliche Firmament, nur ein wenig mit seinem Silberrand flimmernd. Aber plötzlich macht er einen Satz und ist wieder mitten in der Wolke. Abai hat noch nie solch einen verrückten Mond gesehen. Und als er dann wieder ein winziges Silbereckchen über der Wolke hervorsteckte, um gleich aufs neue zurückzutauchen, mußte Abai lächeln. Der Mond benahm sich wie ein Kind, das tollt.

Abai kann die Augen nicht losreißen von diesem wundersamen Spiel. Aber da hallen rasche Schritte durch die Stille. Es ist Ospan, der wieder einmal etwas ausgefressen hat und laut kreischend davonläuft, hinterdrein sein jämmerlich schluchzendes Brüderchen von der Aigys, der gleichaltrige Smagul.

Kein Zweifel, der kleine Tunichtgut hatte dem Bruder etwas zuleide getan. Abai sprang auf und hielt den Kleinen fest. Unterdes war auch Smagul herangekommen. Er fuhr Ospan in die Haare, aber der fühlte sich in seinen heimatlichen vier Wänden überaus mutig und ging in Ausfallstellung, die Fäuste hiebbereit.

„Ho, was willst du?“ brüllte er und zerrte Smagul am Kragen.

Abai trennte die Kinder.

„Was hat er getan?“ fragte er Smagul.

Der schnaufte, schluckte und weinte noch stärker.

„Mein Wurfknöchel hat er weggenommen, mein schönstes Knöchel.“

„So, wann denn, du Tränenbach?“ Der kleine Streithahn äffte langgezogen den Jammerton des anderen nach. „Mein schönstes Knöchel!“

„Gib ihm das Knöchel wieder“, befahl Abai.

Aber Ospan war nicht gewillt, so rasch die Waffen zu strecken.

„Er schwindelt, ich habe sein Knöchel nicht!“ brüllte er.

Von der Wahrheit dieser Behauptung nicht allzu überzeugt, glitt Abai mit den Händen über den Kleinen. Der strampelte aus Leibeskräften, riß sich los und flüchtete zum Ofen, wo er, die Hände im Rücken, sich in den Winkel drückte und herausfordernd um sich guckte. Gleich neben ihm stand eine Bütte mit Kumyß, die wollte er als Bollwerk benutzen. Man konnte sie im Notfall auch umwerfen, wenn Abai ihm das Knöchel wegnehmen sollte, und dann würde Abai gewiß auch nichts zu lachen haben. Aber der durchschaute die List des Kleinen und ließ von ihm ab.

„Zeig mal deine Hände her!“ befahl er. Und ehe Ospan es sich versah, nahm er ihn beim Ohr und rüttelte ihn kräftig.

Ospan quietschte und wollte mit dem Bein die Bütte umwerfen. Abai verhinderte es, nur der Deckel fiel zu Boden. Da schrie der sich schlangenartig windende Ospan noch durchdringender, warf unbemerkt das Wurfknöchel in den Kumyß und hob beide Hände.

„Oi-bai. Schau her, ich hab' nichts“, winselte er.

Abai hatte nichts bemerkt, aber Smagul, der jeder Bewegung des Missetäters mit den Augen gefolgt war, hatte es gesehen. Im Handumdrehen war er bei der Bütte, streifte den Ärmel bis zum Ellbogen hoch und versenkte den nicht eben sauberen Arm in die gegorene Stutenmilch. Der Ärmel, der wieder herabrutschte, tauchte

gleichfalls ein, doch dies störte Smagul nicht; er fahndete eifrig in der Milch nach seinem Knöchel. Abai, sehr erzürnt über ihn, mußte nun Ospan loslassen, um den Kумыß vor Smagul zu retten.

Aber da schoß der so unverhofft Freiheitsluft witternde Ospan wie ein Geier auf seinen Widersacher zu, versetzte ihm mehrere Stöße und Püffe und tauchte ihn schließlich mit dem Kopf in den Kумыß. Die prickelnd säuerliche Flüssigkeit drang Smagul in Mund und Nase, er schnaufte, schrie, zappelte mit Armen und Beinen, und als er schließlich wieder zum Vorschein kam, fuhr er auf den Übeltäter los.

„Du unverschämter Kerl, du“, brüllte er und entlud sein Herz mit einem kräftigen Fluch.

Abai war entsetzt.

„O du Dummkopf, du törichtes kleines Ferkel, wer bringt dir so abscheuliche Sachen bei?“ — und er gab dem Kleinen ein paar feste Maulschellen.

Auch Ospan, der Urheber des Ganzen, bekam sein Teil. Beide Brüder verzogen sich heulend in verschiedene Richtungen; Ospan zur Großmutter, bei der er Mitgefühl suchte. Smagul aber lief zu seiner Mutter, um der etwas vorzuweinen.

Smaguls furchtbarer Fluch war Abai wie ein Stich ins Herz gegangen, und er stand noch lange benommen da. Doch dann fing sein Ohr abermals ein klägliches Gewimmer auf, das, näher kommend, an Deutlichkeit gewann und in das sich alsbald die kreischende Stimme der Aigys mischte. Sie lief neben Smagul her und schimpfte, was das Zeug hielt.

Die Tür des Großen Hauses wurde heftig aufgerissen. Aigys stieß den Sohn hinein und legte schon an der Schwelle los:

„Da habt ihr ihn. Zerreißt ihn doch, zerfleischt ihn, den armen Kleinen. Fallt alle über ihn her“, und vor Wut außer sich, ging sie auf Abai zu.

„Kischi-apa\*...“, begann Abai ruhig.

Aber Aigys ließ ihn nicht ausreden. Die Worte kamen wie ein Gießbach über ihre Lippen.

„Mach nur immer zu, du bist ja der Stärkere! Ihr seid viel, vier Kinder von einer Mutter.“

„Kischi-apa, so höre doch ... du weißt nicht, wie lästerlich er geflucht hat!“

„Will ich auch nicht wissen. Du meinst wohl, du könntest nun die Zähne zeigen, weil du groß bist? Du könntest meinen Smagul mißhandeln, weil er der Sohn von deiner Mutter Rivalin ist?!“

„Allmächtiger Herrgott, was sprichst du da?“

„Es macht dir Spaß, meinen Kleinen zu verprügeln? Ja, wart nur, morgen kommt Chalel, der wird es dir zeigen!“ rief sie, denn sie wollte Abai mit dem Namen ihres älteren Sohnes einschüchtern, der in der Stadt die Schule besuchte.

Sie standen einander gegenüber, wie zwei feindliche Aule, zum Strauß bereit.

„Hast du, unsere Mutter, uns sonst nichts zu sagen?“

„Schweige! Genug! Ihr seid ja die Besseren, wir sind bloß die Tokal\*\* und müssen uns Demütigungen gefallen lassen, denn dies ist unser Los.“

Diese ungerechte und grobe Beschimpfung empörte Abai tief. Er hatte in seinem Vaterhaus niemals dergleichen von einer der jüngeren Frauen vernommen. Die Farbe wich aus seinem Gesicht, er erzitterte, aber er gab nicht nach und dachte nicht daran, um Entschuldigung zu bitten.

„So halte ein, was bist du nur für ein Mensch“, sagte er tonlos vor Empörung und wandte sich zum Fenster, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

\* *Kischi-apa* — jüngere Mutter. Ausdruck für die jüngeren Frauen des Vaters. *Die Red.*

\*\* *Tokal* — jüngere Frau. *Die Red.*

Sere hatte das aufgeregte Gezeter nicht gehört, aber Aigy's herausforderndes Gebaren mißfiel ihr sehr, auch sah sie Abais Entrüstung. Sie legte Kamschat in die Wiege, stand auf und herrschte die Schwiegertochter an:

„Scher dich fort, daß meine Augen dich nicht mehr sehen! Was schwätzeest du da? Willst du Zwietracht säen unter den Kindern? Mach, daß du weiterkommst, sonst zeige ich dir den Weg!“

Aigys schloß den Mund und wich von der Alten zurück. Dann entgegnete sie etwas gedämpfter, doch immer noch dreist genug:

„Ihr alle wollt mich fühlen lassen, daß ich die Tokal bin. Ihr habt euch samt und sonders verschworen und wollt mir das Leben bitter machen... Nun, wir werden es ja sehen, wenn *er* morgen kommt!“

„Er“ — war Kunanbai, der die schöne Tokal seinen anderen Frauen vorzog, und Aigys hoffte, bei ihm eine Stütze zu finden. Aber sie dämpfte dennoch die Stimme so weit, daß nur Abai, nicht aber Sere sie hören konnte.

Auf einmal erklang hinter den Zankenden eine ruhige, gelassene Stimme. Es war Ulshan, die schon vor geraumer Zeit eingetreten war und mit schweigender Würde Aigys' haltloses Gezeter mit angehört hatte.

„Höre auf, um des Allmächtigen willen. Genug. Denke an die Kinder! Ich war stets bemüht, nichts von diesen Dingen an sie herankommen zu lassen, du aber kreischst, als wäre es dir gleichgültig, ob es für ihre Ohren bestimmt ist oder nicht“, sagte sie.

„So, so, dann soll ich wohl alles stumm erdulden?“

„Zügle dich, ich bitte dich darum. Und gehe jetzt. Ich will dir nichts nachtragen, bloß mag ich dich nicht mehr sehn mit deinem Haß und deinem Geifer...“, sprach Ulshan ruhig wie vorher.

Aigys schoß ihr noch einen zornfunkelnden Blick zu. Dann packte sie ihren Knaben bei der Hand und zog ihn aus der Tür. Ulshan blickte ihr lange nach, stumm, wie

betäubt. Leise seufzend streifte sie das Obergewand ab, nahm Zunder und Feuerstein und machte sich daran, Funken zu schlagen, um die Ampel in Brand zu setzen. Das kleine, trübrote Flämmchen warf einen huschenden Schein durch den Raum, und da sah sie Abais von Kummer und Bewegtheit durchwühltes Antlitz.

„Abai-shan, mein Liebling, was betrübt dich?“

„Apa! Warum hört man Kischi-apa so häufig zanken?“ fragte er und ging auf sie zu.

Der Sohn fragte, er fragte ernst wie ein Erwachsener. Was sie vor ihren anderen Kindern so heimlich verwahrt hielt, ihm wollte und durfte sie es nicht verschweigen. Diesem Sohn konnte sie auch tief Gehegtes anvertrauen.

„Mein Sohn“, sprach sie, „man nennt uns nicht nur Nebenbuhlerinnen, wir sind und bleiben es bis ans Ende unserer Tage. Dies Leben schlägt uns bittere Wunden. . . Du ahnst in deinem kindlichen Herzen nicht, was deine Mutter oft erleidet. . .“

Abai verstand die Mutter aus seinem Gefühl, aber Worte fand er nicht, und so kehrte er sich schweigend ab.

Da wurde vor der Türe Gelächter und Stimmenlärm laut. In den Raum trat Takeshan, der ältere Bruder Abais, mit dem Mulla Gabitchan. Sie brachten eine Woge von Jugend und wohlgesinnter Lustigkeit ins Haus.

Takeshan stand im sechzehnten Lebensjahr. Er war ein muskelstarker, lebhafter, in allen Verrichtungen geübter Bursche, der flinke Scherze und muntere Reden liebte. Er hatte sich mit dem weit älteren Gabitchan angefreundet und gab sich ihm gegenüber wie ein Gleicher, trotz des Unterschieds der Jahre. Auch jetzt stampfte er hinter dem Mulla drein und äffte drollig dessen fehlerhafte Aussprache nach.

Gabitchan, ein Tatare, war selbst noch ein junger Mann. Vor etlichen Jahren hatte er sich der Rekrutenausbildung entzogen, indem er zu den Karkaralinsker Kasa-

chen floh. Er war in das Geschlecht Bertys geraten, in einen Aul, der in einem weitläufigen Verwandtschaftsverhältnis zu den Irgisbai stand. Diese seine Gastfreunde nahmen ihn mit, als sie zur jährlichen Totengedenkfeier für Kunanbais Vater zogen, und sie gaben ihm den Rat, einen der Mächtigen im Stamm um seine Gunst und Förderung zu bitten. So war Gabitchan mit Kunanbai bekannt geworden, der an dem jungen Mann Gefallen fand. Trotz seiner Jugend genoß er den Ruf eines gelehrten Mannes, und Kunanbai hatte nichts dagegen, daß er in seiner Gefolgschaft blieb.

Er radebrechte das Kasachische noch immer recht spaßig, aber seine umgängliche Art, seine Höflichkeit und Belesenheit trugen ihm allgemeine Beliebtheit ein. Der ganze Aul, groß und klein, behandelte ihn mit Ehrfurcht und betrachtete ihn dennoch als einen der Seinen. Nur Takeshan zog ihn gern ein wenig auf.

In letzter Zeit pflegte Gabitchan des Abends im Haus der Mütter die Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht“ zu erzählen. Auch heute nach dem Abendtee bat ihn Ulshan, und er begann eins der schönsten Märchen: „Die drei Blinden“. Aber er kam nicht weit, denn plötzlich erdröhnte Pferdegetrappel und zerriß roh den verschlungenen Faden der Sage. Ein Reiter sprengte am Fenster vorbei. Alle riefen aufgeregt durcheinander:

„Wer mag das sein?“

„Wer ist es? Warum eilt er so?“

Aber schon trat der Bote Shumagul ins Zimmer.

Nach hastiger Begrüßung begann er sogleich einen ausführlichen Bericht von dem gestrigen Waffengang bei Tokpanbet. Über seine rechte Wange lief eine tiefrote Schramme. Er sprach mit lauter Stimme, auf daß auch Sere ihn hören könne. Mit sichtlichem Wohlgefallen beschrieb er die Auspeitschung des Boshej, ja er machte nicht einmal einen Hehl daraus, sondern zeigte deutlich, wie sehr ihm diese Mißhandlung behagte.

Als aber Sere erfaßte, daß Boshej vor allem Volk mit der Peitsche gezüchtigt worden war, wandte sie sich jäh Shumagul zu und fragte ihn, ob sie ihn auch recht verstanden habe. Als sie dies bestätigt hörte, sagte sie:

„Boshej ist der letzte von den großen Stammeshäuptern. Ihr habt den Verstand mitsamt dem Gewissen verloren! Und du, Schwatzmaul, solltest dich hüten, von derlei Sachen vor Kinderohren zu reden.“

Alle hielten den Atem an, jedes Gespräch verstummte. Sei es, weil sie Boshej, den Ehrwürdigen, achteten und liebten, sei es, weil das Ansehen der ältesten Mutter seine Wirkung tat. Einzig Takeshan brach das gespannte Schweigen und hieß mit trotzigem Mut das Tun seines Vaters gut.

„Mögen die Geschlechter ein- für allemal wissen, daß man uns Irgisbai kein Bein zu stellen hat. Er hat sein Teil verdient!“ erklärte er hochfahrend.

Ulshan übergieß ihn mit eisigem Blick.

„Laß wenigstens das leidige Reden. Des Geschehenen ist schon genug“, sagte sie.

Ein greiser Schafhirt, Satai genannt, der mit Shumagul hereingekommen war, hatte bisher stumm zugehört, nun aber mischte er sich ins Gespräch. Er habe heute um die Mittagszeit aus seiner Weide gesehen, wie Boshej, Baidaly und andere Reiter, es mögen an die zehn gewesen sein, sich zum Grab des Kengirbai begaben. Dort haben sie nach andächtigem Gebet lange Zeit um den Hügel herumgestanden, alsdann seien sie alle miteinander gen Westen getrabt. Satai habe sich mit einem der Begleiter ins Gespräch eingelassen, und der habe ihm im Vertrauen mitgeteilt, daß Boshej und seine Männer sich auf dem Wege nach Karkaralinsk befänden, wo sie gegen Kunanbai Beschwerde führen wollten. Sie seien nur vom Wege abgeschwenkt, um am Grab ihres Ahnen eine kurze Andacht zu verrichten, so habe ihm der Mann erklärt.

Erst jetzt verriet Shumagul den Grund seines unvorhergesehenen Besuches. Kunanbai hatte ihn entsandt, um Abai zu holen. Auch er wollte sich anderntags nach Karkaralinsk aufmachen und wünschte, daß der Sohn ihn begleite.

Diese Nachricht wurde mit dem tiefen Schweigen aufgenommen, das stets der Bestürzung folgt.

Am anderen Morgen war die ganze Sippschaft beisammen, um Abai vor der langen Reise Lebewohl zu sagen. Shumagul hielt schon den tänzelnden Falben mit dem prächtigen silberbeschlagenen Sattel am Zaum. Abai näherte sich der Sere.

„Lebewohl, Großmutter“, sagte er und umschloß mit seinen beiden festen Händen ihre welke kleine Hand.

Sere drückte ihre Wangen an seine Stirn.

„Gott behüte dich, Abai, mein Herzblatt, er schenke dir eine glückliche Reise.“

Den anderen winkte Abai nur von weitem zu und rief: „Chosch, chosch!“ Als er zum Pferde trat, nahm Ulshan die Zügel aus Shumaguls Hand.

„Komm her zu mir“, sagte sie, „ich will dich segnen.“ Dann half sie ihm mit eigener Hand aufs Pferd.

Abai sprang in den Sattel, raffte die langen Schöße seines Mantels auf und wollte schon sein Tier in Gang setzen, als die schmalen feingeschnittenen Finger der Mutter sich beschwichtigend auf die Mähne legten. Er fühlte, daß sie ihm noch etwas zu sagen hatte, sah auf und begegnete ihrem Blick.

„Mein Sohn“, sprach sie, „die Großen lieben Kriegsgetümmel und geben dafür gern die Segnungen des Friedens her. Wenn zwei verzwest sind, so heißt es, dann ist sich auch die Asche ihrer Feuerstätten feind. Du aber, mein Kind, halte dich fern von allen Heftigkeiten! Siehst du Bosheke, so entbiete ihm in Ehrfurcht deinen Salem, wie es ihm gebührt. Er ist ein Blutsverwandter, und unsere

Achtung sei ihm gewiß. Es ist ein verworren Ding um Recht und Unrecht, nicht du wirst es entwirren mit deinem jungen Verstand. Mag der Vater Kriege führen, du aber, mein Kind, bleib gerecht.“

Abai zog am Zügel, und das Pferd setzte sich in Trab. Der Knabe blickte zurück, er sah die Menschen, die immer noch auf einer Stelle standen und ihm mit den Augen folgten. Die Stimme der Mutter klang noch in seinem Ohr nach, und da fühlte er mit einemmal seltsam deutlich, daß Boshej ihm nah war, nah wie keiner sonst, fast ein Stück seiner selbst, und daß Boshejs Kummer und Schimpf ihm qualvoll die Seele zerriß.

## 2

Winter. Schnee bedeckt die Erde. Abai und der Vater weilen nun schon lange in Karkaralinsk.

Kunanbai hat sich in der Hauptstraße des winterlich verschlafenen Städtchens niedergelassen, in dem großen, mit grünen Eisenplatten überdachten Holzhaus eines gastfreundlichen tatarischen Kaufmanns, der gern mit Kasachen Umgang pflegt.

Mit einem großen Gefolge von Geschlechtsverwandten und Nokern\* ist der Aga-Sultan in der Stadt eingezogen. Alle Häuser rings um die Residenz Kunanbais sind von seinen Brüdern Maibassar, Shakip und anderen Angehörigen, ihrem Anhang und ihrer zahlreichen Dienerschaft belegt. Tag und Nacht kann man in den Häusern des Kunanbai und des Maibassar ein Gewimmel von Dolmetschern und Wachtmännern sehen. Da war außer Kamysbai und Shumagul, den Boten des Maibassar, Kunanbais persönlicher Beauftragter Karabas, ferner die Shigiten, die Kunanbai mit sich führte, um für unvorhergesehene Fälle gewappnet zu sein, sowie an die

\* *Noker* — Gesinde, Wächter. *Die Red.*

dreißig Mann Noker, die in acht Häusern Unterkunft gefunden hatten.

Schon äußerlich hob sich Kunanbais Gefolge merklich von den Städtern ab. Kunanbai war stets von einem buntscheckigen Volkshaufen verschiedenster Abstammung umgeben. Da war der Mulla Gabitchan, der Tatare; der Kirgise Isgutty, den Kunanbai seinen Bruder nannte; der Araber Berdychosha, ein Lehrer des Gotteswortes; es fehlte nicht einmal an Tscherkessen, die das Amt von Leibwächtern versahen.

Bald schauten der Markt und die Straßen der Stadt wie ein zweiter Aul des Kunanbai aus, und manchmal, wenn die Langeweile Abai anfiel, dann wanderte er umher von Haus zu Haus.

Auch heute hatte er sich nach dem Morgentee fortgestohlen und war zu Maibassar geschlendert. Die Wintersonne schien, schläfrig träumten die Hügel rings um das Städtchen in ihrem mollig-weißen Gewand. Selbst die jungen Kiefern, die da und dort am Stadtrand standen, waren fast zugeweht von lockerem Schnee. Die Berge aber mit ihrem Waldgestrüpp kamen Abai wie verdrießliche alte Leute vor, die die weißen Zottelmützen tief in die Stirn gezogen haben.

Frostblau und kalt hatte sich der Tag angelassen, nur leicht durchweht vom Nordwind. Abai band die Ohrenklappen seines Fuchsmalachai\* zu, und dabei fiel ihm das Sprüchlein der Großmutter ein: „Hab immer acht, ob du den Malachai gut zugemacht, nichts Schlimmeres kann dem Menschen widerfahren, als wenn mit Taubheit er geschlagen.“ So hatte sie ihm manches Mal eingeschärft, zuletzt, ehe er auf die weite Reise ging. Ob es ihr wohl gut gehen mochte? Gewiß dachte sie jedesmal an ihn, wenn der Wind sein böses Liedlein piff und der Schnee in Wirbeln um das Haus fegte. Und während diese

\* *Malachai* — Pelzmütze mit breiten Ohrenklappen. *Die Red.*

Gedanken seinen Sinn durchzogen, sah er seine fernen Lieben vor sich, und ein brennendes Heimweh ergriff sein Herz.

Der feste Schnee federte und ließ ein leises Knirschen vernehmen, wenn die Füße in den neuen spitzschnäbligen Stiefeln wie von selbst über die glatte Fläche schritten. Der Kleidung nach hätte man Abai für einen großjährigen Jüngling halten können, nicht für einen Knaben, der kaum dem Kindesalter entwachsen ist. Er trägt die Tracht der mannbaren Jünglinge. Auf seinem Kopf prangt der Malachai aus Fuchsfell mit schwarzem Sammet verbrämt. Zum Unterschied von den Männern gesetzteren Alters, die Malachais aus Fuchspfoten tragen, fertigen sich die jungen Leute bei den Tobykty in letzter Zeit ihre Malachais aus den Rückenteilen der Füchse an. Abai trug einen mit Eichhörnchenfell ausgefüllten Mantel, über den ein weiter Tschapane aus schwarzem silbrigschillerndem Samt seine Falten warf. Die Ärmel waren nicht allzu lang, denn Tschapane mit langen Ärmeln und breiten Armausschnitten waren nur bei den Karkaralinsker Kasachen gebräuchlich. Auch wich die Form des Kragens bei den Tobykty ab, und der Malachai setzte sich aus sechs keilförmigen Teilen zusammen, nicht aus vier, wie bei den Karkaralinskern. Dazu kam, daß die jungen Leute im Stamm der Tobykty die Lederriemen verpönten und sich mit Schärpen aus himmelblauem Stoff umgürteten.

Vielen Steppenkasachen begegnete Abai auf seinem Weg. Sie alle waren zu Pferd, die meisten begaben sich zu Kunanbai. Es waren Atkaminer, die Gerichtszwistigkeiten oder Beschwerden in die Stadt geführt hatten und die gern bereit waren, von früh bis spät im Vorraum des Gebieters herumzustehen.

Nun war Abai bei Maibassars Quartier angelangt und trat in den Hof. Unter einem von allen Seiten offenen Dach erblickte er ein Menschengewühl. Aber er sah unter den vielen, meist älteren Männern keine Fremden, sondern

nur Bekannte oder Nahverwandte. In der Mitte stand Maibassar, hoch, breit und blühend, den Mantel aus weißem Lammfell lässig über der Schulter. Um ihn drängten sich fast alle Tobykty, die nicht im Hause des Kunanbai Wohnung genommen hatten.

Vier junge Shigiten waren eifrig bemüht, eine vierjährige dunkelrotbraune Stute mit scharfem Widerrist umzuwerfen. Seit sie in Karkaralinsk waren, nahm Maibassar tagtäglich die mannigfachen Gaben entgegen, die Kunanbai zur Feier seiner Ankunft dargebracht wurden. Da waren fette Schafe, junge feiste Stuten, die noch nicht getragen hatten, wohlgemästete einjährige Hengste mit gestutzten Mähnen und anderes Schlachtvieh. Maibassar trug sich offenbar mit dem Vorhaben, eins dieser fetten Pferde abzustechen und seine Gefährten mit einem Gastmahl zu erfreuen.

Jeder Angehörige der Irgisbai war auf der Reise wie in der Stadt mit freundlichem Zuvorkommen, Ehrerbietung und gastlicher Freigiebigkeit aufgenommen worden. Und jedes Mannes Herz floß über vor Dankbarkeit für Kunanbai, der das Geschlecht Irgisbai hinausgehoben hatte über alle anderen Geschlechter, der es zu Ansehen und großem Reichtum geführt hatte. Selbst der Anblick der rotbraunen Stute ließ den Dank in ihrem Herzen von neuem aufquellen.

„Die Reise des Mirza steht diesmal in einem besonders günstigen Zeichen“, hob Shakip an, der Bruder des Kunanbai.

In letzter Zeit taten es die Tobykty den Klägern und Bittstellern nach, die Kunanbai mit dem Ehrentitel „Mirza“ benannten, auch wenn sie in seiner Abwesenheit von ihm sprachen.

„Sollen allen Hassern und Neidern die Gedärme verbrennen, wenn morgen die neue Moschee eingeweiht wird... Das ganze Volk wird unserm Mirza Lob und Preis singen“, erklärte Maibassar mit stolzer Miene.

„Ja, der Jubel des Volkes ist wohlbegründet, die Moschee strahlt in bewundernswerter Pracht.“

„Einen Glanz wie diesen hat Karkaralinsk noch nie erblickt“, stimmten ihm alle begeistert bei.

Abai hatte den Vater und auch andere in der Stadt häufig von der Moschee sprechen hören. Er wußte, welch einen Ruhmesschimmer Kunanbai durch diesen Bau seinem Namen verliehen hatte. Diese erste und einzige Moschee in Karkaralinsk war ein Jahr zuvor auf Kosten Kunanbais in Bau genommen worden und sollte heute vollendet werden. Die städtischen Mullas und die Vornehmen in den Aulen wurden es nicht müde, Kunanbai dafür zu preisen.

Vor zwei Tagen hatte der Imam Chassan Saratau, der den Kasachen gewogen war, in höchstgelegener Person Kunanbai mit seinem Besuch geehrt und sein gewichtiges Wort gesprochen:

„Du hast dich emporgeschwungen aus des Volkes Tiefe und bist ein mächtiger Khan geworden. Der Koran nennt die Moschee das Gotteshaus. Du hast Allah, dem Höchsten, ein Haus errichtet unter ungläubigem, mit Dunkelheit geschlagenem Volk. Der mächtige Schöpfer wird sein Auge liebevoll zu dir neigen.“

Und er segnete Kunanbai vor den zahlreich versammelten Ältesten. Als Dank für diese Ehrung erhielt der Imam vor seiner Abreise vom Aga-Sultan ein Pferd und ein Kamel.

Abai sah, daß sein Vater der mächtigste und einflußreichste unter allen Atkaminern war. Er beobachtete ihn unablässig, um zu ergründen, wie er dies alles erreicht hatte. Aber je länger er sich in der unmittelbaren Nähe des Vaters befand und seine Handlungen mit wachen Augen verfolgte, um so mehr erschien ihm der Vater als ein Rätsel, das nicht zu deuten war.

Das Fleisch der geschlachteten Stute war schon in die Küche geschafft worden. Aus den umliegenden Häusern

kamen neue Tobykty zum Mahle beim Kreisverwalter, und das Stoßen und Schieben im Hof wurde immer stärker. Als Maibassar sich eben anschickte, die Gäste ins Haus zu führen, und jeder schon begierig war, in Ruhe seinen Sitz am Tisch einzunehmen, ging die Pforte auf, und Karabas, der Bote Kunanbais, trat eilenden Schrittes in den Hof.

Maibassar blieb stehen, um ihn herankommen zu lassen.

„Alscheken\* ist unterwegs, man sagt, er komme zum Mirza“, sprach er zu Maibassar und Shakip. „Der Mirza befiehlt euch zu sich. Sputet euch!“

Maibassar schlüpfte in den Mantel, den er lässig umgeworfen trug, und begab sich zum Tor, Shakip ihm nach. Abai wäre viel lieber dageblieben, aber Maibassar wandte sich um.

„Abai, du kommst mit uns. Du willst doch gewiß deinem Schwiegervater Alscheken deinen Salem entbieten“, und er lächelte ironisch.

Der Freundschaftsbund zwischen Kunanbai und Alschinbai war vor zwei Jahren durch ein Heiratsversprechen besiegelt worden: Kunanbai warb für seinen Sohn Abai um Dilda, die Enkelin Alschinbais. Auf diese Weise war Alschinbai der Schwiegergroßvater Abais geworden.

Seit sie sich in Karkaralinsk aufhielten, hatte Alschinbai schon mehrmals den Mirza aufgesucht. Sein Name wurde von allen Ältesten rundum mit größter Ehrfurcht ausgesprochen, nie hörte man ihn anders als Alscheken nennen, und sein Geschlecht führte in Karkaralinsk wie bei den Tobykty den Beinamen „Karakok“\*\*. Da Alschinbai der Sohn des berühmten Tlenschi-bii und ein Enkel des Kasybek-bii war, durfte sich Abais Braut einer sehr

\* *Alscheken* — ehrerbietige Form von Alschinbai. *Die Red.*

\*\* *Karakok* — Ehrenname, bedeutet soviel wie Sieger beim Rennen. *Die Red.*

vornehmen Abstammung rühmen. Es versteht sich von selbst, daß der Kaufpreis für eine solche Braut nicht gering war; ganze Rudel von Pferden, ganze Scharen von Kamelen konnte man aus dem Aul des Kunanbai in den des Alschinbai ziehen sehen. Niemand wußte genau, ob erst dieser Heiratsplan die beiden Männer so nahegebracht hatte, jedenfalls war ihre Freundschaft fest wie Felsgestein. Maibassar oder Shakip brauchten nur den Namen Alschinbais zu hören, um sogleich loszuspringen und dienstbeflissen jeden kleinsten Wunsch des Mächtigen zu erfüllen.

Dabei ließ sich aber Maibassar nie die Gelegenheit entgehen, dem Neffen das Blut in die Wangen zu treiben:

„Du hast einen großen Mann zum Schwieger! Den größten weit und breit! Man kann vor ihn nicht hintreten wie vor uns bescheidene Leutchen, man muß das Haupt vor ihm neigen.“

Maibassar hatte es mit seinen Neckereien so weit getrieben, daß Abai dem Alschinbai nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Erst vor zwei Tagen hatten Kunanbai und Alschinbai ihn eigens zu sich gerufen und ihm wegen seiner unangebrachten Schüchternheit Vorhaltungen gemacht. Dabei war es aber so, daß der Schwiegervater, um dessentwillen Abai — ein großer und starker Shigit, wie er sich vorkam — einer errötenden Braut gleich sich verbarg, dem jungen Mann nicht sonderlich gefiel. Mehr noch, die ewigen Hänseleien unersättlicher Witzbolde und ständige Anspielungen wie „Hochzeitsfeiern“, „Braut und Bräutigam“ verleideten ihm das Mädchen mehr und mehr. Jeder Gedanke an sie ward ihm zuwider.

Doch heute, als sie in einer kleinen Gruppe über die Straße schritten, blickte Maibassar den Neffen mit ungewohnt ernster Miene an und hub an, offenbar ohne spöttische Absicht, mit ihm zu sprechen:

„Ich möchte schon lange einmal mit dir reden, nein, ganz ohne Scherz... Mach nur nicht gleich wieder ein

böses Gesicht, du bist kein Kind mehr! Als erwachsener Mensch mußt du begreifen, daß unser Vieh nicht von ungefähr herdenweise in Alschinbais Aul getrieben wird... Sobald die Tempeleinweiheung vorbei ist und wir erst wieder ein wenig zum Verschnaufen kommen, will ich mal ein ernstes Wörtchen mit dir reden.“

Abai gab Maibassar keine Antwort, wie immer in solchen Fällen. Aber Karabas rief dazwischen:

„Meinst du, Abai wüßte nicht, was das zu bedeuten hat? Er ist ein heller Kopf, er weiß Bescheid.“

„Zuviel Lob tut nicht gut, Kareke. Schweig lieber, das ist ein Pferd wert“, rief Abai und fiel Karabas um den Hals.

Er mochte ihn gut leiden, diesen Karabas, mit ihm konnte er frei und unbefangen reden, anders als mit Maibassar. Oft lachten sie zusammen und trieben ihren Spaß.

„Ich halte mein Wort. Sobald wir die dringendsten Geschäfte erledigt haben, werde ich mich ernst mit dir unterhalten. Sehr ernst“, sagte Maibassar, wobei er etwas Geheimnisvolles in seine Stimme legte.

„Sicherlich will Vater die Hochzeit beschleunigen, das wäre freilich ernst genug“, dachte Abai erschauernd, und die Farbe wich aus seinem Gesicht. Warum? Er wußte selber nicht, was ihn bewegte. Doch immer, wenn die Rede auf seine Hochzeit kam, stieg etwas feindlich Abwehrendes in ihm auf. Schon der Name Dilda allein schien Unfreiheit, Zwang und Fesseln in sich zu bergen.

Er runzelte die Stirn, und in seinen Augen flammte es, das einzige Zeichen von Mißbilligung, das ihm gestattet war. Einen offenen Widerspruch gegen Maibassar, seinen Onkel, hätte er nie gewagt.

Nun waren sie bei Kunanbais Haus angelangt und traten zu viert durch das Tor. Ein wirrer Lärm schlug ihnen entgegen, der Hof war voll von Männern zu Fuß und zu Pferd. In allen Ecken und Winkeln drängten sich

die Kläger und Rechtsuchenden und redeten, in Häufchen von fünf bis zehn Mann, heftig mit den Armen fechtend, durcheinander. „Kreis... Biis... Voruntersuchung, Urteil... Tatbestand... Gebühren... Schuld, Aussöhnung, Gerichtsstreit“, diese Worte schwirrten durch die Luft und waren in aller Munde. Die meisten Auswärtigen gehörten zum Geschlecht Boschan, sie waren leicht an der Form ihrer Tschapane zu erkennen. Hie und da sah man Gewänder vom Schnitt der Tobykty oder auch die Schafpelze und spitzzulaufenden Malachais des Geschlechtes Kerej.

Es war unschwer zu bestimmen, zu welchem Geschlecht ein jeder gehörte. Das verriet nicht nur die Tracht. Gerade gestern hatte Karabas Abai erklärt, welche Male die verschiedenen Geschlechter ihren Pferden einbrannten. Und als Abai nun über den Hof schritt, sah er sich aufmerksam die Tiere an, um die sich Kreise laut sprechender und gestikulierender Männer gebildet hatten. Das Brandmal des Pferdes zeigte auf den ersten Blick, woher sein Inhaber stammte. Da war der runde Stempel, auch „Auge“ genannt, der wissen ließ, daß die Pferde den Argys oder Boschan gehörten. Dort sah man einen Stempel von gebogener Form, den „Büffelsattel“, das Zeichen des Kerej-Geschlechts. ‚Wessen Pferd mag dies wohl sein? Ach, freilich, es trägt das „Kaulquappen-Mal“, also gehört es einem Naiman!‘ dachte Abai. An zwei Pferden gewahrte er einen Stempel, der dem arabischen Buchstaben „schin“ nachgebildet war — das Zeichen der Tjure, der höchsten Würdenträger.

Abai hätte sich nicht ungern noch ein Weilchen auf dem Hof umgesehen, aber seine älteren Begleiter schritten schnurstracks ins Haus, Shakip voran. Er öffnete die Tür zu Kunanbais Gemach, und alle vier entboten wie aus einem Mund mit schallender Stimme ihren Salem.

Der große helle Raum war über und über mit bunten vielgemusterten Teppichen belegt. An den Wänden

hingen nach städtischem Brauch kostbare Pelze, gestickte Gebetteppiche und Sinnsprüche, die in verschlungener arabischer Schnörkelschrift auf feine Gewebe gemalt waren. Rings an den Wänden standen die Betten, darauf türmten sich schwellend die Flaumkissen, raschelnde Seide prangte, und farbenprächtig gestickte Behänge zierten die Türen und Fenster. Vor einem großen niedrigen Klapptisch thronten auf weichen, vielfach übereinandergeschichteten Decken Kunanbai und Alschinbai, in weiße Daunenkissen gelehnt. Den ehrerbietig lautenden Salem nahmen sie mit kühler Gleichgültigkeit hin und würdigten ihn kaum einer Antwort.

Die Ankömmlinge nahmen zu beiden Seiten der Männer Platz.

Alschinbai, welcher gerade gesprochen hatte, war bei ihrem Eintritt verstummt und blickte fragend auf Kunanbai, der ihm mit einer stummen Gebärde bedeutete, er möge weitersprechen.

Alschinbai war ein stattlicher, kräftiger Mann mit grauem Bart und gesunder Hautfarbe. Er hatte den Fuchspelz lose übergeworfen, darunter trug er ein schwarzes Wams; das stahlgraue, in schmalen Streifen gesteppte, runde Mützchen verdeckte seine große Glatze nicht. Er fuhr in seiner Rede fort:

„Auch Baimuryn hegt Groll, er ist unzufrieden und kann seine Kränkung nicht verschließen.“

Kunanbai wandte Alschinbai ein unmutig gefurchtes Gesicht zu. Der begegnete ihm mit einem langen durchdringenden Blick und sprach ruhig weiter:

„Er hat erklärt: ‚Man sagt mir, es würde Kunanbais Unmut erwecken, wenn ich mir Boshej zu Gaste lade. Seit wann sind die Tobykty Herr über meine Fleischtöpfe?‘“

„Und hat dir Baimuryn nicht auch gleich erklärt, was ihn auf einmal veranlaßt, für Boshej den Soil zu führen?“ fragte Kunanbai mit schneidender Stimme.

Abai wußte, wovon die Rede war. Vor zwei Tagen hatte der Vater nach einem langen Gespräch mit Alschinbai am Schluß schwerwiegende Worte über Boshej gesprochen: „Er soll es lieber lassen, seine Klagen gegen mich zu führen. Sonst werde auch ich keine Ruhe finden, bis ich ihn im grauen Sträflingshemd auf dem Weg in die Fremde sehe!“ Die umständlichen Verhandlungen zwischen Kunanbai und Boshej wurden durch Alschinbai und Baimuryn geführt, einen der angesehensten unter den Karkaralinsker Kasachen, die auch die gegenseitigen Bosheiten und Anzüglichkeiten getreulich hin und her trugen. Alschinbai war heute offenbar mit der Absicht hergekommen, Kunanbai über die neuesten Schritte des gegnerischen Lagers zu unterrichten.

Es war für Kunanbai schon früher kein Geheimnis gewesen, daß Baimuryn auf seiten Boshejs stand. Jetzt wurde die Vermutung zur Gewißheit. Aber Kunanbai hatte keine Lust, sich in Auseinandersetzungen mit Baimuryn einzulassen — das war kein Gegner für ihn. Mochte er an seinem Groll fressen, so etwas konnte höchstens einen Alschinbai berühren, nicht aber einen Kunanbai. Und auch Alschinbai würde, wenn man's recht besah, dem Kunanbai nichts weiter nachtragen, selbst wenn sein Geschlechtsgenosse Baimuryn glaubte, Grund zur Kränkung zu haben. Die Bindung zwischen Alschinbai und Kunanbai hielt vieles aus, sie war oft erprobt in den letzten Jahren. Das Heiratsprojekt und ihr Freundschaftsbund wog schwerer für sie als die herkömmlichen Verwandtschaftspflichten.

Alschinbai war in Schweigen versunken, er dachte nach. Dann ergriff er wieder das Wort:

„Höre zuerst, was dir Boshej als Antwort auf deine Worte zu sagen hat, das übrige wollen wir nachher besprechen. Er entgegnet: „Es ist nicht unser Mirza, der das graue Hemd zurichtet, sondern Allah, der Höchste im Himmel. Und es ist noch lange nicht heraus, wem zu

tragen es beschieden ist.‘ Es stachelt ihn jemand auf, vielleicht sogar Baimuryn, vielleicht auch ein anderer...“

Maibassar und Shakip runzelten die Stirnen und wechselten einen beredten Blick, als wollten sie sagen: ‚Er rennt in sein eigenes Unglück‘, wie sie die kühne Botschaft vernahmen. Abai wartete schon seit zwei Tagen gespannt, wie Boshejs Antwort lauten würde, aber was er nun hörte, ließ ihn betroffen aufblicken. Unwillkürlich ging es ihm durch den Sinn: ‚Wie tief muß er hassen, um so mutig sprechen zu können!‘

Kunanbai hatte bei dieser Antwort voll Hohn und Trotz den Kopf erhoben. Er blieb stumm, nur sein einziges Auge flackerte trüb vor sich hin. Auf seinem bleichen Antlitz, das noch düsterer blickte, über der ganzen Gestalt lag ein Ausdruck von starrer Abwehr; aber kein Laut, kein Wort, keine Geste verriet, was ihn durchtobte. Wut und Erbitterung wühlten in ihm und schlugen hohe Flammen, doch er blieb steinern und undurchdringlich wie zuvor.

Alschinbai senkte den Blick vor diesem furchtbaren Antlitz, das selbst ihm einen Schauer über den Rücken trieb.

Kein Laut durchbrach die Stille im Raum. Da trat Karabas ein, der noch im Hof zu tun gehabt hatte. Er öffnete behutsam die Tür, bemüht, kein Geräusch zu machen.

„Der Majyr\* ist da, Mirza...“, meldete er.

Kunanbai rührte auch jetzt keinen Muskel. Die Tür sprang auf, und es zeigte sich die riesige gesundheitsstrotzende Gestalt des Majors. Hinter seinem Rücken kam der Dolmetsch Kaska zum Vorschein, ein blasses, dürres Männchen mit schmalem, drollig vorstehendem Bart.

\* Da die Mehrzahl der zaristischen Beamten in Westsibirien Militärs waren, nannten die Kasachen sie meistens Majyr — die entstellte Bezeichnung für Major. *Die Red.*

Der Major drückte Kunanbai und Alschinbai die Hand. Aber er setzte sich nicht zu ihnen auf die Decken und Kissen, sondern nahm den einzigen Stuhl, der Kunanbai gegenüber am Tisch stand. Die großen wasserblauen Augen des Majors schielten ein wenig, und das runde Gesicht war von rötlichem Bartgekräusel umrahmt. Der tiefrote Nacken wulstete sich.

Die Kasachen nannten die „Majore“ untereinander selten bei ihrem Namen, sondern gaben ihnen verschiedene Beinamen, die meist ein äußeres Merkmal betrafen. So hießen die vorigen Majore der „schnauzbärtige Majyr“, der „feiste Majyr“ und der „Schnarrwachtel-Majyr“, weil sein pockennarbiges Gesicht an das gesprenkelte Ei einer Schnarrwachtel erinnerte. Das Aussehen des gegenwärtig amtierenden Kreis-Chefs gab zu den verschiedensten Spitznamen Anlaß. So sprach man von ihm als dem schiefäugigen, dem dickbäuchigen, dem haarigen Majyr. Kunanbai und Alschinbai aber, die ihn für ausgemacht engstirnig hielten, nannten ihn unter vier Augen den „Piskenbas-Majyr“, was soviel wie „Weichkopf“ bedeutete.

Unter den Kasachen nannte man den Landkreis „Duan“ und die Verwalter entsprechend die „Duanhäupter“. Im Duan Karkaralinsk teilten sich Kunanbai und der Major in diese Würde: Kunanbai war Kreis-Chef und der „Piskenbas-Majyr“ sein Gehilfe; daher fügte auch Kunanbai seinem Namen den Ehrentitel Aga-Sultan bei. Der dritte Mann in der Verwaltung, der Untersultan, war zur Zeit abwesend.

Der Major kam heute Boshejs wegen. Kunanbai, durch Boshejs unerschrockene Antwort aufs äußerste gereizt, begrüßte den unerwarteten Besuch mit sichtlicher Zufriedenheit und ging ohne Umschweife auf das Thema los, das beiden vor allem am Herzen lag.

„Majyr, zwar waren deine Ahnen keine Tobykty, doch bist du in unsrer Gegend heimisch geworden und hast,

soviel mir bekannt ist, in Karkaralinsk schon verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft. Ich sagte dir bereits vor längerer Zeit, daß Boshej verbannt werden müsse, damit endlich einmal mit dieser Geschichte Schluß gemacht wird. Du aber ziehst uns hin und kannst zu keinem Ende kommen, gleich einer schleichenden Krankheit. Was ist der Grund? Hat sich Boshej in deiner Leber festgesetzt oder ist er neuerdings ein Mann von deiner Sippe geworden\*, daß er sich deines Mitgeföhls erfreut?“

Und er bohrte sein einsames Auge in den Major. Der wandte sich zum Dolmetsch und forderte ihn mit einer Gebärde auf, ihm das Gesagte zu erklären.

Nun hatte es aber den Kaska bei Kunanbais Worten kalt überlaufen. Sein Blick flatterte ratlos von Kunanbai zum Major und wieder zurück. Erstens reichte sein Wortschatz nicht, um Kunanbais Worte ins Russische zu übersetzen, und zweitens hatte er Angst, dem einen Vorgesetzten die zornigen Worte des anderen weiterzugeben. So wand er sich in Unschlüssigkeit und fuhr hilflos mit dem Fingernagel durch den Teppich, wobei er, nicht aus noch ein wissend, blöde vor sich hin lächelte.

Erzürnt durch seine Saumseligkeit, rief Kunanbai:

„He, Dolmetsch! Sag ihm auf der Stelle Wort für Wort, was ich gesprochen habe. Du drehst und wendest dich hin und her wie ein Wiedehopf vor seinem Nest.“

Maibassar brach bei diesem Vergleich in schallendes Gelächter aus, doch als er Kunanbais unbewegliches Gesicht sah, verstummte er, und das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken. Abai fand den Vergleich ebenfalls sehr gelungen; der Dolmetsch sah in seiner Verwirrung wirklich wie ein verstörter Vogel aus, der rastlos hin und her hüpfte.

Nun übersetzte Kaska zwar recht langsam, doch leidlich genau, was Kunanbai gesagt hatte. Der Major ließ

\* Unübersetzbares Wortspiel. Kasachisch heißt es hier „Baur“, was sowohl Leber wie Sippenangehöriger bedeutet. *Die Red.*

sich nicht aus der Fassung bringen. Er gab seine Antwort ohne Eile, mit ruhiger, fester Stimme:

„Wir üben die Macht nicht aus, um an unseren Feinden Rache zu üben. Boshej Jeralinow hat Beschwerden eingereicht, die wir nachprüfen müssen. Außerdem steht er nicht allein, sondern hat andere Männer hinter sich, so daß wir wohl fürs nächste von einer Verbannung absehen müssen.“

Nun erhob sich ein rascher und hitziger Wortwechsel, bei dem die beiden Partner einander fortwährend ins Wort fielen.

„Du willst, daß der Zwist unter uns kein Ende nehme? Ist es das, was du bezweckst?“

„Ich bin mit meiner Meinung nicht allein. Die früheren Aga-Sultane Kusbek und Shamantai teilen sie. Selbst Baimuryn — Alschinbai kennt ihn —, selbst der denkt so wie ich.“

„Wer sind sie schon? Einzelgänger und Querköpfe! Die Minderheit! Aus ihnen spricht nur der Neid. Das Volk steht auf meiner Seite, siehst du das nicht?“

„Die Minderheit? Nun gut, es sei so. Aber das Gesetz kommt vom Zaren, und vor dem Gesetz sind wir alle gleich. Diese Leute sind Zeugen, und sie müssen auch zu Wort kommen.“

„Du bist der Richter. Wie sollte einem Verbrecher nicht der Kamm schwellen, wenn er einen Richter hat, der ihm den Rücken deckt?“

„Kunanbai-Mirza, deine Beschuldigung ist ein zweischneidig Schwert.“

„Das weiß ich, aber ich kenne deine Ränke.“

„Aga-Sultan, gehe nicht zu weit! Wir beide sind vom Korps\* in unser Amt eingesetzt“, sagte der Major.

Er zündete die Pfeife an, stand auf und begann hochrot vor Erregung im Zimmer auf und ab zu gehen.

\* So nannten die Kasachen das Generalgouvernement. *Die Red.*

Alschinbai fand, daß es nun Zeit wäre, ein Ende zu machen. Noch ein Schritt weiter, und der Wortwechsel mußte in offenen Streit umschlagen, was für keinen wünschenswert war. Eine solche Wendung der Dinge hätte Kunanbai und auch ihm nur geschadet, Alschinbai durfte es nicht soweit kommen lassen. Darum hob er, der bis dahin stumm und unbeteiligt an seinem Platz gesessen hatte, rasch den Kopf und sprach mit lauter Stimme:

„Höre, Mirza! Höre, Major! Kommt zur Besinnung!“

Alschinbai achtete nicht nur den Kunanbai hoch, sondern auch den Major, mit dem er wiederholt in schwierigen Fällen zu tun gehabt hatte. Bisher war es niemals zu unliebsamen Mißverständnissen zwischen ihnen gekommen. Hinzu kam, daß Alschinbai bei den Wahlen der Kreisverwalter und sogar des Aga-Sultans eine der ausschlaggebenden Persönlichkeiten war, obgleich er nicht zur Verwaltung gehörte und kein öffentliches Amt versah. Der Major wußte dies gut, und dem mußte man wohl oder übel Rechnung tragen. Hochaufgerichtet warf er deshalb, kaum daß Alschinbai den Mund aufat, einen schrägen Blick auf Kunanbai hin. Offenbar hatten Alschinbais Worte ihre Wirkung auch auf diesen nicht verfehlt.

Der Major gab seine Wanderung auf und ließ sich schwer auf seinen Stuhl sinken. Sein Atem ging geräuschvoll, wie bei einem Menschen, der zu rasch gelaufen ist. Die Erregung preßte ihm die Kehle zusammen, er keuchte.

„Laßt diese gegenseitigen Anschuldigungen, Gebieter, so etwas gereicht niemand zum Nutzen“, begann Alschinbai abermals.

Der Dolmetsch beugte sich zum Major und flüsterte ihm rasch die Rede Alschinbais zu.

„Ihr solltet euch gegenseitig eine Stütze sein. In Eintracht könnt ihr das Volk regieren, aber wenn jeder von euch an einem anderen Strang zieht, wird es euch nicht

gelingen. Zwist und Hader bringen euch nur Verderben. Handelt einträchtig, Hand in Hand. Und wo ihr selber nicht einig werdet, da wendet euch an Männer wie mich und meinesgleichen. Dies habe ich euch zu sagen“, schloß Alschinbai mit einem prüfenden Blick auf die beiden Männer. Er sah, daß sie sich nach dem Auftritt ein wenig beruhigt hatten. „Und was Boshej anbetrifft“, fuhr er fort, wobei er sich leicht zu Kunanbai vorbeugte, „so ist er gerade der Grund meines Kommens. Kunanbai-Mirza. . . Major, ich bitte euch, mit eurer Entscheidung bis zum Abend zu warten. Duldet diese Sache noch einen kurzen Aufschub? Ich verlange eine offene Antwort von euch.“

Bei Alschinbais letzten Worten war Karabas mit einer großen tiefen Schüssel Kumyß aus dem Vorzimmer eingetreten. Maibassar, Abai und andere erhoben sich lautlos, breiteten ein Tischtuch aus und stellten vor jeden der Ältesten mit buntem Lack verzierte Holzschalen. Maibassar rührte den Kumyß mit einer Kelle aus dem Horn eines Widders um. Die dicke, vom Lederbehälter leicht gelblich überflogene Flüssigkeit schäumte nicht, sondern warf nur kleine, schillernde Spritzer. Dann kam eine Platte mit in Fett gebratenen Kugeln aus Sauerteig auf den Tisch, und schließlich trug Karabas das Hauptgericht auf, aber nicht das übliche gesottene Fleisch oder Kawardak\*, sondern Kunanbais Lieblingsspeise „Shau-Bujrek“, ein Nierengericht, das er mit Kumyß zu verzehren pflegte.

Als Alschinbai verstummt war, wandte sich Kunanbai, auf das Mahl weisend, an ihn und den Major:

„Greift zu, erhebt die Schalen.“

Und er murmelte das Tischgebet, wobei er mit den Handflächen langsam über sein Gesicht fuhr. Seitdem Kunanbai die Moschee bauen ließ und mit Mullas und Chasrets Umgang pflog, legte er großen Wert auf Fröm-

\* *Kawardak* — eine Art Ragout. *Die Red.*

migkeit und zur Schau getragene Gottesfurcht. Zwar war er des Arabischen nicht mächtig, trotzdem hielt er alle rituellen Vorschriften ein, betete, das Gesicht mit den Händen bestreichend, und wo er ein übriges Mal „Bismy Allah“\* sagen konnte, da tat er es gewiß.

Alschinbais Rede war durch das Mahl unterbrochen worden, aber es gab auch nicht mehr viel zu sagen, denn das Thema war erschöpft. Der Major hatte nichts dagegen, wenn Alschinbai es übernahm, die Sache einzurenken. Sollten sich neue Schwierigkeiten zeigen, würde man eben weitersehen müssen. Aber für den Fall einer günstigen Lösung war nichts vernünftiger, als die weiteren Schritte Alschinbai zu überlassen.

„Du hast recht“, sagte er zu Alschinbai, „ich bin einverstanden und warte auf deine Antwort.“

Damit war der Zweck seines Besuches erfüllt, und der Major goß mit sichtlichem Wohlgefallen eine nach der anderen fünf Schalen Kumyß in sich hinein. Nachdem er auch von Shau-Bujrek gekostet hatte, verabschiedete er sich und ging, gefolgt vom Dolmetsch. Die Tischdecke wurde weggeräumt.

Und da sprach Kunanbai den Gedanken aus, der offenbar die ganze Zeit in seinem Innern gärte:

„Mir will scheinen, daß der Kropf dieses ‚Weichkopfs‘ recht fest mit Schmiergeldern vollgestopft ist... Habt ihr gesehen, wie fein er zugeritten war. Boshej und Baisal haben ihm durch Baimuryn den Wanst gefüllt!“

Alschinbai dachte ähnlich wie er, aber er durchschaute die Dinge tiefer. Erregt, und von seinen Gedanken in Anspruch genommen, ließ er eine Weile verstreichen, ehe er eine Antwort gab. Dann sagte er sinnend:

„Großer Gott, als könnte man weit und breit einen Vorgesetzten finden, der sich nicht etwas zustecken ließe. Sie alle nehmen mit offenen Händen von rechts und links

\* *Bismy Allah* — (arab.) im Namen Gottes. *Die Red.*

und schlucken, soviel das Maul faßt. Nicht darum, nicht um das Bestechen geht es hier...“

Und Alschinbai kam nun auf das zu sprechen, was ihn eigentlich heute herbewogen hatte. Wie es seine Art war, zog er die Stirn in krause Falten, kniff die Augen schmal und hub an:

„Ich stehe abseits, aber mein Auge ruht wach auf dir und deinem Vorhaben. Kein Schritt, kein noch so leiser Laut bleibt mir verborgen. Es ist schon so, wie mein Vater sagte: ‚Beim Spiel sieht der am schärfsten, der selber nicht mitspielt.‘ Ich gebe ihm recht und sage zu dir: Die Tobykty müssen aufhören mit diesem Spiel! Wenn jetzt nicht Einhalt getan wird, kann es ein böses Ende nehmen.“

Auf eine solche Eröffnung war Kunanbai nicht gefaßt.

„Alschekel!“ rief er aus. „In der Steppe schnappen Boshej und Baissal nach meinen Beinen. Hier im Duan aber sind sie darauf aus, mir an die Kehle zu springen! Und das soll ich mir gefallen lassen, ohne aufs Ganze zu gehen?“

Alschinbai hob die Linke und ergriff neuerlich das Wort:

„Willst du den Kampf weiterführen, so wirst du aufs Ganze gehen. Aber wisse, auch Boshej schrickt vor keinem Mittel zurück. Denk an den Major! Es gibt genug Leute von der Art Baimuryns, die mit Wonne jedes böse Geschwätz, jede üble Nachrede gegen dich aufgreifen. Glaubst du, sie hätten für immer Verzicht getan, sie hätten sich damit abgefunden, daß du der Aga-Sultan bist? Nie und nimmer! An jeder Biegung deines Weges lauern sie dir auf und tun, was sie können, um Unheil auf dich herabzubeschwören. Überleg es dir reiflich. Es wird zu nichtsersprießlichem führen, wenn dein Name erst in eine langwierige Gerichtssache verstrickt ist...“

Kunanbai hatte die Anspielung verstanden. Beide, der Major und Alschinbai, wußten nur zu gut, daß persön-

liche Feindschaft die treibende Kraft im Zwist zwischen Kunanbai und Boshej war. Wer konnte mit Sicherheit sagen, daß bei einer gerichtlichen Untersuchung nicht plötzlich die Frage aufkommen würde, wie es eigentlich möglich gewesen war, daß Kunanbai, der Aga-Sultan, den Aul des Boshej überfallen, seine Leute hatte fesseln und auspeitschen lassen. Und wer konnte weiter bürgen, daß solch eine Untersuchung nicht eine ganz unerwünschte Wendung nehmen würde? Die Sache hatte an manchen Stellen Staub aufgewirbelt. „Eine Beschwerde Boshejs“ ... „muß geprüft werden“ ... „sind Zeugen“ — all das waren nur verwehte Funken von einem unsichtbaren Brand.

Kunanbai blickte nachdenklich auf Alschinbai, aber er sprach nicht. Er wollte, daß Alschinbai alles ausspräche, was er zu sagen hatte. Alschinbai begegnete ihm mit einem ebenso eindringlichen Blick, er sprach mit feierlich erhobener Stimme:

„Heute soll deine Moschee eingeweiht werden. Hoch hinausgehoben hat dich der Ruhm über deinesgleichen. Dein Name erschallt nah und fern. Von vielen wirst du beneidet, am meisten von dem Korps und dem Major. Stellst du jetzt den Streit ein, so wird es dir nicht als Demütigung ausgelegt werden, sondern es wird heißen, daß du großmütig Verzeihung übst, und dies möge dir dienen als ‚Läuterung von weltlicher Schlechtigkeit bei Begehung einer heiligen Handlung‘, wie es der Koran von uns erheischt. Laß Boshej, deinen Sippenbruder, hinfürder nicht deinen Feind sein! Stoße ihn nicht in die Arme Fremder, schließe aufs neue mit ihm den Bund, eint euch und haltet Frieden“, so schloß er.

Kunanbai verharrte lange in Schweigen. Wenn Alschinbai von Aussöhnung sprach, so empfahl es sich, alles wohl zu erwägen, ehe man eine abschlägige Antwort gab. Alschinbai ist der mächtigste Bii unter den Karkaralen. Viele Geschlechter kommen zu ihm, damit er Recht

spreche in ihren Händeln und Streitigkeiten. . . Und war nicht auch der mächtige Kusbek rasch um seine Aga-Sultanwürde gekommen, als er mit Alschinbai keine gemeinsame Sprache mehr fand!

Im Kreise Karkaralinsk war der Stamm der Tobykty weder an Zahl stark noch auch mächtig. Kunanbai hatte es nur seiner Freundschaft mit Alschinbai zu verdanken, wenn er Aga-Sultan geworden war. . . Und wenn er, Kunanbai, den Boshej weiter mit seiner Feindschaft verfolgt, so würde der ihm, noch am Boden liegend, die Zähne in die Waden schlagen. Ja, so würde es kommen. Und um einmal ganz ehrlich zu sein, hatte doch er, Kunanbai, eigentlich dem Boshej die Kränkung zugefügt. Was hatte ihm Boshej getan? Gar nichts! . . . Wenn Alschinbai mit einer Friedensbitte kam, dann mußte man einlenken. Dies hieß freilich nicht, daß er scharf den Kurs ändern und von einem Tag zum andern nachgeben würde. . . Säße da nicht Alschinbai vor ihm, sondern ein anderer, er hätte sich schwerlich so schnell umstimmen lassen. Aber Alschinbai, das war eben eine Sache für sich, da war Vorsicht geboten. Und so beendete Kunanbai das Schwanken in der eigenen Brust.

„Alscheke“, sprach er, „du hast alles wohl durchdacht und abgewogen, ehe du dein Wort an mich gerichtet hast. Und du sprichst als ein Freund. Gott strafe mich, wenn ich dies nicht zu würdigen wüßte. Ich wollte nicht nachgeben, beileibe nicht. Aber könnte ich dir mein Ohr verschließen und mein Herz vor dir verhärten? Ich lege alles in Gottes und deine Hand; führe die Sache so zu Ende, wie es dir gutdünkt.“

Das Gespräch war beendet. Alschinbai wandte sich zum Gehen.

Abai war von Herzen froh für Boshej. Er empfand sogar eine plötzliche Zuneigung für Alschinbai. Das Schreckensantlitz der Feindschaft verlor seine beängsti-

gende Nähe, ein warmer Friedensodem wehte freundlich. Erleichtert aufatmend, begrüßte ihn Abai.

An diesem Abend wanderte er lange durch die Straßen. Immer wenn Wehmut sein Herz beschlich oder Freude ihm Flügel verlieh, zog es ihn ins Freie; er mußte dann mit sich allein sein.

Der Tag verglühte, aber die Sonne stand noch am Himmel, über dem waldigen Rand der Hügel im Westen hing ein flammendrotes Strahlengespinst. Es mußte wohl in den Bergen ein Wind aufgesprungen sein, über den nackten Hängen fegte flach dahingetrieben der Schnee. Mal kreiselte er in trägen Wirbeln, mal sprühte er rosig überhaucht in eisigen Wolken in die Luft.

In der Stadt spürte man vom Wind nichts, aber der Frost biß kräftig in die Nase und trieb die Menschen zu rascherem Ausschreiten an. Solche Tage erfrischen die Seele und vertreiben die trüben Gedanken. Nun umhüllten sich die der Stadt zugekehrten Hügelrücken langsam mit Grau, und die Steinanhäufungen zu ihren Füßen wurden immer finsterer und ferner, als wollten sie schlafen gehen.

Abai war schon drei, vier Straßenviertel weit gewandert, als ihm ein lauter, lustig durcheinanderlärmender Menschenhaufe entgegenkam. Da die Leute alle zu Fuß waren und er keinen Bekannten darunter fand, schloß Abai, daß es wohl Städter sein müßten.

Die lachende, laute, frohgelaunte Volksmenge, unter der er Junge und Alte sah, erweckte sein Interesse. Unwillkürlich lächelnd, blieb er mitten auf der Straße stehen, um sie näher kommen zu lassen. Die Leute schritten über den festgestampften knirschenden Schnee, ohne Abai zu beachten, aber er sah nun, daß sich alle um einen Greis von ehrwürdigem Aussehen scharten, der, selber lachend, den anderen zu lachen gab.

Verwunderlich war nur, daß der Alte am Arm geführt wurde. Er ging mit unbeweglich vor sich hingerichtetem

Blick, schaute nicht nach rechts noch nach links und blickte beim Sprechen an dem Angeredeten vorbei. Abai faßte das Gesicht des seltsamen Greises schärfer ins Auge, und da merkte er, daß der alte Mann blind war.

Nun hatte sich die lärmende Schar herangeschoben, und Abai schloß sich ihr an. Nicht er allein, alle, die vor den Haustoren standen oder über die Straße kamen, wurden von diesem froh bewegten Menschenstrom ergriffen und fortgetragen.

Einer der Mitlaufenden, ein älterer Mann, auf dessen Bart die Silberspur der Jahre lag, blieb ein wenig hinter der Menge zurück, und ihn fragte Abai:

„Wer ist dieser Greis?“

Der Angesprochene antwortete staunend:

„Ja kennst du denn Schosheken nicht? Nein, so etwas Das ist doch Schoshe! Schoshe, der Akyn.“

Der Name Schoshe war Abai seit vielen Jahren bekannt, aber er hatte den Sänger niemals erblickt. Als er nun hörte, daß dies der berühmte Akyn sei, mischte er sich sogleich in die ersten Reihen, angestrengt bemüht, den Alten genau anzusehen und seine Worte zu erhaschen.

„Schosheken, so tritt doch in mein Haus ein, wir sind gleich da! Ich bin es, Bekbergen!“ bat den Akyn einer der ihn umringenden Männer.

„Nein, nein, das gibt es nicht. Er kommt zu uns!“

„Hat man so etwas schon gehört? Ich habe ihn hergebracht.“

„Macht Schluß mit dem müßigen Schwatzen. Schosheken ist in unserm Haus abgestiegen; auch sein Pferd steht in unserm Hof“, mischte sich eine kräftige Stimme ein.

Bei diesem lärmenden Hin und Her hielt Schoshe im Gehen inne. Er lachte laut, seine Stimme war seltsam hallend und klar.

„Ua, Freunde, wollt ihr meinen Wunsch hören?“

Der Schwarm fing begierig jedes Wort des ehrwürdigen Greises auf.

„Sprecht, sprecht, Schosheke! Sagt uns selbst, wo Ihr übernachten möchtet.“

„Meine Lieben und Guten, ihr alle wollt mich bewirten und mir ein weiches Lager für die Nacht bereiten. . . Ihr habt mein Herz mit Freude erquickt, und ich werde euch meinen Dank nicht schuldig bleiben. Euch alle will ich aufsuchen, die mich zu sich riefen, euer aller Gast werde ich sein, denn ich hoffe, daß Schoshes Kehle in einer kurzen Woche nicht verdorrt sein wird. Und wenn mein Magen die Gastereien aushält, so will ich bei euch allen einkehren und der Reihe nach an allen Tischen mein Mahl einnehmen. Jetzt aber wird es schon recht kalt; wenn ich nicht irre, ist der Abend angebrochen. Ja, meine Kinder, laßt es gut sein, erbarmt euch meiner alten Glieder. Wollen wir nicht einfach beim nächsten Tor einkehren?“

Auf allen Gesichtern lag ein Lächeln, während der alte Mann sprach. Niemand tat Einspruch. Das „nächste Tor“ erwies sich wirklich sehr nah, man stand davor. Hals über Kopf stürzte der Besitzer ins Haus. Aber die andern dachten nicht daran, ihres Weges zu gehn. Jeder wollte sich noch ein Weilchen länger der Gesellschaft Schoshes erfreuen. Jeder wußte, daß er ihn heute nicht mehr bei sich sehen würde, und keiner wollte sich von ihm trennen, ohne wenigstens eine kleine Probe von seiner Kunst gehört zu haben.

Ein bejahrter Mann, der neben dem Akyn stand, wollte ihn offenbar anstacheln.

„Schosheke“, so sprach er, „du bist grad erst in unsere Stadt gekommen. Du hast sicher noch nicht gehört, was es hier Neues gibt?“

„Nein, erzähle mir, wovon man in der Stadt spricht.“

Der bejahrte Mann erwies sich als ein vorzüglicher Kenner des städtischen Klatsches. Die von Kunanbai

erbaute Moschee sei fertig, hörte man ihn sagen. Alschinbai und Kunanbai rüsten sich dieserhalb zu einem großen Gastmahl. Außerdem gehe ein Gerücht um, Kunanbai gedenke mit seinem Sippenangehörigen Boshej Frieden zu schließen.

Abai war sprachlos. Das hatte er nicht erwartet, daß er hier den Namen seines Vaters hören würde. Gut so, dachte er, die Moschee war ein Ding für sich, aber die Leute wußten ja um jeden Schritt, um jede Handlung seines Vaters, sogar um seine Feindseligkeiten und Streitereien! . . .

„Alschinbai, der hat's heraus, der bringt alles unter einen Hut, auch Feuer und Wasser.“

„Eeh, er hat einfach Angst, Kunanbai könnte um seine Macht kommen, wenn er sich mit allen zankt.“

„Und wer hat die Tobykty so hoch heraufgebracht wenn nicht er? Die ganze Macht und Herrlichkeit, die ganze Ehre, alles hat er auf sie gehäuft.“

„Freilich, Alschinbai, der schirmt seine Tobykty, wo er nur kann.“

„Und die Tobykty, die fressen alles ratzekahl, was es Fett in den Herden gibt, und scheffeln das Beste aus den Läden zusammen.“

„Ja, solange sie nicht das letzte fette Pferd im Umkreis von Karkaralinsk im Magen haben, ziehen die nicht ab.“

Lächelnd hatte sich der alte Sänger die Botschaften angehört; nun erhob er die klingende Stimme:

Ein kahler Kater war einst einem schielenden Raben ergeben.

Einen lahmen Kötter nahmen sie, auf daß er für sie bete.

Der Kahle stopfte dem Schiefaug fleißig ins Maul,

Was das Volk erschaffen, das fraß er, nicht faul.

Schallendes Gelächter ward ihm zur Antwort. Manche schnalzten sogar mit der Zunge vor Behagen über den wohlgelungenen bissigen Spottvers.

„Der kahle Kater ist Alschinbail!“

„Und der Rabe Kunanbail!“

„Und der lahme Imam ist auch dabei!“

„Der unbändige Greis hat sie mit einem einzigen Vers zu Boden geschmettert!“ so schallte es durcheinander.

Abai trat unwillkürlich einen Schritt zurück, von Scham übergossen.

In diesem Augenblick kam der Mann wieder und führte Schoshe in sein Haus. Abai kehrte um und ging rasch den Weg heimwärts.

Schoshes Lied hing ihm in den Ohren. Es war tief in sein Inneres gedrungen, bis in sein Herz. Er hörte noch jedes Wort und sprach es im Geist ungewollt nach.

Zwei Größen, berghohe Größen, waren wie mit einem Schlag durch einen Vierzeiler in den Staub gestürzt.

Der Mann, den alle in kriechender Unterwürfigkeit „Alscheken“ nannten, hatte sich in einen kahlen Kater verwandelt, denn Alschinbais Glatze war wohlbekannt. Und Abais eigener Vater, der Aga-Sultan, der „Mirza“, hockte als Rabe vor ihm. Und als was für ein Rabe! Er, der Erwählte, der in Reichtum schwamm, der Gebieter des mächtigen Tobykty-Stammes: ein habgieriger Rabe, der unersättlich und ungestraft alles mit seinem Schnabel an sich reißt, was das Volk mit seinen Händen an Gutem und Schönem erschaffen!

Was gibt es Gewaltigeres in der Welt als das Wort? Abai mußte an den schlauen Karatai denken: „Ein Wort kann dem Menschen die Därme durchbohren“, hatte der gesagt.

Gedankenverloren schritt er dahin, nichts wahrnehmend, nicht die Straßen, nicht die Menschen, tief versunken in das, was in ihm arbeitete.

Es war ihm, als sei er plötzlich zu einer großen verborgenen Kraft durchgedrungen, die er früher nicht kannte und die die Welt zu erschüttern vermag.

Er bog um eine Straßenecke und wäre fast in drei Reiter hineingelaufen. Aufblickend erkannte er Boshej, der in der Mitte auf einem Braunen saß. Sein bleiches Gesicht blickte finster unter dem Fuchsmalachai hervor, und der abendliche Rauhreif hatte einen feinen hellen Schimmer über seinen Bart geworfen. An seiner Seite ritten Baissal und Baidaly.

Für eine Sekunde war Abai wie erstarrt; er hatte Boshej noch nicht in der Stadt gesehen. Aber dann gewann er rasch die Herrschaft über sich. Er stand mitten auf der Fahrbahn vor den Reitern, als wollte er zu ihnen sprechen. Die zügelten verwundert ihre Pferde, vielleicht hatten sie ihn auch erkannt. Die rechte Hand ans Herz gedrückt, sprach Abai laut und deutlich mit betonter Ehrerbietung seinen Salem:

„Assalamu-Alejkum.“\*

Er hatte in der Medresse gelernt, daß man auf diese Weise Chasrets und andere geistliche Personen begrüßt. Vielleicht schwebte ihm auch in dieser Minute die letzte Bitte der Mutter beim Abschied vor? Nein, der ehrerbietige Gruß kam unvermittelt aus seinem Herzen, fast ohne sein Wissen und Wollen.

Das sonderliche Gebaren des unbekanntenen Knaben erregte die Verwunderung Boshejs. Er hielt sein Roß an.

„Uahalai-Kumussalem, mein Sohn“, sprach er den Antwortsalem.

Baissal aber, der den Knaben scharf angeblickt hatte, erkannte ihn und fürchte unwillig die Stirn.

„Oho, wer ist denn das? . . . Schon gut, reiten wir weiter!“ sagte er und zog ungeduldig am Zügel.

Aber Boshej hielt ihn mit einem kurz hervorgestoßenen „Wartet!“ zurück.

„Wozu? Oder glaubst du, es täte mir wohl, vom Sohn dieses Gottverfluchten begrüßt zu werden?“

\* *Assalamu-Alejkum* — Friede sei mit Euch (Begrüßung).  
*Die Red.*

Flammende Röte stieg in Abais Wangen, als würde seine Seele, nicht nur sein Antlitz von dieser Flamme versengt. Der unverdient gedemütigte, sich keiner Schuld bewußte Knabe schleuderte den Blitz seines Blickes auf Baissal.

Boshej fühlte, was in Abai vorging.

„Sage mir die Wahrheit, mein Sohn, hat dein Vater dir eingeschärft, daß du uns in dieser Weise deinen Salem entbietest, oder folgtest du einem eigenen Wunsch?“

„Mein Vater hat nichts damit zu tun, Bosheke. Ich wollte es selber.“

Die beglückende Empfindung von Frieden, Eintracht und Stille, mit der er heute aus seines Vaters Haus gegangen, schwang noch in ihm fort.

Boshej und Baissal wußten noch nicht, daß Kunanbai sich entschlossen hatte, dem Zwist ein Ende zu machen. Alschinbai hatte sie durch einen Boten in aller Form zu sich gebeten, um zu verhandeln, und nun waren sie auf dem Wege zu ihm. Aber den Zweck der Aufforderung ahnten sie nicht.

„Hast du aus eigenem Antrieb gehandelt und nicht auf deines Vaters Geheiß, so will ich dich segnen. In deinen Augen sehe ich ein edles Feuer brennen.“

Baissal runzelte abermals die Stirn und wollte sich abkehren, aber Boshej hatte seine rasche Bewegung bemerkt und sprach zu ihm:

„He, Baissal, dieser Jüngling dünkt mir vielverheißend“, und dann wieder zu Abai: „Die Zukunft liegt auf deinen Schultern, mein Sohn. Gott gebe dir Glück und Wohlergehen, möge er dir alle seine Gaben schenken, bloß nicht das harte Herz deines Vaters!“ Und er ließ die Handflächen über sein Gesicht gleiten.

Abai hatte während des Segensspruches die Augen groß auf Boshej gerichtet, nun hob er auch die Hände und strich mit den Handtellern langsam über sein Gesicht.

Die Männer setzten ihren Weg fort. Baidaly sprach zu Boshej:

„Sahst du seine Augen, sie glühen wie brennende Kohle vom Saksaul.“

Lange stand Abai reglos, in tiefes Sinnen versunken.

Durfte er es glauben? Kamen Boshejs Worte aus dem Herzen? Vielleicht wollte er nur die barsche Härte Baisals ein wenig mildern? Was bewog Boshej, als er ihm so warm seinen Segen gab? Und konnte Boshej wirklich mit einem einzigen Blick bis in Abais Seele geschaut haben, wo er ihn doch so wenig kannte! Aber die alten Leute sind lebenskundig. Sie blicken tief und wissen viel, dachte Abai, indes er sich aus seinen Träumereien losriß und weiterschritt. Und wenn Boshej sich in Abai nicht täuschte, dann war Abai womöglich kein gar so schlechter Mensch, dann mußte wohl doch ein Gutes an ihm sein. . .

Je länger sich Abai in seine Gedanken verspann, um so höhere Wogen schlug die junge Eigenliebe, und es war, als hebe sich sein Herz auf Adlerschwingen hinan.

Abai beschleunigte den Schritt. Erst jetzt merkte er, daß es schon ganz dunkel war, und im gleichen Augenblick wurde er gewahr, daß er zwei Straßenkreuzungen über sein Ziel hinausgewandert war. Er kehrte um.

Die Dämmerstunde, der er in der Steppe gern weitab von den Menschen auf einsamen Hügeln entgegenträumte, rührte hier in der Stadt seine Seele noch stärker an. Im letzten Sommer war Abai mehrmals zur Falkenjagd mitgezogen, obgleich er noch zu jung war, um selbständig dem Weidwerk nachzugehn. Wenn der Abend kam und das Licht mit der Finsternis rang, dann erglühete der Falke, der gen Himmel stößt, in einem magischen Feuer, und sein Gefieder lohte und wogte wie leuchtende Flammenzungen. An diesem Abend aber glich Abais Herz einem Falken, so glühend beschwingt, so zitternd-gespannt hob es sich einem Unbekannten entgegen.

Wie anders war dieser Tag als alle anderen, die ihm vorangingen: zuerst der Vater und Alschinbai, dann Schoshe und seine Begleiter und nun Boshej und Baissal, die eben im Dunkel entschwunden waren. Welch verschiedene Welten trafen sich in diesem engen kleinen Karkaralinsk! Und Welch sternenweite Räume trennten sie! Sie waren einander fern wie Ost und West, wie Süd und Nord. Die eine Welt hieß Macht, die andere Kunst, die dritte Herz. Warum konnten sie sich nicht ineinander ergießen, wie Wasserläufe zu einem mächtigen Strom? Und was wäre, wenn sie sich verbänden und im Einklang wirkten?

Wie eine plötzliche Erleuchtung kam der Gedanke. Als hätte niemand vor ihm so gedacht. Vernunft und Wille auf der einen Seite, Macht, Ruhm und Ehre auf der anderen... In Büchern hatte er oft gelesen, daß sie beständig miteinander im Kampf lägen.

Und nun war er selber darauf gestoßen, nicht in Büchern, sondern im Leben. Und sogleich schloß sich die Erkenntnis an: sie gehören zusammen, sie müssen in einem Menschen vereinigt sein.

Wieviel Menschen aller Arten waren ihm in der Stadt begegnet, wieviel neue Gedanken keimten in seinem Hirn! Mit eignen Augen hatte er den berühmten Schoshe erblickt, mit eigenem Ohr sein Wort vernommen...

Angeregt und voll frohen Mutes kam Abai zu Maibasarsar, als es schon ganz dunkel war. Im Vorzimmer putzte er den angefrorenen Schnee von den Sohlen und stampfte dabei fester auf, als es sonst seine Art war. Dann rieb er die Füße an der Matte ab und trat ohne Säumen ins Zimmer. Seine Wangen waren vom Frost gerötet, und im raschen Blick der schwarzen Augen brannte ein Feuer, das man an ihm nicht kannte.

Die Stube war voll von Sippengenossen. Nachdem man tagsüber nicht den zehnten Teil des fetten Pferdefleisches hatte vertilgen können, war man nun mit frischen

Kräften zu der unverrichteten Arbeit zurückgekehrt. Ein großer Kupfersamowar funkelte, soeben hereingetragen, auf dem Tisch, und alle führten mit Genuß den starken würzigen Tee zum Munde. Maibassar musterte Abai mit wohlgefälligem Blick.

„Abai-shan, wo warst du, mein Lieber? Lege geschwind den Mantel ab und trinke mit uns Tee. Du wirst dich wärmen wollen.“

Er rückte ein wenig und machte für Abai einen Platz an seiner Seite frei. Der Knabe entledigte sich ohne Eile seines Mantels und nahm den dargebotenen Sitz. Geräuschvoll schlüpfend, mahnte Shakip zur Eile:

„Trinkt rascher. Es ist Zeit, daß wir uns in das Haus des Mirza begeben.“

„Ja, ja“, stimmte Maibassar ihm bei, „das Mahl ist köstlich zubereitet, die Stuben sind hergerichtet... Es hieß, man erwarte die Gäste nach dem Vespergebet.“

„Dann hat es keine Eile. Die Vesper wird heute in der neuen Moschee lange dauern.“

„Gewiß, dessen kann man sicher sein. Der Mulla Chassen wurde grad erst zum Imam ernannt, da muß er zeigen, was er kann.“

„O ja, er wird das Gebet mit allen Dehnungen im Singsang vortragen, so wie es die Vorschrift verlangt“, murmelten die jungen Leute, die dazu ausersehen waren, bei Kunanbais Festmahl die Speisen aufzutragen.

„Redet kein töricht Zeug“, rief Shakip ungeduldig, „ihr müßt doch auch noch in die neue Moschee zum Vespergottesdienst! Oder gehst du etwa nicht, Maibassar?“

Aber Maibassar schien sich wegen der Vesper wenig Kopfzerbrechen zu machen. Lächelnd drehte er sich zu Abai um.

„Wir werden in dem Gewühl keinen Platz finden, und wenn wir auch bis vorn durchdringen sollten, kommen wir nachher nicht rechtzeitig hinaus und verspäten uns zum Gelage.“

„Aber es geht doch nicht an, daß wir dem Gottesdienst fernbleiben. Der Mirza wird es erfahren, und dann wird er mit heftigen Worten nicht sparen“, protestierte Shakip nicht allzu überzeugt. „Setzen wir uns lieber an die Tür, dann sind wir als erste draußen.“

„Dem Mirza flunkern wir etwas vor“, lachte Maibassar. „Aber an der Tür zu sitzen, dazu fehlt mir jede Lust. Es ist freilich im heiligen Gotteshaus ein jedes Plätzchen gleich ehrenvoll, doch ich bin nicht dazu da, um anderer Leute Stiefel zu bewachen und mit meiner Stirn kniefällig den Boden zu berühren, den sie vorher mit ihren plumpen Beinen betrampelt haben!“

Maibassar sprach vom Gottesdienst mit unverhohlenem Spott, und die gewagten Reden des Oheims gefielen Abai. Er lachte.

Shakip dagegen mißbilligte Maibassar. Er fand diese Art von Scherzen höchst ungeziemlich in einer Stunde, wo die Vornehmen von Karkaralinsk sich zum erstenmal in der langersehnten neuen Moschee zum Gebet versammelten und wo Kunanbais Lob in aller Munde war. „Er ist zügellos auch im Reden und plappert unbedacht, was ihm in den Sinn kommt“, dachte er von Maibassar.

„Die Moschee wird den Ruhm unseres Mirza und so auch den Euern mehren und in die Welt hinaustragen, oder ich verstehe nichts davon“, sprach er mit viel-sagender Stimme.

Maibassar setzte denn auch sogleich eine ernste und gewichtige Miene auf.

„Ja, ja“, stimmte er eilends bei. „Diese Moschee wird auch unseren ärgsten Feinden das Maul mit Sand stopfen! Boshej spürt das schon, und deshalb dringt er auf Frieden!“

Wer eigentlich auf Frieden drang, war unbekannt. Aber diese Männer aus Kunanbais Umgebung konnten nicht anders, sie mußten sagen: „Boshej hat es mit der Angst bekommen“, „Boshej sieht ein, daß er machtlos ist,

und will Frieden.“ Und der erste, der diese Gerüchte in Umlauf setzte und herumerzählte, würde Maibassar sein.

Shakip stimmte denn auch hurtig ein:

„Der hochehrenwerte Alscheken ist ein echter Freund unseres Mirza und ihm mit ganzer Seele zugetan. Erst heute hörte ich ihn sagen: ‚Der Glanz des Mirza erstrahlt immer heller, ihn neidet das Volk, ihn neiden die Großen.‘ Und er hat recht. Der Majyr schäumt, weil der Mirza die Moschee zum Ruhme Allahs erbaute, wodurch er sich die Achtung seiner Mitmenschen erwarb, und weil sein Name den des Majyr in den Schatten stellt...“

„Der Weichkopf wütet nicht nur vor Neid“, warf Maibassar ein, „er hat gewiß von Boshej und Baissal nicht wenig bekommen, daß er sich so störrisch auf die Hinterbeine stellte... Nun verliert er auch das, verstehst du?“ Maibassar ließ ein kräftiges Lachen hören. „Jetzt ist keiner mehr da, der ihm etwas in die Tasche steckt. Heute abend wird der Friede mit Boshej geschlossen. Er soll in die Moschee kommen, heißt es, und wird auch beim Festmahl des Mirza anwesend sein.“

Diese Nachricht kam für Shakip und die übrigen Männer völlig unerwartet. Auch Abai wußte nichts davon. Verblüfftes Schweigen trat ein. Jeder wollte mit eignen Augen sehen, wie Boshej vor Kunanbai tritt, um Versöhnung zu feiern.

Mit der Wirkung seiner Worte sehr zufrieden, sagte Maibassar:

„Alscheken hat seine Hand in jedem löblichen Unterfangen. Nicht umsonst wurden ganze Herden von uns in seinen Aul getrieben!“

Mit einer halben Wendung zu Abai gebeugt, blickte er ihm scharf in die Augen und begann neuerlich in seinem spöttischen Tonfall:

„Nicht wahr? Nun wirst du nicht mehr um die Brautfahrt herumkommen, ob du magst oder nicht!“

Aber Abai ließ sich nicht so leicht einschüchtern wie noch wenige Tage zuvor. Ruhig, ohne Scheu antwortete er:

„Fangt Ihr schon wieder an, Majeke? Paßt auf, daß ich Euch nicht einen Strich durch die Rechnung mache.“ Und er blickte sich mit einem spöttischen Lächeln unter den Tischgenossen um.

„O weh! Der Bub hat richtige Angst! Wie heißt es doch im Sprichwort? ‚Kein Schloß, kein Grab den Freier hält, wenn schon bezahlt das Lösegeld.‘ Was ist bloß in dich gefahren? Du hast eine Braut, sie wartet auf dich, ihr Hälslein ist zart wie Falkenflaum. Sie denkt: ‚Soll er’s nur wagen, mich auch diesmal zu meiden!...‘“ Und er fing wieder mit seinen plumpen Späßen an.

Aber Abai ließ sich nicht irremachen; spöttisch lächelnd ließ er die Neckereien Maibassars über sich ergehen, nahm die Dombra, die hinter ihm stand, und griff wortlos in die Saiten. Auch Maibassar war verstummt, er wartete auf eine Antwort. Als diese nicht kam, fuhr er fort:

„So rede doch schon! Ich gebe dir diese Shigiten als Gefolge mit, nur versprich, daß du hinüberreiten wirst!“

„Ich sage Euch etwas anderes, Majeke, hört auf damit!“

„Beileibe nicht!“

„Bei Allah, was habt Ihr davon? Wenn Ihr die Shenge\* wärt, so könnte ich es noch verstehen.“

„Die Shenge bin ich nicht, aber ich schneide auch so nicht schlecht dabei ab!“

Abai lachte und fragte mit einem aufflackernden Mutwillen, der ihm sonst nicht eigen war:

„So, Ihr wollt also wirklich nicht aufhören?“

Er unterbrach sein leises Spiel, legte die Dombra vor sich hin und sah durchdringend auf Maibassar. In seinen

\* *Shenge* — Schwägerin, überhaupt junge Frau. *Die Red.*

jungen, lebhaften Augen spielten kleine übermütige Lichter.

„Nein. Und wie wird es mit der Brautfahrt, rede schon?“ entgegnete Maibassar und glotzte Abai herausfordernd an.

Abai kniff die lachenden Augen zusammen, so wie er's heute bei Schoshe gesehen, hob den Kopf und sang:

Ua, ich bat Euch, haltet ein  
Mit Euern Späßen, aber nein!  
Denn Euer Magen, dünkt mich sehr,  
Ist wie ein Beutel groß und leer,  
Daß ohn' Erbarmen Ihr gehaust,  
Habt Karkaralien leergemaust,  
Und nicht zufrieden mit dem Schmaus,  
Schaut Ihr nach etwas Neuem aus.  
Des Alschin Enkel lockt Euch sehr,  
Dort findet sich vielleicht noch mehr;  
Denn alles Schöne in der Welt,  
Wähnt Ihr, sei nur für Euch bestellt.  
Schlagt Euch die Hochzeit aus dem Sinn.  
Für diesmal winkt Euch kein Gewinn.  
Ich bin kein Stier für fremde Herd',  
Auch ist die Sippe es nicht wert.  
Nun laßt das Foppen, seid so klug,  
Für heute habe ich genug,  
Doch möcht' ich wahrlich nicht beschwören,  
Welch Lied Ihr werdet morgen hören.

Und Abai warf sich auflachend an Maibassars Schulter. Verblüfft über den unerwarteten Streich, brachen die Shigiten ebenfalls in Gelächter aus. Das Lied gefiel allen. Maibassar fand keine Antwort, so verdutzt war er. Bei den letzten Worten Abais hatte er nur abfällig den Kopf gewiegt und einen kräftigen Fluch ausgestoßen.

„Na, hört mal! Seht euch diesen Ausbund an, was er sich mir gegenüber erlaubt!“ sagte er schließlich mit einem schiefen Lächeln. „Was soll ich mit ihm anfangen?“

Abai stichelte weiter:

„So antwortet doch, Majekel! Aber nur in Versen, sonst höre ich gar nicht zu“, und er schüttelte heftig den Kopf.

„Oh, das geschieht dir recht“, keuchte Shakip, knallrot vor Lachen. „Laß ihn ein ander Mal lieber in Frieden, und für diesmal steck ein, was du verdient hast!“

„Da sieht man den Nachfahren des Schanschar! Er ist der Sippe der Ulshan nachgeschlagen!... Warte, bis wir erst wieder im Aul sind, da zahle ich dir's heim. Ich werde alles deiner Mutter erzählen“, drohte Maibassar.

Alle hatten die Anspielung verstanden.

„Gewiß, er stammt doch von den Tontai.“

„Ein Sproß in grader Linie.“

„Ein bissiger Spaß, ganz wie die boshaften Spottverse des Schanschar“, so riefen sie durcheinander.

„Aber nein, das Lied wird er irgendwo aufgelesen haben. Es sollte mich doch sehr wundern, wenn dieser Faulpelz derlei zustande brächte“, stammelte Maibassar, der seine Fassung noch immer nicht wiederhatte.

In der Tat hatte bisher niemand an Abai dichterische Fähigkeit bemerkt. Der Knabe war selbst etwas benommen von der unerwarteten Wirkung seines Scherzes.

„Das ist nicht von mir“, sagte er und fügte mit einem halben Lächeln hinzu: „Ich habe vorhin Schoshe gesehen. Das Lied stammt von ihm.“

Die Shigiten wußten nicht, was sie davon halten sollten, und bestürmten ihn mit Fragen.

In lächelnder Ruhe entgegnete Abai:

„Ich erzählte ihm, daß ich einen Oheim besitze, Maibassar genannt, der mich unaufhörlich foppt und hänselt. Lehrt mich, wie ich ihm antworten soll, bat ich den Sänger. Und da hat er mir dies Liedchen vorgesungen.“

Im tieferen Sinne traf das auch zu. Die leichte Heiterkeit, die treffenden, nadelspitzen Worte und der feine kluge Spott des alten Mannes tönnten noch in Abais Seele fort. Er war sehr zufrieden, daß er es dem Maibassar so

schlagfertig gegeben hatte. Und klang es nicht wirklich ein wenig wie bei Schoshe? „Ach, könnte ich doch auch ein Sänger gleich ihm werden“, dachte er in plötzlich aufwallendem Neid.

Den Shigiten stand die Verwunderung über das Lied noch immer im Gesicht geschrieben, und sie hörten sich seine Erklärung ohne sonderliches Zutrauen an. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und an der Schwelle erschien Karabas. Jedes Gespräch verstummte. Karabas rief laut in die Stube hinein:

„Beeilt euch! Der Gottesdienst ist aus. Die Gäste begeben sich schon zum Mirza. Ihr seid geladen. Sputet euch!“

Alle sprangen auf und griffen eilends nach den Mänteln.

Unschlüssig blickte Abai sich um. Shakip sagte zu ihm:

„Du bist noch nicht groß genug, den Gästen aufzuwarten und die Speisen zu reichen. Und daß du mit dem Vater im Kreis der Ältesten bei Tafel sitzt, will mir auch nicht passend dünken. Dort ist es auch ohne dich eng genug. Am besten ist's, wenn du hierbleibst!“

Abai wäre seinem Rat gern gefolgt, aber Maibassar und Karabas waren anderer Meinung.

„Nein, gehe hin, guck dir die Gäste an und entbiete ihnen deinen Salem. Du sollst wenigstens ansehen, wie man in der Stadt ein Gastmahl abhält, das wird dir später zustatten kommen.“

Die letzten Worte waren überzeugend, und so schlen-derte Abai langsam den anderen nach zu seines Vaters Haus.

Als er hinkam, saßen die Gäste, nach dem langen Gottesdienst hungrig, schon beim Schmaus. Auf dem Hof sah man viele gesattelte Pferde, sonst nur Bediente und Leute, die mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt waren. Vom Rauhreif versilbert, glitzerten die Tiere und

das prächtige Zaumzeug. Leise knirschten die Kufen der prunkvollen leichten Schlitten, da und dort hockten warm vermummelt Kutscher auf den Böcken, und ihre Köpfe sanken im Schlaf immer wieder vornüber auf die Brust.

Gegenüber dem Eingang des großen Holzhauses stand ein besonderer Küchenbau, dessen Tür unaufhörlich auf und zu flog. Heraus kamen, einer nach dem anderen, die Shigiten, die kurz vorher noch bei Maibassar versammelt waren, und trugen riesige dampfende Schüsseln mit Fleisch hinaus. Maibassar und Shakip hatten im Hause keinen Platz mehr gefunden und streiften nun ziellos zwischen den Paradezimmern und der Küche hin und her.

Das Amt des Küchenmeisters versah Isgutty.

„Hierher, geschwind! Gib die Platte! Rasch!“ kommandierte er.

In seinem leichten pelzgefütterten Wams mit den aufgekrempten Ärmeln glich der flinke, bewegliche Isgutty einem Jäger auf der Pirsch. Man sah ihm an, daß er sich die größte Mühe gab, es den Gästen und dem Hausherrn recht zu machen.

Abai steuerte auf die Tür des großen Hauses zu. In eilemdem Lauf kam ihm Karabas entgegen und stürzte zur Küche. Abai machte ihm Platz, aber als er dann eintreten wollte, hörte er die befehlende Stimme Isguttys hinter sich:

„Vorsicht, zurücktreten!“

Vier Shigiten kamen fliegenden Schritts aus der Küche. Sie trugen tiefe Schüsseln mit Fleisch in den Händen. Abai war stehengeblieben, um sie an sich vorüberzulassen. Einen Augenblick sah er, in der frostigen Luft von Dampf umwogt, dicke Kasy\*, saftglänzende mürbe Maststeiße und gelbschwimmendes Fett vom Widerist und Euter, wie zerflossenes Gold anzuschauen. Jede

\* *Kasy* — Würste aus Pferdefleisch. *Die Red.*

zweite Platte war mit einem Hammelkopf gekrönt. Als die vier verschwunden waren, machte Abai einen neuen energischen Versuch, ins Haus zu kommen, aber er wurde von dem herausstürzenden Karatai beinah umgerannt.

„He, wo bleibt der Tusdyk\*? Ihr sagtet doch, ihr werdet ihn extra reichen!“

„Gleich, gleich . . . der Tusdyk ist fertig. Da kommt er schon!“ schrie Isgutty dem Karatai zu. Und sie versperrten abermals die Tür.

Ungehalten, weil er vor seines Vaters Haus so lange wie ein Türhüter stehen mußte, schlüpfte Abai behutsam an den beiden vorbei in das Vorzimmer; dabei stieß er versehentlich den mit dem Rücken zu ihm stehenden Isgutty, der gerade den Tusdyk auf die verschiedenen Platten verteilte, am Ellbogen an. Die fette Flüssigkeit troff auf den Boden.

„Ach, dieser Tölpel, wer ist denn das?“ schrie Isgutty und drehte sich zornentbrannt um. Aber als er Abai erblickte, dämpfte er die Stimme und brummelte nur unwirsch: „Ah, du bist es, Abai. Du solltest dir lieber ein stilleres Plätzchen aussuchen. Hier in dem Gewühl siehst du ja doch nichts.“

Aber Abai drückte sich an die Wand und ließ die Augen neugierig im Vorzimmer umherwandern. Auf dem Boden standen in langen Reihen Galoschen und hohe Schaftstiefel, die Strümpfe aus Filz staken darin. Drei Türen führten in drei Räume, die rechte in das große Zimmer, wo Kunanbai Tafel hielt. Von dort erschallte laute Unterhaltung. Man unterschied die Stimmen Alschinbais und des Majors, die von donnernden Lachsalven unterbrochen wurden. Alschinbai war heut in großer Form, er warf um sich mit Scherzen und witzigen Reden, die jedesmal das stürmische Gelächter seiner Tischgenossen erregten.

\**Tusdyk* — dick eingekochte Fleischbrühe, wird als Sauce gegessen. *Die Red.*

Die zweite Stube, dem Eingang gegenüber, war ebenfalls von Gästen überfüllt; sie saßen in großer Enge einer am anderen, hauptsächlich tatarische Kaufleute aus der Stadt und kasachische Bais. In der Mitte thronte der Imam der neuen Moschee, der Mulla Chassan. Hier ging es nicht ganz so geräuschvoll her wie in dem ersten Zimmer, die Gäste lachten seltener und nicht so schallend, offenbar waren die hier Sitzenden auf Würde und ehrsam Gebaren bedacht. Im dritten Raum, links vom Eingang, tafelten die Ältesten, die Führer der Geschlechter Boschan und Karaschor. Auch hier herrschte Lärm und vergnügtes Treiben, man redete viel, die Scherzworte flogen hin und her, es wurde herzlich und ausgiebig gelacht.

Abai trat in keine der Stuben. Er schaute nur. Es war wohl am gescheitesten, wenn er im Vorraum blieb, an den alle anderen Räume anstießen, so dachte er; da konnte er am besten hören und sehen, was um ihn vorging. Wenn ihm bloß der bärbeißige Isgutty nicht wieder ins Gehege kam! Abai setzte sich leise auf einen Stuhl, den jemand im allgemeinen Wirrwarr hier stehengelassen hatte, und schaute dem hastigen Kommen und Gehen der Shigiten zu, die die Speisen auftrugen. Acht Männer waren einzig mit der Bedienung bei Tisch beschäftigt. Die Gäste zeigten sich unheimlich gefräßig, sie verschlangen, was man ihnen vorsetzte, und forderten sich, wie es bei den Totenfeiern auf der Sommerweide üblich war, gegenseitig zum Mehressen auf. Während Abai im Vorraum saß, vertilgten sie etliche Maststuten, einjährige und zweijährige, dazu eine Unmenge Schafe.

Nun eilten die Shigiten noch hurtiger — das leere Geschirr aus den Stuben wurde abgeräumt. Aber ehe noch die letzte Platte in der Küche verschwunden war, schwebte von dort her schon ein ganzer Zug von Schüsseln mit heißem Plow\* heran. Der rosig schimmernde, appetit-

\* *Plow* — fettes, stark gewürztes Gericht aus Reis und Hammelfleisch. *Die Red.*

lich dampfende Plow schien gleichsam zu wispern: „Iß mich, du kannst ja doch nicht widerstehen.“

Im Vorzimmer fiel kein lautes Wort; Kunanbai hatte seine Shigiten gut gedrillt. An den Türen der inneren Räume hielten Shakip, Maibassar und Isgutty Wacht. Sobald die Shigiten mit den Platten und Schüsseln herankamen, prüften sie aufmerksam jedes Gericht und gaben dann mit einer stummen Gebärde den Weg in die Stuben frei.

Nach dem Plow kam Rosinensaft, danach Tee. . . Die Stunde war vorgerückt — um diese Zeit pflegte man sonst in süßem Schlummer zu liegen; im Hause des Kunanbai aber herrschte noch Festlärm und Fröhlichkeit, man füllte sich die Mägen, und die Bewirtung nahm kein Ende.

Abai stand gähmend auf. Er wollte in Maibassars Wohnung gehen. Während des ganzen Abends hatte niemand von seinen Sippenangehörigen ein freundliches Wort an ihn gerichtet. Die Shigiten gingen weiter geschäftig mit den Speisen ein und aus.

Abai schloß seinen mit Feh gefütterten Mantel und wandte sich zum Ausgang. Aber in diesem Augenblick kam aus Kunanbais Zimmer Gesang. Sogar die bedienenden Shigiten hielten unwillkürlich im Lauf inne und lauschten. Abai ging zurück und öffnete leis die Tür. Der Singende war ein Mann mit dunkelgetönter Haut und einem langen, spitz zulaufenden, von Grau dicht durchwirkten Bart.

Wie von einer geheimnisvollen Kraft ergriffen, entlockte er seiner Dombra Töne, und durch das Vorspiel flocht sich strömend und perlend die Weise des Liedes. Dann legte der Alte die Dombra auf die Knie, und seine Worte flogen leicht und beschwingt dahin wie der Steppe wind.

„Wer ist das?“

„Wer singt da?“

„Kennt ihr den Akyn?“ fragten die Gäste in den anderen Räumen die bedienenden Shigiten.

Karatai steckte den Kopf aus Kunanbais Tür und verkündete laut:

„Das ist Balta. Balta, der Akyn!“

Balta, der Akyn, ein ständiger Begleiter des Alschinbai, improvisierte verzückt:

Klage nicht, dein Weib sei schlecht,  
Beßre Bräute find'st du nicht.  
Klage nicht, dein Kleid sei schlecht,  
Beßre Tuche find'st du nicht.  
Dünkst du dich ein beßrer Mann,  
Gute Freunde find'st du nicht.  
Lebst in Zwietracht du sodann,  
Deinen Namen ehrt man nicht,  
Neigt vor dir nicht das Gesicht.  
Doch wenn alles Volk dich liebt,  
Dir der Freundschaft Segen gibt,  
Dann erglänzt dein Name licht,  
Deinen Ruhm vergißt man nicht.

Der Akyn war verstummt.

„Oh, wie schön! . . Herrliche Worte.“

„Perlen.“

„So wahr und echt.“ Alschinbai, Karatai und der Dolmetsch ergingen sich um die Wette in Lobessprüchen.

Abai war gepackt. Dies Lied, das so sicher und mühelos aus dem Stegreif gedichtet war und das die Widersacher zu Eintracht und Versöhnung mahnte, gefiel ihm, und er wollte mehr von dem Sänger hören. Er nahm einen Stuhl, der in der Ecke stand, und setzte sich näher. Aber er sah sich in seinen Erwartungen betrogen; man war bereits zu ernstern Gesprächen übergegangen.

Nun konnte Abai ungestört Boshej betrachten. Keine Spur von Unmut umschattete seine Stirn, aber sie war auch nicht freundlich erhellt von Wohlmeinen und guter Laune. Auf seinen Zügen lag nichts als die kalte, ver-

schlossene Ruhe eines Menschen, der die Dinge an sich herankommen läßt.

Abai ließ den Blick zu Kunanbai wandern. Der war lauernd gestrafft; kein Wort, keine Bewegung entging ihm. Auch er zeigte sich nicht zur Heiterkeit aufgelegt.

Alschinbai und Baimuryn sprachen bereits über das, was alle am meisten interessierte. Der starknasige Baimuryn, ein Mann von gewaltigem Körperbau, hatte Boshej hergebracht, um ihn mit Kunanbai auszusöhnen. Aber in diesem Augenblick sprachen nur zwei: er und Alschinbai. Es ging ihnen jedoch nicht um das eigene Wohl, sie sprachen für Kunanbai und Boshej, für deren gemeinsames Bestes.

Abai wandte den Kopf ab. Der Gesang war zu Ende, und das Gespräch bewegte ihn nicht. In diesem Augenblick kam Karatai in den Vorraum, er winkte Isgutty und Maibassar zu sich heran.

„Die Aussöhnung hat stattgefunden“, erklärte er, „beide Parteien sind zu einer Übereinkunft gelangt. Alscheken und Baimuryn führten die Verhandlung als Betraute und sind im Namen des Mirza und Boshejs übereingekommen.“

„Und das Resultat? Was wurde beschlossen?“ fragte Maibassar, sich näher zu den Sprechenden beugend.

„Ein Beschluß, der ungewöhnlich klingt“, entgegnete Karatai. „Sie sprachen: ‚Gehörtet ihr verschiedenen Geschlechtern an, so würden wir euch raten, euch zu verschwägern. Da ihr aber aus einer Sippe und von enger Blutsverwandtschaft seid, müßt ihr diese Bande befestigen. Möge einer dem andern ein Kind von sich geben, auf daß er es bei sich großziehe. Möge Boshej ein Kind des Kunanbai in sein Haus aufnehmen, auf daß es die Seelen des Boshej und Kunanbais zum Frieden neige.“

„Und dabei blieb es?“

„Was für ein Kind? Ein leibliches Kind des Kunan-

bai?“ fragten Maibassar und Shakip wie aus einem Munde.

„Jawohl, ich sagte es doch schon. Boshej wird ein Kind des Kunanbai an Sohnes oder Tochter Statt in seine Familie aufnehmen“, erwiderte Karatai und verschwand rasch im Gastzimmer.

Abai war bestürzt über diesen Beschluß. Verwunderung und Entsetzen durchschauerten ihn.

„Wer sollte weggegeben werden? Ospan? Smagul?“ überlegte er im Geist, denn er dachte unwillkürlich nur an einen Knaben. „Wer von ihnen sollte fern vom Elternhaus, ohne Mutterliebe, bei fremden Menschen hausen?“ Tiefer Jammer ergriff ihn bei diesem Gedanken, eine Trauer, als habe der Tod ihm einen Bruder geraubt, ein von liebender Mutterhand gehegtes, schuldloses Kind.

### 3

Drei Wochen später traf Kunanbai Anstalten zur Rückreise.

„So Gott uns seinen Segen gibt, treten wir morgen den Heimweg an. Macht alles fertig, damit wir nicht aufgehalten werden. Vor Tagesanbruch ziehen wir ab“, sprach er zu Karabas und Shumagul.

Die Kunde vom bevorstehenden Aufbruch verbreitete sich mit Windeseile, und überall in den Häusern begann ein geschäftiges Treiben.

Jung und alt war herzensfroh, daß es nun wieder heimwärts ging. Aber am stärksten hatte Abai an Heimweh gelitten, und oft zauberte ihm ein nächtlicher Traum das Bild seiner Mütter und den Aul Shidebai vor. Überall waren die Reisezurüstungen von munterem Scherze begleitet.

„Bald geht's heim! Wir ziehen ab!“ Dieses Gerücht ging schon seit fünf Tagen bei den Tobykty um. Daher waren Pferde und Sättel in bester Ordnung, nur waren

die Tiere von der langen Bewegungslosigkeit im Stall und dem reichlichen Fraß fett und stätisch geworden. Solche Pferde muß man eine Woche lang herumjagen und mit Futter knapp halten vor der langen Winterreise. Für Abai war Aimandai ausersehen, ein falbes Reitpferd mit schwarzer glänzender Mähne und buschigem Schweif, das einen gleichmäßigen, schwebenden Gang hatte. So ein flinkes leichtfüßiges Tier war das Ideal jedes Shigiten.

Als Abai von der bevorstehenden Abreise hörte, ging er sogleich in den Stall, wo der Falbe mit den Pferden der Älteren stand, um ihn sich anzusehen. Das festgebundene Tier schlug unruhig mit dem Kopf auf und nieder, und die Blesse auf seiner Stirn glänzte wie der liebe Mond. Abai war lange nicht mehr geritten, ja er hatte in letzter Zeit nicht einmal einen Blick in den Stall geworfen, und so freute er sich, als er sein Tier wiedersah. Er rieb ihm mit einem Bündel Stroh den nächtlichen Rauhreif vom Rücken und von der langen Mähne. Dann fühlte er am Widerrist, und seine langen schmalen Finger konnten ihn kaum umspannen — der Falbe war gehörig in die Breite gegangen. Abai trat einen Schritt zurück und sah ihn sich von der Seite an: der Rücken des Tieres rundete sich merklich.

Da schlang Abai die Arme um den Hals seines Pferdes. ‚Warum erst morgen‘, dachte er. ‚Heute, jetzt gleich wollen wir reiten...‘

Rasch war Aimandai gezäumt. Über den Sattel kam eine weiche bequeme Samtauflage. Dann knüpfte Abai die Klappen seines Malachai zu, schwang sich aufs Pferd und sprengte aus dem Stall.

Leicht wie der Wind fiel Aimandai aus dem Stand stets in einen gleichmäßigen Paßgang und biß in die Trense. Heute aber flog das Tier dahin wie ein Segelboot vor dem Sturm. Bis in den späten Nachmittag jagte Abai ziellos umher, aus der Stadt, dann wieder auf den Markt oder zu den Häusern seiner Angehörigen.

Das späte Mittagmahl und den Tee nahm er mit dem Vater ein. Dann setzte er sich wieder aufs Pferd und ritt zum Basar, diesmal in Begleitung von Isgutty, der Kunanbais Sachwalter in allen Wirtschaftsfragen war. Beim Essen hatte Abai den Vater um Geld gebeten, und der hatte Isgutty befohlen: „Reite mit ihm auf den Basar und kaufe ein, was er dich heißt. Er möge die Geschenke für die Mutter und Brüder selbst auswählen.“

Bis zum Sonnenuntergang ritten sie auf dem Basar einher und machten eine Menge Einkäufe. Abai wußte, daß die alte Sere eine große Liebhaberin von starkem Tee war, und damit fing er an. Dann erhandelten sie Zucker, verschiedenes Naschwerk, Samt und bunte Seidengewebe für die Frauen.

Bald waren die Satteltaschen so voll, daß nichts mehr hineinging. Da steckte Abai die Einkäufe kurzerhand in den Mantel, hinter den Gürtel und sogar in die Stiefelschäfte, einen Teil gab er Isgutty. Der Abend war schon vorgerückt, als sie zurückkehrten.

Bei Kunanbai befanden sich der Major mit seinem Dolmetsch, die Ältesten und Biis, die sich zu einem Abschiedsbesuch herbegeben hatten. Aber Abai trat nicht ein. Er verpackte im Nebenzimmer mit Hilfe Karabas' und Isguttys seine Quersäcke, vernähte sie und machte sich reisefertig für den morgigen Tag.

Es war schon Schlafenszeit, als der Major, geleitet von Isgutty, aus Kunanbais Stube trat.

„Wem wässert nicht der Mund nach des Mirza Gütern“, seufzte Isgutty, als er zurückkam. „Der Weichkopf hat eben einen erklecklichen Happen mit sich davongetragen!“

„Was hat er denn bekommen? Geld oder Vieh?“ erkundigte sich Karabas.

„Der Mirza sprach zu ihm: ‚Du, der du über das Volk gebietest, sollst ein Gespann haben, auf das es mit Bewunderung blickt‘, und er gab ihm die drei Rappen, die

er selber unlängst zum Geschenk erhalten hat. Dazu hat er ihm noch fünfhundert Rubel in den Rachen gestopft.“

Der Major war nicht der einzige, den Kunanbai vor seiner Abreise beschenkte; der Dolmetsch bekam ebenfalls sein reichlich Teil, und in den Aul des Alschinbai wanderten an die fünfzig Stück Vieh, von Karatai und Maibassar hinübergetrieben. Spätnachts kamen die beiden von dort zurück, als Abai und die anderen sich zur Ruhe legen wollten.

Drei Tage früher, kurz vor dem Ritt in Alschinbais Aul, hatte Maibassar von neuem seine Hänseleien aufgenommen, trotz der empfindlichen Abfuhr, durch die er beim letztenmal in eine so unangenehme Lage gekommen war. Diesmal mied er den geraden Weg und ging vorsichtig, von weither, zu Werke.

„Vor der Kelin\* werde ich wohl erröten müssen“, meinte er im Gespräch mit den Älteren in einem Ton, als sei er ihrer Zustimmung gewiß.

„Gib dir keine Mühe“, fiel Abai ihm auch diesmal ins Wort.

Den plumpen Anrenpeleien des Oheims war damit ein Ende gesetzt. Aber abgesehen davon, hatte Kunanbai auch gar nicht die Absicht, Abai zu den Brauteltern zu schicken, denn er war schon zur Heimreise entschlossen.

Als jedoch Maibassar nach der Ablieferung des Viehs zurückkam, ward es Abai mit einemmal seltsam bewußt, daß Maibassar ja in dem Aul gewesen war, in dem Dilda, seine Braut, wohnte. Und zum erstenmal im Leben ergriff ihn ein unbegreifliches Sehnen und zog ihn zu ihr hin.

Er war nicht mitgeritten, wenn es sein heimliches Fühlen vielleicht auch anders wollte. Wie mochte sie wohl aussehen? „Ein Hälslein zart wie Falkenflaum“, so hatte

\* *Kelin* — (Schwiegertochter und im weiteren Sinn Frau eines jüngeren Verwandten.) *Die Red.*

Maibassar von ihr gesprochen, und Abai sah im Geist das seidenweiche Halsgefieder des Falken, Sperbers oder Blaufußes vor sich. . .

„Ich hätte sie doch besuchen sollen“, durchzuckte es ihn noch unklar und nur für eine Sekunde, denn im selben Augenblick fielen ihm wieder die rohen Späße Maibassars und der anderen ein, die sein Heimlichstes herzlos verspotteten. Sein Gefühl suchte nach Dilda, aber nicht so, wie Brauch und Herkommen es von ihm verlangten, nicht in zeremoniellen Verwandtenreisen; bei dem bloßen Gedanken überrieselte es ihn heiß vor Scham.

Lange warf sich Abai auf seinem Lager umher, erst spät in der Nacht kam der Schlaf.

Anderntags, im Morgengrauen, ging es auf die Heimreise, wie Kunanbai es befohlen. Man zog in kleinen Gruppen von den Standquartieren vor die Stadt, wo sich alle zum Zug vereinigten.

Nur Kunanbai mit seinem etwa dreißig Mann starkem Gefolge brach unmittelbar von seinem städtischen Logis auf. Über hundert Menschen — Älteste, Biis, Beamte — hatten es sich nicht nehmen lassen, ihm das Geleit zu geben. Sie umdrängten ihn mit ihren Abschiedswünschen: „Chosch, chosch, Mirza!“, „Eine glückliche Reise!“, „Gott lasse dich wohlbehalten an dein Ziel gelangen!“

Es war keine leichte Reise von Karkaralinsk bis in die Tschingisberge, auch zu anderen Jahreszeiten nicht. Aber in diesem Jahr lag tiefer Schnee auf allen Wegen und machte sie noch mühseliger für den Reitermarsch. Wie ein dichter weißer Leilach hüllte er die Berge und Täler ein, schon hart überkrustet. Ein bössartiger Wind fauchte in diesem Winter ohne Unterlaß. Rastlos tobte der Schneesturm, eine Woche und länger, er trieb den feinen, stechenden Pulverschnee in Wolken durch die Luft und warf ein welliges Zickzackmuster über die glattgefegte weiße Fläche. Es gab keine ausgefahrenen Wege.

In einem langen Zug sind die Reisenden angetreten, sie bewegen sich in einer Kette wie Kraniche auf dem Flug oder wie ein Aul auf seiner Wanderung.

Kunanbai reitet an der Spitze. Es trägt ihn ein fetter goldgelber Paßgänger mit wallend weißer Mähne und einer Kruppe, wie ein umgedrehter Kessel so rund. Das wohlgebaute, starke, steilhüftige Tier buckelt nicht, wie meist die Paßgänger. Kunanbai gibt ihm stets den Vorzug, wenn er auf eine lange Winterreise geht.

Groß und gewaltig ist der Aga-Sultan anzusehen. Einen langen schweren Pelz trägt er und einen Gürtel mit silbernen Beschlägen; auf seinem Kopf prangt die Mütze aus Fuchsfell mit dem Deckel aus schwarzem Samt. Kraß hebt sich der dunkle Pelz vom leuchtendgelben Fell des Paßgängers ab, dessen rhythmisch scharfer Lauf die anderen Reiter zu einem raschen Trab zwingt. Wenn Kunanbai sein Pferd zügelt, dann fällt Aimandai in einen schaukelnden Paß, aber kaum lockert Kunanbai die Zügel, so stiebt der Falbe unter Abai im Trab dahin und stößt und rüttelt, daß es eine Plage ist.

„Oi, ich kann nicht mehr! Warum reitet der Vater so schnell? Mir ist, als säße ich auf einem Baumstamm, der mich unbarmherzig mürbe prügelt“, klagte Abai dem Karabas.

Schon am ersten Tag hatte Aimandai seinem Reiter böß zugesetzt und ihm alle Eingeweide durcheinandergeschüttelt. Abais ganze Reiterkunst war hin, er vermochte nicht einmal, den herabgesunkenen Mantelsaum aufzuraffen.

„Nicht so schlimm, bald wirst du dich daran gewöhnt haben. Zieh den Mantel hoch!“ tröstete ihn Karabas.

Wäre es nach Abai gegangen, sie wären nur in einem gemächlichen Paß geritten, aber Kunanbai hatte die Entfernung im voraus nach Tagereisen berechnet; und er übte keine Nachsicht. Ob es über ebenen Weg oder verschneites Feld ging, in Frost und Sturmeswüten, er

sprengte mit verhängten Zügeln dahin, und seine Gefährten mußten ihm folgen.

Auf diese Weise legten sie tagsüber große Entfernungen zurück. Dafür aber war es um so schwerer, aus den Aulen fortzukommen, in denen sie nachts rasteten. Wo immer Kunanbai auf seiner Reise haltmachte, wurde er mit außergewöhnlichen Ehren empfangen, wie ein Hadshi, der aus Mekka kommt.

Ein Wort war in aller Munde — bei den Aksakalen, den Ältesten und Frommen: „Die Moschee, die Moschee.“ Immer wieder summten es die älteren Leute dem Aga-Sultan unterwürfig vor: „Du hast dich zum Khan erhoben aus einfachem Geschlecht“, „Du bist aus blutigem Zwist unversehrt als Sieger hervorgegangen“, „Du bist der mächtige, glöckchenklingende Nar\*.“ Und sie umschwirrten ihn unablässig. Jeder Aul tat, was in seinen Kräften stand, um dem Aga-Sultan während seines Aufenthalts zu Gefallen zu sein.

Viele der Atkaminer, durch deren Aule sie kamen, hatten Kunanbais Hilfe in Karkaralinsk zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten in Anspruch genommen, darunter auch solche, die durch sein Zutun nicht ungünstig mit ihren Gegnern abgeschnitten und Schadenvergütung von ihnen erhalten hatten. In solchen Aulen bat man Kunanbai unauffällig beiseite, und es folgte ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Und wenn sich dann Kunanbai mit den Seinen wieder in Marsch setzte, folgten ihnen meist ein paar ausgesuchte Hengste oder wohlgemästete Stuten.

Zwei schwarzbraune Zelter, ein Apfelschimmel und drei, vier andere Pferde, die auf diese Weise zu ihnen gestoßen waren, wurden bereits von Karabas und anderen Pferdehütern am Zügel mitgeführt. Anfangs wunderte sich Abai über diese Spenden, obgleich er sich nicht

\* *Nar* — einhöckriges Kamel, Sinnbild von Macht und Stärke.  
*Die Red.*

allzuviel Gedanken darüber machte. Aber je näher der Aga-Sultan den Lagerplätzen der Tobykty kam, um so mehr Gaben wurden ihm dargebracht; fast jeder Mann in Kunanbais Gefolge führte nun ein Pferd am Zaum. Und als sie an die ersten Niederlassungen der Tobykty gelangten, waren es bereits fünfzehn Tiere, die nicht mehr am Zügel geführt, sondern als Herde mitgetrieben wurden.

Dies zeugte von den außerordentlichen Ehrungen, unter denen die Reise des Aga-Sultans verlief. Und wenn in Kunanbais Aul jemand die Zukunft aus dem Schafmist herauslesen wollte, so sähe er gewiß nur „satte Bäuche und reiche Gaben“, als kehre der Aga-Sultan nicht von einer Reise in die Stadt, sondern von einem siegreichen Raubzug heim.

Am siebten Tage nach dem Aufbruch aus Karkaralinsk kamen Kunanbai und sein Gefolge an die westlichen Ausläufer des Tschingis, nachdem sie sich unterwegs mit Ausnahme der nächtlichen Rast nirgends aufgehalten hatten, nicht einmal, um ein Mittagmahl einzunehmen.

An diesem Tage stießen die Reisenden auf drei Shigiten, die vorausgeschickt worden waren — zu welchem Zweck wußte Abai nicht.

Als in der Ferne, auf einem gelblichen Bergrücken, die drei Reiter sichtbar wurden, die ganze Tabune von Pferden mit sich trieben, rief Maibassar:

„Da sind sie ja!“

Und wirklich waren dies die Shigiten Kunanbais, und ihre Herde zählte an die hundert Pferde, alles ausgesuchte, stämmige Tiere mit steilem Kamm.

Kunanbai ritt in die Herde hinein und hielt eine Minute sein Pferd an: Er grüßte die Treiber kaum.

Ein Verdacht stieg in Abai auf. Er trabte zu Karabas und fragte ihn hastig:

„Was sind das für Pferde? Wo kommen sie her?“

„Aber das sind doch geschenkte! Ehrengaben für deinen Vater.“

„Geschenke? Von wem?“

„Stell dich nur nicht so dumm, du bist kein kleines Kind mehr! Als ob dein Vater nicht genug Untergebene hätte? Meinst du, alle die Leute, die ihm in der Stadt in den Ohren lagen, seien plötzlich abgekratzt, oder findest du, dein Vater solle sich unentgeltlich für andere mühen, er verdiene keinen Lohn?“ sagte Karabas staunend.

Abai fragte nicht mehr — er wußte nun genug. Er, der im Kreise der Seinen so sorglos dahinlebte, ahnte bisher nicht, woher seines Vaters Reichtum kam.

Schoshe fiel ihm ein. „Was das Volk erschaffen, das fraß er, nicht faul. . .“ Also wußte Schoshe um Kunanbais Tun, obgleich er ihm fernstand. Und er mußte ihn gut durchschauen, wenn er so harte Worte für ihn fand. . . ‚Oh, die Schande‘, überlief es Abai; er schämte sich bis in den Grund seiner Seele, als stünde Schoshe vor ihm.

Die Reisenden setzten sich neuerlich in Trab, sie wollten noch vor Nacht den Aul der Künke in den Karaschoky-Bergen erreichen. Noch heute sollten sie ihre Lieben wiedersehen. Aber auch dieser Gedanke konnte die trübe Bitternis nicht vertreiben, die ihren Schatten über Abais Gemüt warf.

Er dachte angestrengt nach, und immer neue, dunkle Taten stiegen in seinem Bewußtsein auf. Stammten nicht auch die fünfzig Tiere, die Alschinbai bekommen, aus ähnlichen Tabunen? Das Brautgeld. . . Also war das Kaufgeld für seine Braut auf die gleiche ehrlose Weise erworben?

„Ein Hälslein, zart wie Falkenflaum“, mit solchen Worten wollten sie ihn fangen, ihn betören, seine Triebe entfachen. Dilda . . . seine Braut. . . Was war geschehen? Der wolkenlos reine Himmel seiner Jugendträume umdüsterte sich. „Braut“ — welch schönes, heiliges Wort, und auch das war nun befleckt, besudelt. Das Gefühl von

einem Unrecht, das man an ihm und an Dilda begangen, übermannte ihn; aber es war nicht nur Bedauern und Gekränktheit, es war Zorn...

Habsucht und Bestechlichkeit ist die schwerste aller Sünden. Das hatte er oft in Büchern gelesen. Habsucht und Bestechlichkeit hatten für alle Zeit den Namen des Kengirbai, eines vormals hochberühmten Biis, geschändet und einen Schleier der Schmach über sein Andenken geworfen. Abscheulich das Gut, das hilflosen, bedrängten Menschen entrissen ist! Und wenn man hörte, was das Volk, was ein Dulat oder ein Schoshe darüber sprachen, so war das eine Sünde, für die es keine Buße gab... „Das Haus des Allerhöchsten“, die Moschee ... sie hatte Kunanbais Namen mit dem Schein des Ruhms umglänzt, aber war nicht auch sie mit Geldern erbaut, die erbarungslos aus dem Volk herausgepreßt worden waren? Und eine solche Moschee, errichtet aus verruchtem Raub, stand und stürzte nicht ein unter der Last des Frevels! Im Gegenteil, in ihren Mauern erschallte das Wort Gottes, dort wurden die Menschen im Namen des Propheten zu Tugend, Selbstlosigkeit und Reinheit ermahnt. Und der Mulla, den Turban auf dem Haupt, schmettert mit frommer Miene den Koran in der gedehnten Singart von Buchara!...

Die Sonne war schon zur Rüste gegangen, als die Reisenden beim Aul der Kunke anlangten. Aber Abai wollte nicht mit dem Vater im Aul verweilen, die Ungeduld trieb ihn weiter. Trotz der späten Stunde machte er sich in Begleitung von Shumagul wieder auf und jagte bald im Trab, bald im gestreckten Galopp, unausgesetzt auf sein Pferd einpeitschend, nach Shidebai.

Es war schon spät, aber die Mütter hatten sich noch nicht zur Ruhe gelegt, ja nicht einmal das Nachtmahl begonnen, als vor den Fenstern plötzlich Hufschlag erklang, dem wildes Hundegebell entgegenschallte.

Ein hoher schlanker Jüngling trat mit einem Salem über die Schwelle. Sein Antlitz war von Wind und Kälte rauh, er trug das warme Gewand des kundigen Wanderers. Sein Gang verriet eine neue Würde, die Bewegungen waren männlich, beherrscht.

Bei seinem Anblick kam das ganze Große Haus von Shidebai in freudige Bewegung.

„Abai!“

„Abai-shan!“

„Mein Herzenskind!“

„Mein schwarzes Lämmlein, Abai-shan!“

So schallten die Stimmen durcheinander, und lärmende Freude wehte ihm warm entgegen.

Es ging allen gut; wohlbestellt erwartete ihn das Haus; Großmutter und Mutter erfreuten sich bester Gesundheit und umarmten ihn um die Wette. Auch Ospan hatte noch nicht geschlafen. Vor Freude quietschend, sprang er von seinem Lager, klatschte mit beiden Händen auf die Schenkel und rief:

„Was hast du mitgebracht? Gib das Süße her! Pack aus!“ Er war nicht abzuschütteln und störte den großen Bruder bei der Begrüßung mit den Müttern, mit Gabitchan und Takeshan. Sogar in Abais Taschen fuhr der kleine Kerl und fühlte nach, ob er nicht etwas im Gürtel stecken habe.

Nach der Rückkehr aus der Stadt verbrachte Abai eine Woche bei den Müttern, ja er ging kaum aus dem Haus. Vor allem wollte er Begegnungen mit dem Vater vermeiden. In Shidebai wußte man täglich von neuen Gerüchten, daß Kunanbai ein großes Treffen in Karaschoky anberaumt habe und daß Kunkes Aul übervoll sei von Gästen, denn vielerlei Volk sei herbeigereist, um nach dem Wohlbefinden des Mirza Nachfrage zu halten. Aber aus Shidebai war nur Takeshan nach Karaschoky geritten. Die Nachricht von den neuen Pferden hatte ihn seiner Ruhe beraubt.

„Ganz vortreffliche Pferde, erzählt man sich! Gewiß wird Kudaiberdy sich die besten aussuchen“, sagte er, neidisch auf den älteren Bruder von seiner anderen Mutter Kunke. „Auch ich will mir mein Teil holen. Mal sehen, wer den besseren Griff hat.“

Er ritt ungesäumt nach Karaschoky und blieb längere Zeit aus.

Und nun erzählte Abai den Müttern und Gabitchan von morgens bis abends, was er in Karkaralinsk erlebt und gesehen hatte; auch die jüngere Mutter Aigys stellte sich häufig ein, um seine Berichte mit anzuhören.

Abai sprach auch von der Aussöhnung mit Boshej, doch ließ er kein Wort davon verlauten, daß ein Kind als Friedenspfand dienen solle. Dies drückende Wissen lag wie ein schwerer Stein auf seiner Seele. Mochte der Vater es den Müttern eröffnen, er aber, Abai, wollte die Wiedersehensfreude nicht durch Kummer schmälern. Die Zeit mußte erweisen, wie sie die Nachricht aus dem Munde des Vaters aufnehmen würden. Aber erführen sie die böse Kunde jetzt von Abai, so könnten sie ein Wehklagen anstimmen, sich der Verzweiflung hingeben und mehr sagen, als gut ist. Daher war es am besten, wenn er vorerst schwieg und seine Lieben vor Betrübnis bewahrte.

Diesen Entschluß hatte Abai schon auf dem Weg nach Shidebai gefaßt, und er bat auch Shumagul, nichts verlauten zu lassen.

Fünf Tage nach Abais Ankunft wurde bekannt, daß Boshej eingetroffen war.

Kunanbai entsandte Karabas unverzüglich nach Shidebai. Der erschien bei Sere' und Ulshan; er sprach:

„Der Mirza grüßt euch. . . Ihr möget ihn übermorgen mit seinen Gästen hier erwarten. Er wünscht das Treffen und die endgültige Aussöhnung mit Boshej im Großen Hause stattfinden zu lassen und bittet euch, alle Vorkehrungen zu treffen, auf daß die Gäste, darunter Boshej und Baissal, mit den geziemenden Ehren empfangen werden.“

Ulshan nahm diese Nachricht mit Ruhe entgegen. Binnen zweier Tage war mit Hilfe Aigys' alles für den Empfang der Gäste hergerichtet. Die Ballen wurden ausgepackt und ihnen große Teppiche, reich gestickte Wandbehänge und Decken entnommen, mit denen die drei Häuser — das Große, das Gästehaus und das der Aigys — ausgeschmückt wurden. Dann wurden Berge von Baursak gebacken, Schafe ausgenommen und unzerteilt über dem Feuer abgesengt. Man rührte Kurt\* an und bereitete mannigfache Beköstigungen, wobei man der schwachgesalzenen Butter den Vorzug gab, weil diese wohl-schmeckender ist.

Anderntags trafen Kunanbai und Boshej ein, etwas später ihr Gefolge.

Als Boshej über die Schwelle des Großen Hauses trat, erhob sich Sere von ihrem Platz. Langsam schritt sie ihm entgegen und küßte ihn tränenden Auges auf die Stirn.

„Boshej, mein Licht, hat dein Herz sich nicht mit Härte gepanzert? Du warst mir stets ein lieber Sohn, und ich bin dir zugetan wie eine Mutter“, sagte sie leise.

„Oh, Sharyktyk.“\*\*

„O du unser aller huldreiche Mutter!“ riefen Baidaly, Sujundik und die anderen Begleiter des Boshej, tief beeindruckt von der Begrüßung der alten Sere.

Auch Boshej fühlte sich aufrichtig bewegt. Schwer seufzend, schloß er sie in seine Arme. Wortlos, nur mit einer knappen Geste seiner Hand, bat er sie, Platz zu nehmen, und setzte sich an ihre Seite.

Aber er sprach auch jetzt nicht. Schweigend verstrichen die Minuten. Schließlich fiel sein Blick auf die Kinder. Er rief Abai heran, der nicht weit von der Großmutter an der Tür saß, und drückte dessen Kopf an seine

\* Kurt — kasachischer Käse. *Die Red.*

\*\* Sharyktyk — Anrede für Ältere, deren sittliche und gesellschaftliche Überlegenheit betont wird. *Die Red.*

Wange. Dann küßte er Ospan und Smagul — er wollte der alten Sere für den herzenswarmen Empfang danken.

Boshej ehrte das Große Haus. In seinen Augen war es nicht das Eigentum Kunanbais, sondern das gastfreundliche und trauliche Heim des ganzen Geschlechtes.

Nachdem die fremden Gäste Unterkunft gefunden hatten, erschien Kunanbai mit Karatai, Maibassar und seinem Gefolge.

Es widerstrebte Abai, den Vater an der Seite Boshejs zu sehen. Und so benutzte er den Vorwand, einem Älteren seinen Platz zu räumen, um sich leise davonzustehlen.

Weder an diesem Abend noch am nächsten Morgen nahm er an den Zusammenkünften zwischen Boshej und dem Vater teil. Die Mutter erzählte ihm nur, als er sie fragte, von einsilbigen Gesprächen, denen bei aller äußerlichen Höflichkeit jeder Funke von Wärme fehlte.

Am anderen Morgen wollte Boshej wieder abreisen. Der entsetzliche Beschluß, von dem Abai schon in Karkaralinsk wußte, sollte nun zur Wirklichkeit werden.

In Tränen aufgelöst, hatte Aigys in ihrem Haus die Besinnung verloren. Karabas nahm die kleine Kamschat aus ihrem Arm, kleidete sie warm an und trug sie in das Große Haus. Das weißhäutige kleine Dingelchen mit den lustigen schwarzen Augen guckte neugierig auf die Männer im Kreise.

„Aga, Ata! Ata, Aga!“ lallte es mit kindlicher Zunge.

Ulshan meinte, ihr bräche das Herz. Von Mitleid übermannt, ging sie aus dem Zimmer. Die alte Sere fiel zuckend, von Schluchzen gekrümmt, zu Boden und weinte wortlos in sich hinein. Eine eisige, das Herz beklemmende Kälte strömte von all den Erwachsenen aus und trieb Abai ins Freie.

Nur Kunanbai blickte ungerührt auf den Jammer und die schmerzdurchwühlten Gesichter ringsum; sein einziges Auge loderte. Er tat, wie er in Karkaralinsk beschlossen: er riß sein Kind aus der Mutter Arm und

gab es Boshej, dem Fremden. Kamschat sah ruhig zu, sie wußte nicht, was mit ihr geschah. Nur als der fremde Mann sie hochhob und forttrug, zuckte sie erschrocken zusammen.

„Apa, Apa! Ashe, Ashe!“ rief sie flehentlich, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Das kleine Herz erzitterte im Vorgefühl des Kommenden, und sie weinte so herzerreißend, als schritten ihre winzigen Füße über glühende Kohlen.

Lange noch hörte man ihr Weinen und Klagen, bis Boshej und seine Männer in der Ferne entschwunden waren. Aber je weiter die flinken Rosse sie trugen, um so schriller und verzweifelter schrie das Kind, wie ein Mensch, der in der Flut versinkt oder von Flammen verzehrt wird.

\* *Ashe* — Großmutter. *Die Red.*



1



ACH DER HEIMKEHR aus Karkaralinsk reiste Abai nicht mehr. Den langen Winter über blieb er in Shidebai bei den Müttern.

Bis zum Frühjahr war das Bücherlesen seine einzige Beschäftigung. Zum erstenmal seit der Medresse versenkte er sich ernsthaft in den Lese-  
stoff und las von früh bis spät. Schon war manches von seinem arabischen und persischen Wortschatz in Vergessenheit geraten, doch Hilfe boten die Wörterbücher, die Gabitchan ihm gab.

Der Mulla Gabitchan war ein passionierter Bücherfreund. In seiner Sammlung fand Abai köstliche Perlen des Menschengestes. Da waren die Dichterwerke von Firdoussi, Nisami, Fisuli und Nawoï, „Shamschid“, „Tausendundeine Nacht“, da war die Geschichtsdarstellung von Tabari „Jussup und Suleika“, „Lejli und Medshnun“, „Ker-Ogly“. Abai las, sich und die Umwelt vergessend. An den Abenden beim Tee erzählte er den Müttern dann die Stellen, die ihm am besten gefielen.

Erfreut über den Leseifer des Enkels, sagte Sere einst zu ihm:

„Du tust gut, mein Sohn! Es gibt auf Erden allzuviel Leute, die außer Essen und Schlafen nichts im Kopf haben; sie jagen ihr Leben lang leerem Tand nach und sterben so dumpf und dumm, wie sie geboren wurden. Sei stets darauf bedacht, daß du dich von diesen Hohlköpfen unterscheidest, und trenne dich nie von den Blättern, die so viel Wissen in sich schließen.“

Abai machte es froh, daß die Großmutter mit so viel Achtung von den Büchern sprach, und er gab sich nun seinem Lesehunger noch unbeschränkter hin. Sämtliche Hausbewohner — die Mutter, die Bedienten und die Kinder — hörten allabendlich mit angehaltenem Atem seinen Erzählungen zu. Auch Aigys kam oft herein, sie konnte stundenlang lauschen. Seitdem man ihr das Kind weggenommen hatte, war eine neue Versonnenheit in ihre Züge gekommen, sie war blasser, nicht mehr so strahlend, und auf dem schönen Gesicht lag der Schatten tiefer Trauer. Abai wußte, was sie empfand. Wenn sie leis zur Tür hereinglitt, gewann seine Stimme noch mehr Klang und Wärme.

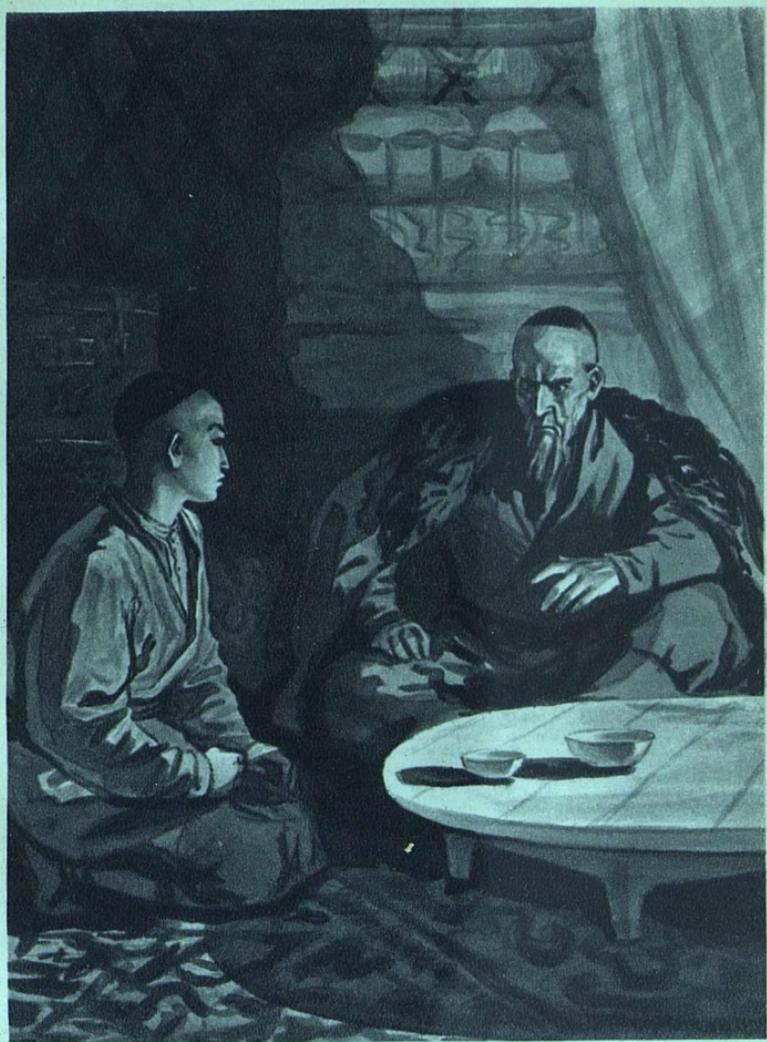
Mit der Zeit entwickelte sich Abai zu einem vortrefflichen Erzähler. Selbst Gabitchan, der Mulla, lieb ihm gern sein Ohr.

Nur eins war von Übel: als der Frühling kam, waren alle Bücher ausgelesen.

Abais Stoff war versiegt, und er stellte sein abendliches Erzählen ein. Aber dafür wurden nun die Bedienten und Schafhirten vom ganzen Aul bestürmt; sie mußten nacherzählen, was ihnen aus Abais Geschichten im Gedächtnis haften geblieben war, doch fehlte ihnen der Schwung und die Ausdruckskraft seiner Sprache.

Ulshan verwies das Gesinde einst scherzenden Tones:

„Der Sommer ist bald da, die Schafe lammen schon. Die Zeit für Märchen und Sagen ist vorbei. Wenn wir



uns länger an ihnen ergötzen, so halten wir noch den Winter auf.“

Aber das hinderte Ulshan nicht, den Sohn oftmals zu bitten, er möge eins ihrer Lieblingsmärchen aufs neue erzählen.

Gabitchan und Abai hatten bei Mullas und frommen Bücherfreunden etliche Bände ausfindig gemacht. Einmal ritt Gabitchan sogar eigens nach Karaschoky, in den Aul Kunanbais, und kam mit einem Sack voll Gedrucktem zurück.

Diese Bücher hatte Kunanbai schon in Karkaralinsk durch den Mulla Chassan erhalten. Doch als Abai einst den Vater bat, er möge sie ihm doch lassen, wurde ihm zur Antwort: „Bleibe bei mir und lies sie mir vor. Willst du dich aber allein an ihnen vergnügen, so wirst du sie nicht bekommen.“ Abai verzichtete lieber darauf, als daß er beim Vater blieb. Aber nun hatte Gabitchan den Kunanbai mit viel Beredtsamkeit bewogen, daß er die Bücher herausgab. Diese Beute war ein wahrer Schatz für Abai und seine Hausgenossen. Nur wurde Abai leider kurz darauf vom Vater nach Karaschoky befohlen, und er mußte dem Ruf Folge leisten.

In Kunkes Aul angekommen, wurde Abai vom Vater sogleich mit einem Auftrag zu Kulinschak, einem der Ältesten des Torgai-Geschlechts, entsandt. Abai merkte gut auf, um sich kein Wort von des Vaters Botschaft entfallen zu lassen, und ritt schon am selben Tag weiter.

Kulinschaks Aul befand sich unweit von dem Kunanbais. Nach dem Raub der Bokenschi-Weiden waren die westlichen Hänge der Karaschoky-Kette, wo früher Kodars Winterhütte stand, im Herbst an die Torgai übergegangen. Der Weg führte am Grabe Kodars und Kamkas vorbei. Abai saß ab und verrichtete ein Gebet.

Und wieder lebte das grauenvolle Bild vor ihm auf, dessen Zeuge er im Frühjahr gewesen war, und die Vorgänge von damals drängten mit einer Greifbarkeit auf

ihn ein, als hätten sie sich gestern abgespielt. Entsetzen, grenzenloses Weh und bitterer Jammer überströmten aufs neue seine Seele. Und als sie dann an ihr Ziel kamen, stieg der Jüngling vom Pferd, kalt, in sich gestrafft und wortkarg wie ein Erwachsener.

In Kulinschaks Aul wohnte man noch in den Winterbehausungen. Zumeist wurden die Jurten, kaum daß die Sonne ihre ersten warmen Strahlen niederschickte, neben den festen Häusern aufgeschlagen, und man siedelte um. Aber bei Kulinschak erinnerte noch nichts daran, daß der Frühling nahte.

Abai, der als Bote und Beauftragter kam, wurde von Kulinschak trotz seiner jungen Jahre mit der einem Erwachsenen gebührenden Achtung empfangen. Als die Gäste Platz genommen und die Fragen nach Gesundheit und Wohlergehen beiderseits ein Ende gefunden hatten, wandte sich Kulinschak zu seinem Weibe:

„Chatyn, setze den Kessel für unsere Gäste aufs Feuer.“

Von den fünf löwenstarken Söhnen Kulinschaks, den „fünf Tollköpfen“, war nur der eine, Manas, zugegen. Mit seiner mächtigen Gestalt und dem offenen, festen, wohlgeformten Gesicht glich er einem jungen Recken. Er legte schweigende Zurückhaltung an den Tag. Stumm ließ er die Saiten der Dombra durch die Finger gleiten und warf nur dann und wann einen feindseligen Blick auf die Gäste.

Der Tee war zubereitet. Manas' junges Weib legte die Decke auf und stellte das Geschirr zurecht. Sie hatte ein längliches Gesicht mit einer schmalen, geraden Nase und blauschwarzes Haar, das sich an den Schläfen leicht unter dem Kopfputz hervorbauschte. Ohne daß er's wußte, ruhten Abais Augen mit Wohlgefallen auf ihr. Sie besaß eine natürliche Anmut und bestrickte ihn durch das Klare

\* *Chatyn* — Frau. *Die Red.*

und Reine in ihrem Wesen, durch eine feine, bescheidene Zuvorkommenheit gegenüber den Gästen. Jede ihrer Bewegungen war voll schlichtem Liebreiz. Nachdem sie den Tee eingeschenkt hatte, kam Abai auf den eigentlichen Zweck seiner Reise zu sprechen.

„Kulinschak-aga!“ hub er an.

Kulinschak wandte ihm das Gesicht zu. Er zog ein Horn heraus, in dem er seinen Tabak aufbewahrte, klopfte mit dem Fingernagel leicht darauf, stopfte sich dann eine Prise in die Nase und sog mit sichtlichem Vergnügen die Luft ein.

„Der Vater sendet Euch seinen Salem. . .“

„Allah schenke auch ihm Gesundheit.“

„Mein Vater läßt Euch durch mich Kunde zukommen, wie es mit dem Land von Betkudyk bestellt sei. Es gehörte früher dem Geschlecht Borsak und ist nun dem Akberdy zugesprochen, mitsamt der Winterweide darauf. Im vorigen Jahr besaßet Ihr das Nutzrecht laut Übereinkunft mit den Borsak. Jetzt aber hat Akberdy meinen Vater ersucht: ‚Kulinschak soll mir im Frühjahr dort nicht wieder seine Jurten aufstellen. Ich will diesen Boden eine Zeitlang ruhen lassen und ihn dann im Herbst als Heuschlag verwenden. Laß Kulinschak wissen, daß er dort nicht zu lagern hat.‘ So bat er meinen Vater.“

„Akberdy hat in meinen Augen nichts zu sagen. Wie denkst dein Vater darüber?“

„Mein Vater ist Akberdy günstig gesinnt. Er sandte mich zu Euch, um Euch zu bitten, Ihr möget in diesem Jahr an einen anderen Ort wandern.“

Abai sprach ruhig und sicher, mit der sachlichen Bestimmtheit eines Erwachsenen. Kulinschak nickte wortlos. Auf seinem Gesicht lag ein trübes Lächeln.

„Trink Tee“, sprach er langsam und griff auch nach der Schale. Abai schlürfte den Tee, während er auf Antwort wartete.

Sie leerten zwei Schalen, aber Kulinschak wahrte noch immer sein mürrisches Schweigen. Plötzlich wandte er sich mit einer heftigen Bewegung Abai zu.

„Höre wohl, mein Sohn. . . Ist deinem Vater auch bekannt, wie es sich mit diesem Land verhält? Wir benutzten es wechselweis, die Borsak und ich, als es sich noch in ihrem Besitz befand. Auch das Heu wurde geteilt. Weiß dein Vater dies?“

„Jawohl, er weiß es und sagt: Eigentum und Abmachung sind zwei verschiedene Dinge. Dieses Land war Eigentum der Borsak. Kulinschak hatte die Nutzung nicht als Besitzer, sondern auf Grund gütlicher Übereinkunft mit diesem. Wenn er mit Akberdy ins Einvernehmen kommt, so mag er in Gottes Namen so fortfahren wie bisher. Nur soll er wissen, daß dies Land jetzt Akberdy gehört“, schloß Abai.

„Kurz und gut, der Herr ist jetzt Akberdy, und wenn er gütig ist, so läßt er mich auf seinem Roß hinten aufsitzen, wenn nicht, darf ich zu Fuß gehen. Sage es mir offen, ohne Umschweife: ‚Nimm Abschied von den Weiden von Betkudyk, die doch nur einen Sprung entfernt sind‘“, schnitt Kulinschak ihn verdrossen ab.

Abai konnte seinen Unmut nur zu gut verstehen. Wäre es nach ihm, Abai, gegangen, er hätte Kulinschak in Ruhe gelassen. Bis zu diesem Augenblick war ihm nicht bewußt geworden, wie schwer der Auftrag des Vaters war. Erst jetzt, als er das verstörte Gesicht und den entrüsteten Blick des würdigen Mannes sah, ward ihm klar, was der Vater von ihm verlangte.

„Ich richte nur die Botschaft meines Vaters aus. Alles andre liegt in Eurer Hand, und Ihr sollt tun, wie es Euch gutdünkt“, sagte er.

„Ach, da ist guter Rat teuer“, seufzte Kulinschak mit einem bedrückten Lächeln. „Oh, dieser Akberdy bringt mir nichts als Not und Müh!“

Der Reim gefiel Abai, und er stimmte ohne Überlegen ein:

Land und Fluß und Mond und Sterne,  
Alles möchte Akberdy,  
Alles nähme er so gerne,  
Denn von Gott kommt Akberdy\* . . .

Über alle Gesichter ging ein Lächeln. Manas' Frau, die wieder den Tee einfüllte, schnalzte vor Vergnügen sogar leis mit der Zunge und schenkte Abai einen bewundernden Blick. Kulinschak lehnte sich mit zufriedener Miene zurück.

„Ja, mein Sohn, das hast du gut gesagt! Möge Gott deine Worte zum Ohre des Akberdy tragen!“

Er lenkte nun das Gespräch auf anderes, erkundigte sich bei Abai nach dem Ergehen der Familie, nach der alten Sere und nach Ulshan. Schließlich fragte er:

„Sage mir, mein Licht, wie es dem kleinen Mädchen ergeht, das unlängst dem Boshej übergeben wurde? Man erzählte sich, die arme Aigys wäre vor Kummer ganz gebrochen.“

Die Frage ging Abai wie ein Stich durchs Herz. Sie rührte an eine tiefe Wunde, die noch nicht verheilt war. Er blieb stumm, aber Kulinschak fuhr unentwegt fort:

„Das Geschlecht des Boshej soll wenig erfreut sein, sagt man, daß es als Vergütung für das zugefügte Unrecht bloß dies Kind bekam. Man spricht, daß es deine kleine Schwester dort nicht gut habe. Die arme Aigys wird sicherlich ahnen, was ihr Kleines dulden muß. Wie geht es ihr?“

Aber der Jüngling wollte nicht antworten.

„Sagt mir, Aksakal, warum heißt man Eure Söhne die ‚Bes-Kaska‘\*\*?“ fragte er seinerseits. „Gerade gestern sprach ich mit Aigys darüber.“

\* Der Name Akberdy bedeutet — von Gott geschenkt. *Die Red.*

\*\* *Bes-Kaska* — unübersetzbares Wortspiel, bedeutet sowohl „fünf Kahlköpfe“ wie „fünf Tollköpfe“. *Die Red.*

Kulinschak merkte wohl, daß Abai auswich, und er dachte mit unwillkürlicher Achtung: ‚Ein gescheiter Kopf, er weiß schon, wie man seine Gedanken verbirgt! Und diese Ruhe und Gewandtheit!‘ Dann setzte er ein schiefes Lächeln auf und entgegnete, mit dem Kopf auf Manas weisend:

„Meine Söhne halten sich für tapfere Recken, doch weiß ich nicht, was sie mit ihrer Tapferkeit bisher ausgerichtet haben. Nichts als leeres Gerede!... Als die Bokenschi seinerzeit ihr Land nicht hergeben wollten und laut verkündeten: ‚Wir sterben, doch von Karaschoky lassen wir nicht!‘, eilte ich mit meinen Fünfen auf den ersten Ruf deines Vaters zu ihm hin. Ich hoffte dabei, ich würde wenigstens ein geringes Fleckchen herrenlos gewordenen Landes zur Belohnung erhalten. . . Doch weit gefehlt! Einen Stein an den Kopf und keinen Dank erhielten meine fünf Söhne und ihr Vater“, schloß Kulinschak, der unversehens wieder auf den Abai unliebsamen Gegenstand zurückgekommen war.

„Das Sprichwort sagt: ‚Einem Volk in Not soll man nicht mal eine Peitschenschnur nehmen.‘ Wem wird die Beute zum Wohle gereichen, die den ausgeplünderten Bokenschi entrissen ward?“ antwortete Abai voll Überzeugung. „Überdies sind die Bokenschi keine Fremden für euch, sondern Blutsverwandte. . .“

Aber Kulinschak zeigte sich anderer Meinung, im Gegensatz zu Manas und dessen Frau, die Abai durchaus zustimmten. Bis zuletzt brachte er immer wieder seinen Groll zur Sprache und erging sich in mißvergnügten Reden über Kunanbai. Abai war es klar: Kulinschaks Ärger beruhte vor allem darauf, daß er sich bei der Verteilung des geraubten Landes übergangen fühlte. Und diese unbeschönigte Habgier machte ihn betroffen.

Heimgekehrt, teilte Abai dem Vater mit, daß Kulinschak eingewilligt habe, aber er verschwieг dabei, wie verdrossen der die Kunde aufgenommen hatte. Überhaupt

gab er von seiner Reise nur einen gedrängten und einsilbigen Bericht.

Daraufhin ließ Kunanbai den Karabas zu sich kommen und fragte ihn unter vier Augen nach den Einzelheiten. Karabas wußte Abai nicht genug zu rühmen:

„Euer Sohn versteht sich meisterhaft auf die Kunst der Rede. Ein jedes seiner Worte ist reiflich durchdacht. Dabei trägt er sich mit Würde, wie ein Mann in Jahren. . . Ohne Scheu, von gleich zu gleich, führte er die Unterredung mit Kulinschak, dem ihm an Jahren weit Überlegen. . .“

Karabas kargte nicht mit Lobesworten, doch mit einem Heben seiner Hand schnitt Kunanbai ihn ab.

Ja, er war zufrieden mit dem Sohn, und schon tags darauf betraute er ihn mit einem neuen Auftrag. Diesmal ging es zu Sujundik; Karabas ritt wieder in seiner Begleitung.

Bei Anbruch der Nacht kamen sie hin. Der vertriebene Aul hatte den Winter über oberhalb des Karaul, in einer Schlucht gelagert, die „der Kamelhöcker“ hieß. Man hauste in den Jurten, denn der vielbevölkerte Aul hatte am neuen Platz in der kurzen Zeit noch keine festen Unterkünfte errichten können.

Wohlige Wärme herrschte in der weißen Jurte Sujundiks; sie war außen mit doppelten Filzplatten geschützt, und innen verliehen die weichen Teppiche und die buntgemüsterten Wollgewebe ihr trauliche Behaglichkeit. Abai, in seiner pelzgefütterten Jacke und den hohen Stiefeln über den Filzstrümpfen noch winterlich gekleidet, hatte auch auf dem Ritt keine Kälte verspürt. Nun trat er nach der langen Winterszeit zum erstenmal wieder in eine Jurte, und eine unerklärliche Leichtigkeit, eine freudige Frische durchströmte seine Glieder. Nichts war schöner als eine Jurte im Vorfrühling, wenn der reine Hauch der Steppe den engen Raum erfüllte.

In der Mitte der Jurte warf ein Öllicht seinen flackernden Schein über die Gesichter. Außer Sujundik, seiner Frau und den beiden Söhnen Adilbek und Assylbek war noch ein anderes Wesen da, bei dessen bloßem Erscheinen der jubelnde Frühling in die Jurte zu fluten schien, und das war Togshan, die Tochter Sujundiks.

Sie kam und ging, denn sie wohnte nebenan, in einer kleineren Jurte, bei ihrer Mutter, der jüngeren Frau Sujundiks. Bei jedem ihrer Schritte läuteten fein die Scholpy, die kostbaren Gehänge in ihren Zöpfen, und kündeten ihr Kommen an. Die blitzenden Steinchen in ihren Ohren, das Biberkäppchen auf dem Kopf und die schlanken, mit Ringen übersäten Hände — dies alles dünkte Abai zierlicher und lieblicher als alles, was er je gesehen. Sie hatte ein feines, zartgeschnittenes Gesicht mit einer ebenmäßigen kleinen Nase und schwarze Augen, über denen sich die dünnen langen Brauen wie Schwalbenflügel spannten. Wenn Togshan den Gesprächen lauschte, wenn sie lächelte oder verschämt die Lider senkte, dann glitten ihre schöngewölbten Brauen fliegend empor, um sich gleich darauf ruhevoll zu glätten. Oder waren das gar keine Brauen, sondern die Schwingen eines Märchenvogels? Jetzt entfalten sie sich wie zum Flug, und nun legen sie sich wieder sanft zusammen. Nein, diese Flügel konnten keinem Vogel gehören, nur einem überirdischen Wesen, das schwerelos durch die Lüfte schwebt. . . Sie strebten empor, wollten sich ins Unendliche schwingen, sie lockten, betörten. . . Wie gebannt schaut Abai hin, er kann die Augen nicht losreißen. Kein Wort kommt über seine Lippen, er trinkt das Mädchen mit seinen Blicken und merkt selbst nicht, daß aus seinem Geist Bilder und Vergleiche hervorblühen, die ihm aus den Gaselen der persischen Dichter zugeströmt waren.

Togshan geht leis ein und aus; sie kümmert sich um die Bewirtung der Gäste. Sie befiehlt der Dienerin, das

Tischtuch aufzulegen und den Tee zu bringen. Dann nimmt sie an der Seite ihres Vaters Platz und bewirtet die Anwesenden.

Abai wandte sich an Sujundik und fragte:

„Sujundik-aga, sagt mir bitte, warum heißt der einsame Hügel, der unweit Eures Lagers steht, Karaul-Berg\*?“

„Genau weiß das niemand, mein Freund“, entgegnete Sujundik sinnend und setzte nach kurzem Schweigen hinzu: „Wann gab es je Zeiten, da die Tobykty und die Mamai nicht im Bruderkrieg gelegen hätten? Davon rührt gewiß der Name her.“

„Folglich haben die Tobykty den Berg so geheißen?“

„Wer sonst? Alle Namen hier herum kommen von den Tobykty.“

„Und die Bezeichnung Tschingis? Gab es unter den Tobykty je einen Tschingis?“

„Das nicht... Da hast du recht... Warum heißt das Gebirge eigentlich wirklich so?“ meinte Sujundik mit grübelnder Miene.

Adilbek ging es wider den Strich, daß sein Vater sich eine Blöße gegeben hatte, und er beeilte sich einzuspringen:

„Es heißt, der Name käme von ‚Schynkys!‘\*\*, wegen des rauhen Klimas dieser Gegend.“

„Das dünkt mir unwahrscheinlich“, versetzte Abai. „Vor langer Zeit gab es einen mächtigen Khan, mit Namen Tschingis.“

„Ja, richtig... davon hab' ich auch schon gehört. Nur will mein alter Kopf nichts mehr behalten. Erzähle uns, mein Sohn, wenn du etwas davon weißt“, forderte Sujundik ihn auf.

\* Karaul — Wachturm. *Die Red.*

\*\* Schynkys — echter Winter (schyn — echt, kys — Winter). *Die Red.*

Der junge Gast berichtete nun, was er von Tschingis-Khan und seinen Zügen wußte. Zum Schluß knüpfte er seine eigenen Erwägungen an:

„Und deshalb, meine ich, heißt das Gebirge Tschingis und sein höchster Gipfel ‚Khan‘. Und auf dem Berg dort drüben, der abseits von den andern steht, mag das Hauptquartier gewesen sein; man nennt ihn heute noch ‚Orda‘, die Horde. Es fragt sich, ob nicht auch der Karaul-Berg seinen Namen noch aus jenen Zeiten führt.“

Sujundik hörte mit großem Interesse zu. Togshan entging es nicht, daß ihr Vater von der Erzählung gepackt war; die Trinkschale blieb unberührt, der Inhalt wurde kalt. Aber das Mädchen hing mit entzückten Augen an dem fremden Jüngling. Ein peinliches Gefühl hatte die Älteren beschlichen, die sich in ihrer Unwissenheit ertappt sahen.

„Ja, das wird stimmen“, sagten Assylbek und Karabas einmal ums andere.

Bezwungen durch Abais Erzählergabe, reichte Sujundik ihm eigenhändig die Schale und forderte ihn zum Trinken auf. Dann schob er ihm den Shent\*, die Butter und das Gebäck handgerecht näher.

Togshan war sehr verwundert, daß ihr Vater dem jungen Gast so große Ehre angedeihen ließ. Abais Blick verfang sich wieder und wieder im warmen Schwarz ihrer Augen, aus denen nicht müßige Neugier, sondern ein tiefes, inniges Interesse leuchtete.

Zum erstenmal im Leben betrachtete Abai mit Aufmerksamkeit ein Mädchen. Togshans Blick gab ihn nicht frei, und erst nach einer Weile schlug sie errötend die Augen nieder.

Sujundik sprach aus seinen Gedanken heraus:

\* *Shent* — weißer Käse, mit Honig und Butter angerührt. *Die Red.*

„Nicht der ist weise, der der Jahre Last auf seinem Rücken trägt, sondern der, dessen Geist offen ist für alles Wissen. . .“

Abai erwiderte auf seine Worte:

„Dies alles erfuhr ich von ehrwürdigen Männern gleich Euch, Sujundik-aga. . .“ Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Und wenn Ihr es mir verstatet, möchte ich eine Frage an Euch richten und Euch bitten, mir die Worte zu deuten, die Ihr einst gesprochen habt. . .“

„Frage nur getrost, Licht meiner Augen.“

„Ihr sprachtet einst Recht im Streit um das Land am Ordaberg und sagtet: ‚Nicht deine Schafe weisen mir den Weg, sondern die Wahrheit des Höchsten!‘ Was hattet Ihr mit diesem Ausspruch im Sinn?“

Abais Frage rief bei Karabas und den Söhnen des Sujundik eine lärmende Heiterkeit hervor, offenbar kannten alle außer Abai den Sinn dieser Rede. Nur aus Sujundiks Gebaren sprach Verlegenheit:

„Du solltest lieber deinen Vater danach fragen.“

„Ihr wißt, Aga, daß mein Vater mit einem Halbwüchsigen nicht viel Worte macht. . .“

„Und weißt du, daß dieser Ausspruch mit ihm in Verbindung stand?“

Karabas und die Söhne lachten noch immer aus vollem Halse. Es belustigte sie, daß Sujundik, die Form wahrend, sich dennoch geschickt einer geraden Antwort entzog.

„Ich weiß nur, daß mein Vater mit dieser Geschichte zu tun hatte“, erwiderte Abai.

„So laß dir die Geschichte, mit der er zu tun hatte, auch von ihm erzählen.“

„Ich danke Euch für Euern freundlichen Rat, Sujundik-aga. Doch hörte ich, Ihr hättet diese Worte gesagt, als Ihr mit meinem Vater in Feindschaft lagt?“

„Dem ist so.“

„Und glaubt Ihr, es täte gut, wenn ich die Gründe Eures Haders nur von meinem Vater vernähme und Eure

Söhne nur aus Eurem Mund? So werden wir nie zu Recht und Wahrheit kommen, weil jeder nur die eine Seite sieht. Unser Geist wird verwirrt, und feindliche Gefühle werden auch das Gemüt von uns Kindern ergreifen. . . Aber wenn Ihr mich einweihen wolltet und mein Vater Eure Söhne, dann würde die Waage ins Gleichgewicht gebracht.“

Abais Beweisführung hatte alle überzeugt. Karabas triumphierte.

„Der Knabe hat recht!“ rief er mit lauter Stimme, denn auch er wollte Sujundik zu einer Antwort herausfordern.

„Ja, mein Sohn, du hast mich umgarnt wie die Spinne ein Insekt“, entgegnete Sujundik, das Gesicht zu einem Lächeln verziehend, aber statt der erwarteten Antwort sagte er zu seinen Söhnen: „Seht nur, welch einen lebhaften und eindringlichen Geist unser junger Gastfreund besitzt.“

Der Tee war ausgetrunken, aber Togshan ließ das Geschirr nicht abräumen und lauschte unverwandt lächelnd dem Gespräch der Männer. Ihr Blick flog immer wieder zu dem fremden Jüngling auf, und wenn die Augen der beiden jungen Menschen ineinander tauchten, so las Abai Zutrauen und Verstehen darin, wie man es nur bei Menschen findet, die man seit langem kennt und denen man nah verbunden ist.

Aber schließlich wußte Abai doch den Sujundik umzustimmen, und dieser begann:

„Nun wohl, wenn dir so viel daran gelegen ist, so will ich deinen Wunsch willfahren. . . Von Jugend auf pflegte dein Vater Freundschaft mit Koshekpai aus dem Stamm Mamai. Vor etwa zwei Jahren überwarf sich dieser Koshekpai wegen gewisser Ländereien mit einem armen Stammesbruder und wandte sich an deinen Vater, ihn bittend, er möge ihm helfen; bei dieser Gelegenheit schickte er ihm an die dreihundert Schafe zu. Der Mirza beauftragte mich, den Streit zu schlichten. Ich ließ mir

die Ansprüche beider Parteien vortragen und begab mich sodann an Ort und Stelle, um die Landzuteilung vorzunehmen. Dein Vater hatte sich ebenfalls eingefunden und ritt an der Seite Koshekpais hinter mir. Ich merkte sehr wohl, daß meine Art der Vermessung dem Koshekpai mißfiel, ja, er siedete geradezu und war drauf und dran, vor Wut zu platzen. Dann hörte ich, wie er sich beim Mirza über mich beklagte. Dein Vater rief mir zu: ‚He, du Buntscheckiger\*, wohin reitest du?‘ Da ging die Wut mit mir durch, und ich erwiderte: ‚Nicht deine Schafe weisen mir den Weg, sondern die Wahrheit des Höchsten...‘“

„Und was geschah weiter?“ fragte Abai.

„Was nutzt dir das Wissen, was weiter geschah, mein Sohn? Alles ging drunter und drüber, Ungemach über Ungemach...“

Sujundik winkte mürrisch mit der Hand ab, und seine Stirn umdüsterte sich.

Glühende Röte überzog Abais Gesicht. Sujundiks jüngerer Sohn, ein Mensch von unwirschem eckigem Wesen, der seinem freundlichen Bruder wenig glich, war überaus zufrieden, daß Abai so jäh verstummt war. ‚Nun hat er seine Abfuhr, er wollte es ja nicht anders‘, dachte er. Aber Abai hatte sich schon im nächsten Augenblick gefaßt und fuhr mit seinen Fragen fort. Er wollte wissen, was Sujundik mit den Versen ausdrücken wollte, die er bei einer der jährlichen Totenfeiern zu Ehren von Abais Großvater gesprochen hatte, als Maibassar und Boshej sich in den Haaren lagen. Abai sagte die Verse aus dem Gedächtnis auf:

Allah vergibt kein bös Vergehen,  
Habsucht und Hader mag er nicht sehen...  
Hetzte der Ahn die Fetzler in Streit,  
Schänden die Enkel sein Andenken heut.

\* Buntscheckiger bedeutet: nicht hier- noch dorthin gehörend.  
*Die Red.*

„Wer waren diese Fetzler, und mit wem verfeindete sie mein Großvater?“ fragte Abai.

„Oh, Abai-shan, warum zwingst du mich, längst Vergessenes wieder aufzurühren?“ erwiderte Sujundik unzufrieden. „Heute hörst du meine Geschichten, und morgen wirst du hingehen und Feindschaft zwischen mir und deinem Vater säen.“

„O mein, Sujundik-aga! Ich frage nur, weil ich Klarheit haben möchte. Nichts liegt mir ferner, als Euch zu verklagen.“

„Die Worte erfreuen mein Herz. . . Nun wohl, so sollst du von mir hören, was du zu wissen begehrt. Die ‚Fetzler‘, so nannte man das Geschlecht der Uak, das hier in der Nähe ansässig war. Dein Großvater wußte einen Teil dieses Geschlechts auf seine Seite zu ziehen, und er stellte es so an, daß sie bald alle miteinander verzwestet und entzweit waren. Darauf sandte er deinen Vater, seinen Sohn, aus, auf daß er dem Batyr Konai beistehe. Die Fehde entbrannte immer heißer. Konai fiel mit Raub über die Uak her, und das Volk verbarg sich vor ihm und seinen Männern im Schilf eines nahegelegenen Sees. Da riet Kunanbai dem Konai, er solle das Schilf anzünden. Von Entsetzen gepeitscht, sprangen die Menschen aus ihren Verstecken und wurden erbarmungslos niedergemacht. Was nützen uns aber die alten Geschichten. . . Laßt uns lieber dem Fleisch zusprechen, das eben aufgetragen wird“, unterbrach Sujundik seine Erzählung.

Ein Ausdruck des Sinnens geht über Abais Gesicht. Seine Augen hängen am rötlichen Geflacker des Lämpchens, und tief in seinen Augen spielt dasselbe Glühen, nur ganz von weither. Togshan sieht nur den Gast. Aus ihren Blicken strömt eine Wärme, die alle Schranken durchbricht.

Das Nachtmahl war aufgetragen, und die ganze Familie Sujundiks ließ sich rings um die ausgebreitete Decke nieder, denn die Gäste wurden wie nahe

Verwandte aufgenommen. Togshan hatte ihren Platz zwischen den Eltern, nicht weit von Abai, der sie nun mit Muße betrachten konnte.

Der feine Umriss der kleinen ebenmäßigen Nase mutete Abai noch bezaubernder an als vorher. Leicht und zart wie Blütenschnee schob sich der weiße Apfel des Kinns vor. Ein reizender Hals schimmerte zwischen den schweren schwarzen Flechten; die kleinen blitzenden Ohringe zitterten wie Wassertropfen, in denen das Licht spielt, und fesselten den Blick. Zarte Röte und jähe Blässe wechseln auf Togshans Antlitz. Sie ist von einem neuen, ihr noch unbegreiflichen Gefühl ergriffen, das ihr ganzes Sein süß erschauern läßt. Abai kann sich an ihr nicht satt schauen.

Das Haus Sujundiks war von jeher wegen seiner Freigebigkeit und Gastfreundschaft berühmt; auch heute war die Bewirtung reichlich. Karabas nahm das scharfe Messer mit dem gelben Horngriff und zerteilte die dicken heißen Würste aus Pferdefleisch und den Speck.

Alle kauten mit sichtlichem Genuß, nur Abai hatte keinen Blick für die schmackhaft zubereiteten Speisen. Auch Togshan streckte nur selten die mit Ringen und Armspangen geschmückte weiße Hand nach der Schüssel aus. Sujundik und Assylbek ermunterten Abai unermüdlich zum Zugreifen:

„Warum ißt du nicht, mein Teurer? Nimm und laß es dir gut schmecken.“ So redeten sie ihm zu.

Nach den warmen Speisen kam der Kумыß. Lange saßen die Gäste und Gastgeber beisammen, und in angeregtem Gespräch verflog die Zeit.

Nur Abai blieb schweigsam, woraus die Wirte schlossen, daß der Schlaf ihn übermanne. Die Männer verließen die Jurte, während die Frauen den Gästen das Lager bereiteten.

Erleichtert aufatmend fühlte Abai, daß er nun endlich mit sich allein sein konnte, und sonderte sich von den anderen ab. Sujundiks Erzählungen hatten eine tiefe

Traurigkeit, etwas Graues und Trübes in ihm aufkommen lassen. Aber nun schlug es sich auf dem Grund seiner Seele nieder; denn eine andere, nie gekannte Regung überströmte sein Herz.

„Herzallerliebste. . .“ Wie oft hatte er dies süße Wort in Büchern gelesen und aus fremdem Mund vernommen! Aber nun kam es aus den Büchern und Liedern zu ihm geflogen, im erregenden Zauber seiner Bedeutung, verkörpert im Lachen, in jeder Bewegung, im Mienenspiel, im leisen Atmen eines jungen Wesens mit sanftem Antlitz und biegsamer Gestalt, dessen Blick sein Herz mit Sehnsucht füllte.

Herzallerliebste. . .

Ergriffen hob er die Augen zum Sternenhimmel. Von den Bergen kam der Duft des Frühlings. Wie ein Dürstender sog Abai die wehende Frische ein.

Der Mond stand im letzten Viertel. Langsam stieg er zum Zenit empor, unerreichbar hoch und fern. Er lockte das Herz in seine wolkenlose Höhe. Silberne sickerte sein Licht in die Seele und füllte sie mit Freude und Bangen.

Von den „Kamelhöckern“ reichte der Blick bis zu den Ausläufern des Tschingis. Vom Mondlicht überschimmert, lagen sie stumm zerklüftet, in schwerem Schlummer.

Lautlos, ohne Regung schliefen die riesigen Schafherden rings um den Aul. Stille lag über der Welt. Auch Assylbek und Adilbek waren zur Ruhe gegangen; die Filzklappen der Jurten, die Tundiks, sind geschlossen. Es träumen die weißen Jurten im silbernen Glanz.

Sujundik und Karabas machen sich irgendwo bei den Pferden zu schaffen. Im frischen Hauch der Frühlingsnacht schwingt eine Ahnung vom nahen Morgen, einem wundersamen Morgen, der nur für ihn, Abai, allein anbricht. . .

„War das Liebe? Konnte das Liebe sein? Und wenn es Liebe war, so mußte diese stille nächtliche Welt ihre Wiege sein. . .“, so flüsterte sein verwirrtes Herz ihm zu.

Wie in Milch getaucht schimmert die Mondnacht. Abais Brust vermag nicht das Übermaß der Gefühle zu fassen, und sein Herz scheint sich losreißen zu wollen.

Was war ihm geschehen? Er wußte nicht mehr, wie ihm war. Vor seinen Augen bogen sich Togshans weiße Arme, ihr schlanker Hals. Sie war sein Morgen.

In meinem Herzen glühst du auf,  
Du Morgenrot der Liebe...

So singt es in ihm. Das erste Lied der ersten Liebe gilt ihr, Togshan... Er spricht es im Geist vor sich hin, und die Worte strömen aus ihm, leicht und frei.

Die Stimme des Karabas reißt ihn aus seiner Versunkenheit; sie ruft ihn in die Jurte. Alles hat sich längst zur Ruh gelegt.

Während sie schreiten, will Abai sich die Worte seines Liedes ins Gedächtnis rufen, aber sie sind entflattert. Nur eine Zeile haftet noch:

In meinem Herzen glühst du auf,  
Du Morgenrot der Liebe...

Sujundik und seine Frau schliefen in dem hohen Bett hinter dem schweren golddurchwirkten Seidenvorhang, als Karabas und Abai in die Jurte traten. Togshan war wohl auch zur Ruhe gegangen. Eine junge rotbäckige Frau, die am Abend beim Tee aufgewartet hatte, richtete den Gästen das Lager für die Nacht.

Doch plötzlich flatterte der Seidenvorhang auf, und an der Jurtenöffnung erklangen wie Glöckchen die Scholpy. Togshan trat ein, eine seidene Decke über den Armen. Langsam, fast zögernd kam sie näher, und bei jedem ihrer Schritte sandten die kostbaren Gehänge ihr Silberläuten durch den Raum.

Die junge Frau hatte nun ihre Arbeit beendet; weich schwellend lud das Lager zur Rast. Togshan, noch immer

die seidene Decke über den Armen, sagte mit gedämpfter Stimme zu der Frau:

„Bitte, schüttele das Kissen an der Fußseite noch etwas lockerer!“

In diesen wenigen Worten spürte Abai, wie sehr sie um sein Wohl besorgt war, um ihn, um ihn allein. Sollte er etwas antworten? Er wollte es, aber das übervolle Herz beraubte ihn der Worte.

Wortlos breitete Togshan die seidene Decke auf das Lager und glitt zum Ausgang.

Das war eine Aufmerksamkeit, vielleicht sogar ein stummes Zeichen ihrer Achtung. Nicht mehr? Wirklich nur dies? Togshan war gegangen, ohne einen Blick zurückzuwerfen, nur an der Tür, ganz zuletzt, wandte sie blitzschnell den Kopf um, lächelte ihm zu und entschwand.

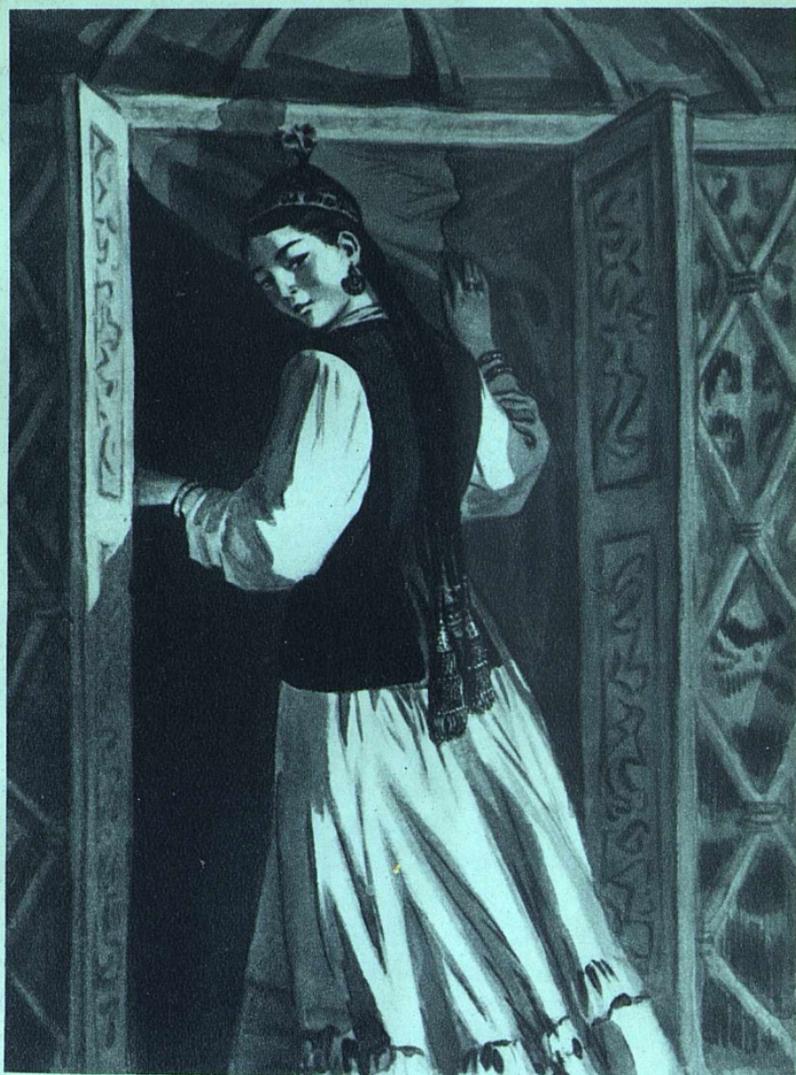
„Was war das? Spott?... Hatte er sich etwas Ungeziemliches zuschulden kommen lassen?...“ Es überlief ihn heiß vor Verlegenheit. Rasch warf er die Kleider ab und schlüpfte unter die Decke.

Die Silberglöckchen sangen nun draußen vor der Tür immer leiser, immer ferner. Abais Herz schlug bis zum Halse, es war, als halle Hufschlag in seinem Ohr und übertöne das feine Geläut. Und dann verlor es sich in der nächtlichen Stille, wie erdrückt von einer unsichtbaren Hand.

Karabas blies die Lampe aus.

Aber was kümmerte es Abai, ob Licht oder Dunkelheit herrschte? Vor seinen Augen strahlte die Welt in Farbenglanz. Er hatte es nicht einmal bemerkt, als das Licht erlosch. Seine Augen waren geschlossen, aber seine Gedanken wirbelten wie vom Sturmwind getrieben, bald hier-, bald dorthin.

Bis zum Morgengrauen fand er keinen Schlaf. Erst kurz vor Sonnenaufgang überkam ihn der Schlummer, doch kaum regte sich das Leben in der Jurte, als er schon



wieder erwachte. Bleich und übernächtigt erhob er sich vom Lager und trat ins Freie.

Mit voller Brust die frische Morgenluft atmend, ließ er die Blicke schweifen; er wollte erraten, in welcher Jurte Togshan ruhen mochte. Neben Sujundiks Jurte stand eine zweite, vermutlich die Assylbeks. Etwas weiter erhob sich eine andere sechsteilige Jurte, die offenbar Sujundiks jüngerer Frau gehörte. Der Tundik, die Filzklappe, war heruntergelassen, Togshan und ihre Mutter schliefen wohl noch.

Auch Sujundik hatte sich erhoben und kam heraus. Abai überbrachte ihm den Salem seines Vaters und schritt nun zur Darlegung seines Auftrags. Das Gespräch dauerte nicht lange, und bald führte Sujundik den jungen Gast zum Morgentee in die Jurte.

Togshan zeigte sich beim Frühstück nicht, auch die beiden Brüder ließen sich nicht blicken. Karabas, der die Morgenkühle für den Heimritt ausnutzen wollte, ging gleich nach dem Tee hinaus, um die Pferde zu satteln.

Aber Abai hatte gar keine Lust, von dem Aul zu scheiden. Das gastfreundliche Heim mit den wohlwollenden Gastgebern mutete ihn wie ein warmes Nest an, wo er sich geborgen fühlte. „Ach, wären wir doch nahe Blutsverwandte... Dann könnte ich herkommen, so oft es mir gefällt, und jederzeit hier zu Gast sein“, ging es ihm durch den Sinn, doch was half es, er mußte an die Heimreise denken.

Als die Wirte und Abai in der Jurte allein geblieben waren, fragte Sujundik den Jüngling, wie es Sere und Ulshan ergehe.

„Richte den Müttern meinen Gruß aus“, sprach er.

Die Baibische\*, die seit dem gestrigen Abend kein Wort gesprochen hatte, schloß sich nun gleichfalls mit

\* *Baibische* — älteste Frau. *Die Red.*

ihren Grüßen an. Dann fragte sie nach Aigys und der kleinen Kamschat.

„Sage mir, mein Licht, was macht das kleine Mädchen, das dem Boshej gegeben worden ist? Hat die arme Aigys den Kummer überwunden? Ich verstehe nicht, wie jemand so herzlos sein kann, ein hilfloses Kind von der Mutter wegzureißen und es der Milde eines Fremden anzuempfehlen?“

Aus ihrer Stimme klang Verwunderung und Mißbilligung. Abai antwortete widerstrebend und einsilbig auf ihre vielen Fragen, aber die Baibische ließ sich dadurch nicht beschwichtigen.

„Das Weib des Boshej ist eine hartherzige Frau... sie hat selber genug Töchter und wird sicherlich zu dem kleinen Wurm nicht gut sein“, sagte sie traurig.

„Aber nein! Und Boshej? Wozu wäre der da? Wenn sie sich um das Kind nicht kümmert, so wird er nach dem Rechten sehen“, äußerte Sujundik, um den drückenden Eindruck ihrer Worte zu mildern.

„Oh, das weiß ich nicht... Ich hörte nur, was der ganze Aul spricht: Das Vieh war ihnen zu schade, da hat man an seiner Statt ein Kind als Vergütung bezahlt. Die Kleine soll es dort schlecht haben. Ja, ja, es kommt nie etwas Gutes heraus, wenn man ein Kind von seiner Mutter trennt... Die arme Aigys wird sich vor Gram schon die Augen ausgeweint haben...“, und die Baibische verstummte, weil der Jammer auch ihr die Tränen in die Augen trieb.

Das Mitleid und die ungekünstelte Menschlichkeit der Frau rührten Abai. Aber das Gerücht, Kamschat werde roh behandelt, beunruhigte ihn sehr. Daheim in Shidebai würde diese Nachricht bitteren Kummer bereiten. Er dachte daran, wie untröstlich Aigys und die Großmutter um das unglückliche Kind gejammert hatten, an ihre heißen Tränen. Und das war nur der Trennungsschmerz gewesen. Was würden sie erst empfinden, wenn der Eises-

hauch der neuen Schreckensnachricht ihre Herzen träfe? Gestern Kulinschak, heute dieser Aul. . . Alle sprachen davon, daß Kamschat in die Sklaverei verkauft, daß sie lieblos der Härte fremder Menschen überlassen und erniedrigt sei. Sicher hatte es seinen Grund, wenn man solches munkelte. Er würde in Shidebai erzählen, was mit der kleinen Kamschat geschieht. Mag der Vater sagen, was er will, Abai darf nicht schweigen. Das war nun fest beschlossen.

Kurz vor der Abreise wurde noch eine Schüssel mit Kумыß gebracht. Die Gäste durften nicht fort, ehe sie sich für den Ritt gestärkt hatten.

In der Großen Jurte nahmen sie Abschied von ihren freundlichen Wirten. Dann setzten sich die Pferde in Bewegung, doch Abais Blick konnte sich nicht von der kleinen Jurte losreißen. Wohlverwahrt stand sie da, der Tundik' war geschlossen.

„Es ist Togshan nicht in den Sinn gekommen, mich ein letztes Mal zu sehen! Sie ist nicht einmal aufgestanden, um mir Lebewohl zu sagen“, so dachte er und peitschte unwillkürlich wilder als nötig auf sein Pferd ein, damit es ihn schnell hinwegtrüge. Aber dann erlag er doch der Versuchung und wandte den Blick zurück. Neben der Jurte stand eine Frauengestalt. Der schwarze Mantel war lose über den Kopf geworfen und hing über dem langen weißen Gewand, das bis über die Füße fiel. War es nicht Togshan, war sie dennoch aufgestanden? . . . Abai meinte den feinen Klang der Scholpy zu hören. Oder war es nur sein eigenes Herz, das sang? Er wollte sein Pferd anhalten, aber eine Stimme sagte ihm, daß er damit gegen die Sitte verstieße.

„Die Kamelhöcker“ — dieser Name allein besaß nun für Abai einen eigenen und beglückenden Sinn — lagen nun weit hinter ihnen. Die Reiter hatten auch die Bergausläufer hinter sich gelassen und zogen längs des Karaul-Flusses dahin. Abai ließ sein Tier in Schritt fallen,

Auf einmal drang scharfes, sich rasch näherndes Pferdetraben an sein Ohr. Abais Herz begann stürmisch zu klopfen, von einer plötzlich aufflackernden Hoffnung gestärkt. Ruckartig wandte er den Kopf. Doch der Reiter, ein stämmiger, dunkelhäutiger Shigit, kam nicht von Sujundiks Aul her.

Er näherte sich, und Abai sah, daß es ein blutjunger Mensch war, auf dessen Oberlippe kaum der erste Flaum sproß. Er saß auf einer braunen Stute, die nach Art der dreijährigen Tiere geschoren war. Als er die beiden Reiter erreichte, begrüßte er sie mit einem Salem, dabei zerfloß ein breites Lächeln auf seinem Gesicht, und die weißen Zähne blitzten wie eine Perlenschnur.

Des eintönigen Ritts allein überdrüssig, war er den beiden Reitenden nachgetrabt, um sich den Weg durch die Gesellschaft zu kürzen. Die Brust seiner braunen Stute glänzte feucht, der Schaum troff ihr vom Maul, und sie blähte erschöpft die Nüstern.

Abai und Karabas begrüßten den Jüngling freundlich. Es begannen sogleich die gegenseitigen Fragen, und da stellte sich heraus, daß der junge Mann ein Sohn des Komenbai mit Namen Jerbol war und zu Sujundiks Aul gehörte.

Bald war zwischen ihm und Karabas ein ungezwungenes Gespräch im Gange. Abai hörte zu. Er verspürte eine seltsame Zuneigung für den jungen Begleiter und musterte ihn mit Wohlgefallen. Jerbol gehörte, wie sich nun erwies, zur nahen Verwandtschaft des Sujundik; seine Mutter war eine Base der Mutter Togshans. Als naher Angehöriger ging er bei Sujundik ein und aus. Der muntere, gesprächige Jerbol hatte sogleich Abais Herz gewonnen.

Verwundert über die großen Mengen von Getier am Karaul-Fluß, sagte Abai, es würde ihm wohl gefallen, in dieser Gegend zu jagen. Jerbol antwortete sogleich erfreut:

„Hast du einen Falken, dann komm zu uns. Ich werde dir die Stelle zeigen, wo Wildgänse und Enten nisten.“

Zu Hause gab es einen Falken, er gehörte Takeshan. Die Einladung war sehr verlockend. Abai kam grade erst aus der Kamelhöckerschluht, aber in seinem Kopf arbeiteten schon die Gedanken, wie er am schnellsten wieder dorthin gelangen könnte. Jerbols Vorschlag erleichterte ihm den Weg.

Das Gespräch über die Jagd brachte sie rasch einander näher. Sie unterhielten sich wie alte Freunde, und der Stoff für ihre Gespräche schien unerschöpflich.

Aber nun kamen sie an das Tal, wo ihre Wege sich schieden. Jerbol mußte nach rechts abbiegen, und der Weg Abais und Karabas' führte in linker Richtung zum Aul der Kunke, am Fuß der Tschingisberge.

Aber Abai wollte nicht von Jerbol scheiden und redete ihm zu:

„Vielleicht eilt es gar nicht so sehr mit deiner Reise nach Kolgainar? Komm mit uns!“

„Aber hör! Was soll ich denn sagen, wenn mich jemand fragt, wozu ich in euren Aul gekommen bin?“

„Das wird dich niemand fragen, begleite uns, sei unser lieber Gast und vergnüg dich bei uns. . . Wir gehen auf die Falkenjagd. . .“

Abais Bitte hatte viel Verlockendes.

„Das könnte mir gefallen“, sprach der junge Shigit und verstummte nachdenklich. „Nein“, sagte er dann entschlossen, „es geht nicht“, und setzte erklärend hinzu: „Ich habe dort etwas zu erledigen.“

Er verabschiedete sich von seinen Reisegefährten und ritt in der Richtung von Kolgainar davon, strahlend heiter, so wie Abai ihn zuerst gesehen hatte. Sein Frohsinn hatte einen tiefen Eindruck auf Abai gemacht, er beneidete Jerbol, der jeden Tag Togshan erblicken durfte. Welch ein Glück wäre das für Abai, während Jerbol gewiß unbekümmert und tauben Herzens das Mädchen sah.

Jerbol war Abais letzte Hoffnung, und nun entschwand auch die. . . Noch eben so nah und schon so innig vertraut, verlor er sich nun hinter einer Biegung des Weges.

## 2

In den Nachmittagsstunden kamen sie nach Karascho-ky. Vor der geräumigen weißen Jurte der Kunke und bei der Küchenjurte waren viele Pferde mit silberverzierten Sätteln angebunden. Offenbar veranstaltete Kunanbai wieder einmal ein Treffen. An den Brandmalen der Tiere erkannte Karabas auf den ersten Blick, daß die Fremden aus der näheren Umgebung kamen.

„Alles Irgisbai, Shuantajak und Topai, also nichts Besonderes“, meinte er. Dann setzte er mit enttäuschter Miene hinzu: „Die Pferde sind gesattelt, demnach reiten die Gäste bald fort, und wir beide haben das Mittagessen verpaßt.“

Abai trat ein und sprach seinen Salem. Die Jurte war mit Menschen gefüllt. Kunanbai thronte neben dem hohen Bett. Seine Schultern überragten die der anderen. Im Schlitz seines am Halse offenen weißen Hemdes war die haarige Brust zu sehen. Die Gäste, bereits zur Abreise gekleidet, tranken noch einen letzten Schluck Kумыß und hörten sich dabei die Ratschläge an, die Kunanbai ihnen auf den Weg mitgab. Einige hatten sich halb aufgerichtet und saßen reglos, auf einem Bein kniend, den Malachai auf dem Haupt. Hinter dem Bett, näher an der Tür, gewährte man Kunke. Neben ihr rührte der alte Shumabai im Kумыß und goß ihn von einem Gefäß ins andere. Abai setzte sich neben ihn. Der Vater sprach:

„Man will mich glauben machen, daß ich mich täusche und niemand Feindschaft gegen mich hege. . . Nun wohl, ich will es glauben. . . Vielleicht schneide ich mich ins eigene Fleisch, und dennoch will ich es glauben“, wiederholte er mit einem dunklen Klang in der Stimme. „Ich

werde Langmut üben, bis daß ich mich nicht mit eignen Augen überzeugt habe. Und wer mir ein aufrichtiger Freund ist“ — bei diesen Worten flog der messerscharfe Blick seines alles sehenden Auges über die Männer im Kreis, vom ersten Platz bis zum letzten an der Tür, und fraß sich an den Ältesten der Geschlechter Shuantajak und Topai fest —, „wer mir ein echter Freund ist, der geduldet sich gleich mir! Übt Langmut, doch seid auf der Hut. . . Und wenn ich mich aufs Pferd schwingen, so tut desgleichen. Ihr werdet damit vor Gott und mir im Rechte sein. Das wären die Wünsche und Bitten, die ich euch im Augenblick vorzutragen hätte. . .“, schloß er, und es klang, als hätte er gesagt: „Ich bin fertig, nun könnt ihr euch fortschere!“

Wie aus einem Munde stimmten sie ein.

„Dein Wille geschehe!“

„Es sei, wie du sagst.“

„Das klingt ja wie ein Schwur“, dachte Abai. „Vater hat sicher diese Leute herkommen lassen, weil er sondieren will, wie weit er sich auf sie verlassen kann. Hernach wird er ihnen den Riemen enger ziehen. . .“

Kunanbai hatte das Wort „Freunde“ ausgesprochen. Aber als Abai sich nun umblickte, kam ihm unwillkürlich in den Sinn, daß die Leute, die der Vater „Freunde“ genannt hatte, ihm fremd oder fast unbekannt waren. Von denen, die der Vater einst seine Freunde nannte — Baisal, Karatai, Boshej, Sujundik, Tussip —, war keiner da. Selbst Kulinschak fehlte, zu dem der Vater ihn unlängst entsandt hatte. Hier war etwas anderes, etwas Unklares im Gange. Wer waren diese neuen Freunde? Und wo waren die alten? Oder steckte hinter dem allen ein neuer geheimer Plan?

Nach der Karkaralinsker Reise hatte Abai fest geglaubt, der Zwist und die Feindseligkeiten hätten nun durch die in der Stadt vollzogene Versöhnung, die mit der Übergabe des unglücklichen Kindes an Boshej

besiegelt wurde, ein Ende genommen. Auch das Reden und Raunen schien nun verstummt. Und was man sich im Volk zuflüsterte, davon wußte Abai nichts.

Die meisten Gäste waren davongeritten. Nur zwei oder drei Älteste hatte Kunanbai zum Bleiben bewogen, aber auch in diesem engen Kreis behielt sein Wesen das lauernd Verhaltene. Abai fand kaum eine Gelegenheit, ihm von seiner Reise zu erzählen.

Schließlich nahm er doch eine geeignete Minute wahr und gab dem Vater einen kurzen Bericht. Er wollte um keinen Preis beim Vater bleiben, es trieb ihn nach Shidebai zur Mutter. Doch als er dem Vater von seinem Wunsch sprach, wurde er barsch zurechtgewiesen:

„Bist du ein kleines Mädchen, das mit Puppen spielt und stets am Rocksäum der Mutter hängt? Ziehst du die Gesellschaft von Weibern der deines Vaters vor? Hier triffst du Menschen, hörst kluge Reden und erlernst die Lebenskunst. Und was lernst du dort?“

Abai konnte dem Vater innerlich nicht zustimmen. ‚Bist du der Vater, so habe ich doch auch eine Mutter, und beide erziehen den Sohn zum Mann‘, so dachte er, aber er wagte keinen offenen Widerspruch.

„Ich habe einen Falken zu Hause“, begann er zögernd, „es gibt viel Wild in dieser Jahreszeit, ich möchte gern in Shidebai jagen...“

Dieser Wunsch des Sohnes leuchtete Kunanbai ein, dagegen konnte er nichts sagen.

„Verweile noch zwei Tage, ich möchte dich morgen zu Baidaly entsenden. Hernach kannst du heim.“

Abai hatte nichts dagegen. Ihm ward gleich leichter zumut, doch als er aus der Jurte trat, verfiel er wieder in Sinnen.

Zuerst hatte ihn der Vater zu Kulinschak geschickt, mit dem er nicht zum Besten stand, alsdann zu Sujundik, mit dem er seit langem überworfen war. Von diesen Greisen hatte Abai manche nicht eben schmeichelhafte Äußerung

über seinen Vater vernommen. Und nun wollte ihn der Vater zu Baidaly senden, dem Komplizen des Boshej. . .

Wonach stand sein Sinn? Warum beauftragte er ihn und keinen andern? Wollte er ihn mit den Übelgesinnten in Berührung bringen, damit der Sohn sich mit eignen Augen überzeuge, daß sie ihm feind sind? Damit er sie kennenlerne und danach besser seinen Vater zu begreifen und zu achten vermöge?

Oder riet er falsch? Er grübelte lange. . . Dickicht, finsternes Dickicht umgab ihn. Er tappt durch Dunkles, Verworrenes, ohne Licht, ohne Kraft, wehrlos in die Schlingen eines fremden Willens verstrickt. . .

Zwei Tage später machten sich Abai und Karabas abermals auf den Weg, zu Baidaly.

Aber hier wurden sie anders aufgenommen als bei Kulinschak oder Sujundik — ohne Gruß, ohne freundliche Bewirtung. Schon an der Schwelle der mächtigen Jurte schlug ihnen das erbitterte Schelten Baidalys ans Ohr, der jemand zürnte.

In der dumpfen überheizten Jurte herrschte ein heilloses Durcheinander. Neben der Tür war eine Viehwärterin mit den Zubereitungen zum Käsekochen beschäftigt. In der Mitte der Jurte brodelte bereits der große Kessel. Baidaly aber ohrfeigte ein kleines braunhäutiges Ding.

„Mach, daß du fortkommst! Ich will Ruhe haben, du verdammtes Balg!“ schrie er und gab der Kleinen einen harten Stoß. Das verängstigte Kind fiel beinahe ins Feuer und begann laut zu weinen. Sie schrie in schrillen Tönen mit verzweifelter Kraft, dann lief ihr Gesicht blau an, und sie gurgelte, vor Tränen fast erstickend.

„Schafft das Luder hinaus! Ich will es hier nicht mehr sehen!“ befahl Baidaly seiner Frau, und das Mädchen wurde aus dem Zelt gejagt.

Abai und Karabas traten näher. Sie entboten ihren Sa-lem und setzten sich. Baidaly nahm ihren Gruß frostig entgegen und beantwortete ihn nicht weniger kühl.

Wird in einem Hause Käse gekocht, so ist der Kessel voll, und das bildet einen guten Vorwand für solche, die ihren Gästen kein Fleisch vorsetzen wollen. Abai hatte kein Verlangen, sich in einer Jurte aufzuhalten, in der Unruhe und Durcheinander herrschten. „Um so besser, wenn sie uns nichts anbieten“, dachte er und lachte innerlich über Karabas, den auf Erden nichts so heftig wie das Essen interessierte und dem ein Abendbrot oder Mittagmahl mit einer ordentlichen Schüssel Fleisch über alles ging. Manchmal wollte Abai schon zurückreisen, aber Karabas wußte es so einzurichten, daß sie zur Nacht blieben, nur weil seine Nase einen Geruch von Rauchfleisch im Hause verspürte.

Baidalys Verhalten kam Abai sehr gelegen. Der schwarzbärtige, grimmige Hausherr blickte angelegentlich an seinen Gästen vorbei. Schließlich nickte er seiner Frau mit einer unbestimmten Kopfbewegung zu, die ungefähr besagte: „So bringe schon den Kумыß, wenn es mal anders nicht geht.“

Karabas band den Gürtel auf und wollte es sich bequem machen, aber Abai, der die Stimmung des Hausherrn fühlte, war nicht gewillt, den Aufenthalt länger als nötig auszudehnen. Dann kam der Kумыß, Baidaly rührte ihn eigenhändig um und goß jedem eine Schale ein.

„Wohin reist ihr?“ ließ er sich endlich zu einer Frage herbei. „Was führt euch her?“

Abai legte ihm ohne Umschweife den Auftrag seines Vaters dar.

Es handelte sich auch diesmal um Land. Vor der Abwanderung auf die Sommerweiden hatte Kunanbai den Bokenschi anstatt der ihnen im Vorjahr genommen Weiden am Karaschoky ein anderes Gelände angeboten, das an Baidalys Weiden stieß. Jetzt bat er Baidaly, er möge doch gestatten, daß Sugir und Sujundik seine Weiden mitbenutzen.

Als Abai geendet hatte, verfinsterte sich Baidalys Miene. Er schwieg lange und blickte düster forschend den Jüngling an. Er sprach kein Wort. Aber Abai ließ sich durch diesen unverwandten Blick nicht einschüchtern — sein Gesicht zeigte nur Verwunderung, es fragte: ‚Was starrst du so?‘

Nach langem Schweigen setzte Baidaly zum Sprechen an:

„Es sei, wie du sagst. Sujundik und Sugir mögen ihre Aule dort aufstellen. Was kann ich sonst sagen?“

Es war der Entschluß eines tapferen und festen Mannes. Baidaly hielt nicht hin, er stritt und bat nicht, obgleich Zorn und Empörung in seinem Herzen wogten. Abai leerte seine Schale, bedankte sich bei dem Hausherrn und wandte sich zum Gehen. Aber Baidaly richtete nochmals das Wort an ihn:

„Ich habe das Angebot deines Vaters angenommen. Aber ich hätte ihm noch einiges zu sagen! Wirst du alles getreulich ausrichten?“

„Sprecht, Aksakal, ich gebe Euch mein Wort, daß mein Vater es genau so, wie Ihr es sagt, aus meinem Munde hören wird.“

Baidaly gefiel die Antwort.

„Wollte ich Fremde als Mittelsleute zu ihm schicken, so würden daraus nur Klatsch und neue Mißhelligkeiten entstehen. Deshalb will ich zu dir sprechen, als säße dein Vater vor mir“, sagte Baidaly und versank wieder in gesammeltes Schweigen.

Dann fuhr er fort:

„Der Mond hat nur wenige Male gewechselt, seit wir in Karkaralinsk in menschenreicher Versammlung einander schworen: Es herrsche Friede und Freundschaft zwischen uns. Und wie sieht dieser Friede heute aus? Wenn Kunanbai mich auch nach der Versöhnung weiterbedrängt, so möchte ich wissen, was einen solchen — mit Verlaub zu sagen ‚Frieden‘ — von der einstigen Fehde

unterscheidet? Ließ ich mir etwas zuschulden kommen? Was haben wir Shigitek deinem Vater Böses getan? Unser Vorfahr Kengirbai gab euerm Vorfahr Irgisbai seinen Segen und bestellte ihn zu seinem Nachfolger. Meinst du, er hätte keine Söhne gehabt, und doch lautete sein Wille: ‚Die Macht geht an Irgisbai.‘ Und nun hat sich Kunanbai über uns alle hinausgehoben. Sein ist die Macht, sein der Ruhm. Warum hört er nicht auf, unser Geschlecht mit Füßen zu treten? Warum gibt er keine Ruhe und läßt nicht von uns ab, als rief er uns zu: ‚Schneller, schneller, springt selber ins Feuer, auf daß es euch verzehret. . . Ich gebe nicht nach, solange ich nicht meinen Willen habe!‘ So sprechen seine Taten. Dein Vater heischt eine Antwort von mir? Nun wohl, sie lautet: ‚Wenn er seine Anfeindungen nicht einstellt, so wird er Ungemach erleben.‘ Bestelle ihm dies nicht nur in meinem Namen, sondern als einen Salem vom Volk der Shigitek. . . Und die Weiden, die mag er meinethalben nehmen. Nicht nur die eine, sondern alle! . . .“

Und Baidaly winkte mit einer müden Handbewegung ab.

Tiefe Stille lag über der Jurte. Nur das Feuer knisterte leis. Die Flammen leckten hell an dem rußgeschwärzten Kessel empor, in dem der Käse kochte. Trägestiegen die Blasen aus dem schon dickflüssigen glucksenden Brei. Und während Baidaly sprach, sah Abai nichts als die zähe brodelnde Masse. . . Brodelte nicht ebenso, bis zum Äußersten erhitzt, die Empörung? Wie in diesem Kessel siedete sie nicht an einer Stelle, sondern spritzte bald hier, bald dort hervor, an vielen Stellen. Da war die Kränkung Kulinschaks, die Erbitterung Sujundiks, der Haß Boshejs. Und nun auch dieser, Baidaly. . .

Knapp und karg war seine Rede. Aber wieviel geheime Wunden rührte sie an, wieviel bittere Gedanken ließ sie aufsteigen, wieviel Wirres, heillos Verworrenes kam da hervor! In seiner kurzen Rede waren Jahre von Streit

und Schuld und Vorwurf, Tropfen um Tropfen im Herzen geseiht, unanfechtbar und tausendmal bewiesen.

Abai blieb äußerlich ruhig. Keine Regung seiner Züge verriet, ob er Baidaly recht gab. Er war hier nur Ohr, nur Gedächtnis. Er nahm die Peitsche in die Hand, setzte den Malachai auf und wollte sich zum Gehen wenden, doch über Baidalys Gesicht ging eine Bewegung; als wüsche er noch etwas zu sagen. Da nahm Abai die Mütze ab und setzte sich wieder.

Menschen, die lange gelebt haben, wissen den Gleichmut ihrer Züge zu wahren und der Gedanken Gold tief im Grunde der Seele zu bergen. Aber einen so jähen Übergang von Unmut zur Gelassenheit, eine solche Willenskraft und Beherrschtheit sah Abai hier zum erstenmal. Der eben noch flammende Baidaly sprach nun im gedämpften Ton des Plauderns:

„Du siehst doch den Karatai manchmal? Ein vortrefflicher Mann, nichts dagegen zu sagen. Schade, daß er aus dem geringen Koksche-Geschlecht stammt! Wär' er ein Irgisbai, er könnte es weit bringen!“

Er ließ eine Pause verstreichen und fuhr dann fort:

„Karatai, Boshej, Baissal und ich, wir saßen einst beisammen. Und während wir über dies und jenes sprachen, stellte einer von uns die Frage: ‚Wer ist der freigebigste von allen, die wir kennen?‘ Ein jeder forschte in seinen Gedanken. Wie ein sattes Waldtier in der Sonne blinzelnd, lag Baissal. Karatai war es, der die Antwort gab: ‚Der freigebigste aller Männer ist Kunanbai.‘ Ein Weilchen später ward abermals gefragt: ‚Wer ist der beredtsamste von allen Männern?‘ Und wieder antwortete Karatai: ‚Der beredtsamste aller Männer ist Kunanbai.‘ Als diese zwei Gebirgspässe hinter uns lagen, frugen wir ein drittes Mal: ‚Und wer ist der trefflichste aller Männer?‘ Und auch diesmal kam die Antwort von Karatai: ‚Der trefflichste aller Männer ist Kunanbai.‘ Da hob Baissal seinen Kopf vom Kissen und rief: ‚He, du Fuchs, du faselst

ja! Ist Kunanbai der freigebigste, der klügste, der trefflichste von allen, warum verdammen wir ihn dann und bieten ihm die Stirn?' Und Karatai entgegnete ihm ohne Zögern: ‚Weil ihm bei allen seinen Tugenden die Milde fehlt. Das ist der Grund, daß wir in Feindschaft mit ihm leben...‘ Baidalys Blick schien in Abais Seele zu dringen. ‚Du bist ein Mensch, wie ich sehe, der Wort zum Wort zu fügen weiß. Erzähle deinem Vater, was ich dir hier sagte, Karatai hat oft die ungezügelten Grausamkeiten deines Vaters mit angesehen — sie sind ohne Zahl —, und auch die Shigitek spüren tagtäglich die Härte seines Herzens. Die Worte ‚Ich vergebe euch‘ wird man nimmer von seinen Lippen vernehmen, bis zu seiner Sterbestunde nicht!‘

Baidaly verstummte.

Auf dem Heimritt machte Abai nirgends Station. Das, was er heute gehört hatte, lag steinschwer auf seinem Herzen, und doch war es auch eine Lehre für ihn. Als der Aul ihren Blicken entschwunden war, sagte Abai zu Karabas:

„Komm, wir wollen um die Wette reiten.“

Karabas war mehr für die Gemächlichkeit, aber er wußte, daß sie sich sputen mußten, wollten sie vor Anbruch der Nacht zu Hause sein. Außerdem stand seine schwarzbraune Stute Abais Falben nicht nach.

„Nun gut, es sei“, sagte er und war schon um eine Pferdelänge voraus.

Lange jagten sie dahin, einer den anderen überholend. Keiner wollte sich geschlagen sehen. Wenn Karabas vorn lag, bot er Abai Frieden an, aber der hieb auf sein Tier ein, trieb es mit Hetzrufen an, und die wilde Jagd ging weiter. Karabas dachte bei sich: ‚Baidaly muß ihn wohl tief getroffen haben, wenn der Junge so aus dem Häuschen ist.‘

Kurz vor Sonnenuntergang langten sie auf schaumbedeckten Rossen in Karaschoky an.

Hinter dem Aul auf einem steinigen Hügel gewährte Abai seinen Vater und Maibassar. Er sprang ab, warf Karabas die Zügel zu und eilte zum Vater.

Kunanbai sah auf den ersten Blick, daß der Sohn den ganzen Weg in rasendem Ritt zurückgelegt hatte; der Falbe keuchte, seine Flanken gingen schwer, und er riß nervös an der Leine, mit der er angebunden war. Für Kunanbais erfahrenes Auge sagte dies genug.

Aber er achtete dessen nicht. Er war kein kleinlicher Mensch, der seinen Kindern Vorwürfe machte, wenn sie ein Pferd von Kräften ritten. Er schalt nicht einmal, wenn das Tier zu lahmen begann oder gar kreperte. Was gab es Schöneres für die Jugend als einen unbändigen Ritt!

Etwas anderes war es, was Kunanbais Aufmerksamkeit erregte, und er blickte dem Jüngling forschend entgegen. Abai war nicht ins Haus gegangen, sondern sogleich zum Vater geeilt. In seinen Augen funkelte es, die Wangen glühten, die Nasenflügel bebten. Was war mit ihm geschehen, daß er so wenig dem immer ruhigen Abai glich?

Als der Sohn vor den Vater trat, fragte dieser:

„Was ist dir widerfahren, was bewegt dein Gemüt?“

Abai war verwundert, daß der Vater seine Stimmung sogleich erraten hatte, er setzte sich neben Kunanbai und erzählte ihm Wort für Wort das Gespräch mit Baidaly.

Während er sprach, ließ er die Augen nicht von seines Vaters Gesicht. Zuerst hörte ihm Kunanbai mit Gelassenheit zu, doch bei den Worten: ‚Was haben ihm die Shigitek Böses getan?‘ verfinsterte sich seine Stirn, und er warf einen schweren eindringlichen Blick auf Abai, als wolle er die innerste Meinung seines Sohnes ergründen.

Aber Abai ließ sich durch den Blick seines Vaters nicht beirren. Er wußte nicht nur die schwere Kränkung des Geschlechts der Shigitek wiederzugeben, sondern flocht in die Botschaft Baidalys gleichsam die Stimme seines eigenen Herzens ein. Die Stunde war gekommen,

der Vater mußte Aug in Aug mit dem Sohn für seine Taten Antwort stehen.

Abai schloß mit dem Salem der Shigitek, aus dem eine unverhüllte Drohung sprach. Und nach einer kurzen Pause fügte er auch Baidalys Erzählung vom Gespräch der Männer hinzu. „So, jetzt muß er sprechen!“ dachte Abai. „Was wird er sagen?“ Und er wartete voll Ungeduld auf die Antwort des Vaters.

Kunanbai erriet die Gedanken seines Sohnes. Ja, er mußte antworten! Und nicht einem Karatai oder Baidaly, sondern dem eignen Kind, das Antwort von ihm heischte. Er mußte es, damit der Sohn einen Begriff bekam, mit was für Gegnern sein Vater zu kämpfen hatte.

„Karatai ist ein geübter Reiter, der weiß, wo man im Schritt reitet und wo man galoppieren kann“, begann er. „Vielleicht hat er teilweise auch recht — doch will mich bedünken, daß aus jeder menschlichen Tugend leicht eine Untugend erwachsen kann. Für mich sind Festigkeit und Willensstärke die schätzenswertesten Eigenschaften eines Menschen. Und wenn ich etwas in die Hand nehme, so wird diese Hand von keinem Zittern geschwächt. Mag sein, daß mir das manchmal zum Schaden gereicht...“

Er hielt inne, sein Gesicht war von einer seltsamen Blässe überzogen.

„Der Mensch ist nur ein Sklave des Allerhöchsten. Und Sklaven haben immer Fehler“, fuhr er in einem ruhigeren Tonfall fort.

Und da fühlte Abai, daß sein Vater groß ist. Wenn auch unausgesprochen, hatte er doch bekannt, daß er im Unrecht war. Der Vater glich nicht Baidaly, der andere leicht anklagte, aber selber nur schwer einen Fehler eingestand. Was der Vater sagte, waren keine Floskeln, keine schönen Worte, die eine Leere verdeckten, sondern tiefe Gedanken. Nicht einfach war die Seele eines Kunanbai zu ergründen; in den verwinkelten Klüften dieses Steingebirges fand man nur mühsam einen Pfad...

Der Vater hat seine Ziele, er schreitet seinen Weg. Der Sohn hat andere. Bedrückt geht Abai, er trägt schwer an dem unentwirrten Knäuel seiner Gedanken.

### 3

Ehe sich Abai nach Shidebai aufmachte, fragte er den Vater, wann die diesjährige Wanderung beginnen solle und wo sie in diesem Sommer lagern würden. Kunanbai befahl, daß der Große Aul als erster aufzubrechen habe, aber der Weg, den er anwies, war neu und befremdlich: als Sommerweiden waren diesmal die Halden jenseits des Passes im Tal des Bakanas vorgesehen.

Der Bakanas und der Baikoschkar sind die beiden größten Flüsse auf den Sommerweiden der Tobykty. Bisher hatten die Aule Kunanbais stets am Baikoschkar gelagert, während sich die Koksche am Bakanas niederließen. Aber nun schien sich Kunanbai entschlossen zu haben, da er mit Karatai in Feindschaft lag, diesem die Sommerweiden wegzunehmen.

Dahinter standen zweifellos noch andere Erwägungen. Drei Geschlechter — die Bokenschi, Shigitek und Koksche — wollten dies Jahr an eine Stelle wandern und dort zusammen siedeln. Baidalys durch Abai überbrachte Drohung war gewiß kein leerer Schall: so spricht nur ein Mann, der Bundesgenossen um sich sammelt. Also mußte sich Kunanbai mit seinen Aulen in die Ländereien der Shigitek hineinkeilen, dann würde kein Wort, kein Schritt und kein geheimes Zetteln seinem Aug und Ohr entgehn.

Am klügsten war es, wenn er die Große Jurte der Sere entsandte: dies Haus wurde von allen Tobykty geehrt. Zudem war Ulshan ein gastfreundlicher Mensch von umgänglichem und freigebigem Wesen, zum Unterschied von Kunke. Ihre sanfte Art gewann ihr die Herzen, sie wirkte mildernd und klärend auf die Gemüter.

Nachdem er alles wohl erwogen hatte, gab Kunanbai Weisung an den Großen Aul, längs des Flusses Bakanas über den Bergpaß zu wandern und auf derselben Weide wie die Bokenschi die Jurten aufzuschlagen.

Abai ahnte nichts von den geheimen Absichten, die seinen Vater bewegten. Es machte ihn wohl ein wenig stutzig, daß ihr Aul diesmal abseits von den anderen ziehen sollte, doch eine heiße Freude strömte in ihm auf. Die Wanderung zum Bakanas-Fluß würde ihn in die Nähe von Sujundiks Aul führen. Dachte er an Togshan, war immer ein Gefühl in ihm, als ob sich ihre Pfade nie mehr kreuzen, ja einander nicht einmal mehr nahe kommen würden. Und nun wollte das Leben auf seinen vielverschlungenen Pfaden ihn wieder zu Togshan tragen!

In letzter Zeit überschlich ihn jedesmal etwas Schweres, Banges, wenn er an sie dachte. Aber nun ging die ungestüme Freude mit ihm durch, und sein Gesicht überzog sich mit glühender Röte. Kunanbai merkte es, fragte jedoch nicht. Abai hatte selbstredend gegen die neue Marschrichtung nichts einzuwenden; er war nur ungewiß, ob es ratsam sei, sich ganz allein auf die Wanderung zu begeben. Nur dieses Bedenken sprach er aus. Aber Kunanbai hatte alles im voraus erwogen.

„Ihr werdet nicht allein wandern. Es folgen euch zumindest zehn andere Aule, denen ich befohlen habe, sich auf eurer Spur zu bewegen“, antwortete er dem Sohn.

Als alles besprochen war, setzte sich Abai aufs Pferd und ritt nach Shidebai.

Togshan wiedersehen, und vielleicht nicht *einmal*, sondern oft — welch unbeschreibliches, welch unerhofftes Glück warf ihm das Leben da in den Schoß! Er ritt, alles auf Erden vergessend, seine Gedanken waren nur von Togshan erfüllt, sie allein schwebte vor seinen Augen.

„Mein Einziges auf der Welt, mein Alles!“ flüsterten seine Lippen im Takt zu dem flinken Hufschlag seines Pferdes, das ihn in scharfem Lauf dahintrug. O diese

unwiederbringlichen Minuten, wenn Flammen die Brust durchtoben und die heiße Jugend dem Herzen Schwingen verleiht. . .

Von Karaschoky bis Shidebai jagte Abai mit verhängten Zügeln; der Weg flog dahin, und Abai wurde kaum gewahr, wie er sein Ziel erreichte.

In Shidebai war man schon aus den Häusern in die Jurten übergesiedelt. Der Karaul-Fluß hatte sich in diesem Jahr breit über seine Ufer ergossen, und die vom Schwemmwasser getränkten Wiesen prangten im leuchtenden Lenzeschmuck. Freundlich winkte daraus der Aul mit seinen weißen Jurten hervor, rings von Schafherden umgeben. Lämmlein hüpfen blökend den Muttertieren nach, Hunde bellten darein. Überall herrschte Lärm und buntbewegtes Treiben. Abai sprang vor der Großen Jurte vom Pferd. Er begrüßte die Mütter und überbrachte ihnen die Botschaft des Vaters. In diesem Jahr waren die Halden früh ergrünt. Daher hatten sich die Aule im Tschingisgebirge gleich zu der weiten Wanderung nach den Sommerweiden aufgemacht und waren nicht erst in die Täler gezogen. Auch der Große Aul durfte nicht länger säumen.

Ulshan hatte nichts gegen des Vaters Gebot, doch meinte sie, daß sie so schnell nicht aufbrechen könne. Die Zurückbleibenden mußten untergebracht werden, auch würde das Packen und Verschnüren der Jurten noch fünf bis sechs Tage in Anspruch nehmen.

Eine beirrende Unruhe kam über Abai. Vielleicht war Sujundiks Aul schon weit über die Berge, so weit, daß man ihn nicht einholen konnte? Dieser Gedanke nagte unablässig an ihm. Was gibt es Schöneres als die Wanderung im Lenz mit guten Freunden und Nachbarn! Beim Ritt, bei der Rast, bei der nächtlichen Ruh — alle Freuden der Wanderschaft werden gemeinsam genossen. Auf dem Zug nach den Sommerweiden pflegte man an den Raststellen kleine Jurten, leichte Zelte und einfache Unterschlüpfe aus Zweigen aufzuschlagen. Und wenn sich

Herz zum Herzen fand, dann gab es keinen besseren Ort für ein Stelldichein in einer stillen Mondnacht als solch einsames Steppenzelt. Abai hatte oft ältere Shigiten von der erregenden Süße solcher Minuten erzählen hören, aber für ihn war das noch ein betörendes Geheimnis.

Doch der Beschluß der Mutter stand fest. In den wirtschaftlichen Dingen des Auls tat Ulshan nach ihrem eigenen Gutdünken und duldeten keinen Einspruch, nicht einmal von Kunanbai. So mußte sich Abai schweren Herzens ins Unabänderliche schicken.

Nach dem Abendessen erzählte er den beiden Müttern, was ihm vom Ergehen der kleinen Kamschat bekannt war. Er sprach sich alles vom Herzen, hielt auch mit Einzelheiten nicht zurück. Er wußte, daß die Frauen ein Weinen und Klagen anstimmen würden, aber eine innere Stimme sagte ihm, er dürfe nicht länger schweigen.

Ein tiefer Seufzer entrang sich Seres Brust; sie ließ eine Sturzflut bitterer Vorwürfe über den abwesenden Kunanbai ergehen. Ulshan blieb längere Zeit stumm; dann bat sie Abai, er möge vorerst Aigys gegenüber Schweigen wahren.

„Ihr Herz bricht ohnedies vor Kummer und Weh... Gerade heute morgen erzählte sie mir, es habe ihr geträumt, Kamschat sei in die Glut des Herdes gefallen.“

Und sie fuhr fort:

„Des Sujundik Weib ist eine gute Mutter, ein Mensch, der ein Herz für andere hat. Sie wird nicht grundlos daherreden. Sobald wir in den Tschingis kommen, wirst du mit einem der Erwachsenen hinreiten und dir mit eignen Augen ansehen, was das Kind dort macht. Wenn wir Genaueres wissen, können wir mit dem Vater reden. Bis dahin aber mag Aigys verschont sein.“

Der Vorschlag fand die Zustimmung aller.

Zehn Tage später hatte der Große Aul die Tschingiskette überstiegen und lagerte jenseits des Kamms, nicht weit vom Land der Shigitek und Bokenschi,

Es waren etwa ein Dutzend Aule hier zusammengekommen, so wie Kunanbai es vorausgesagt hatte.

Auf ihrem Weg hatten sie die Wanderzüge der Boken-schi und Shigitek nicht eingeholt, die offenbar früher vom Fuße des Gebirges aufgebrochen waren. Der Große Aul bewegte sich langsamer und schwerfälliger als die anderen.

Schon am ersten Tag ihres Zuges waren ihnen von allen Seiten Fleisch und Kumyß dargebracht worden, als die geziemende Ehrengabe für Sere und als Respektsbezeigung für den Großen Aul des Geschlechtes. Unaufhörlich kamen und gingen Frauen, und die Jurte war den ganzen Tag voll. Die alte Sere hatte für jeden ein freundliches Wort; trotz des Unfriedens unter den Geschlechtern ließ es sich keiner der Sippenverwandten in dieser Gegend nehmen, ihr seinen Besuch abzustatten. Nur Boshej, Baidaly, Sugir und Sujundik blieben fern. Das Haus der Sere nahm alle liebevoll auf, und der Abwesenden wurde keine Erwägung getan, als bemerke man ihr Fehlen nicht.

Am Tag nach der Ankunft auf der Sommerweide setzten sich Abai und der Mulla Gabitchan abermals aufs Pferd. Ihr Ziel war der Aul des Boshej. Er stand unweit, hinter einem bewaldeten Hügel, der sich im Westen am Ufer eines Süßwassersees erhob. Um die Mittagsstunde kamen sie an. Beim ersten Blick fiel die Dürftigkeit dieses Auls ins Auge. Es gab nur wenige neue weiße Jurten, die meisten waren schadhafte und von Rauch geschwärzt.

Abai und Gabitchan ritten gradewegs auf Boshejs Jurte zu und sprangen ab. Der Hausherr weilte auswärts. Er war überm See beim Gastmahl eines Sippenverwandten.

Sie banden die Pferde an und gingen zum Zelt. Aus dem Innern drang leises Wimmern. So kläglich weint nur ein krankes Kind.

Abai erkannte die Stimme der kleinen Kamschat, und sein Herz krampfte sich in einem trüben Vorgefühl

zusammen. Sie umschritten die Jurte, und da hörte sie, wie das Weinen grob von einer Frauenstimme unterbrochen wurde. Eine Flut von Schimpfworten und Vorwürfen ergoß sich über das Kind. Das war die Baibische des Boshej. Jedes ihrer Worte ward böse hervorgestoßen und schnitt sich Abai wie ein Peitschenhieb ins Herz.

„Brüll nicht, du verdammtes Kuckuckskücken, halt den Mund!“

Abai schlug die Filzmatte hoch und trat in die Jurte, ihm nach Gabitchan. Das Zelt zeugte innen von mehr Wohlhabenheit, als man nach dem äußeren Anblick vermutet hatte. Da waren kostbare Teppiche, Wandbehänge, andere Sachen, aber es herrschte große Unordnung, der Boden war unsauber, das Bett zerwühlt, alles lag kunterbunt durcheinander. Vor dem Bett saß eine starkknochige, dunkelhäutige Frauensperson und spann. Ihr fahles Gesicht, die dünnen scharfgezeichneten Nasenflügel und die sich immerfort lautlos bewegenden Lippen zeigten an, daß sie störrisch und von zänkischem Wesen war. Hinter dem Bett saßen auf einer Decke die längst nicht mehr jugendfrischen beiden Töchter des Boshej und stickten. Ihre unschönen harten Gesichter sahen ebenso böse aus wie das der Mutter.

Das Weinen hörte nicht auf.

Ja, es war Kamschat. Sie lag auf einer schmutzigen, zerrissenen Matte am Boden, ganz zusammengerollt. Statt eines Kissens hatte man ihr einen alten Mantelärmel unter den Kopf geschoben. Sie weinte mit dünner zitternder Stimme — eine hilflose Klage über die Grausamkeit und Kälte dieser großen Menschen ringsum.

Die früher rosige und rundliche Kamschat war bleich und abgezehrt, wie nach schwerer Krankheit. Ihre Ärmchen und Beinchen glichen dünnen Stöcken, und auf dem Gesicht lag ein Ausdruck von grenzenlosem Weh. Die eingesunkenen Wangen unter den langen, nun noch länger scheinenden Wimpern hatten sich mit zahllosen

Runzeln bedeckt, wie die Haut eines Erwachsenen, der lange hungert oder einen schweren Kummer hinter sich hat. Man sah dem Kind an, wie elend und verlassen es war.

Abai und Gabitchan liefen sogleich zu der Kleinen, aber sie erkannte die Männer nicht und versteckte ängstlich das Köpfchen.

Übermann't vor Erschütterung, konnte Gabitchan nicht länger Herr seiner Gefühle bleiben.

„O du armes, unglückliches Kind! Welche Qualen mußt du schuldlos erdulden!“ rief er, und Tränen entströmten seinen Augen.

Eine tödliche Blässe stieg in Abais peindurchwühltes Gesicht. Der Zorn schien aus seiner Brust hervorzubrechen.

Bestürzt blickten sich die Frauen an und plapperten durcheinander, eine Rechtfertigung suchend.

„Alle anderen Kinder sind gesund, nur dies eine hat es mit dem Magen. . . Die arme Kleine, sie will nicht genesen“, so redete die Baibische tonlos.

„Ein leerer Magen ist die beste Medizin. Aber solch ein Kind ist unverständlich und schlägt sich den Bauch mit Speisen voll, kaum daß es ein bißchen besser geht. Da kann es freilich nicht gesund werden. Es trägt selber die Schuld, wenn es krank ist“, stimmten die Töchter ein, ängstlich bemüht, ihre Fürsorge zu zeigen.

Aber Abai hatte kein Wort für sie. Beim Anblick dieser herzlosen, bösen Menschen war es ihm wie ein Messerstich durchs Herz gegangen.

Boshejs Weib befahl einer Dienerin, den Samowar hereinzubringen, aber Abai lehnte mit kargen Worten die Bewirtung ab, darauf verweisend, daß er sich nicht aufzuhalten gedenke.

Wie hätte er auch Speise und Trank anrühren können in einem Hause, wo neben ihm sein Schwesterchen in grausamer Knechtschaft verkam! „Oh, du mein Getreuer,

mein Getreuer“, klagte man laut, wenn ein Sippenangehöriger vom Tode ereilt war. Und was half dem Verstorbenen die Klage? Nein, Abai mußte sehen, daß er schnell von diesem Ort fortkam, wollte er nicht die Gewalt über sich verlieren und die Kleine in seine Arme reißen, um sie nie wieder herzugeben. „Du mein Armes, Geliebtes du!“ dieser Schrei wollte aus seiner Kehle dringen.

Aber vor diesen eisigen Menschen durfte er sich nicht anmerken lassen, was an ihm würgte. Empört über die heuchlerischen Reden der Töchter, hätte er am liebsten auf sie eingeschrien, sie mit seinem Zorn niedergedonnert. Doch damit hätte er Kamschats Los nur noch mehr erschwert und ihr trauriges Dasein noch trauriger gemacht. Ja, er war machtlos.

Die Baibische reichte ihm eine Schale mit Kumyß. Er stellte sie vor sich nieder, ohne sie an die Lippen zu führen. Aber wem galt sein Haß und Zorn? Wen sollte er anklagen, beschuldigen? Nur die Familie des Boshej? Nein, am Schicksal der kleinen Kamschat trug auch ein anderer die Schuld! . . . Und mit diesem Gedanken im Herzen verließ er die Jurte.

Noch nie in seinem Leben hatte ein so wilder Zorn in ihm getobt. Erst um die Abendzeit kam er in seinen Aul zurück, aber der Sturm in seinem Herzen hatte sich nicht gelegt.

Zwischen der Großen Jurte und der für die Gäste waren zwei Pferde am Pfahl festgebunden: der langwüchsige Braune mit dem Sattel Kunanbais und ein anderes, das Abai nicht kannte. Offenbar war der Vater vor kurzem eingetroffen. Um so besser! Abai war fest gewillt, die Schmerzensschreie des unglücklichen Kindes an Kunanbais Ohr zu bringen. Von diesem Entschluß getrieben, trat er in die Jurte und erblickte Kunanbai, der, nur vom alten Shumabai begleitet, in den Aul gekommen war.

Fast zugleich mit Abai trat Aigys ein. Ihr Mutterherz ahnte das neue Unheil, und wie von einer unwiderstehlichen Kraft getrieben, war sie herbeigeeilt — sie wußte, daß Abai zu Boshej geritten war. Schon an der Schwelle rief sie mit wankender Stimme:

„Was bringst du mir Neues, Abai-shan? Weißt du, wie es deiner armen kleinen Schwester ergeht?“

Auch Seres und Ulshans Blicke hingen erwartungsvoll an dem Jüngling.

Abais Augen flogen zum Vater. Der wahrte Schweigen, sein kalter Blick lag unverwandt auf Aigys.

„Kamschat habe ich mit eigenen Augen gesehen. Sie ist sehr krank, nur um eines Haares Breite vom Tod entfernt. Sie hat uns nicht erkannt; alle Menschen sind für sie Feinde, die sie fürchtet. . . Was kann ich noch hinzufügen?“

Kunanbai wandte sich mit einer schroffen Bewegung um und heftete einen vernichtenden Blick auf den Knaben. Auch jetzt kam kein Wort über seine Lippen. Unter den Frauen erhob sich ein Jammern und Klagen. Aigys' Gesicht war von Haß und Kummer verzerrt, große Tränen rollten aus ihren Augen.

„Mein Sonnenlicht, mein armes Vöglein, mein verlassenes Kind, wer hat den Tag verflucht, da ich dich zur Welt brachte?“ so schrie sie schrill.

Kunanbai hob die linke Hand, als wolle er ihr Schweigen gebieten. Oder war es nur, um sein Antlitz vor den Flammen ihres Hasses zu schützen?

Aigys, in zitternder Angst vor dem Mann und Gebieter, hielt ihre Klage in der Brust zurück. Nur ihre Lippen flüsterten tonlos. Kunanbai herrschte sie an:

„Halte ein. Du beschwörst Unglück auf dich herab. Verdirb mitsamt deiner Bosheit!“

Aigys fand nicht den Mut zu einer Antwort. Aber da ertönte die Stimme der Ulshan. Sie saß neben Abai und sprach, vom Weinen geschüttelt:

„Was verlangst du von uns? Sollen wir uns stumm vom Gram verzehren lassen? Dürfen wir nicht einmal klagen, wenn wir leiden? Wir weinen seit langem um Kamschat. Wer hat ein Ohr für unseren Jammer, wer hat ein Herz, uns zu verstehen?“

Kunanbai wollte ihr ins Wort fallen, aber da mischte sich die alte Sere zornig ein.

„Ich erlaube dir nicht, daß du meine Schwiegertöchter mit Drohungen einschüchterst“, sagte sie befehlend.

Den alten Körper halb aufgerichtet, die Hände auf den Teppich gestützt, blickte sie flammend vor Zorn in das Antlitz des Sohnes. Abai hatte die Großmutter niemals so gewaltig und drohend in ihrem Unmut gesehen.

Sere ließ ihren Blick nicht von dem Sohn. Bezwungen von ihrer Strenge, fiel der Hochmut von ihm ab, und er senkte die Augen.

„Zu wem sollten sie gehen mit ihrem Gram und ihrem Hoffen, wenn nicht zu dir“, begann sie abermals, und ihre Stimme war hart vom Grimm. „Willst du grausam sein, so sei es gegen die Feinde. Was nützt dein Wüten unter den Deinen, in deinem eigenen Zelt? Du hältst dich für ein höheres Wesen! Du bist nicht vom Himmel herniedergestiegen, du bist von einer sterblichen Mutter geboren, und ich war es, die dich gebar. Auch diese deine Frauen sind Mütter gleich mir und klagen dir ihr Mutterleid. Ihr habt Kamschat in die Fremde verstoßen und habt sie zu schlechten Menschen gegeben, die sie quälen. Uns bleibt nichts als Jammer und Verzweiflung. Statt zornig daherzuwettern, finde lieber einen Trost für diese wunden Seelen und eine Rettung für das unglückliche Kind!“

Die Stimme der Sere hatte einen gebietenden Klang.

Schweigen herrschte in der Jurte. Kunanbai fand kein Wort, um ihr zu antworten, aber in seinem Innern schäumte es. So hatte seit langer Zeit niemand mit ihm zu sprechen gewagt. Doch die Stimme der Mutter war die

Stimme des Gewissens und der Gerechtigkeit; sie ging ihm wie ein Schwert durchs Herz.

„Was konnte ich tun? Das ist der Spruch aller Ältesten des Stammes“, versuchte sich Kunanbai vor der Mutter zu rechtfertigen.

Abai, der schon seit langem diesen Beschluß innerlich verabscheute, begann plötzlich zu sprechen:

„Was ist das für ein unerbittlicher, grausamer, unmenschlicher Urteilsspruch? Das ist nicht die Art, Menschen zu versöhnen! Kann solch ein Beschluß den Frieden bringen? Nein, er wühlt nur trübe Bitternis im Herzen auf. Was können diese Mütter für die Shigitek empfinden, die ihnen gewaltsam ein geliebtes Kind entrisen haben? Wie kann von Frieden die Rede sein, wenn die Shigitek Vieh von uns wollten und statt dessen ein Kind bekommen haben, das Mühe und Pflege erheischt? Nun wohl, laß die Shigitek so stumpf und unmenschlich sein, daß ihnen fünf Stuten mehr gelten als das Leben unseres Kindes. . . Aber wir, wir selber haben ein hilfloses Kind aus dem Haus gestoßen wie einen räudigen jungen Hund!“

Der Vater hörte gesammelt zu, während Abai sprach. Das war etwas Neues! So hatte niemand bisher gedacht und gesprochen. . . Das waren Irrungen der Gedanken, die nicht zugelassen werden durften. Abai schritt nicht auf dem alten, seit Jahrhunderten begangenen Wege, er tappte auf eignem verworrenem Pfad.

„Mein Sohn, mein kleiner, unmündiger Sohn, dein Herz fühlt gut, doch vergißt du die alten Bräuche unseres Volkes“, sagte Kunanbai.

Aber er sprach es in einem anderen Ton als zuvor, nicht befehlend, sondern eher, als berate er sich über eine schwere Frage, die sie alle drückte. Und obgleich er Abai klein und unmündig genannt hatte, sah man doch, daß er den Sohn anerkannte und daß er zu Zugeständnissen geneigt war.

Kunanbai schwieg und hub dann von neuem an:

„Was lehren uns die Sitten der Väter? Wenn zwei streitende Geschlechter sich versöhnen, schließt man eine Heirat zwischen ihnen ab. Aber die Mädchen gehen in die fremde Sippe wie Sklavinnen, wie Konkubinen. Wir jedoch haben Kamschat in Boshejs Obhut gegeben, auf daß er sie zu seiner Tochter mache. Wer konnte wissen, welche Qualen das Kind erwarten? Dies alles liegt nur an Boshej. Der Abmachung getreu, hätte er mein Kind wie sein eignes aufnehmen müssen, und wenn er sie wie eine Fremde behandelt, dann verletzt er unsere Abmachung und steht in meiner Schuld. Mag er mich hassen, aber was hat mein Kind ihm Böses getan, mein Kind, das ich selber aus der Wiege nahm und in seine Hände legte? Und wenn er diese einfache Pflicht nicht den Seinen einzuschärfen vermochte, dann ist er in einem Trog ertrunken!“\*

Kunanbais Worte waren vernichtend. Aber auch Abai hatte den Glauben an Boshej verloren und eine tiefe Erbitterung gegen ihn im Herzen davongetragen, als er ihn verließ. „Boshejs Frau hat nichts Menschliches mehr an sich, aber warum zwingt er sie nicht, ihre einfachste Menschenpflicht zu erfüllen? ...“, so dachte der Jüngling, und so hatte er auch auf dem Heimweg zu Gabitchan gesprochen.

Kunanbai faßte sogleich seinen Beschluß. Am nächsten Tag ritt der alte Shumabai zu Boshej und brachte ihm den Salem des Kunanbai. Auch Aigys entsandte eine ältere Nachbarin zu Boshejs Baibische und trug ihr auf:

„Sage ihr, sie bringt mein Kind ins Grab. So tut kein Mensch, der Herz und Verstand hat.“

Mit finsterner Miene kehrte Shumabai von Boshej zurück.

\* *In einem Trog ertrunken sein* — Redewendung, die besagt: ruhmlos untergehn, einer einfachen Aufgabe nicht gewachsen sein.  
*Die Red.*

Er hatte den Baidaly und Tussip bei Boshej angetroffen. Alsbald war auch die Baibische angelaufen gekommen und hatte Boshej von den Vorwürfen der Aigys erzählt. Nach kurzer Beratung mit seinen Freunden und seiner Familie hatte Boshej an Kunanbai eine brüske Antwort gesandt.

„Kunanbai hat meine Ehre auf dem Feuer verbrannt. Meint er, die Wunde habe sich schon geschlossen, der Riß in meinem Herzen sei verheilt? Denkt er über das nach, was an mir frißt? Oder glaubt er, er könne mich und die Meinen zu Asche versengen, wenn nur kein Zweiglein von seinem Baume Schaden nimmt? Was hat Kunanbai verloren? Ein Körnchen ist aus seinem vollen Sack gefallen! Er möge mir nicht mit Fragen kommen, die mich belästigen und meine Langmut zum Reißen bringen!“

Das war alles, was er Shumabai aufgetragen hatte. Aus seinen Worten sprach die alte tiefe Kränkung. Der Haß und die Rache hatten wieder drohend ihr Haupt erhoben und schrien: Wir brennen noch!

Durch Boshejs Antwort war nun auch Abais letzte Hoffnung ertötet. In der Seele des Jünglings herrschte Aufruhr.

Sie kennen kein Erbarmen, weder die dumpfe unwisende Baibische noch ihre sauren Töchter, noch Boshej. Wie können sie ein unschuldiges Kind zu diesem langsamen Martertod verdammen? Welch furchtbare Unbarmherzigkeit — und ohne die leiseste Reue! Also war Boshejs freundliche Milde und sein Wohlwollen nur eine äußere Hülle? Also übte er nur dann Demut, wenn das Leben ihm Schläge erteilte, er aber machtlos war, sie zu erwidern. . . Ist er denn besser als Kunanbai, den er der Grausamkeit bezichtigt?

Kunanbai hatte sich Boshejs Antwort mit gesenkten Augen angehört. Eine tödliche Blässe legte sich über sein Gesicht. Sein Atem ging rasch und heftig, aber er

verschloß seine Gefühle auch jetzt. Er sprach nur in bitterem Tone zu Abai:

„Für ihn ist meine Tochter kein Mensch, sondern ein Wolfsjunges. Sein Haß wird erst im Grab erlöschen. . . Fiele ihm einer meiner Söhne in die Hände, er würde ihm die Augen ausstechen und ihn wie ein Tiger zerfleischen! Das ist nun klar. . . Nun wohl, ich nehme es hin. Ich warte den Augenblick ab, aber dann werde ich zuschlagen.“

Wenige Tage darauf traf aus dem Aul des Boshej wie ein Donnerschlag die furchtbare Nachricht ein, daß Kamtschat gestorben war.

Sie war in der Frühe verschieden, und schon am Nachmittag hatte man sie ins Grab gesenkt. Damit nicht genug, war weder Kunanbai noch auch die Mutter des Kindes in Kenntnis gesetzt worden. Ein vorüberreitender Hirte hatte die Kunde gebracht.

Empörung ergriff den ganzen Aul, am meisten Sere und Abai. Noch lag die Antwort Boshejs wie ein schwerer Stein auf ihrer Seele, aber diese tolle, unsinnige Grausamkeit brachte die Schale ihres Zorns zum Überfließen. Boshej schien das selbst zu fühlen: er fragte am Todestag seine Frau und Baidaly, ob Aigys benachrichtigt worden sei. Aber Baidaly beharrte auf seinem Willen, und Kamtschat wurde beerdigt, ohne daß ihre Angehörigen davon wußten.

Seitdem Kunanbai den Shigitek die Sommerweiden genommen und sie den Bokenschi übergeben hatte, erwuchs aus jedem geringsten Anlaß Zank und Unzufriedenheit unter den beiden Geschlechtern: wegen der Wanderwege, der Flüsse, der Weiden. Unter den Sippenossen, die früher in Freundschaft lebten, entstand nun eine Atmosphäre von ständigem Mißtrauen und lauernder Feindseligkeit.

Baidaly und Tussip sahen und begriffen dies. Sie waren ängstlich besorgt, sich nicht auch noch mit den Bokenschi zu überwerfen, ihren letzten Verbündeten gegen die Irgis-

bai. Immer stärker und erbitterter ward ihr Haß gegen Kunanbai. Boshej erkannte tiefer als seine Freunde, was die Zukunft ihnen bringen würde, und seine Empörung gegen Kunanbai war groß.

Kamschat starb, als die Stürme in seiner Seele ihren Höhepunkt erreichten; ihr Tod ließ Boshejs Herz nicht erzittern.

Aber nichts konnte diesen Tod in den Augen Abais rechtfertigen. Kamschat war ein kleines Kind... Kein Zwist und keine Feindschaft können als Entschuldigung dienen, wenn es um das Eigentliche im Leben geht, um die Menschlichkeit dessen, was Menschenantlitz trägt...

Ein rasender Zorn ergriff Kunanbai, als er erfuhr, daß Kamschat der Erde übergeben worden war, ohne daß die Angehörigen des Kindes davon wußten. Er rief ohne Aufsehen die Ältesten der Geschlechter Irgisbai, Topai und Shuantajak im Großen Aul zusammen, erzählte ihnen, was Boshej getan, und überließ ihnen die Entscheidung. Zu Boshej wurde ein Bote entsandt.

Aber diesmal ritt nicht Shumabai zu den Shigitek. Kunanbai entsandte Isgutty und Shakip, seine beiden Brüder, den im Geiste und den leiblichen, die alle Freuden und Leiden mit ihm teilten.

Offen, ohne Umschweife, stellten sie Boshej zur Rede.

„Was hast du getan?“ sprach Isgutty. „War sie denn eine Sklavin, die du auf einem Kriegszug erobert hast? War sie nicht ein leibliches Kind des Kunanbai? Hättest du wenigstens nach der Mutter gesandt, damit sie mit eigener Hand ein Häuflein Erde auf das Grab ihres Kindes werfen könnte! Was für eine unsinnige Rache hast du geübt!“

Und Boshej antwortete, Baidaly und Tussip an seiner Seite:

„Gewiß doch, wer schürt die Flamme, wenn nicht Kunanbai?... Sollte ich etwa das Volk herbeirufen und eine großartige Totenfeier veranstalten für so ein kleines

Kind? Und hätte ich das selbst getan, er würde mich auch dann nicht mit seinem Haß verschonen. Glaubt er mich schuldig, so mag er seine Genugtuung von mir verlangen. Er kann es ja versuchen, wenn er die Kraft dazu hat!“ schloß er mit harter Stimme.

Die Streitigkeiten um die Ländereien und Weiden mußten wohl den Siedepunkt erreicht haben; aus Boshejs Worten sprach die Herausforderung eines Mannes, der zum Äußersten entschlossen ist.

Kaum hatten sich Isgutty und Shakip wieder aufs Pferd gesetzt, da riefen Boshej und seine Freunde ihre Sippengenossen zusammen.

Und am gleichen Tage, als Kunanbai die Seinen zum Beginn der neuen Fehde segnete, entschlossen sich auch Baissal, Karatai, Sujundik und die Ihren im Aul des Boshej zu kämpfen, und sie besiegelten ihren Entschluß mit einem Schwur vor Boshej.

Der Sommer begann erst. Viele Aule waren kürzlich in die Berge gewandert und stellten noch die Großen Jurten auf.

Beide feindliche Lager betrieben die Wanderung nun in größter Eile, jeder wollte möglichst vor den anderen auf den Sommerweiden am Bakanas und Baikoschkar sein. Ein stürmischer Sommer zog herauf, und die Menschen rüsteten sich zu offenem Waffengang und zu geheimem Ringen.

Die menschenreichen Wanderzüge der Tobykty bewegten sich in großer Hast. Die Shigiten hielten ihre Soile und Schokpare bereit, und die Pferde, die im Sommer geritten werden sollten, wurden tagsüber umhergetrieben und nachts in der Kälte angebunden, damit sie magerer würden.

Die Flamme des Hasses griff schwelend um sich. Eine bange Erwartung legte sich über die Aule. Beängstigende Gerüchte von Raub und Eroberungen gingen um, und selbst in den Nächten wagte man nicht, fest die Augen zu schließen, weil jederzeit der Feind auftauchen konnte.

In dieser unruhigen, gewitterschwülen Zeit hatte der Aul der Sere nach einer anstrengenden, pausenlosen Wanderung endlich den Bakanas erreicht. Die Jurten waren erst tags zuvor aufgestellt worden. Statt der zehn Aule hatten sich bereits an die vierzig um Sere vereinigt. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht füllten Haufen bewaffneter Männer die Jurten der Ulshan und der Aigys.

Kunanbai hatte während der Wanderung den Großen Aul nicht verlassen. Auf dem Wege beriet er sich mit den Ältesten und ließ nach allen Seiten Befehle und Anordnungen ergehen. Kaum am Bakanas angekommen, versammelte er sämtliche Boten, Ältesten und Biis um sich. Die dreißig bis vierzig Aule, die hier am Bakanas konzentriert waren, wurden zum Schauplatz ungewöhnlicher Zusammenkünfte. Das ähnelte weder einem Ratstag noch einer Wahl oder Totenfeier, keinem Pferderennen und keiner Hochzeitsfeier. Die Leute fanden sich ein, als wäre kein besonderer Anlaß vorhanden, aber diese Versammlungen hörten nicht auf und wurden schließlich zu einer täglichen Erscheinung.

Abai wußte nicht um die geheimen Absichten seines Vaters. Kunanbai umgab sich nur mit alten Männern, und der Sohn bekam ihn fast gar nicht zu sehen. Abai verbrachte seine ganze Zeit bei den Müttern, die schwer an ihrem Kummer trugen und viel weinten.

Die Shigitek, Bokenschi und Kotibak befanden sich auf dem Weg zu ihren Sommerweiden, die in geringer Entfernung gleichfalls am Bakanas lagen. Aber sie zeigten sich nicht, warum wußte niemand. Man begann herumzuzufagen, und es stellte sich heraus, daß sie am Paß aufgehalten worden waren. Wenn zwei Geschlechter miteinander in Feindschaft liegen, so trachten sie stets bei der Wanderung einander zuvorzukommen oder aber das andere zu verdrängen. Zu Beginn der Wanderung hatte es ausgesehn, als ob die Shigitek diesen alten Trick wiederholen wollten. Aber was war mit ihnen geschehen?

Was für ein Vorhaben hielt sie auf? Was für ein Grund steckte dahinter? Diese Fragen erregten einen jeden, und niemand wußte eine genaue Antwort darauf.

Und plötzlich ereilte eine Nachricht den Bakanas, die alle bestürzte.

Drei Männer aus dem Bokenschi-Geschlecht ritten vorüber und erzählten, daß Boshej schon seit fünf Tagen auf dem Krankenbett läge. In den letzten Tagen, so sprachen sie, habe die Krankheit eine bedenkliche Wendung genommen. Vielleicht fühlte er sein Ende nahen, oder andere Gründe bewogen ihn, jedenfalls habe er gestern die Seinen zu sich gerufen und von ihnen Abschied genommen. Dies hatten die Fremden mit eigenen Ohren gehört.

Schon seit längerer Zeit lag ein banges Vorgefühl stürmischer Ereignisse und blutiger Kriegszüge über den Aulen der Irgisbai und ihrer Verbündeten, die nun am Bakanas lagerten. Jetzt wurde nur noch über Boshejs Krankheit gesprochen.

Und tags darauf kam eine neue Nachricht und strömte ihre Eiseskälte aus. Boshej war gestorben. Nachts zuvor hatte er seine Seele ausgehaucht.

Shumabai vernahm diese Neuigkeit unterwegs. Er kam mit seiner Kunde zu Ulshan, als im Aul der Morgentee genommen wurde. In der Jurte weilten Kunanbai, Sere und Ulshan; von den Kindern waren Abai, Ospan und Takeshan anwesend.

Wie erstarrt nahmen sie die Nachricht von Boshejs Tode auf.

Leichenblaß saß Kunanbai, und sein Auge blickte starr durch die offene Tür in die Ferne, wo ein Hügel grünte. Dann bewegten sich seine Lippen lautlos, er verriechte langsam sein Gebet.

Sere war tief bekümmert. Ein schwerer Seufzer drang aus ihrer Brust, und Tränen tropften über ihre Wangen.

Auch Abai ging dieser Tod nahe, und sein Herz preßte sich zusammen.

Die Aule der Irgisbai am Bakanas warteten nun, daß ein Bote käme, ihnen die Nachricht vom Ableben Boshejs zu bringen. Alle nahmen an, daß ein Reiter auf fliegendem Roß herbeieilen werde, um sie, wie der alte Brauch es erheischte, zum Begräbnis zu laden.

Wie groß die Feindschaft auch gewesen war, „vor einem üppigen Mahl und einem frischen Grab hat sie zu verstummen“, so sagt das Sprichwort. Und was immer sich zu Lebzeiten Boshejs auch ereignet haben mochte, angesichts des Todes durfte keiner der Sippenangehörigen dem Begräbnis fernbleiben und seine Träne dem Verstorbenen verwehren.

Nun wurde Kumyß vorbereitet, und Pferde wurden zum Schlachten ausgesucht. Man rollte die Jurten ein und fragte sich schon, ob man sich nicht lieber auf den Weg machen solle, ohne die Einladung abzuwarten. Bis zum Abend warteten sie auf den Boten, aber der kam nicht.

Das war etwas ganz Unglaubliches. Doch gegen Tatsachen war nicht zu streiten: Kunanbai hatte keine Anforderung zu Boshejs Beisetzung erhalten. Er und sein Aul waren vorsätzlich übergangen worden.

Hatte es Boshej vor seinem Tode so befohlen, oder war dies ein Beschluß seiner Nachfolger Baidaly, Baissal und Tussip? Niemand wußte es. Doch für Kunanbai war es die furchtbarste Beleidigung, die man sich ausdenken konnte. Der blutige Sippenhaß, der nur gedämpft und nie erloschen war, schlug wieder in heller Flamme auf und wollte sein Herz sogar durch diesen Toten treffen. Niemand war übergangen worden, nicht die nahen Verwandten noch auch die fernsten Aule des großen Tobykty-Stammes, nur er.

Kunanbai war niedergeschmettert, doch allzubald wuchs aufs neue unbändig und brennend sein Haß. An

einem Toten kann man keine Rache mehr üben; dafür würden es Baidaly und Baissal bezahlen müssen, daß sie gewagt, was bei den Tobykty beispießlos und nie vernommen war.

Doch empfahl es sich fürs erste, von offenem Kampf und kriegerischen Eskapaden abzusehen. Das hatte Kunanbai fest beschlossen. Und so ließ er an alle seine Aule am Bakanas seine neue Weisung ergehen, des Inhalts:

„Lebt friedlich und tut euch um in der Wirtschaft!“ Er selbst aber ritt, gefolgt von Shumabai, zum Aul der Kunte, die bereits am Baikoschkar Lager genommen hatte.

Die Aule, die bisher ständig vor bewaffneten Überfällen gezittert hatten, kamen nun zur Ruhe, und das Leben geriet wieder in friedliche Bahnen. Wenn der Tod seine Flügel schwingt, setzt sich niemand aufs Pferd, um Krieg über den Nachbarn zu bringen.

Tief saß der Stachel des Kummers und der Kränkung in Sere und Ulshan, daß niemand sie zur Beisetzung Boshejs geladen. Aber sie mußten es hinnehmen. Von Scham und Schmerz gebeugt, ließen sie ihren Tränen freien Lauf. Eine ganze Woche hindurch wurden Fladen gebacken, wie man sie bei einer Totenfeier verzehrt. Die Frauen breiteten Decken aus und saßen in der Jurte, die Gebete anhörend, die sie gern am Grabe Boshejs verrichtet hätten und die ihnen nun Abai und Gabitchan vorlasen.

Unterdes rüsteten sich die Shigitek, Bokenschi und Kotibak zum feierlichen Leichenbegängnis. In all ihren vielen Aulen strömten in diesen Tagen die Menschen zusammen. Männer und Frauen, jung und alt, eilten herbei, um Boshej zu beweinen. Überall erschallte lautes Wehklagen, verhaltenes Schluchzen und schwere Seufzer. Die Sippenangehörigen, Freunde und Altersgefährten des Verstorbenen kamen mit ihren Jurten, mit ihrem Schlacht-

vieh, mit ihrer Dienerschaft. Schon lange hatte man ein solches Leichenbegängnis nicht gesehen.

Diese Aule befanden sich auf ihrer Wanderung zu fernem Weideplätzen, wo sie den Sommer verbringen sollten, als sie von Boshejs Tod erfuhren. Nun beschlossen sie, wenigstens bis zum vierzigsten Tag nach dem Ableben Boshejs am Bakanas zu verweilen, um allen denjenigen Unterkunft zu gewähren, die das Andenken des Verstorbenen ehren und der Totenzeremonie am siebenten und vierzigsten Tage beiwohnen wollten.

Boshej hatte nicht lange krank gelegen. Die Krankheit ereilte ihn jäh, und er erhob sich nicht mehr. Schon in den ersten Stunden ward es klar, daß er dem Grab entgegenschritt. Am dritten Tag lag der Schatten des Todes auf seinen Zügen. Er warf den fiebergelühenden Körper ruhelos auf dem Lager umher.

Baissal hatte viele Menschen sterben sehen. Er legte seine Hand auf die Brust Boshejs, fühlte das wilde Hämmern des Herzens und wußte, daß der Ausgang unabwendbar war. Baidaly, Tussip und Sujundik saßen neben dem Kranken, für den Fall, daß Boshej den Wunsch verspürte, ihnen ein letztes Wort zu sagen. Einmal, in den Abendstunden, begann Baissal leise zu sprechen:

„Seine Krankheit ist eine Erkältung... Die wirft den Menschen wie mit einem schweren Hieb um. Ach, wenn er wenigstens schwitzen könnte, dann ginge vielleicht alles vorbei...“

Da runzelte Boshej die Brauen und preßte die Zähne aufeinander, seine letzten Kräfte sammelnd. Sein blutleeres gelblich-fahles Gesicht überzog sich mit dem dunklen Schatten des Zornes. Er begann zu sprechen, aber die Worte kamen zerrissen heraus, bald laut hervorgestoßen, bald kaum vernehmbar, von röchelndem Atem begleitet:

„Ein Hieb ... aber woher kam der Hieb? Von außen ... oder von innen, wo der Wurm schon lange an meinem

Herzen frißt? Nun ist alles gleich. . . Kunanbai hat jetzt mehr Raum zum Atmen. . . Ich wandere nun in eine andere Welt und werde ihm nicht mehr im Wege stehen. . . Ich scheid. . . Und ihr? Was harrt eurer?“

Nur einer der vier alten Freunde brach in Tränen aus, und das war der alte Sujundik. Kein Laut kam über die Lippen der anderen. Vor Kummer verdüstert, greisenhaft gebückt, wahrten sie ihr dumpfes Schweigen.

Und das war Boshejs Abschied, sein letztes Wort. Wenige Stunden darauf weilte er nicht mehr unter den Lebenden.

Am Abend hatte Boshej seinen letzten Atemzug getan, und bis in den Morgen weinten die vier Greise mit den Frauen und Kindern fassungslos in ihrem Schmerz. Mit lautem Schluchzen empfing Baissal die Menschen, die in Mengen nun in die Jurte strömten, doch plötzlich wankte er und stürzte besinnungslos zu Boden. Baidaly, Tussip und Sujundik trugen ihn aus der übervollen Jurte. Sie legten ihn abseits nieder, und Baidaly sprach:

„Oh, wenn Tränen ihn wieder zum Leben erwecken könnten — wir haben ihrer genug vergossen. Schaut hin“, und er deutete auf den Aul, wo Männer, Frauen und Mädchen laute Jammerschreie ausstießen. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust, schwer und dumpf wie ein Stöhnen, aber seine Stimme blieb fest und gebietend, als er nun fortfuhr: „Besinne dich, Baissal! Und auch ihr ändern, seid stark! Wir wollen miteinander beraten, was für die Beisetzung zu tun ist. . .“

Sie luden noch einige andere Greise hinzu, mit ihnen Rat zu halten, aber das erste, was Baidaly erklärte, war, daß die Aule des Kunanbai nicht benachrichtigt werden dürften.

Um Mitternacht saßen bereits an die vierzig Reiter im Sattel. Auf ihren edlen wohlgewarteten Pferden sprengten die Trauerboten durch alle Aule des menschenreichen Stamms der Tobykty, in die umliegenden Aule

der Mamai und Kerej, ja selbst bis zu den Siedelplätzen der fernen Geschlechter bei Karkaralinsk.

Kein Auge schlossen Baidaly und die anderen Alten in dieser Nacht. Und als die Sonne aufstieg, wurde neben Boshejs Zelt die größte Jurte weit und breit, die achteilige des Sujundik, aufgeschlagen. Aber nicht trug man den üblichen Hausrat hinein, nur der Boden ward mit weichen Teppichen belegt, und rechter Hand erhob sich eine breite Lagerstatt mit beinernem Zierat, auf der ein großer schwarzer Teppich lag. Hier wird Boshej aufgebahrt sein, solange die Totenfeierlichkeiten währen.

Schriller erschallte das Wehgeheul der Töchter und Weiber, als man den Verstorbenen aus seiner Jurte trug. Er wurde niedergelegt auf dem schwarzgedeckten Lager, und Baidaly pflanzte mit eigener Hand rechts vom Eingang das Sterbebanner auf. Es war ein Zeichen größter Ehre und tiefster Trauer um einen Gestorbenen, dies Trauerbanner, an einer Lanze befestigt. Wäre Boshej aus einem Khangeschlecht hervorgegangen, so hätte man das weiße, himmelblaue oder gestreifte Banner der Tjüre ausgehängt. War der Verstorbene von schlichter Herkunft, so richtete sich die Farbe der Fahne nach seinem Alter. Baidaly beriet sich dieserhalb mit Sujundik, der ein vortrefflicher Kenner alter Bräuche war. Sujundik erwiderte, daß man beim Ableben eines jungen Mannes eine rote Fahne, bei einem alten aber eine weiße wähle, und daß beim Tod eines Mannes im mittleren Alter, wie Boshej es gewesen war, die Sitte ein zweistreifiges Banner in Schwarz und Weiß erheische.

Dieses Banner, von Baidaly am Tag nach dem Verscheiden Boshejs rechter Hand der Jurte aufgepflanzt, legte Kunde ab, daß die Totenzeremonien für den Verstorbenen mit ungewöhnlicher Feierlichkeit vor sich gehen sollten; vor allem aber zeigte es an, daß ein großes Totenmahl bevorstand und daß die Gedenkzeremonien nicht vor Ablauf eines Jahres enden würden.

Einem anderen alten Brauch zufolge wurden während des gemeinsamen Gebets zwei Pferde von verschiedenen Seiten an die Jurte geführt und am Türpfosten befestigt: der große, fette Rotfuchs mit dem steilen Hals, den Boshej zur Winterszeit geritten, und ein schlankes, sehniges dunkelgraues Tier, das ihn seit dem Frühling getragen hatte.

Beim Anblick der Pferde flammte die Erinnerung an den lebendigen Boshej mit neuer Heftigkeit auf, und die Klage brach lauter und bitterer aus den Kehlen. Nicht mehr Herr ihrer selbst, weinten die einen, auf ihre Stäbe gestützt, andere fielen auf die Knie und beugten das Haupt zur Erde.

„Oh, du mein Unübertrefflicher! Du mein streitbarer Löwe! Du mein Getreuer“, heulte die Menge.

Baidaly gewann als erster seine Fassung wieder. Er näherte sich dem Rotfuchs, der am rechten Türpfosten angebunden war.

„Oh, du unschätzbare Shanuar\*!“ sprach er zu dem Pferd. „Du hast deinen Herrn verloren, nun bist auch du verwaist, du armes unglückliches Tier!“

Er trat näher und schnitt dem Pferd das Stirnhaar ab. Dann nahm er den langen Schweif: das Messer fuhr knirschend durch das harte Roßhaar, das bis an die Knie abgeschnitten niederfiel.

Auf die gleiche Weise schor er auch den Grauen, worauf die beiden derart kenntlich gemachten Tiere in den Tabun, die halb wilde Pferdeherde, geführt wurden. Als dann traten die Männer unter der Trauerfahne zusammen und berieten über die Einzelheiten des Leichenbegängnisses. Die heute geschorenen Pferde sollten sich ein Jahr lang auf der Weide tummeln und dann, wenn sie schon fett geworden, übers Jahr bei der Trauerfeier geschlachtet werden.

\* *Shanuar* — unübersetzbares Kosewort für alle Tiere. *Die Red.*

Baidaly blickte den Pferden nach.

„Der Dunkelgraue mit seiner schwarzen Mähne und dem schwarzen Schweif wird das Trauerroß sein: während der Wanderung soll es den schwarzverhüllten Sattel seines Herrn tragen“, dachte er.

Nun gingen die Greise mit den Ältesten und Reichsten zu Rat, wieviel Vieh und sonstiger Besitz für das Leichenbegängnis aufzubringen wären. Den Vorsitz führte Baidaly.

„Dem Reichen leert der Tod das Haus, dem Armen zieht er das Hemde aus“, heißt es im Sprichwort. Boshej war kein reicher Mann gewesen, aber er hatte sich auch nicht arm nennen dürfen; wer wäre arm, der so viel treue Freunde und Sippenangehörige sein eigen nennt? Und so, wie sie im Leben Glück und Schicksalsungunst mit ihm geteilt, verlassen sie ihn auch im Tode nicht. Wie konnten sie seiner vergessen, da noch kein Grashalm auf seinem Grabe gesprossen war?

Keiner sprach diesen Gedanken laut aus, aber jeder trug ihn im Sinn.

Und so übernahmen die Verwandten alle Vorkehrungen für das Leichenbegängnis. Damit nicht genug, wurde man sich einig, daß die Familie des Boshej nicht mal ein Zicklein opfern sollte. Ein ganzes Jahr hindurch würde jeder vom weiten Weg müde und hungrige Wandersmann, auch der Fremde, im Hause des Boshej ein Obdach für die Nacht und sättigende Speise finden. Der Dank und die Gebete der so Beherbergten würden dem Boshej im bessern Jenseits zur Seligkeit verhelfen. Am selben Morgen wurde im Rat beschlossen, daß die Trauerjurte auf das kostbarste auszuschnücken sei. Viel teure Teppiche und Pelze, mit bunten Arabesken bedeckte Filzbehänge und sonstiger Zierat wurden aus den Jurten Sujundiks, Baisals und Baidalys herangeschafft.

In der Trauerjurte saß die vom Schmerz gebrochene Baibische des Boshej. Ihr fahles, dunkelhäutiges Gesicht

war mit einem weißen Tuch umwunden. Die schwarzen Haare hingen lose auf die Schultern hernieder, auf dem erschöpften blutleeren Antlitz zeichneten sich blau die Äderchen ab, und auf ihren Wangen glänzten feuchte Spuren von Blut. Sie hatte sich im Übermaß des Jammers die Wangen mit den Nägeln aufgerissen.

Die beiden Töchter des Boshej hatten statt der Mützen, die die unverheirateten Mädchen tragen, schwarze Schleier über ihr Haupt geworfen. Sie stimmten gleich nach des Vaters Ableben einen selbsterdachten Wehgesang an, und mit diesen kummervollen Klageönen begrüßten sie alle, die kamen, das Andenken des Verstorbenen zu ehren.

Mehr und mehr Menschen eilten von allen Seiten herbei. In kleinen Gruppen und großen Haufen kamen sie angeritten, aus den breiten Tälern, von den fernen Sommerweiden, aus den engen Schluchten im Gebirge, die sich, schlangengleich gewunden, jenseits des Tschingis bergabwärts ziehn. Die Erde erzitterte vom Stampfen der Hufe, ein dumpfes Dröhnen lag in der Luft. Mehrere Tage hindurch stieg das eintönige Weinen und Jammern zum Himmel empor.

Es wurde beschlossen, die Leiche des Boshej nicht auf der Sommerweide zu lassen, sondern sie über die Tschingispässe nach dem Winterlager des Toten zu überführen und dort, bei Tokpanbet, beizusetzen.

Nur eine Hand rührte nicht in stummer Ehrfurcht an die sterblichen Überreste Boshejs, des Mannes, den alles Volk verehrte. Und das war die Hand Kunanbais.



Im  
Vorgebirge

I

**D**ER MITTAG ist noch fern, aber schon liegt drückende Hitze über der Erde. Kein Wölkchen, auch nicht das kleinste, schwebt am hohen Himmel. Lange fiel kein Regen mehr, und eine unbarmherzige, alles versengende Glut läßt die Menschen ermatten und die Erde lechzen. Viel Wasser trägt der Bakanas zwischen seinen von saftigen Gräsern, schattigen Sträuchern, von Reihergras, Wermut und wilden Akazien bedeckten Ufern. Und deshalb zieht es die Aule zur Sommerszeit an den Bakanas. Eine bessere Sommerweide gäbe es nicht, wäre nur nicht die Hitze.

Schweißgebadet tritt Abai aus der Jurte.

Kraftlos vor Hitze schleppen sich die Menschen unter den Strahlen dieser unbarmherzigen Sonne dahin. Vor der Großen Jurte liegt ein riesiger gelbscheckiger Hund. Er hat die Schnauze aufgerissen, die Zunge schlappt heraus, er atmet japsend.

Die Tabune sind von den Weiden auf eine kahle Hügelkuppe hinaufgezogen, weitab vom Lager. Die Tiere

drängen sich aneinander und wehren erbittert die gierigen Bremsen ab, die sie immerfort umschwirren. Drunten aber wälzen sich die Schafe im feuchten Uferschlamm, und die Kühe sind gar ins Wasser gestiegen und dösen dort; nur ihre Köpfe schauen hervor. Ein paar junge Büffel und Kälber mit geblähten Nüstern rennen wie toll auf der Flucht vor den Bremsen am Ufer hin und her. Ihre Schweife sind gesträubt, die Augen vor Entsetzen geweitet, als ob sie das Schlachtmesser vor sich sehn.

An den Jurten sind die oberen Luken, die Tundiks, geschlossen und alle unteren Filzteile hochgeschlagen.

Abai wußte vor Hitze nicht, wohin mit sich. Er stand lange wie betäubt vor der Jurte, gähnte dann träge und schlenderte zum Fluß. Der Schweiß rann ihm über die Nase, und sein Kopf wollte schier zerspringen. Am liebsten hätte Abai den Bakanas samt der Hitze verflucht.

Im Fluß badeten die Jüngeren. Ospan und Smagul plantschten und brüllten am meisten. Abai ging ein Stück weiter am Ufer entlang und warf sich dann in die kühle Flut. Er schwamm zweimal hintereinander über den breiten wasserreichen Bakanas, und seine Laune besserte sich. Als er dann zu tauchen begann, kam Ospan übers Ufer angerannt und sah mit neidvollem Entzücken dem Bruder zu.

„Noch mal, tauch noch mal, nein so was!“ schrie er, wobei er vor Bewunderung auf die nassen Lenden klatschte. Aber plötzlich saß er mit einem Satz seinem Bruder Smagul auf dem Rücken. Der wand sich, schlug um sich und wollte ihn abschütteln.

„Mich wirft ein einjähriges Füllen nicht ab, ich sitze fest, da hilft dir nichts!“ brüllte der Tunichtgut triumphierend, und dabei packte er den Bruder am Nacken und stieß ihn mit den Füßen, als gebe er ihm die Sporen.

Smagul mußte nachgeben und schleppte den Bruder Huckepack zu Abai. Dort ließ er sich mitsamt seinem Reiter ins Wasser plumpsen.

Aber Ospans Tollheiten freuten Abai schon seit längerem nicht mehr. Noch vor zwei Jahren hatte er gern mit dem Bruder herumgetollt, aber jetzt ging ihm der Wildfang gehörig auf die Nerven, und Abai wich ihm nach Möglichkeit aus. Und wenn der freche kleine Kerl nicht abließ, herrschte er ihn an und jagte ihn davon. Auch heute stieg er aus dem Wasser, zog sich gemächlich an und wollte heimgehen.

Aber in diesem Augenblick sah er Takeshan, der prächtig gekleidet am Ufer entlangritt, wie ein richtiger Shigit anzusehn. Auf seiner Faust saß ein Falke, und das schwarzmähnige, mit Schaum bedeckte falbe Roß biß an der Trense und war kaum zu zügeln.

Am Sattelriemen Takeshans hingen eine buntgefiederte Schopffente und zwei gewöhnliche Wildenten. Die Kinder stürmten auf den Reiter zu und baten ihn um die Wette:

„Agatai\*, schenk mir, schenk mir!“

„Nein mir, ich möcht' es haben!“

Takeshan pflegte seine Jagdbeute den Kindern zu geben, aber er ließ sich gern bitten. Und die Kinder, die wußten, daß er ihr Bette'n und Flehen hören wollte, taten ihm bereitwillig den Gefallen.

Takeshans Blick blieb auf Abai hängen, und ein selbstzufriedenes Lächeln ging über sein Gesicht. Es freute ihn, daß er so augenfällig seine Überlegenheit über den Jüngeren erweisen konnte. Er, Takeshan, war schon ein erwachsener Shigit, er ritt allein zur Falkenjagd. Was war Abai dagegen? Ein Bübchen, ein Garnichts. Takeshan hatte diesen Sommer schon seine Braut besucht. Er nannte verwegene Shigiten seine Freunde. Er schlich sich manchmal im Gebüsch an die Mädchen heran, daß sie kreischend auseinanderfuhren. Nein, Abai konnte sich überhaupt nicht mit ihm messen!

\* *Agatai* — Kosenamen für den älteren Bruder. *Die Red.*

Ospan und Smagul setzten dem Bruder unablässig zu; er antwortete ihnen mit groben höhnischen Späßen. Überhaupt hatte Takeshan eine Vorliebe für unflätige Flüche und häßliche Reden. War der Vater dabei, nahm er sich freilich zusammen und war still wie ein Kater, der etwas ausgefressen hat. Aber kaum war der Vater außer Sicht, schimpfte er auf die Kinder, die Hirten, die Knechte — und dies war ihm schon zur Gewohnheit geworden. Nach langem Bitten der Kinder ließ er sich schließlich herbei und band die Enten vom Sattel. Er gab sie den Kleinen mit den Worten:

„Statt schon am frühen Morgen das Wasser dreckig zu machen, solltet ihr lieber auf die Beerensuche gehn, ihr Schmutzfinken!“, worauf er wieder eine Flut von widerlichen Ausdrücken folgen ließ.

„Beeren? Wo sind denn Beeren?“ fragte Smagul gleich entbrennend. Im Sommer gibt es nichts Köstlicheres für die Kinder als süße, saftige Beeren. Aber am Bakanas wuchsen keine. Auch Abai horchte auf und fragte den Bruder, was er damit meine. Wie sich nun herausstellte, hatte Takeshan auf der Jagd gehört, daß an einem der nahe gelegenen Flüsse gleich hinter den Höhen große Mengen Beeren zu finden seien.

Die Kinder lärmten, sie hatten es auf einmal eilig.

„Schnell, schnell, wir wollen hinreiten!“

„Rasch, die Pferde einfangen!“

Auch Takeshan hatte nichts dagegen, sich an der seltenen Leckerei gütlich zu tun. Und schon nach einer Stunde sprengten die beiden großen Brüder, hinter sich die Schar der Kleinen, die teils allein, teils zu zweit auf den Pferden saßen, den Hügeln zu.

Ospan blieb zurück. Er hatte nicht auf den Rat der Treiber gehört, die ihm ein zahmes Pferd empfohlen, und sich einen grauen, erst heute zum erstenmal gesattelten Jährling ausgesucht.

Dies Pferd war ihm in den letzten Tagen nicht aus dem Sinn gegangen. Der hochbeinige, schlanke graue Hengst wußte noch nichts von Zaum und Sattel. Seine Mutter war eine wilde Stute, die sich während der ganzen Zeit nicht melken ließ. Und so kam es, daß der schon einjährige Hengst, der die scheue Wildheit der Mutter geerbt hatte, noch immer nicht abgesetzt war.

Seit Ospan vor einiger Zeit dieses Prachttier im Tabun entdeckt hatte, gab er dem Shigiten Massakbai keine Ruh. Massakbai war es, der wie kein anderer die unbändigsten Wildlinge zureiten konnte. Heute morgen hatte Massakbai endlich nachgegeben und den wie rasend um sich schlagenden Perlgrauen mit dem Fangseil herausgeholt.

Der Einjährige war nicht nur wild, sondern auch ausgesprochen tückisch. Er machte die tollsten Sprünge und versuchte auf jede Weise, den Reiter loszuwerden: er stieß mit der Kruppe, bäumte sich steil und brachte es wirklich fertig, den berühmten Massakbai in eigener Person zweimal aus dem Sattel zu werfen. Der hatte eine solche Niederlage noch nie erlebt. Sie erboste ihn maßlos, und er beschloß nun, um jeden Preis den Starrsinn des Einjährigen zu brechen. Er packte das Tier bei den Ohren, erwürgte es fast mit dem Fangseil, riß ihm das Maul mit der Kandare wund und warf ihm schließlich statt des Sattels eine dicke Filzdecke über, die er mit einer Schnur festzog. Dann schwang er sich wieder auf das Pferd. Peitschenhiebe sausten auf den Einjährigen nieder, und er setzte sich in rasenden Galopp. Massakbai jagte das Tier so lange umher, bis es entkräftet den Widerstand aufgab; dann kehrte er zu Ospan zurück. Der hatte bewundernd den geschickten Bändigungsmanövern des Shigiten zugesehen und konnte es nicht erwarten, selber in den Sattel zu steigen. Das Tier war zwar abgemattet, aber es besaß noch Kraft genug, um sich einem so kleinen und leichten Reiter zu widersetzen. Es begann neuerlich

umherzuspringen und auszuschlagen, bemüht, den Knaben abzuwerfen. Doch Ospan war unerbittlich, und er unterwarf sich das Tier, wie er sich später vor seinem Bruder Smagul rühmte.

Und nun, während die Brüder schon vorangeritten waren, wurde Ospan von seinem Perlgrauen aufgehalten. Der begann wieder mit seinen wilden Sprüngen; er stieß, hieb um sich, bog und krümmte sich. Aber Ospan saß wie festgegossen und schlug unaufhörlich auf das Pferd ein, während ein strahlendes Lächeln der Zufriedenheit auf seinen Zügen lag. Unfähig, den Reiter abzuwerfen, jagte das Tier vorwärts. Auf diesen Augenblick hatte Ospan gewartet.

Mit aller Kraft auf das galoppierende Pferd einpeitschend, schrie er aus voller Kehle „Aruach! Aruach!“ und setzte den Brüdern nach, die schon ein gutes Stück vorausgeritten waren. Aber der Einjährige wollte sich noch immer nicht in sein Schicksal fügen. In seinem unbändigen Galopp kümmerte er sich nicht um die Zügel, preschte seitwärts und prallte schließlich in vollem Galopp an Takeshan.

Erschrocken stoben die Kinder nach allen Seiten. Ospan riß seinen Einjährigen herum und wollte weiter-sausen, aber das Pferd zog den Hals ein, machte mit lautem Wiehern einen Satz zur Seite, und dann begann es aufs neue sein tolles Spiel: es schnellte sich jäh in die Höhe, um sich gleich darauf katzenartig an den Boden zu ducken.

Sehr erschrocken um den Bruder, blickte Abai zu ihm auf und war verblüfft, wie furchtlos der Kleine aussah. Die großen Augen funkelten. Der Knabe freute sich der Kraftprobe mit dem Tier, er schien nicht die mindeste Furcht zu empfinden. Ja, es sah aus, als wolle er, das Pferd sollte sich länger sträuben. Das war kein mutwil-

\* *Aruach* — Ahnengeist. *Die Red.*

liger Bub mehr, sondern ein gewandter Kämpfer in einem nicht leichten Ringen. Und als das Tier, in dem Bestreben, sich des Reiters zu entledigen, ganz außer Rand und Band geriet und sich kerzengrad in die Höhe häumte, zwang ihm der Knabe mit harter Hand seinen Willen auf.

Alle blickten in unwillkürlicher Bewunderung auf diesen seltsamen Zweikampf. Takeshan schnalzte vor Stauen mit der Zunge und stieß dann, hingerissen von dem Mut des Jüngeren, anerkennende Flüche aus.

„Das ist ein Feuerstein, der ist nicht kleinzukriegen.“ Darauf gab er seinem Falben die Sporen und ritt weiter, der Schwarm der Kinder hinterdrein.

Voran flog der Einjährige. Ospan schwang die Peitsche und schrie im Taumel des Entzückens:

„Aruach! Aruach! Massakbai, Massakbai!“—als wollte er das Tier mit dem Namen seines Bändigers beschwören.

Dann pflückten die Kinder im süß duftenden Gras am Berghang Walderdbeeren. Der Tag neigte sich schon dem Abend zu, die Schatten der Hügel und Höhen wurden länger, und aus den Schluchten, Senken und Tälern kam ein kühler Hauch. Und immer noch leuchtete es rot von Beeren im grünen Gras, obgleich die Kinder sich nach Herzenslust die Bäuche und auch die Mützen, Taschen und Futtersäcke mit Beeren gefüllt hatten.

Auf einmal schlug ein seltsamer dumpfer Lärm an ihr Ohr, als ob hinter den Hügeln ein Steppenbrand prasele oder eine starke Heerschar im Anzug sei. Furchtsam aufhorchend, blickten die Kinder auf die Älteren — Takeshan und Abai.

Nun zeigten sich auf dem Hügelrücken viele weiße und graue Pferde, ein großer Tabun. Er zog langsam talabwärts zu einem breiten Einschnitt zwischen zwei Bergen. Schnaubend kamen die Tiere näher, man hörte das Wiehern der Füllen und Einjährigen. Ein paar Jungtiere hatten sich aus der Herde gelöst und jagten spielend abseits von den anderen im Kreis. Die Pferde der

Kinder vernahmen den sich nähernden Hufschall und wurden ebenfalls von Unruhe ergriffen. Sie spitzten die Ohren, sprangen unbeholfen auf ihren gefesselten Beinen umher und wollten dem Tabun entgegenreifen. Die Kinder rannten zu ihnen.

An einer so einsamen und abgelegenen Stelle konnte ein Tabun nur in Begleitung eines wandernden Auls auftauchen. Und als die Kinder wieder im Sattel saßen, zeigte sich tatsächlich auf der Anhöhe, über die eben der Tabun gekommen war, ein Aul auf der Wanderschaft.

Voraus schritt eine Karawane von fünfzehn Kamelen. Dann folgten die anderen in einer langgezogenen Reihe, zu zehn, zu fünfzehn, zu acht Kamelen. Hinter diesen ritten mit Schokparen und Soilen gewaffnete Reiter. Dazwischen sah man einige wenige Shigiten mit Jagdadlern in Kappen auf der Faust.

Aber die Karawane, die nun kam, erweckte bei den Kindern und auch bei Abai großes Erstaunen. Sie war von zahlreichen Frauen umgeben. Sowohl die jungen Mädchen als auch die Frauen verschiedenen Alters waren in prächtige Gewänder gekleidet und saßen auf auserlesenen Stuten und Rennern. Die silbernen Verzierungen des Zaumzeugs, der Sättel und Brustblätter sandten blitzende Strahlen in der Sonne aus. Voran ritten in einer graden Reihe mehrere Mädchen; sie führten ein dunkelgraues gesatteltes Roß am Zügel, dessen Stirnhaar und Schweif gestutzt waren. Ihnen folgte eine hagere ältere Frau mit bleichem Gesicht, das mit einem schwarzen Tuch umwunden war. Auch die Ballen auf allen fünfzehn Kamelen waren mit schwarzen Teppichen, dunklen gestickten Decken und farbigen, aber schwarzgeränderten Filzmatten bedeckt. Von dem ganzen lautlosen Zug ging tiefe Trauer und düstere Feierlichkeit aus.

Von einer inneren Scheu gehalten, waren die Knaben stehengeblieben, um der sonderbaren Prozession nicht den Weg zu kreuzen. Voll Neugier und Verwunderung blickten

sie dem unbegreiflichen feierlichen Zug entgegen, der auf sie zukam.

Als die Mädchen an der Spitze des Zuges schon in großer Nähe waren, wechselten sie leise ein paar Worte, und dann lösten sich zwei aus der Reihe, die sich hinter ihnen sofort wieder schloß. Die beiden ritten voraus, das dunkelgraue Pferd am Zügel.

Ospan starrte sie einige Zeit mit weit aufgerissenen Augen an; dann ritt er dicht an Abai heran und stieß ihn in die Seite.

„Wer ist das? Was ist denn das für ein komischer Aufzug?“ fragte er, unruhig im Sattel hin- und herrutschend. Und plötzlich brach er in helles Lachen aus: „Oi-bai, Abai, schau dir doch nur die Mädchen an, sieh doch, die Kappen!“

Abai wandte sich unwillig zu ihm um:

„Hör auf, nimm dich zusammen!“ herrschte er den Jüngeren an.

Aber das, was Ospans Heiterkeit erweckte, war auch für Abai eine überraschende Neuigkeit.

Er und Takeshan hatten längst erraten, daß dies ein Trauerzug war, der Trauerzug des Boshej. Das gestutzte Pferd trug den Sattel des Verstorbenen und war mit Boshejs rotem pelzgefüttertem Mantel bedeckt. Am vorderen Sattelknauf ragte seine Reitpeitsche, und darauf schaukelte sein Malachai. Aber das Aussehen und die Kleidung der beiden voranreitenden Mädchen war so ungewöhnlich, daß es wohl befremdlich wirken konnte: sie trugen schmale schwarze, mit Samt bezogene Lammfellmützen, die Kopfbedeckung der Männer. Und nicht genug damit, daß sie ein für Mädchen so ungeziemendes Kleidungsstück trugen, hatten sie die Mützen umgekehrt aufgesetzt, so daß die Nackenklappe das Gesicht verdeckte.

Angesichts der Fremden, die stehengeblieben waren, um den Zug an sich vorüberzulassen, stimmten die beiden

Mädchen ein langgezogenes Wehgeheul an, in das die übrigen fünf, die hinter ihnen wieder eine geschlossene Reihe gebildet hatten, mit wimmernden Stimmen einfielen. Es war dies eine alte Sitte: wenn der Trauerzug Aulen oder unbekanntem Wanderern begegnet, so erheben die Mädchen aufs neue die Totenklage. Aber was wußte Ospan von alten Sitten? In seinem kurzen Leben war noch niemand gestorben. Und ihm die Bedeutung dieser Überlieferung klarzumachen, wäre ein sinnloses Bemühen gewesen, er hätte es doch nicht verstanden. Was sich da vor seinen Augen abspielte, kam ihm ungeheuer komisch vor, und so lachte er eben. Da er jedoch vor dem erzürnten Bruder Angst hatte, prustete er nur in sich hinein, und seine Schultern wurden von lautlosem Lachen geschüttelt.

Abai sah die Mädchen — und ohne, daß er es selbst gewahr wurde, hob sich seine linke Hand, über deren Gelenk die Schlinge der Peitsche gestreift war. Und so erstarrte er, ohne Regung, in einer Haltung, als wollte er ausrufen: „Verweile doch für einen Augenblick.“ Aber kein Laut kam über seine Lippen. Schweratmend, bleichen Gesichts, ließ er kraftlos den Arm auf die Mähne des Pferdes sinken.

Das mittlere der fünf Mädchen, die langsam an ihm vorüberritten, war Togshan. Auf einem weißen Zelter mit seidenglänzender Mähne saß sie. Zum erstenmal nach der Begegnung im Frühjahr sah sie Abai.

Ihr leichter Mantel aus schwarzem Atlas ließ bei jeder ihrer Bewegungen ein feines Rascheln hören. Den Kopf krönte ein neues Damastkappchen, und ein dünner Schal schlang sich in weichen Falten um ihren Hals. An den Ohren schaukelten gemessen die schweren goldenen Gehänge. Und wie sie von ihrem Pferd dahingetragen wurde, inmitten der Gefährtinnen, glich sie dem Morgenstern, wenn er still am grauen Himmel glänzt. Die hohe leuchtende Stirn, des Halses sanfte Rundung, das schwere

Haar, das schwarzer Wellenflut gleich über den Rücken floß, dies alles vereinte sich zu einem Bild von unsäglichlicher Holdheit. Ihre Hände ruhten auf der gelben Seidenschärpe, die den schwarzen Mantel umgürtete. Den Blick unverwandt vor sich hingerichtet, sang sie das trauervolle Totenlied, und auf ihrem Antlitz lag der Schimmer einer rührend reinen Schönheit.

Mit gebanntem Blick folgte ihr Abai. Der Atem in seiner Brust schien ihm zu vergehn. Das traurige Lied durchströmte sein Herz, nur die eine Stimme vernahm er, die silbern in der Höhe verklang. War es ihre Stimme oder die eines anderen Mädchens? Aber wer vermochte so zu singen außer ihr?

Die Umwelt versank vor seinen Augen. Es war, als ob ein trüber Himmel auf einmal seine Wolkenhülle zerreiße und hervor schwebte der Mond in schimmernd stillem Licht. Fast von Sinnen, neigte Abai das Haupt vor dem nie gesehenen Glanz, der ihn nun zum erstenmal überstrahlte.

Aber das währte nur einen Augenblick. Ein neues Weh durchfuhr ihn mit schneidender Schärfe und versetzte seine aufgewühlten Gedanken in wirbelnde Bewegung.

Das Weinen der Togshan, das Weinen der Boshejtöchter, der Trauerzug mit dem Roß an der Spitze, das, gestützt an Schweif und Mähne, den leeren Sattel trug, dies alles war sprechender Ausdruck für die Trauer des ganzen Geschlechts. . . Und diese Menschen in ihrem Leid hatten Kunanbai nicht geladen, es zu teilen. Der Trauerzug, in dem seine Togshan, einer schönen Perle gleich, sanft erglänzte, war kalt an ihm vorübergezogen und schien ihm zuzurufen: ‚Hebe dich hinweg samt deinem herzlosen Vater. . . Es ist euch nicht vergönnt, uns zu erblicken! . . .‘

Im eintönigen Trauerlied der Geliebten, im Jammer des Volkes um den vom Tod Dahingerafftten, in diesem

ganzen klagenden Zug hörte Abai einen Vorwurf, einen Vorwurf auch gegen sich. Aber war er denn schuld? Eine neue Welle von Schmerz preßte seine Brust und erdrückte den schwachen Versuch, eine Rechtfertigung zu finden. Und so schwieg er unter der Last der Gedanken, und da war nichts als der trübe, wehmutsvolle Klang dieses Totenliedes. . .

Aber eine Hand stieß Abai in den Rücken und riß ihn aus seiner Versunkenheit. Eine Stimme sagte: „Komm weiter!“ Aufschreckend wandte Abai sich um. Es war Takeshan. Er sah Abais abwesenden Blick, verzog das Gesicht und lächelte hämisch.

„Was hast du, was ist dir in die Glieder gefahren?“

Abai zuckte zusammen und strich mit der Hand über das unmutig gefurchte Gesicht. Er dachte nicht an Weinen und wußte auch nicht, daß ihm schon lange große helle Tränen über die Wangen rollten.

Der Trauerzug war nun vorüber. Zwischen ihm und der nachfolgenden Karawane hatte sich ein großer Abstand gebildet; die Kinder setzten ihre Pferde in Bewegung und ritten Takeshan nach. Ospan riß einem der Buben den Malachai ab, setzte ihn umgekehrt auf den Kopf und peitschte laut lachend sein Pferd.

Doch über seinem Streich hatte er vergessen, daß er einen kaum gebändigten Einjährigen unter sich hatte, und preßte nicht einmal die Beine an die Flanken des Tiers, als er ihm die Peitsche gab. Das wilde Pferd begann wieder mit seinen Sprüngen, und ehe noch Ospan die Zügel strammziehen konnte, hatte es ihn in hohem Bogen abgeworfen. Aber der Kleine verlor nicht die Geistesgegenwart. Selbst im Fallen ließ er die Zügel nicht los, und kaum auf dem Boden, sprang er sofort behend auf die Füße und riß mit einem kraftvollen Ruck das Tier zu sich. Lachend und vor Eifer gerötet, sprang er abermals in den Sattel und bearbeitete seinen Einjährigen dermaßen mit der Peitsche, daß diesem Hören und Sehen ver-

ging. Gehorsam schoß der Einjährige mit Ospan voraus, die anderen Kinder folgten.

Takeshan und Abai beeilten sich nicht und blieben hinter den anderen zurück. Der Ältere wurde es nicht müde, dem Bruder gegenüber den Erwachsenen hervorzukehren.

„Bist du ein Frauenzimmer, daß du die Tränen laufen läßt?“

Abai wurde ungehalten.

„Du bist groß und stark, aber mit deinem Verstand ist es nicht weit her“, antwortete er. „War Boshej für uns ein Fremder? Auch du solltest ihn beweinen.“

„Beweinen? . . . Wir wurden nicht mal zur Leichenfeier geladen.“

„Gewiß, von den Lebenden. Aber was kann der Tote dafür?“

„Alles! Er lebte in Feindschaft mit unserm Vater.“

„Und wer trug die Schuld an dieser Feindschaft? Du hast alles begriffen, wie ich sehe, und kennst dich aus; sage mir: wer hatte recht und wer unrecht?“

„Mir ist es einerlei, wer recht, wer unrecht hat, ich stehe auf der Seite meines Vaters. Sein Freund ist mein Freund, sein Feind ist mein Feind.“

„So, und du meinst wohl, daß es von viel Klugheit zeuge, wenn das Wolfsjunge es dem alten Wolf gleich-tut?“

„Red keinen Unsinn! Für dich gibt es natürlich keinen klügeren Menschen als unsere Großmutter, die vor Alter schon nicht mehr recht bei Troste ist!“

„Und du erkennst nur den Vater an. Hast du viel Kluges von ihm gelernt?“

„So, du hältst mich wohl für einen Dummkopf?“ rief Takeshan, und er schickte seinen Worten einen üblen Fluch nach.

„Siehst du! Das ist das einzige, was du kannst. Ein schöner Erwachsener! Nichts anderes hört man von dir,

als daß du die Hirten, Melkerinnen und Knechte beschimpfst!“

„Du bist aber frech! Ich werde es dem Vater erzählen.“

„Mach nur! Und ich erzähle der Großmutter, was du von ihr gesagt hast.“

Takeshan verstummte. Einem ernstern Streit war er nicht gewachsen, dazu fehlte ihm die Entschiedenheit. Der Vater war weit, zu weit, um sich bei ihm zu beschweren, und außerdem war es ungewiß, wessen Partei er ergreifen würde. Die Großmutter geriet selten in Zorn, aber wenn ihr Unmut erwachte, war der Schuldige nicht zu beneiden. Im Frühjahr hatte Takeshan einmal einer Frau aus seinem Aul häßliche Worte gesagt und nachher ein schlimmes Donnerwetter erleben müssen. Die beleidigte Frau war weinend zu Sere und Ulshan gelaufen, und vor Entrüstung außer sich, hatte Sere den Übeltäter kommen lassen und ihn kurzerhand nach Strich und Faden verdroschen. Das war kurz bevor Takeshan wie ein richtiger Erwachsener seine Brautfahrt antrat.

Und nun, im Wortwechsel mit Abai, fielen ihm diese peinlichen Minuten wieder ein, und er war bedacht, dem Streit rasch ein Ende zu machen.

„Hör schon auf!“ sagte er. Und mit einem neuen Fluch trieb er sein Pferd an und sprengte voraus.

Abai war froh, seiner ledig zu sein; langsam im Schritt reitend, hing er seinen Gedanken nach.

„Es zeugt nicht von viel Klugheit, wenn das Wolfsjunge es dem alten Wolf gleichtut.“ Diese Worte waren ihm im Streit über die Lippen gekommen, aber erst jetzt ging ihm der tiefere Sinn auf. Auf den ausgetretenen, von den Vätern gebahnten Pfaden zu schreiten — das vermag jeder! Habe die Kraft, eigne Wege zu suchen. . .

Abai war so in seine Gedanken versunken, daß er an den Bakanas kam, ohne es zu gewahren.

Als Sere und Ulshan von Abai erfuhren daß Boshejs Aul sich unweit auf der Sommerweide befinde, entsandten

sie zu Kunanbai sogleich einen Boten mit der Meldung:

„Der Traueraul befindet sich in großer Nähe. Wenn wir uns auch jetzt nicht hinbegeben, so werden wir in Zukunft voll Scham die Augen senken müssen. Triff eine rasche Entscheidung, wie wir uns verhalten sollen.“

Und Kunanbai faßte seinen Entschluß. Noch in derselben Nacht traf er in Begleitung von Kunke und einem Dutzend Ältesten und Shigiten am Bakanas ein. Die hier lagernden zwanzig Aule bereiteten in Eile Kumyß vor und schlachteten Vieh für die Totenehrung.

Um die Mittagszeit setzte sich die ansehnliche Reiterschar in Bewegung; es waren an die fünfzig Männer, etwa vierzig Frauen und ein paar Halbwüchsige wie Abai, Takeshan, Ospan und andere. Nur Sere, Ulshan und eine ältere Frau namens Sary-apa fuhren im Wagen, der sich auf Geheiß Kunanbais einige Zeit vor dem Aufbruch der Reiter in Bewegung setzte.

Neben Kunanbai ritten seine Brüder Maibassar und Shakip, die nächsten Blutsverwandten und die Ältesten der befreundeten Stämme Shuantajak, Karabatyr, Topai und Torgai. Kunke, Aigys, die jüngere Mutter Tanscholpan und andere folgten in einigem Abstand, während sich Kunanbais Geleit in einem gesonderten Trüppchen hinter dem Aga-Sultan bewegte.

Als sie sich dem Traueraul näherten, brach die ganze Menschenschar in ein Heulen und Schreien aus, das weit durch die Ebene schalite, und jagte mit verhängten Zügeln bergab.

Eine alte Sitte wollte, daß jeder zur Leichenehrung Erscheinende mit dem Trauerruf „Oh, du mein Getreuer!“ in den Aul des Verstorbenen sprengte. Den Anfang machten die Ältesten. Die hinter ihnen Reitenden nahmen den Ruf auf und stimmten ein. Und als Kunanbai und sein Gefolge heulend und jammernd loszugaloppieren begannen, erschallte ein allgemeines Wehklagen.

Abai befand sich im mittleren Trupp. Neben ihm ritten Kudaiberdy, sein älterer Bruder von der Kunka, der Bote Shumagul, der alte Shumabai, hinter ihm Takeshan und Ospan.

„Oi-bai, oh, du mein Getreuer!... Mein Bruder!... Mein Fels in der Höh! Mein Schutz und Schirm!“ So ächzte und stöhnte es rings um Abai in der wilden Jagd.

Shumagul und Takeshan schwankten nach rechts und links, als wollten sie gleich aus dem Sattel stürzen. Sie sahen aus, als bräche ihnen das Herz, doch Abai ließ sich von ihrem vorgespielten Kummer nicht täuschen.

Auch aus seiner Kehle drangen Schmerzensrufe, aber er bemühte sich nicht, eine übertriebene Trauer zu zeigen, und seine Klageschreie entsprangen einem ehrlichen Fühlen. Neben ihm ritt Kudaiberdy, auch er heuchelte nicht. Abai hatte immer eine besondere Zuneigung für diesen Bruder empfunden, den er nur selten sah, und er beschloß nun, während der Trauerzeremonien soviel wie möglich an seiner Seite zu bleiben.

Seres Gefährt hielt bereits vor der Großen Jurte des Boshej, deren Kuppel sich in der Mitte der ringförmig angeordneten Aule erhob. Die weiße Jurte stand abseits, und neben ihr auf einem Lanzenschaft flatterte die schwarz- und weißgestreifte Totenfahne.

Von der letzten Anhöhe vor dem Aul erblickten die Reitenden die Trauerfahne und jagten, gleich einem unbändigen Strom zur Frühlingszeit, mit Lärmen und Heulen auf sie zu. Abai, der im mittleren Haufen galoppierte, bemerkte etwa dreißig Männer, die hinter der weißen Jurte, schwer über ihre weißen Stäbe gebeugt, schluchzten. Es waren die zum Empfang der Gäste bereiten Verwandten des Boshej.

Die Reiter saßen ab. In der ersten Reihe der sie erwartenden Männer standen Baidaly, Baissal, Tussip und Karascha, auch sie auf weiße Stäbe gestützt und tränenreich jammernd, hinter ihnen die anderen Verwandten.

Eine Schar flinker, gewandter Shigiten eilte den Ankommenen entgegen. Sie halfen den Reitern aus dem Sattel, banden die Pferde an und führten die Gäste am Arm zu den Ältesten des Auls. Die Gäste umarmten ihre Wirte statt sie zu begrüßen und stimmten wortlos in ihr Weinen ein. Als Abai den Baidaly, den Baissal und andere Älteste in Tränen zerfließen sah, konnte auch er nicht mehr an sich halten, und es strömte heiß über seine Wangen.

Die jammernenden und weinenden Irgisbai wurden am Arm in die Große Jurte geleitet, aus der schrille Schreie schallten.

Von der Tür bis zum Ehrenplatz saßen in Reihen Frauen, die nach allen Regeln, sich schaukelnd, die Fäuste in die Hüften gestemmt, den Verstorbenen beweinten. In der Mitte thronte die Baibische des Boshej und jammerte aus voller Kehle. Ein schwarzer Schleier hing von ihrem Haupt, und aus ihren Augen stürzten in aufrichtiger, untröstlicher Trauer die Zähren. Etwas hinter ihr saßen fünf Mädchen, auch sie laut wehklagend. Das gewölbte Rund der Großen Jurte schien zu eng für soviel Jammer und zu gellendem Schreien gewordenes Leid.

Die Männer traten in die Jurte, warfen sich vor den sitzenden Frauen in die Knie, umschlossen sie mit ihren Armen und stimmten in ihr Lamentieren ein.

Abai schritt hinter Kudaiberdy und umarmte der Reihe nach die Frauen, zu denen dieser getreten war. Aber es war ein Ding der Unmöglichkeit, alle Frauen in der Jurte auf diese Weise zu begrüßen, und so wandte sich Kudaiberdy tränenden Auges zur Baibische und schloß sie laut schluchzend in seine Arme.

„Oh, du mein Getreuer!“ flüsterte er dabei die Trauerformel.

Abai tat es ihm nach und schritt dann auf die jungen Mädchen zu. Endlich war die Beweinung zu Ende. Nur die Baibische fuhr mit ihrem Klagelied fort, und die fünf

Mädchen unterstützten sie mit lauten Wehetönen. Die Baibische bejammerte den bitteren Verlust und klagte über das Schicksal, das sie so hart gestraft. Die Menschen in der Jurte waren ergriffen. Langsam wurde das Weinen der Alten stiller.

Aber die beiden Töchter des Boshej hatten ihre Übung noch nicht beendet. Aus den unartikulierten Lauten formten sich Worte, und die Stimmen verschmolzen zum Trauerlied. Jedes Wort kam deutlich über ihre Lippen, dann und wann von schwerem Seufzen und Stöhnen unterbrochen.

„Oh, Vater! . . . Warum verließest du uns, ehe wir noch in die Reife getreten. . . Warum gingst du von uns, so fern noch deinem Lebensziel. . . Warum liebest du als Waisen uns hienieden. . . Wem befehlest du unser Schicksal an?“ — so sprachen sie im Singsang, und wieder stimmten die Männer und Frauen mit leisem Schluchzen ein.

Dieser Augenblick war für Abai der drückendste von der ganzen Zeremonie.

Der Trauersang der Mädchen ging nach und nach in eine Ballade über, die vom Leben des Vaters, seinem Mut und Edelsinn, seinen trefflichen Taten kündete. Dabei wurden die Stimmen der Mädchen immer ergreifender, immer klagender.

Sie sangen nicht nur von Boshej, sie flochten die Namen der Männer in ihr Lied, die seinen Lebensweg begleitet hatten. Und plötzlich fiel der Name Kunanbai.

Jeder Laut verstummte in der Jurte.

Kunanbai saß stumm, die Pelzmütze tief in der Stirn. Nun aber, als er seinen Namen hörte, senkte er finster den Kopf. Sein Name, von diesen Mädchen gesungen, war wie ein Hieb ins Gesicht für ihn.

Doch das war Sitte, Überlieferung, dies Weinen, das nicht gestört noch unterbrochen werden durfte. Es war heilig wie der Dienst Allahs im Tempel. Niemand konnte hier Einhalt gebieten, niemand ein Verbot aussprechen.

Das Lied herrschte, es war allmächtig. Und nun wurden die Worte immer bitterer, immer schneidender.

Kunanbai ist unser Feind genannt,  
Der für Unrecht uns ein Kind gesandt.  
Unser Feind heißt Kunanbai.  
Stampft daher dem Kulan\* gleich,  
Schlangenglatt, doch tückenreich.

Eine harte Strafe für Kunanbai. . . Wie ein Pfeil schien sich dieser tönende Jammer in sein einziges Auge zu bohren. Die Kunanbai begleitenden Greise bewegten sich unruhig auf ihren Plätzen, hüstelnd und sich schneuzend; jeder fürchtete ein Auflodern des Zorns. Aber Kunanbai hatte die Zähne aufeinandergepreßt und gab keinen Laut von sich.

Abai senkte das Haupt, vor Scham kaum seiner Sinne mächtig. Schon vorher, als das Wehgeheul der Baibische begann, hatte er Togshan unter den Mädchen entdeckt. Ihr Gesicht war vom Schleier verhüllt, und sie saß seitlich zu ihm. ‚Wenn die Erde sich auftäte und uns verschlänge, es wäre besser als diese Schmach‘, ging es ihm durch den Sinn.

Doch auf einmal hörte er unweit von sich jemand vor Verwunderung laut mit der Zunge schnalzen. Abai blickte auf: es war die Sary-apa. Sie erhob sich, schritt unwilligen Angesichts in die Mitte der Jurte, dort hockte sie sich auf die Fersen, zog den schwarzen Mantel über das Haupt und stimmte ein langes Lied an.

Es begann mit einem Lob auf Boshej, dessen Tod die Sängerin ausgiebig beklagte, und endete unerwartet also:

O ihr Mädchen, seid ihr bar der Scham,  
Daß Lüg und Falsch in eure Rede kam.  
Ward Boshej geehrt im ganzen Land,  
Nicht heimlich eingescharrt im Sand.

\* *Kulan* — wildes Roß. *Die Red.*

Sie sang diesen Vers mit laut durch die Jurte hallender Stimme und brach danach unvermittelt ab.

Alles, was sich an Bitternis bei den beiden verfeindeten Sippen angesammelt hatte, war nun in den Klagesängen dieser Frauen ausgesprochen worden. Niemand fügte ein Wort hinzu. Der Mulla Gabitchan, der neben Sere saß, begann in singender bucharischer Weise den Koran zu lesen. In schweigender Reglosigkeit hörten ihm die Anwesenden zu.

So erwies Kunanbai dem toten Boshej die letzte Ehre.

Nach dem Koranlesen blieben die Frauen allein, während die Männer sich in eine andere Jurte begaben, wo schon Bewirtungen aufgetragen waren. Die Aufwartung besorgten alle, selbst die vornehmsten Ältesten Baidaly und Tussip. Aber weder der Tee noch der Kumyß und die Fleischgerichte vermochten eine Atmosphäre schlichter Vertraulichkeit zwischen den Freunden Boshejs und ihren Gästen herzustellen. Und wenn Baidaly und Kunanbai dann und wann ein Wort wechselten, dann klang es allzu kalt und höflich. Baidaly reichte Kunanbai eigenhändig den Tee und ehrte den Gast in jeder Weise. Doch sobald sie ein Gespräch anzuknüpfen begannen, zeigte sich sofort die gleiche, durch Zuvorkommenheit mühsam überbrückte Leere. Sie hatten nichts miteinander zu reden.

So wechselten sie nur ein paar karge Worte: wie das Vieh gedeihe und ob das Futter in diesem Jahr gut geraten sei. Dann kam man auf die gegenseitigen Raubzüge der benachbarten Geschlechter Kerej und Naiman in diesem Sommer zu sprechen. Dies bildete den einzigen Gegenstand der Unterhaltung bis zur Abreise Kunanbais. Alle, die mit ihm gekommen waren, trennten sich noch am selben Abend und ritten auf ihre Sommerweiden zurück, schweigsam, bedrückt und finster.

Kunanbai war einer großen Last entledigt. Erleichtert aufatmend kehrte er in den Aul der Kunke zurück.

Unterwegs aber wandte er sich an seine älteste Frau und sagte gewichtig:

„Sary-apa soll von uns geachtet und geehrt werden. Sie verdient es.“

## 2

Der Herbst war ins Land gezogen. Schon seit drei Tagen fiel unaufhörlich ein dünner Fadenregen. Die Aule hatten die Lager auf den Sommerweiden abgebrochen und waren über den Tschingis zurückgewandert. Sie beendeten in Eile die Heumahd und bewegten sich zu den Herbstweiden, ohne bei den Winterlagern haltzumachen.

Auf den Wiesen von Shidebai und auf den umliegenden Lagerstätten hatte sich eine große Anzahl Aule zusammengefunden. Sie bevölkerten auch die zahllosen Täler des Tschingis, die Hänge, Ausläufer und Schluchten.

Die großen Sommerjurten waren schon zusammengelegt und verpackt. Die Aule hausten in kleineren Jurten, die jedoch wärmer waren. Jeder war bemüht, seine Wohnstätte vor der Herbstkälte zu schützen; zu diesem Zweck machte man Feuer an, und große gewebte Wollmatten wurden an den Wänden aufgehängt. In der Herbstzeit waren die aus einem Filzstück bestehenden kleinen Jurten, denen der Ruß nichts anhaben konnte, am bequemsten, und ihre Besitzer gaben sich große Mühe, sie behaglich zu machen.

Die Schafe wurden nicht mehr gemolken — das sicherste Anzeichen, daß der Sommer vorüber war und die Herbstweide begonnen hatte. Die Lämmer waren schon herangewachsen und grasten mit den großen Tieren.

Die Männer weilten nun viel auswärts. Sie reisten in die verschiedenen Aule, um Handel und Zwiste teils zu schlichten, teils auszutragen. Aber sie hatten ein

anderes Aussehen, sie trugen hohe Stiefel mit Filzstrümpfen, denn die Nächte waren kalt und feucht; dazu kamen dicke Lammpelze und fellgefütterte Mäntel. Auch die Pferde wurden um diese Zeit gewechselt; die im Sommer gerittenen hatten zum Herbst ihre Fülle verloren und kamen in den Tabun, während fette, wohlgemästete Rosse an ihre Stelle traten. Sie wurden im Schritt geritten, ohne Eile, damit die feisten Tiere sich nicht übernahmen; häufig ließ man sie die ganze Nacht über im Freien stehen.

Um diese Zeit begann ein allgemeines Kaufen, Tauschen und Leihen der Pferde. Wenn der Herbst unruhig und wechselreich zu werden versprach oder wenn weite Züge und häufiges Herumreisen vorauszusehen waren, stieg die Nachfrage nach kräftigen, verlässlichen Pferden besonders; man bat, bettelte, flehte um solch ein Tier und gab dem Besitzer keine Ruhe, bis er es herausrückte.

Und auch jetzt, um die Abendzeit, als Maibassar und Kudaiberdy, vom Regen fröstelnd, zum Aul Kulinschaks, des Ältesten des Torgai-Geschlechts, trabten, hing ihr dringender Auftrag ebenfalls mit einem Pferd zusammen. Begleitet von Shumabai und Shumagul, ritten sie in scharfem Tempo, um möglichst rasch an ihr Ziel zu kommen.

In Kulinschaks Aul schien man gradezu auf einen Abgesandten von Kunanbai gewartet zu haben. Als sich die vier Reiter auf der Wiese vor dem Aul zeigten, erhob sich Kulinschak, der mit seinen Söhnen, den „fünf Tollköpfen“, auf einem Hügel saß.

„Da kommen sie“, sagte er.

„Sie reiten schnell“, stimmte Tursynbai, der älteste der „fünf Tollköpfe“, bei und blickte den sich nähernden Männern entgegen.

„Nun, es geht los! Manas, reite geschwind zu Puscharbai und lasse ihm Kenntnis zukommen. Wir haben keine Zeit, um selber alle Kotibak zu benach-

richtigen, deshalb möge Puscharbai es tun“, ordnete Kulinschak an.

„Und die sollen ihrerseits die Shigitek und die Bokenschi alarmieren“, fügte Tursynbai hinzu.

„Sage ihnen: wenn sie mir wirklich bei der Abwanderung helfen wollen, so sollen sie sich unverzüglich herbegeben!“

„Heute nacht müssen sie hier sein, so ihre Versprechungen nicht hohle Worte waren!“ riefen die anderen Söhne des Kulinschak.

Manas hörte sich die Anweisungen der Älteren an und ließ kein Wort verlauten; an ihm war es, den Auftrag auszuführen.

Er sollte sofort lossprengen, doch er zögerte, um die Reiter herankommen zu lassen.

Als Maibassar und seine Gefährten vor der Jurte hielten, kam Kulinschak den Hügel herab. Nach einer kurzen und kühlen Begrüßung traten die Männer sofort in die Große Jurte.

Manas aber schwang sich aufs Pferd und ritt nach dem Karaul. Als er Maibassar sah, wußte er, daß er keine Minute säumen durfte.

Zornigen Angesichts trat Maibassar in das Zelt; ohne den Gürtel und die Kopfbedeckung abzulegen, stemmte er die Faust in die Hüfte, die zusammengelegte Peitsche in der Hand, und warf, bleich, die Nasenflügel gebläht, finstere Blicke auf Kulinschak und seine Söhne. Seine Stirn war gerunzelt, in den wilden Augen flackerte der Haß.

„Wie soll ich das verstehen? Warum habt ihr meinen Sippenverwandten, meinen Boten gezüchtigt? War er im Unrecht, so konntet ihr bei dem Mirza Klage führen, oder gelüstete es euch, uns eure Kraft zu zeigen? Standet ihr nicht gestern noch uns zur Seite?... Sprecht, was eure Unzufriedenheit erregt! Sprecht es offen aus! Der Mirza hat mich herentsandt, auf daß ihr ihm eure Klagen

darlegt! Und er hat seinen Sohn Kudaiberdy mir zur Begleitung mitgegeben!“

Dies gesagt, spie Maibassar in das träge blakende Feuer und wandte dann Kulinschak sein Gesicht zu.

Kulinschaks Söhne schwiegen finster, mit gesenkten Häuptern, als hätten sie kein Wort vernommen.

Kulinschak saß auf seinem Lager, das auf dem Boden ausgebreitet war, und nur Sadyrbai, der neben dem Vater kauerte, musterte Maibassar furchtlos und mit unverwandtem Blick.

Mehrere Minuten blieb Kulinschak stumm und hielt die Augen geschlossen.

„Du sagtest, wir haben deinen Boten verprügelt“, begann er dann. „Aber warum sagst du nichts von deiner eignen Handlungsweise, ehrenwerter Maibassar? Und wenn der Mirza uns soviel Aufmerksamkeit zuwendet, warum lenkt er seinen Blick nicht auf denjenigen, der auf Raub sinnt? Warum zieht er dich nicht zur Rechenschaft, Maibassar?“

„Drehe die Sache nicht herum, Aksakal! Ich bin hier, um festzustellen, wer der Schuldige ist, und solchen Übergriffen ein für allemal ein Ende zu machen.“

„Mit andern Worten, ich soll dir lieber nicht über den Weg kommen? Aber wenn ich mich entschlossen habe, dir die Freundschaft zu kündigen und zu denen zu wandern, die meiner bedürfen?“

„Dazu wirst du mein Einverständnis nicht erhalten. Der Mirza bat dich, am Ort zu bleiben. Er versprach, alles selber zu untersuchen und Recht zu schaffen.“

„Allah schenke ihm Wohlergehen, doch möge er mir nicht zürnen und meiner nicht böse gedenken, wenn ich dennoch von hier fortwandere.“

„Warum, Aksakal, was bewegt dich?“ mischte sich nun Kudaiberdy in das Gespräch. „Mein Vater sprach: ‚Wandert er ab, so bringt er das ganze Torgai-Geschlecht wider mich auf. Lieber wollen wir gemeinsam verhan-

deln und die Schuldfrage klären. Kulinschak weise den Ort, wo wir uns treffen, und er möge sagen, was er als Schadenersatz begehrt. Nur soll er von seinem Vorhaben abstehen und nicht zu meinen Feinden wandern!“ So lautet meines Vaters Bitte.“

Maibassar ließ Kulinschak nicht zu Worte kommen.

„Sage mir, wessen du mich beschuldigst? Du warst es, der meinen Boten mißhandelt hat!“ so setzte er ihm zu.

„Meine Söhne — dort siehst du sie vor dir — besitzen einen guten Renner, einen einzigen. Du hast ihn von mir erbeten, und ich erwiderte dir, daß ich ihn dir nicht geben kann. Das war nicht gar so schwer zu begreifen! Aber was tatest du? Schicktest deinen Boten, diesen Hund, der reißender als ein Wolf ist, damit er mir das Pferd mit Gewalt entführe... Du wolltest mich einfach berauben. Nennt sich das Gerechtigkeit, Maibassar?“

„Nicht ich bat um das Pferd, sondern der Mirza. Das Tier fand Gefallen vor den Augen Kudaiberdys, und er bat uns darum. Ich dachte mir, es ist das erstemal, daß Kudaiberdy die Hand nach einem Pferd ausstreckt, Kulinschak wird unsern kleinen Streich nicht verübeln, er ist ein großmütiger Mann. Und so sandte ich wirklich den Boten zu euch.“

„Ein kleiner Streich! Ein schöner Streich!“ rief Tur-synbai.

„Wen willst du täuschen? So etwas nennt man Gewalt. So springt man nur mit Fremden oder mit schutzlosen Sklaven um!“ fiel Sadyrbaï ein.

Bald wurde es klar, daß sie nicht einig werden konnten. Die Auseinandersetzung brach ab, und die Männer schwiegen verdrossen. Aber dann begann Maibassar aufs neue mit seinen Vorwürfen gegen Kulinschak, weil der mit dem ganzen Torgai-Geschlecht zu den Shigitek abwandern wollte.

Die durch Maibassar und Kudaiberdy übersandte Botschaft Kunanbais betraf in der Hauptsache diese geplante Abwanderung. Den Renner und die damit zusammenhängende Verprügelung des Boten brachte Maibassar von sich aus zur Sprache. Er glaubte, er könnte dadurch Kulinschak nachgiebiger stimmen; aber er dachte nicht daran, sich schuldig zu bekennen.

Vor einigen Tagen hatte Kulinschak, durch den Befehl Maibassars zum Äußersten gereizt, dessen Boten übel zugerichtet und daraufhin fest beschlossen, die freundschaftlichen Beziehungen zu Kunanbai abzubrechen. Er schickte einen Mann zu den Shigitek, mit der Bitte, ihn und sein Geschlecht bei sich aufzunehmen und ihm bei der Abwanderung behilflich zu sein. Das Gerücht davon war heute morgen zu den Ohren Kunanbais gedrungen, und der hatte sofort begriffen, daß es unklug und seiner Ehre abträglich wäre, wenn er ein so nah verbundenes Geschlecht wie die Torgai einfach ziehen ließe.

Nach Boshejs Tod war es während des ganzen Sommers nicht mehr zu offenen Zusammenstößen gekommen, aber beide feindliche Lager warben mit höchstem Eifer Bundesgenossen. Die Feindschaft glomm unter der Oberfläche gleich einem schwelenden Feuer und wuchs immer stärker an; bei beiden Parteien hatte der Haß und die Erbitterung schon einen Grad erreicht, wo die Flamme jeden Augenblick emporschlagen konnte.

Der Zusammenstoß von Tokpanbet, der mit der beispiellosen Demütigung Boshejs geendet hatte, war der letzte in seiner Art. Aber seither rüsteten sich die Shigitek, Kotibak und Bokenschi fieberhaft zum Streit und waren fest gewillt, Kunanbai einen kräftigen Denkkzettel zu erteilen. Nach Boshejs Tod hörten alle feindlichen Handlungen dem Anschein nach auf, doch diese äußerliche Ruhe war trügerisch, die schwärende Wunde fraß sich immer tiefer ins Fleisch. Boshejs Tod hatte die Gegner

Kunanbais nur fester zusammengeschlossen und ihnen größere Entschlossenheit verliehen.

Am unversöhnlichsten und schroffsten in ihrer Ablehnung waren Boshejs nächsten Freunde Baidaly, Baissal, Karatai, Tussip und Sujundik.

Und als die Spannung ihren höchsten Grad erreichte, streckte Kunanbai den Arm nach dem Renner aus.

Zu jeder anderen Zeit hätte sich Kulinschak gewiß als zugänglicher erwiesen, er hätte einfach keinen Widerspruch gewagt. Doch nun wußte er Verbündete um sich — Baissal und Puscharbai hatten ihn schon verschiedentlich zu sich geladen, und die Kotibak waren ihm ebenso nah wie die Irgisbai verwandt. Daher entschloß sich Kulinschak zum Äußersten und gab den Renner nicht her.

Maibassar ahnte nicht die verwickelten Hintergründe dieser Weigerung.

„Er will nicht?! Unsinn! Wer sind wir, wenn wir nicht mal von den Torgai nehmen könnten, was wir brauchen. Was will er gegen uns tun?“

Kulinschaks abschlägige Antwort hatte seine Wut maßlos gesteigert, und er schritt zur Gewalt. Dadurch hatte er selber den Anstoß zu allem Folgenden gegeben: das Torgai-Geschlecht beschloß, sich von den Irgisbai zu trennen und auf die Seite der Shigitek überzugehen.

Jetzt saß Maibassar vor Kulinschak und versuchte, ihm mit allen Mitteln diesen Plan auszureden, aber der ließ viele seiner Überzeugungsgründe einfach ohne Antwort. Als Maibassar sah, daß er nichts ausrichtete, packte die Wut ihn aufs neue, und er versuchte es auf die oft erprobte Weise: mit Drohungen und Erpressung.

„Ua, Kulinschak-Aksakal. Ich habe dir den Wunsch des Mirza unterbreitet, und ich schließe mich seiner Bitte an: ziehe nicht fort! Ich habe alles gesagt, was zu sagen war, und mehr zu sagen bin ich nicht gewillt. Gib mir

dein Wort, daß du nicht abwandern wirst, oder du wirst diesen Tag bereuen!“

Voll Entrüstung blickte Kulinschak auf Maibassar und schnitt ihm schroff das Wort ab:

„Meinst du es so? Nun gut, auch ich will fürder nicht mehr reden! Genug hab' ich mit angesehen, genug erduldet! Ich wandere ab — so lautet meine Antwort!“

Die Ankömmlinge hoben erschrocken die Köpfe und wechselten bestürzte Blicke.

Vor Zorn rasend hieb Maibassar mit der Reitpeitsche auf das Lager und stieß, vor Wut fast erstickend, hervor:

„Ich weiß wohl, wohin du ziehst und wer dich angestachelt hat! Gewiß hat man nicht mit Versprechen geknausert, man werde dich zu schützen wissen. Soll es nur einer versuchen, dich mir zu entreißen! Ich halte dich in der Hand! Baidaly und Baissal kommen sich mächtig vor, sie meinen, sie wären die großen Herren! Um so besser, ich werde diesen Mirzas eine eiserne Lanze in den Hintern stoßen.“ Maibassar zitterte vor Erregung am ganzen Leib, in seinen Augen war ein tückisches Funkeln. „Sie treiben es noch so weit, daß ich ihnen die Antwort auf ihren nackten Rücken einbrenne. Tokpanbet ist nicht vergessen.“

Sadyrbai, der heißblütigste und verwegenste der „fünf Tollköpfe“, bewegte sich unruhig auf seinem Platz und rief schwer atmend:

„Genug, Verehrter, genug, Kreisverwalter! Jener schmachliche Vorfall hat niemand Ruhm gebracht! Ihr solltet lieber nicht an ihn erinnern!“

In die Jurte trat raschen Schrittes Puscharbai, gefolgt von zwei Shigiten, jener Puscharbai, der im vorigen Jahr in Tokpanbet, bei dem Versuch, Boshej zu schützen, selber Kunanbais Peitsche zu spüren bekam. Puscharbai, ein kühner Mann mit dichtem Bart und von riesigem Körperbau, hatte die ihm angetane Schmach nicht vergessen und war nicht müßig gewesen: ihm war

es vor allem zu danken, wenn Baissal und das Geschlecht der Kotibak nun endgültig auf die Seite der Shigitek übergegangen waren.

Bei seinem Erscheinen gerieten die Söhne des Kulinschak in unruhige Bewegung und blickten auf, wie in Erwartung. Hinter der Tür wurden abermals Schritte laut. Shumabai dachte: „Wer geht da wohl herum? Was mögen sie angezettelt haben?“ und blickte fragend auf Maibassar.

Draußen erklang eine Stimme:

„He, ist jemand da?“

Puscharbai horchte auf und antwortete laut:

„Ja, ich bin hier!“

In dieser Minute drangen etwa zehn Shigiten mit Manas an der Spitze in die Jurte ein. Sie stürmten gradewegs zum Ehrenplatz, und die übrigen „Tollköpfe“, die ungeduldig auf sie gewartet hatten, stürzten sich gemeinsam mit ihnen auf Maibassar und seine Begleiter.

„Zurück!“ schrie Maibassar und holte noch im Sitzen mit der Peitsche aus.

Aber Sadyrbai hatte ihn schon gepackt. Er warf ihn um und wälzte sich schwer auf den Liegenden. Die drei Begleiter wurden von den anderen Shigiten zu Boden gerissen und überwältigt.

Der Vorfall mit dem Boten erschien als eine geringfügige Sache gegenüber dem Schrecklichen, das sich nun abzuspielen begann.

Puscharbai, Sadyrbai und Manas schlugen auf Maibassar ein, bis ihnen der Arm müde wurde. Seinen Gefährten geschah das gleiche, mit Ausnahme des Kudaiberdy, den Kulinschak davor bewahrte, mißhandelt zu werden. Er zog den Jüngling beiseite und bedeckte dessen Kopf mit seinem Gewand. Bisher hatten die Shigiten wortlos die Peitschen geschwungen, aber nun schrien sie:

„Heraus mit ihm aus der Jurte, wir wollen Maibassar ins Freie schleppen!“

Und sie zogen ihn hinaus. Sadyrbai frohlockte:

„Hörtet ihr, wie er uns drohte: ‚Ich mache mir meinen Spaß und werde euch alle splitternackt ausziehn!‘ Er kann nur drohen, aber wir zeigen es ihm! Reißt ihm die Kleider vom Leib, zieht ihn aus!“ rief er, und dabei zerrte er die Stiefel, die Hosen von Maibassar, bis der nackend vor ihm lag. Dann holte er mit aller Kraft aus, schlug ihn auf den Rücken und trat den Liegenden mit den Füßen. „Was hast du nicht alles mit uns angestellt! Woher du wohl die Unverschämtheit nimmst?“ rief er bei jedem Schlag. „Noch schlimmere Schande sollst du von mir erleben!“

Er drehte Maibassar herum.

„Eine eiserne Lanze wolltest du uns in den Hintern stoßen? Ja, das wolltest du? Hast du uns damit gedroht? Da hast du sie, die eiserne Lanze!“ brüllte er, und bei diesen Worten nahm er ein paar Kugeln Kamelmist, die neben der Jurte lagen, und zertrat sie mit seinem Stiefel auf dem nackten Gesäß Maibassars. „Wenn du auch nur einen Tropfen Ehre im Leibe hast, so krepriere an dieser Schmach“, schrie er und versetzte ihm einen letzten Fußtritt.

Nachts, nachdem der Bruder und der Sohn des Kunanbai mißhandelt und geschändet worden waren, packte der Aul Kulinschaks seine Jurten ein und machte sich auf die Wanderung. Während des Aufbruchs stellten sich die von Manas herbeigerufenen Shigitek und Kotibak ein und gaben dem abwandernden Aul ein ehrenvolles Geleit. In derselben Nacht noch gesellten sich viele Aule aus dem Geschlecht Torgai zu ihrem Zug.

Maibassar und seine Begleiter wurden erst in Freiheit gesetzt, als die Aule schon ein großes Stück entfernt waren. Bis zum Sonnenaufgang suchten sie nach ihren Pferden, und als sie vor Kunanbai erschienen, stand die Sonne schon im Zenit. Alle Anhänger Kunanbais befanden sich um diese Zeit in Shidebai. Dicht aneinander lagernd, füllten die Aule der Irgisbai, Topai, Shuantajak

und Karabatyr die großen Weideflächen, wohl zehn Werst im Umkreis.

„Die Shigitek haben Maibassar und Kudaiberdy mißhandelt und den Aul des Kulinschak mit Gewalt entführt“, diese Kunde eilte wie auf Windesflügeln durch die Aule.

Kunanbai erließ schleunigst seinen Befehl. In weniger Zeit, als ein Kessel Wasser zum Kochen braucht, saßen hundertfünfzig Shigiten im Sattel, geführt von Kunanbai, seinem Wahlbruder Isgutty und seinem Brudersohn Akberdy.

Gegen Mittag erließ Kunanbai, der die Wanderung der Shigitek Tag um Tag aufmerksam verfolgt hatte, einen neuen Befehl an seine versammelte Heerschar.

„Der Feind will Überfälle und Gewalt, er mag es am eigenen Leibe spüren! Fallt über ihn her und zwingt den Wanderzug der Shigitek, den ihr dort seht, mit Waffengewalt zur Umkehr.“

Und er führte seinen starken Trupp gegen eine Karawane, die sich gerade durch das Tal des Mussakul bewegte. Wüst und jäh jagte der Trupp in den wandernden Aul hinein, ohne auch nur zu wissen, wen er vor sich hatte; den zorneschüttelten Kunanbai kümmerte das nicht. „Genug, daß es ein Aul der Shigitek ist!“ so dachte er.

Und wirklich war dies ein Zug der Shigitek, aber es war der Trauerzug des Boshej.

Die Bewaffneten stürzten sich zuerst auf die Tabune und Herden, die vorausgetrieben wurden. Rasch waren die sie begleitenden Männer niedergeschlagen oder zerstreut, worauf die Pferde und Kühe weggeführt wurden. Auch die Karawane wollten die Angreifer zum Mitgehen zwingen, aber Shakip und Isgutty, die an der Spitze ritten, merkten im letzten Augenblick, daß sie den Aul des Boshej vor sich hatten, und zogen ihre Leute zurück. Mit eintönigem Wehgesang setzten die beiden Töchter des

Boshej, das gestutzte Pferd am Zügel, ihren Weg fort, als kümmere sie das wüste Getümmel nicht. Nur die Baische des Boshej hielt ihr Pferd und die Kamele an und schrie den Angreifern zu:

„Ua, ihr Schamlosen! Über einen Trauerzug fallt ihr her! In euren Gräbern sollt ihr noch heulen, ihr Gottvergessenen!“

Als Kunanbai erfuhr, daß dies der Aul des Boshej war, befahl er sogleich:

„Laßt ab von diesem Zug! Aber er soll auch nicht weiterwandern, sondern hier seine Jurten aufschlagen, wo er ist.“

Der Zug kam aus der Ordnung, Tiere und Reiter drängten sich in einem Haufen. Man begann in dem Tal die Jurten aufzustellen. Kunanbais Trupp sprengte zurück.

Die neue Kunde durcheilte die Aule der Shigitek: „Kunanbai hat den Trauerzug des Boshej überfallen! . . . Kunanbai hat das Andenken des Verstorbenen entweiht!“

Die ganze Nacht hindurch schafften die Shigitek Waffen und Rüstzeug herbei, und alle Männer bis zum letzten bestiegen die Pferde. Als Sammelort ward der Aul des Boshej ausersehen. Baissal hatte sich entschlossen, Kunanbai die Stirn zu bieten; er scharte die bewaffneten Haufen der Kotibak zusammen. Sujundik rief die Bokenschi zum Streit.

In derselben Nacht trafen auch in Shidebai in einem nicht abreißenen Strom die Aufgebote des Aga-Sultans ein. Das Tal Mussakul liegt nur drei Werst von Shidebai entfernt; es sollte zum Schauplatz eines blutigen Treffens werden. Kunanbai scharte nicht nur die in der Nähe lagernden Geschlechter um sich; er schickte seine Abgesandten, mit Beipferden versehen, zu den entferntesten Geschlechtern.

Auch Baidaly und Baissal waren nicht müßig. Sie sandten Boten aus in die Aule Karatais vom Geschlecht

der Koksche und in die menschenreichen Stämme der Mirza und Mamai, die jenseits der Koksche-Weiden ihre Siedelplätze hatten.

Baidaly wußte, was kommen würde; er sah die Dinge voraus. Und er tat einen weiteren wichtigen Schritt: er ließ Urteile und Klagen gegen Kunanbai niederschreiben und mit den Siegeln der einzelnen Geschlechter unterfertigen. In ihnen ward gesagt: „Der Aga-Sultan, der Gebieter Kunanbai, zerstört die Aule und hat in räuberischer Absicht einen Trauerzug überfallen. Er verstrickt die Geschlechter des Tobykty-Stammes in Mord und blutigen Streit!“ Dies alles geschah in höchster Eile. Baidaly überreichte Tussip die Anklageakten, er gab ihm fünf Shigiten zur Begleitung und füllte seine Taschen mit Geld für die Reise. Unter Mitnahme von mehreren Reservepferden sprengte Tussip mit seiner Eskorte davon, in der Richtung von Karkaralinsk.

Nun blieb Baidaly nichts anderes mehr zu tun, als dem Ansturm standzuhalten und ohne Wanken dem Angreifer die Stirn zu bieten.

Kaum graute der Morgen, da stürmten die bewaffneten Haufen Kunanbais mit Kampfgeschrei und Trommelwirbeln durch das Tal.

Baidaly, Baissal und Sujundik schwangen sich aufs Roß und riefen ihre Leute zu den Waffen. Die Shigiten liefen zu den gesattelten Pferden, die rittfertig angebunden waren, ergriffen die bereitstehenden Soile und Schokpare und jagten furchtlos dem auf sie zubrausenden Trupp Kunanbais entgegen. Mit erhobenen Soilen und gezückten Lanzen prallten die beiden feindlichen Lager aufeinander und vermengten sich sogleich zu einem Gewühl, in dem nichts mehr zu erkennen war. In Wolken von Staub fochten sie und schlugen einander.

Dieses Gefecht lebte noch lange als Schlacht von Musakul in der Erinnerung der Tobykty fort. Beide Seiten zählten an die tausend Streiter. Kunanbai hatte kein

zahlenmäßiges Übergewicht. Einmal ums andere brandete seine Truppe gegen den Gegner an, um jedesmal zurückzufluten. Bei jedem Anrennen stürzten zehn bis fünfzehn Mann verwundet vom Pferd.

Der erste Tag dieses heißen Gefechts verlief mit wechselndem Erfolg. Gegen Abend räumten beide Seiten den Kampfplatz.

Anderntags entbrannte die Schlacht aufs neue, aber keine der beiden streitenden Seiten konnte einen entscheidenden Erfolg erzwingen.

Auch am dritten Tag dauerte dieses beispiellose Gefecht an. An diesem Tag befahl Kunanbai fünfzig seiner besten Shigiten, ausgesuchte Renner zu besteigen, und sich mit scharfen Beilen und spitzen Lanzen statt der Soile zu bewaffnen. Der zähe Widerstand der Shigitek und ihre Unerschrockenheit vor dem angreifenden Gegner hatten Kunanbais Wut bis zum Äußersten gesteigert. In überschäumendem Rachedurst faßte er den unumstößlichen Entschluß, auf welche Weise auch immer den Sieg zu erringen.

Er griff nun zu einer neuen Taktik: er wollte den Feind in eine Falle locken. Nachdem er eine nur mit Soilen bewaffnete Truppe vorgeschickt hatte, zog er sie mitten im Angriff plötzlich heraus und tat, als trete er den Rückzug an, um so die besten Shigiten des Gegners zur Verfolgung zu verlocken.

Der Plan gelang. Aus dem Lager der Shigitek und Kotibak stießen bald einzelne Grüppchen vor, die hartnäckig und erbittert dem sich zurückziehenden Gegner nachsetzten. Unter ihnen waren auch die „fünf Tollköpfe“ des Kulinschak sowie Puscharbai und Kareke. So kamen sie, dem Gegner auf den Fersen, an eine Anhöhe, auf der sich Kunanbai selber befand. Der hatte nur auf diesen Augenblick gewartet. Überraschend ließ er seine besten mit Beilen und Lanzen bewaffneten Shigiten aus dem Hinterhalt hervorbrechen und stürmte mit ihnen vorwärts.

Dieser im Hinterhalt lauernernde Trupp war von Isgutty angeführt. Er keilte sich in die Reihen des Gegners, schlug ihn in die Flucht und folgte ihm auf den Fersen. Zehn von der Menge abgedrängte Shigiten wurden auf der Stelle erstochen. Isgutty stürzte sich mit geschwungenem Beil auf Puscharbai; doch Kareke, der den alten Mann schützen wollte, warf sich zwischen die beiden. Isgutty holte aus und ließ das Beil auf den Kopf des anderen niedersausen. Kareke wich rechtzeitig aus, und das Beil traf nicht seinen Schädel, sondern hieb ihm die Nase ab. Das Blut überströmte im Handumdrehen sein Gesicht, seine Kleidung, und er stürzte vor den Augen Puscharbais in vollem Galopp aus dem Sattel. Die Freunde konnten ihn nicht einmal vom Kampffeld tragen, sie mußten selbst ihr Heil in der Flucht suchen.

Nun trat jene Phase des Gefechts ein, die man mit den Worten: „Der Feind flieht“ bezeichnet. Kunanbai stürmte vorwärts, schonungslos den Gegner verfolgend.

In diesem Augenblick erhob sich im Rücken der Shigitek eine mächtige Staubwolke. Es sah aus, als wälze sich eine starke Kriegerschar den breiten Hügelhang herab.

Schon vorher hatten Kundschafter dem Kunanbai gemeldet: „Die Shigitek haben einen Boten zum Geschlecht Konyr geschickt, sie erwarten auch von den Mamai Truppen zur Hilfe.“ Kunanbai war es klar, daß im Falle einer Verstärkung seitens der Mamai sich das Kräfteverhältnis zugunsten der Shigitek ändern würde. Nichts war für ihn gefährlicher als dies. Und wirklich, kaum war der Feind in die Flucht geschlagen, da tauchten über dem Hügelrand die Streitkräfte der Mamai auf und verbreiteten Verwirrung unter seinen Shigiten. Von Isgutty und seiner Truppe fiel der Kampfrausch ab, sie zügelten unwillkürlich ihre Pferde. Nach der Staubwolke zu schließen, waren es nicht weniger als fünfhundert Mann, die da über die Berge anrückten.

Kunanbais Männer hielten ihre Pferde an und machten schleunigst kehrt. Doch zeigten die Shigitek wenig Lust, die Verfolgung aufzunehmen. Und so kam es, daß beide Lager grade in dem Augenblick, als das Gefecht am heißesten entbrennen mußte, still und ohne viel Aufsehen nach verschiedenen Seiten auseinanderritten.

Kunanbai kam es nicht in den Sinn, daß er einer Täuschung zum Opfer gefallen war; denn auch Baidaly hatte zu einer List gegriffen. An diesem dritten Tag der Schlacht erhofften die Shigitek mit Sicherheit den Sieg. Baidaly verbreitete das Gerücht, daß eine große Truppe der Konyr und Mamai im Anmarsch sei, im stillen aber befahl er, alle Kamele aus den benachbarten Aulen herbeizuführen und sie über den Hügel zu treiben; je mehr Staub sie aufwirbelten, um so besser. Der gewaltige Heerhaufen, der die Scharen Kunanbais zum Wanken brachte, war nichts als eine harmlose Herde Kamele.

Aber davon ahnte Kunanbai nichts, und er zog sich zurück. Auch Baidaly wollte nicht riskieren, die Verfolgung des abziehenden Feindes aufzunehmen.

So endete das dreitägige Treffen von Mussakul. Kunanbai war es nicht gelungen, den Gegner niederzuwerfen, die Shigitek aber hatten gezeigt, daß sie fähig waren, jedem Angriff Trotz zu bieten und ihrem Recht mit der Waffe Geltung zu verschaffen.

Die Schlacht war zu Ende. Doch Gerüchte, Gemunkel, unablässiges Geraun, heiße Meinungsverschiedenheiten und endlose Nacherzählungen schwirrten noch lange durch die Luft und ergriffen wie ein Lauffeuer das ganze Gebiet.

Was jedoch die Anführer anbetraf, so führten Baidaly und seine Freunde von nun an eine selbstbewußtere Sprache; sie schienen um Haupteslänge gewachsen. Die Männer aus Kunanbais Umgebung hingegen hielten sich zurück und wahrten Schweigen. Sie schienen wie in zorni-

ger Stummheit erstarrt. Schon dies ließ erkennen, daß sie eine Schlappe erlitten hatten.

Und was sollte nun weiter geschehen? Wie konnte man jene zur Botmäßigkeit zwingen, die auch in Zukunft offenen Widerstand wagten und ihre Kräfte im Streit erproben wollten? Bei diesem Gedanken allein stieg Kunanbai das Blut zu Kopf.

Zehn Tage verliefen in völliger Stille. Beide Seiten verhielten sich ruhig und unternahmen nichts. Kunanbais Gegner frohlockten. „Kunanbai, der Felsblock, ist ins Wanken geraten, seine Kraft ist erschüttert“, so sprachen sie, hielten reichum Gastmahle ab und sparten weder mit Pferden noch mit Schafen. Sie ließen Dankgebete zum Himmel steigen, knüpften neue Freundschaften an, verschwägerten und verbrüdereten sich im allgemeinen Freudentaumel und feierten ohne Unterlaß.

Und wirklich hatten die Shigitek allen Grund zur Freude. Am zehnten Tag nach Tussips Abreise sah man fünfzehn bewaffnete Kosaken aus Karkaralinsk im Aul des Kunanbai einreiten. Tussip war um diese Zeit ebenfalls schon von seiner Reise zurück. Nach der Meinung aller war dies ein „Gerichtler“ mit einer Eskorte, der auf Grund der Klage des Shigitek-Geschlechts hergekommen sei, um Kunanbai zu verhören.

Tatsächlich befand sich bei der Truppe ein Beamter namens Tschernow, den der Generalgouverneur auf die Bitte des Majors hin entsandt hatte. Für die Fremden wurden zehn Jurten zwischen Shidebai und dem Mussakul-Tal aufgestellt. Die Untersuchung dauerte drei Tage. Tschernow verhielt sich von Anfang an kühl und zurückhaltend zu Kunanbai. Die Frage seiner Absetzung vom Posten des Aga-Sultans wurde zwar nicht erwähnt, galt aber für den Beamten offenbar als eine bereits beschlossene Sache. Jedenfalls behandelte er Kunanbai wie einen einfachen Untersuchungsgefangenen. Die Shigitek, Bokenschi, Borsak und Kotibak zogen daraus ihre Schlüsse

und überhäuften den Beamten mit ihren Klagen und Beschwerden.

Aber auch die Helfershelfer Kunanbais waren nicht müßig und zahlten es ihren Gegnern mit gleicher Münze heim. „Mörder seien sie, Räuber, die Aule plündern, Brandstifter, Missetäter, die schwangere Frauen bis zur Frühgeburt treiben!“ — solche und andere Klagen und Anschuldigungen gegen die vornehmsten Ältesten der Shigitek und der mit ihnen verbündeten Geschlechter liefen bei Tschernow ein. In diesen Eingaben wurde nachgewiesen, daß Kunanbai gerechterweise solche Verbrechen bekämpft habe und daß die Schuldigen sich nun mit Verleumdung an ihm rächen wollten. Kunanbais Freunde strengten sich weidlich an, den Aga-Sultan zu verteidigen, und sie nahmen es dabei mit der Wahrheit keineswegs genau.

Der Beamte traf keine Entscheidung. Er hörte sich die Klagen beider Seiten an, und am dritten Tag eröffnete er Kunanbai:

„Sie kommen mit nach Karkaralinsk. Morgen vormittag brechen wir auf. Machen Sie sich reisefertig.“

Die Sache schien übel zu stehen.

Kunanbai rief sogleich zehn seiner nächsten Freunde und Sippenangehörigen zu sich, um mit ihnen Rat zu halten; von den älteren waren Isgutty, Shakip und Maibassar, von den jüngeren Kudaiberdy und Abai zugegen.

Den Vorsitz führte Kunanbai. Er teilte den Versammelten mit, welche große Gefahr ihm drohe. Als einige der Greise sich fassungslos zeigten und in Tränen ausbrechen wollten, verwies Kunanbai sie streng:

„Zu jammern gibt es hier nichts, habet die Kraft und steht mir mit einem Rat bei.“

In solchen Augenblicken ist mit Beredsamkeit und schönen Worten nicht geholfen. Da muß ein Weg gefunden werden, ein Weg entschlossenen Handelns. Doch nie-

mand vermochte ihn zu zeigen. Kunanbai sah die Hilflosigkeit seiner Freunde, und er sprach mit fester Stimme:

„Der Fall wird den Behörden zur Entscheidung vorgelegt. Das Hauptübel sind jetzt die Schreibereien, die Papiere. Papier ist geduldig, es weiß nichts von Ehre, Namen und Stellung eines Mannes. Wenn ihr es vermögt, dann tut alles, damit mir keine neuen Klagen auf dem Fuße folgen. Spart an nichts und sorgt dafür, daß die Beschwerden aufhören.“

Aber keiner der beschränkten und unentschlossenen Sippengenossen konnte sich vorstellen, was praktisch getan werden müsse. Keiner fand einen Ausweg. Abai war betroffen über die Ohnmacht und Willensschwäche der Menschen, die seinen Vater umgaben. Bisher hatte er sich stets gescheut, das Wort zu führen und Ratschläge zu erteilen, doch nun faßte er Mut.

„Um neuen Klagen vorzubeugen, muß man sich diejenigen gewogen stimmen, mit denen wir im Streit liegen“, sagte er.

Kunanbai warf ihm einen harten Blick zu.

„Vielleicht verlangst du von mir, ich solle mich kniefällig vor ihnen verneigen?“

„Nein, wozu. Aber wir müssen ihnen das Geraubte zurückgeben und den zugefügten Schaden wiedergutmachen. Auf andere Weise werden wir sie niemals zum Schweigen bringen.“

Kunanbai hatte wohl verstanden, aber er wollte auch der anderen Meinung hören, und so schwieg er wartend.

Alle schlossen sich dem Rat Abais an. Aber ihre Rede war zaghaft und unbestimmt, wenn sie auch letztlich auf dasselbe hinauslief. Nur einer, Isgutty, sprach frei von der Leber weg.

„Alle diese Shigitek, Bokenschi und Kotibak denken bloß an eines: an Weiden und Triften zum Überwintern. Versuchen wir es damit, daß wir ihnen einen Teil unseres Landes abtreten; einen andern Ausweg wüßte ich nicht.“

Ein solcher Entschluß wog im Grunde einem Schuldbekennnis vor dem Geschlecht der Shigitek gleich. Kunanbais Stolz litt Qualen. Machtlose Erbitterung verzehrte mit glühenden Flammen sein Inneres, aber kein Laut verriet, was er fühlte. „Wenn ich ihnen mit Land und Vieh das Maul stopfen kann, so mögen sie es schlucken. Die Hauptsache ist, man bringt sie zum Schweigen. Das Leben ist gnadenlos, es erheischt oft bittere Demütigungen vom Menschen“, so dachte er.

Er entließ die Versammelten und behielt nur Shakip, Maibassar und Isgutty bei sich. Ihnen gab er genaue Anweisung, wen sie als Mittelsmann für die Verhandlungen mit den Shigitek benutzen sollten.

Es ist kein leichtes Ding, einen Feind zu erweichen. Und wenn er nun vor Baidaly, den Hauptfeind, hintrat, war es mehr als eine Demütigung — es war eine Schmach, die durch nichts getilgt werden konnte. Diese engstirnigen Anverwandten aber waren zu jeder Dummheit fähig. Kunanbai sah ihre Tölpelhaftigkeit voraus und bestimmte selber, wer als Mittelsmann bei den Verhandlungen in Frage käme.

Als einen der ersten nannte er Baigulak, einen Mann von der jungen Generation, der größte Achtung genoß. Als zweiter wäre Karatai aus dem Koksche-Geschlecht geeignet. Er hatte sich zwar mit Kunanbai überworfen, aber es dennoch vermieden, sich offen dem bewaffneten Lager der Shigitek anzuschließen. Kunanbai befahl, Karatai seinen Gruß und die Botschaft zu überbringen: „So wir am Leben bleiben, werden wir noch oft miteinander zu tun haben. Im Leben kommt so mancherlei vor: bald kehrt man sich den Rücken, bald reicht man sich die Hand. Gesegnet sei der Tag, der uns aufs neue zusammenführt. Dies ist mein Wunsch.“

Anderntags nahm Kunanbai in aller Stille von seinen Freunden, Kindern und Frauen Abschied und reiste dem Beamten nach. Seine Begleitung bestand nur aus

fünf Shigiten. Der zuverlässigste unter ihnen war Mirsachan, der von jung auf als Shigit in Kunanbais Diensten stand und sich so zu ihm gehörig fühlte, daß er sein Leben für ihn hingegen hätte. In einem schweren Augenblick durfte sich Kunanbai nur auf ihn verlassen.

Niemand wußte, was dem stolzen Kunanbai bevorstand. Niemand wußte, wird er seines Amtes enthoben oder darf er es weiter versehen. Nur eins stand fest: der selbstherrliche Kunanbai, der noch unlängst mit seinen Männern gewalttätig über die Aule herfiel und alles kurz und klein schlug, mußte nun wider seinen Willen die Reise in die Kreisstadt antreten.

Freude herrschte bei den Shigitek, Freude bei den Bokenschi und Kotibak. In lärmender Fröhlichkeit feierten sie diese Tage wie ein lang erwartetes Fest. Nicht nur die Jugend, auch das reife Alter nahm an den allgemeinen Vergnügungen und Pferderennen teil. Die drei Geschlechter, die Kunanbai geeint Einhalt geboten, fühlten sich gleichsam miteinander versippt und waren wie eine einzige große Familie, als schlug ein Herz in ihrer Brust.

Unermüdlich stießen sie ihre Drohungen gegen Kunanbai aus.

„Nie wird er zurückkehren!“ — so sprachen sie siegestrunken. „In die Verbannung werden wir ihn bringen, werden ihm mit neuen Beschwerden den Nackenstoß versetzen, bis daß er in die Grube fährt! Rache für Boshejl!“

Und sie schrieben immer neue Klagen und Eingaben gegen Kunanbai und waren schon im Begriff, Tussip abermals in die Kreisstadt zu schicken.

Als diese Vorbereitungen im größten Schwunge waren, trafen Baigulak und Karatai ein. Nach langwierigen Verhandlungen und Erörterungen gelang es den beiden, dem fortgesetzten Strom der Beschwerden ein Ende zu machen. Seitens der Shigitek führte Baidaly in eigener

Person die Verhandlungen. Und er war es, an den Karatai seine größte Mühe wandte.

„Wenn du dich entschlossen hast, vor nichts haltzumachen, so können wir deine Absicht nicht gutheißen. Wir sehen die Dinge als Außenstehende. Kunanbai büßt jetzt, daß er ein so unversöhnlicher Mann war, und das ist für dich die beste Zeit, dir das Verlorene zurückzuholen. Nimm also von ihm das Land an, das er dir als Entschädigung für die Verluste deines Geschlechtes bietet.“ So sprach er.

Drei Tage währten die Auseinandersetzungen. Alle nahmen hitzig zu Karatais Vorschlag Stellung, der zum Schluß auch angenommen wurde.

Baidaly stellte seine Bedingungen. Er verlangte die Rückgabe der fünfzehn Winterweiden, die Kunanbai in den letzten zehn Jahren eine nach der anderen teils durch List, teils durch Zwang seinen Nachbarn entwendet hatte. Jedes der vier Geschlechter — Shigitek, Bokenschi, Kotibak und Torgai — bekam mehrere Weiden und Winter-siedelstätten, aber das Land fiel nur den Vornehmen der Geschlechter und den reichsten Aulen zu. Man redete viel von „Vergütung des Verlustes, den das ganze Volk erlitten“, man verlangte „Land fürs Volk“, doch das Ende vom Lied war, daß Baidaly, Baissal und Sujundik nebst ihren Freunden neue Weide- und Siedelplätze bekamen. Den anderen Aulen stopfte man das Maul mit etlichem Stück Schlachtvieh oder mit Pferden, die man ihnen zur zeitweiligen Nutzung überließ, und gab ihnen ein paar junge Büffel und Kälber als Zugabe. Die drückende Last der Abzahlung aber trug das ganze Geschlecht der Irgisbai im gleichen Maß wie Kunanbai und die reichsten Ältesten.

Das war die Grundlage, auf der sich die streitenden Geschlechter aussöhnten, etwa zehn Tage, nachdem Kunanbai abgereist war. Die Eingaben und Beschwerden an die Kreisämter hörten auf. Die Oberhäupter der Ge-

schlechter, die Land und Vieh eingeheimst hatten, feierten ihren Sieg und gaben auch großmütig ihren Sippenossen etwas ab. Tag und Nacht wurden Mengen von Schafen geschlachtet, als Opfer für den Schöpfer und die Geister der Ahnen, die ihnen so hilfreich in ihrem schwierigen Werk beigestanden hatten. Die feierlichen Zusammenkünfte der Geschlechter, die Feste mit Lust und Sang nahmen kein Ende. Und im allgemeinen Jubelklang die feste Zuversicht mit, daß das Wohlgefallen, einmal eingetreten, nun von langer Dauer sein werde.

### 3

Von jenem Tag an, als die Feindschaft aufhörte und das Leben wieder in seine ruhigen Bahnen kam, begann die Abwanderung von Shidebai und Mussakul. Die Aule zogen an den Tschingishängen über ihre Herbstweiden talwärts.

Es war ein besonders kalter Herbst in diesem Jahr. Ein eisiger, durchdringender Wind pfiß, und dünner Fadenregen fiel vom schiefergrauen schwerhängenden Wolkenhimmel. Alles ringsum strömte eine beklemmende Kälte aus. Wenn der Winter so früh im Jahr seinen kalten Hauch durch die Täler schickt, dann sind die Menschen bedacht, sich nah bei den Winterweiden zu halten. Um die alte Schwiegermutter und die Kinder nicht den Mühen einer langen Wanderung auszusetzen, beschloß Ulshan, in drei Tagereisen nach Ossembai zu wandern und, sobald dort die Schafe geschoren würden, zu den Winterweiden weiterzuziehen.

Nach der Abreise des Vaters hielt sich Abai die ganze Zeit bei den Müttern auf, aber die Gerüchte von dem Jubel und den unaufhörlichen Belustigungen bei den Shigitek waren auch zu ihm gedrungen. Er wußte gleichfalls, daß die fünfzehn Winterweiden, die sein Geschlecht abgetreten hatte, nur einigen Ältesten zugefallen waren.

Kurze Zeit darauf trafen neue Nachrichten ein: die Ältesten hatten nicht vermocht, die Beute friedlich unter sich aufzuteilen, sie waren in Händel geraten und hatten sich zum Schluß gründlich überworfen. Abai wunderte sich nicht: er hatte im letzten Jahr zu viel gesehen.

„Das Volk stöhnt. . . Das Volk bricht zusammen unter der Last. . . Das Volk braucht Land!“ So hieß es ständig bei den Ältesten. Warum gaben sie dann dem Volk nichts? Hatten sie nicht vorgeblich für die Ehre Boshejs gekämpft, diese Oberhäupter der Geschlechter? Aber was waren Ehre und Gewissen wert, wenn man sie mit Landzuschüssen und Weideplätzen so leicht beschwichtigen konnte? . . . Viel ging Abai durch den Sinn, es waren quälende Gedanken. Er schämte sich für diese Menschen. Er hatte nun mit eigenen Augen gesehen, daß Feindschaft und Streit nur so lange währten, wie sich die Häuptlinge nicht die Taschen gefüllt hatten. War ihre Habgier gestillt, so war alles vergessen.

In diesem Herbst hatte Abai das wahre Antlitz der Biis und Aksakale erblickt, das sie so sorgfältig zu verbergen trachteten. Und je klarer er sah, um so stärker übermannte ihn der Abscheu und die Entrüstung. Er wunderte sich nicht mehr, wenn er hörte, was sie trieben; er lachte nur böse in sich hinein. Die Irgisbai aber sprachen: „Die Shigitek jubeln und freuen sich. . . Daß wir traurig und bedrückt sind, ist ihnen Balsam fürs Herz.“ Das ganze Volk verurteilte die Shigitek, und es herrschte große Empörung. Aber Abai war darüber schon hinaus, er fühlte weder Trauer noch Empörung. In ihm war nur dies stumme Lächeln.

Eines Abends, nach dem Ritt, kam er wie meist zu den Müttern, wo schon Gabitchan, Takeshan, Ospan und einige Schafhirten beisammen saßen, und griff zur Dombra. Er sang mit besonderer Bewegtheit, und zum Schluß trug er ein bissiges, mit boshaften Anspielungen gewürztes Lied vor. In diesem Lied verhöhnte er Baidaly

und Baissal, die endlich ihr Land zurückbekommen und sich sogleich darauf verfeindet hatten. Es waren witzige, schlagende Verse, die von einem ätzenden Hohn durchdrungen waren.

Das Lied gefiel allen und wurde mit heiterem Lachen aufgenommen.

„Wer hat es gedichtet?“ fragte Ulshan.

Abai antwortete seelenruhigen Tones:

„Baikoksche.“ Das war der Akyn, der sie einst mit Dulat besucht hatte. Den ganzen Herbst hindurch, und besonders nach der Ankunft auf der Winterweide, vertraute Abai immer häufiger der Dombra an, was er fühlte und dachte: er spielte melodische Kjuj\* und andere Lieder, die das Herz bewegten. Er besuchte die alten Dombbraspieler, die einst von dem berühmten Bitkenbai und Tattimbet unterwiesen und erprobt worden waren. Und während er sich auf der Dombra übte, flocht er oft eins der witzigen Scherzlieder ein, die er doch jedesmal dem Baikoksche zuschrieb.

Auf der Winterweide gab sich Abai wieder tage- und nächtelang den Büchern hin. Und wenn es von den Gedichten eines Babur, Nawoï und Allajar in ihm tönte, dann griff er wohl selber zum Stift und warf unter dem Einfluß des Gelesenen Verse aufs Papier.

Die Liebe und das geliebte Mädchen — das war es, was seine Phantasie nun am tiefsten ergriff. Das Leben hatte ihn noch nicht sinnfällig erfahren lassen, was ihm aus den Büchern so wohlbekannt war. Die Liebe hatte ihm noch keines ihrer zauberhaften Worte zugeflüstert, noch keines ihrer süßen Geheimnisse entdeckt, aber sein Sinnen und Sehnen drängte nach Liebe, sie lockte und rief. Seine Seele erglühte, wenn die Erinnerung ihm den warmen Hauch des herrlichen, des einzigen Geschöpfes zuwehte, das für immer sein Gemüt bezwungen hatte...

\* *Kjuj* — Lieder ohne Worte, auf der Dombra gespielt. *Die Red.*

Togshan, Togshan, die Ferne, durch blutige Kämpfe und Zwiste von ihm Geschiedene!... Es war, als lägen himmelhohe Berge und schwarze Abgründe zwischen ihm und ihr... Wie oft stand sie in Gedanken vor ihm! Und die scheuen, zarten Lieder des Herzens, die in diesem Winter aus seiner Feder flossen, sie alle galten ihr. In diesen Monaten schrieb er eine kleine Sammlung Verse, die er „Erste Klänge für dein strahlend Bild“ nannte. Außerdem beendete er sein vor langem begonnenes Gedicht: „Du glühst in meinem Herzen auf, Morgenrot der Liebe“, und manchmal, wenn er leise die Dombra schlug, sang er diese Lieder Takeshan und Gabitchan vor.

Gelegentlich ritt er mit seiner fuchsroten schwarzschnäuzigen Hündin zur Hasenjagd, aber das geschah selten. Ein oder zweimal kam er nach Karaschoky in Kunkes Aul und weilte ein paar Tage bei seinem Bruder Kudaiberdy zu Gaste. Der hatte früh geheiratet, in diesem Winter ward ihm schon der dritte Sohn geboren.

Zu Kunke gelangten alle Nachrichten von Kunanbai zuerst, denn hier, im Aul der Baibische, hatte früher der Rat des Aga-Sultans getagt. An den Hängen des Tschingis siedelten vielerlei Aule, nicht nur von den Irgisbai, sondern auch von anderen Geschlechtern. Daher ward jede Neuigkeit hier am raschesten bekannt. Und wenn man zu Hause um das Ergehen des Vaters unruhig zu werden begann, ritt Abai nach Karaschoky, um zu erfahren, was es Neues gab.

Bei diesen Besuchen bekam er mehr als einmal ungerechte Vorwürfe von Kunke zu hören. Seit Kunanbai fort war, murrte sie unaufhörlich über Ulshan und hielt sich auch in Gegenwart Abais nicht zurück:

„Ulshan denkt gewiß längst nicht mehr an den Mirza!... Wenn es ihr um ihn leid wäre, so würde sie die Verwandten und Freunde dann und wann zu sich laden und nicht zulassen, daß die Große Jurte des Geschlechts verödet! Sie aber zieht mit ihrem Aul für sich

allein umher und siedelt abseits von den andern in Shidebai. . . Was kümmert sie der Mann? Sie denkt nur an sich. Die Ausgaben und Beschwerlichkeiten müssen wir allein tragen, ja sie hat uns die ganze Bürde auf-gehalst!“

Und wirklich, Ulshan lud die Atkaminer nur selten in ihren Aul. In Karaschoky bei Kunke aber, im Kreise der zahlreichen Aule, wimmelte es natürlicherweise von Gästen. Da mußte Vieh geschlachtet werden, ob man wollte oder nicht: Die Ausgaben wuchsen. Und je mehr sie wuchsen, um so heftiger wurde Kunkes Wut gegen Ulshan, und um so öfter beschimpfte sie die andere vor den Sippenverwandten, den Nachbarn, den Greisen, ja selbst vor den Kindern.

Abai ließ sich in keine Widerreden ein. Ihr Schelten ließ er ruhig und gleichmütig über sich ergehen, bemüht, es so schnell wie möglich zu vergessen. Auch bei Kudaiberdy fand Kunke keine Unterstützung; er wiederholte nicht die bösen Klatschereien der Mutter. Er nahm Abai jedesmal mit ehrlicher Freude auf, wie einen Menschen, dem er von Herzen verbunden war.

Abai trug der Ulshan kein einziges Mal die kränkenden Reden der Kunke zu. Doch immer, wenn er aus Karaschoky kam, wartete er einen Augenblick ab, da niemand sonst im Haus war, und beriet sich dann lange mit seiner Großmutter. Sere hörte sich die Vorwürfe an und sagte:

„Gib nichts darauf! Jeder weiß selbst, was er tut und wie er sich verhält, auch ohne ihre Ratschläge. Aus ihr spricht einzig die Eifersucht. Frauen wie Kunke und Aigys werden niemals Frieden finden und nie zu geifern aufhören. Sag der Mutter nichts davon, ich werde ihnen selber eine Lehre erteilen!“

Darauf ließ Sere den Isgutty zu sich kommen und schickte ihn zu Kunke, um ihr die strenge Weisung auszurichten, sie solle aufhören, üble Nachrede zu verbreiten,

sie solle sich lieber um die Angehörigen ihres Mannes kümmern und ihr böses Gerede einstellen.

Kunanbai ließ lange auf seine Rückkehr warten. Baidaly, Baissal und ihre Freunde fühlten sich längst auf den fünfzehn Winterweiden heimisch, die sie von Kunanbai erhalten und um die einst so heiß gefehdet worden war. Unmerklich verging der Herbst, auch der Winter hatte schon die Hälfte seines Weges überschritten, aber von einer Rückkehr Kunanbais war nichts zu hören. Allmonatlich schickte er einen Shigiten, der ihm Schlachtvieh aus dem Aul brachte, und mit diesem Boten übersandte er Anordnungen betreffs der Wirtschaft und Nachrichten, wie es ihm gehe und wie es um seine Sache stehe.

Aus allen diesen Mitteilungen ging nur das eine klar hervor: daß Kunanbai gleich nach seiner Ankunft in Karkaralinsk vom Posten des Aga-Sultans abgesetzt worden war. Ob es lange dauern würde, bis die Sache beigelegt war, wußte niemand... Die Untersuchung lief, und Kunanbai durfte vorerst nicht zurückkehren. Das war alles, was er in kargen Worten von sich zu melden hatte.

Tatsächlich war in Karkaralinsk ein neuer Aga-Sultan gewählt worden, und die Wahl war auf Kusbek gefallen, einen Nachfahr des Bokej. Kusbek hatte diese Würde schon früher innegehabt, sie dann aber abtreten müssen. Sobald er sich aufs neue im Besitz der Macht wußte, verhielt er sich gegen Kunanbai feindselig und rächte sich an ihm für seine Niederlage bei der vorigen Wahl. Dabei unterstützte er nach Kräften durch den Baimuryn die Anhänger des Boshej.

Die Aga-Sultane hatten gewechselt, aber der Major war geblieben. Auch der sah Kunanbai nun mit anderen, scheelen Blicken an. Er und Kusbek zogen seit dem Herbst die Angelegenheit mit Fleiß in die Länge und sandten eine geheime Meldung nach der anderen an den Gouverneur, damit der Fall in Omsk zur Verhandlung käme. Doch dies geschah alles hinter dem Rücken Kunanbais.

Falls es gelänge, die Verhandlungen nach Omsk zu verlegen, dürfte man so gut wie sicher sein, daß Kunanbai in die Verbannung geschickt würde.

Aber diese heimlichen Umtriebe blieben Kunanbai nicht verborgen, und er wußte seinerseits von Anfang an die Einflußreichsten der ihm wohlgesinnten Männer heranzuziehen, vor allem Alschinbai.

Nun, da Alschinbai eingriff, begann sich Kusbek Schritt um Schritt zurückzuziehen; dadurch wurde der Gang der Sache erleichtert. Aber einige Klagen waren schon nach Omsk gelangt. Von dort kam ein Beamter, der sich als ziemlich gefräßig entpuppte, so daß man nun außer dem Major auch ihn bedenken mußte. Alschinbai wurde beauftragt, diesen Mann in Arbeit zu nehmen und durchzusetzen, daß der ganze Fall eingestellt werde. Aber dafür waren unerhörte Bestechungssummen und kostbare Geschenke nötig, während Kunanbais und Alschinbais Geldvorräte schon merklich zusammengeschmolzen waren.

In des Winters Mitte kam Tinibai, ein reicher Kaufmann aus Semipalatinsk, nach Karkaralinsk. Eine lange Reihe Fuhrwerke, mit Stoffballen und anderen wertvollen Waren beladen, folgte ihm. Er wollte in Karkaralinsk Felle aufkaufen.

Dieser Tinibai hatte sich bei seinen Handelsgeschäften stets auf Kunanbai und Alschinbai gestützt. Der Kaufmann gab seine Manufakturwaren auf Kredit gegen Verpfändung von Vieh her, und wenn er dabei günstige Abschlüsse erzielen wollte, mußte er der Unterstützung seitens der Ältesten und der örtlichen Machthaber sicher sein. Nur so konnte er später für ein Schaf einen jungen Ochsen, für einen jungen Ochsen einen ausgewachsenen und für ein Lamm einen Hammel verlangen. Die Ältesten und die örtlichen Machthaber verstanden sich darauf, Rückstände einzutreiben. Schon im vorigen Jahr hatte Tinibai dringend dem Kunanbai angetragen, sich mit ihm

zu versippen. Aber Kunanbai hatte es damals als erniedrigend für sich angesehen, seine Tochter einem städtischen Kaufmann zum Weibe zu geben. Auch fürchtete er, die Leute würden reden, er habe sein Kind um des schönen Geldes willen an einen Mann ohne Namen weggeworfen. Dessenungeachtet hatte er Tinibai in ausweichenden Wendungen geantwortet und ihm nicht die Hoffnung genommen.

Nun nahm Tinibai seine Werbung neuerlich auf, zu einer Zeit, wo Kunanbai in einer argen Geldverlegenheit war. An den Verhandlungen nahm Alschinbai teil; sie endeten schließlich mit einer Übereinkunft, in der Kunanbai gelobte, er werde seine jüngste Tochter Makisch von der Kunke, im Namen Allahs, dem Sohn des Tinibai zum Weibe geben. Der Kaufmann knüpfte daraufhin den Sack auf, und bald zeigte sich der Major zu Zugeständnissen geneigt. Aber Kunanbai machte sich Sorgen, ob dem Beamten aus Omsk auch auf dieselbe Weise beizukommen wäre. Zwei Abende hintereinander bewirteten ihn Alschinbai und der Dolmetsch Kaska und überboten sich an Liebenswürdigkeit. Endlich konnte Alschinbai freudigen Angesichts Kunanbai eine gute Nachricht bringen:

„Auch ich fürchtete, dieser Beamte werde eine tödliche Falle für dich sein... Doch Allah schenke ihm Wohlergehen, er ist ein Mann mit unersättlichem Magen; man darf nur nicht faul sein, ihn zu füllen. Er macht die Augen zu und schluckt und schluckt und wird es nicht müde... Was man ihm auch gibt, nichts ist ihm zu gering, es muß nicht mal frisches Fleisch sein, er frißt auch Wolle, Roßhaar, andern Krempel — und leckt sich noch die Finger ab.“

Kunanbais Aussichten besserten sich allmählich. Es mußten nur noch die Korrespondenz zwischen den Ämtern unterbunden und die belastenden Schriftstücke vernichtet werden, als plötzlich ganz überraschend eine Anordnung kam. Sie besagte, daß der Generalgouverneur auf Grund

des bereits vorhandenen Anklagematerials die unverzügliche Überführung Kunanbais samt der Akten nach Omsk verlange. Die Karkaralinsker Beamten, die schon eine ansehnliche Menge verschiedenster Bestechungen geschluckt hatten, waren in großer Bestürzung. Von einer Ignorierung des Befehls konnte nicht die Rede sein.

Kunanbai sandte einen Eilboten in seinen Aul. Als dort die bevorstehende Überführung nach Omsk bekannt wurde, gab es nur eine Meinung: daß Kunanbai unbedingt verurteilt und verbannt werden würde. Die Shigitek und Bokenschi verbreiteten sogar, Kunanbai wäre bereits abgeurteilt und würde entweder ganz weit in den Norden deportiert, wo man nur mit Hundeschlitten fährt, oder aber auf den Berg Kaf\*.

In der Botschaft bat Kunanbai die Seinen, sich keine Sorgen um ihn zu machen, und vor allem seine alte Mutter zu trösten. „Ich werde nach Omsk reisen müssen, aber alles wird günstig enden“, so ließ er ausrichten. Doch trotz dieser Beruhigungsversuche fiel Sere in eine tiefe, stumme Schwermut. Man hörte sie nun oft seufzen, und sie betete viel. Mitunter sprach sie mitten im Gebet, ohne es selbst gewahr zu werden: „Einen hatt' ich... nur den einen, Einzigen, Unglücklichen...“ Und mit diesen wenigen Worten verriet sie, was schwer auf ihrer Seele lag.

Alschinbai, der Major, Tschernow und Tinibai berieten zu viert und kamen zu dem Schluß, daß es unklug wäre, wenn Kunanbai sich dem Befehl entziehen wollte. Der Major schickte sogleich eine „Federpost“\*\* voraus und meldete die bevorstehende Abreise. Alsdann sollte Kunanbai aufbrechen. Der Major selber mitsamt dem ganzen

\* Kaf -- bedeutet symbolisch das Ende der Welt. So benannten die Kasachen auch den Kaukasus. *Die Red.*

\*\* „Federpost“ — Eilpost. Als Zeichen der Dringlichkeit wird entweder an der Mütze des Boten oder am Geschirr des Pferdes ein Bündel Eulenfedern angebracht. *Die Red.*

Aktenmaterial fuhr ebenfalls; er wollte alles in die Wege leiten, um die Einstellung des Verfahrens durchzusetzen.

Kunanbai reiste ab, in einem guten warmen Schlitten, der von vorzüglichen Pferden gezogen war. Er nahm reichliche Wegzehrung mit, dazu ein Reservegespann, und seine Taschen und Stiefelschäfte waren dick gefüllt mit Geld. Begleitet wurde er von zwei Shigiten und dem getreuen Mirsachan.

Doch nach der Abfahrt aus Karkaralinsk wurde Kunanbai ständig von Zweifeln geplagt. Er traute dem Major nicht, trotz der vielen Geschenke, die der angenommen, und trotz der reichlichen Versprechen, mit denen er ihm die Geschenke entgelt. Deshalb hatte Kunanbai vor der Abreise Alschinbai und Tinibai ausdrücklich eingeschärft: „Behaltet mir den Major gut im Auge, laßt keine Frage offen und schickt mir einen Boten nach mit allen Neuigkeiten...“

Drei Tage nach der Abreise wurde Kunanbai unterwegs von einem Shigiten des Alschinbai eingeholt, der mit einem Beipferd am Zügel angaloppiert kam. Der Tag war kalt und frostklar. Die üppigen, in schweren schwarzen Wellen niederwallenden Mähnen der beiden falben Hengste, die langen Stirnhaare und glänzenden Schweife waren vom Frost mit Silber überzogen. Von den schäumenden Tieren stieg Dampf auf. Der Bote jagte dahin, weder sich noch die Pferde schonend.

Er half Kunanbai aus dem Schlitten und führte ihn abseits, wo er ihm mit leiser Stimme den Auftrag Alschinbais ausrichtete. Dann wünschte er ihm eine gute Weiterfahrt, verabschiedete sich von den Reisegefährten, und Kunanbais Dreiergespann setzte seinen Weg fort.

Kunanbai erzählte nur Mirsachan, was er Neues erfahren.

„Alschinbai läßt mir bestellen: Wartet in Pawlodar, bis der Major kommt, und reist mit ihm zusammen weiter.“

„Also wird er sein gegebenes Wort nicht brechen?“ fragte Mirsachan.

„Ich glaube, er wird es nicht tun... Wozu sollte er sich auch auf solch einen Verrat einlassen?“ erwiderte Kunanbai und brach ab. Doch dann setzte er hinzu: „Auch wir können ihm die Gurgel zudrücken. Ich muß nur an der rechten Stelle ein Wörtchen sagen...“

Mirsachan kam nicht aus dem Verwundern. Wenn der Major gesonnen war, wirklich sein Versprechen zu halten, warum hatte er dann Kunanbai nach Omsk geschickt?

Aber Kunanbai erklärte ihm ruhig:

„Es ging nicht anders. Er muß der Obrigkeit zeigen, daß er mich auf den ersten Befehl des Generalgouverneurs nach Omsk schickt und selber dorthin reist. Die Hauptsache ist, daß ich freigesprochen werde. Was macht die Reise aus? Omsk ist nicht am Ende der Welt. Ein Spaziergang.“

Nachdem Kunanbai vier Tage in Pawlodar gewartet hatte, traf der „Weichkopf“ ein. Er lud Kunanbai am Abend zu sich. Kunanbai kam, nur von Mirsachan begleitet.

Der Major war bei seinem Freund abgestiegen, einem Kaufmann namens Sergej, einem gastlichen Mann, der mit den Kasachen Freundschaft pflog. Ohne diesen Gastgeber empfing er Kunanbai und Mirsachan in einem prächtigen Zimmer. Er sprach geläufig kasachisch, wenn er sich auch in Karkaralinsk gern eines Dolmetschers bediente.

„Nun, Kunanbai Oskembajewitsch, du kannst es sicher nicht erwarten, einen Blick in die gegen dich gerichteten Anklageakten zu werfen? Oder sollte ich mich irren?“ sprach er.

„Zeige sie her, Major. Ich will sie alle sehen, bis zur letzten.“

„Nun wohl, ich werde sie dir zeigen, ich haue dich nicht übers Ohr. Ich habe es Alschinbai versprochen, also zeige ich sie dir“, sagte der Major.

Er schloß den Türriegel und zog einen Stoß in Akten- deckel geheftete Papiere aus seinem Reisesack. Kunanbais Blick folgte jeder Bewegung des anderen. Er rieb sich fröstelnd die Hände:

„Es ist kalt bei dir, Major, ich friere. Sage, daß man den Ofen heize.“

Der Major streifte ihn mit einem aufmerksamen Blick, dann rief er den Diener und befahl, den Ofen zu heizen. Der Diener brachte rasch einen Stoß Holz herbei, schichtete es im Ofen auf und zündete es an. Der Major stellte indes zwei Flaschen Kognak und verschiedene kalte Speisen auf den Tisch. Er forderte Kunanbai zum Trinken auf und griff selbst zum Glas.

Kunanbai ließ auch Mirsachan an dem kleinen Mahl teilnehmen. Er nötigte den Major unablässig zum Trinken und setzte dabei das Gespräch fort. Immer heller, immer heißer brannte das Feuer im Ofen, purpurrot glühten die Kohlen. Der Major, der dem Alkohol gründlich zugesprochen hatte, war schon dem Rausch erlegen.

Da deutete Kunanbai mit dem Finger auf die auf dem Tisch liegenden Akten und sprach zu dem Major:

„Wir haben lange genug miteinander zu tun gehabt, Major. Wir waren einer des andern Gast und haben vieles miteinander geteilt. Eröffne mir jetzt, wessen ich beschuldigt werde. Lasse mich alle diese Akten sehen. Dies möge das Siegel unserer festen, durch nichts zu erschütternden Freundschaft sein.“

„Hier ist alles, Kunanbai“, lallte der Major mit schwerer Zunge. „Alles, Gott sei mein Zeuge, kein Stückchen Papier ist sonst noch da!“

Kunanbai erhob sich. Er glitt hinter den Sessel des Majors, beugte sich über die aufgestapelten Papiere, und

plötzlich packte er den Major von hinten, bog ihm die Arme auf dem Rücken zusammen und rief Mirsachan zu:

„Rasch, Mirsachan! Die Papiere in den Ofen!“

Der Major wollte sich losreißen und suchte sich mit aller Kraft aus den ihn umklammernden Armen zu lösen. Aber Kunanbai, der sich von Jugend an einer großen Geschicklichkeit rühmte und sich auch im Alter noch durch gewaltige Kraft auszeichnete, hielt den Major in eiserner Umklammerung.

Mit ein paar raschen Griffen hatte Mirsachan die Aktenbündel in den glühenden Rachen des Ofens geschleudert. Der Major, seiner Ohnmacht bewußt, begann nun zu flehen:

„Halt ein, Kunanbai, halt ein! Das sind doch Amtspapiere! Was tust du? Was wird nun aus mir?“

In wenigen Minuten war von dem ganzen Anklagematerial nur noch ein Häuflein Asche vorhanden. Mirsachan und Kunanbai schlossen die Ofentür und wechselten einen Blick voll lächelnden Einverständnisses. Den Major hatte es nun endgültig gepackt. Er lehnte im Sessel, die Augen geschlossen, man hätte meinen können, er schlafe. . .

In derselben Nacht verließ Kunanbai Pawlodar und reiste weiter.

Kaum hatte sich die Tür hinter den Gästen geschlossen, da sprang der Major vom Stuhl auf — er war völlig nüchtern. Er schüttelte den Kopf, dann stürzte er noch ein paar Gläser Kognak herunter und rief nach dem Hausherrn.

Sergej war ein erprobter Freund, außerdem hatten sie alles vorher besprochen. So schlichen sie sich lautlos über den Hof und zündeten einen der dort stehenden kleinen Schuppen an, in dem der Reiseschlitten des Majors untergestellt war. In dem Schlitten aber hatten sie schon vorher alte Matten und Papier verstaut. In einer Minute stand alles in Flammen. . .

Es war nicht das erstemal, daß der dünne Rauch eines Feuerchens die geschickten Machenschaften des Majors in undurchsichtiges Dunkel hüllte. Sergejs Beihilfe war nur eine Abzahlung für einen im Vorjahr geleisteten Dienst. Damals hatte Sergej fiskalische Waren veruntreut und sich dann als bankrott erklärt. Der Major hatte bei ihm in gleicher Weise ein „Feuer“ veranstaltet. Es wurde ein Protokoll aufgestellt, das er mit seinem Siegel bekräftigte. So hatte er Sergej aus der Patsche geholfen. Das heutige „Feuer“ war nur eine Art Gegenleistung für die vorjährige Gefälligkeit.

Am nächsten Morgen bedurfte es keiner Mühe, mit dem ebenfalls recht gefräßigen Bürgermeister handelsmäßig zu werden. Man rief die nötigen Zeugen herbei und setzte ein Protokoll auf, in dem zu lesen war, daß sämtliche Akten bei einem Brand im Hause des Sergej den Flammen zum Opfer gefallen seien.

Am sechsten Tag nach der Abreise trafen Kunanbai und der Major mit dem Protokoll in der Tasche, jeder für sich, in Omsk ein.

Die Untersuchung gegen Kunanbai wurde von der Kanzlei des Generalgouverneurs betrieben und dauerte zwei Wochen. In dieser Zeit wurde Kunanbai mehrere Male kurz vernommen und sodann für unschuldig befunden, also vollständig rehabilitiert. Der Major wickelte noch in Ruhe seine Geschäfte ab und reiste dann in die Kreisstadt zurück.

Der auf diese recht eigentümliche Weise freigesprochene Kunanbai war kaum in Karkaralinsk angelangt, als schon ein berittener Bote nach dem anderen den Siedlungen der Tobykty zujagte. Jeder wollte als erster die Freudenbotschaft überbringen und den Sujunschi einheimsen, den Lohn für eine gute Kunde. Kunanbai zeigte keine Eile, in seinen Aul zurückzukehren; er hielt sich lange in Karkaralinsk auf.

Mirsachan aber erzählte den Leuten des Alschinbai und anderen getreuen Freunden in allen Einzelheiten von der Reise nach Omsk, und er ließ es dabei nicht an dick aufgetragenen Farben fehlen. So war seinem Bericht zu entnehmen, daß der Major von Anfang an eine sehr feindselige Haltung gegen Kunanbai bekundet habe. Er hätte ihm ein Mal ums andere mit den vorhandenen Tatbeweisen gedroht und immerfort auf das Gesetz gepocht. „Damit werde ich dich vernichten! Damit mache ich dich zu Staub und Asche! Dieser Klemme wirst du nicht entrinnen!“ So habe er mit überheblicher Stimme gerufen, wobei er dem Kunanbai eines der Aktenblätter nach dem anderen schadenfroh vor die Augen hielt. Als wie böse und herrisch Mirsachan den Major auch hinstellte, schilderte er ihn doch gleichzeitig als einen etwas dummlichen Menschen, der unschwer übers Ohr zu hauen war. Und keiner der Zuhörer hegte auch nur den leisesten Zweifel ob der Richtigkeit dieser packenden Erzählungen. Alle nahmen sie gutgläubig hin. Mirsachan tat sein Bestes, um die „felsenfeste Tapferkeit“, die „Geistesschärfe und Findigkeit“ Kunanbais ins schönste Licht zu rücken.

Mit den Boten gelangten Mirsachans Fabeln, weiter aufgebauscht und ausgeschmückt, auch in Kunanbais Aule.

Kunanbai schloß umgehend mit dem Major und den anderen Karkaralinsker Beamten Frieden und blieb bis zum Frühjahr in der Stadt. Er bemühte sich um ein Amt, aber an den Posten des Aga-Sultans durfte er nicht einmal im Traum mehr denken.

Als der Schnee schmolz und das erste Frühlingsgrün die trocken werdende Erde bedeckte, reiste Kunanbai aus Karkaralinsk in die Steppe. Er war zum Kreisverwalter der Tobykty ernannt; Maibassar mußte zu diesem Zweck das Amt räumen, er hatte einen anderen Posten erhalten.

Kunanbai hatte noch kaum die Reise angetreten, als schon in seinen Aulen die Neuigkeit bekannt war.

Ein seltsames Gefühl hat Abai in diesem Frühjahr ergriffen — eine große Gleichgültigkeit gegen das Treiben ringsum, eine taube Teilnahmslosigkeit für die Freuden und Leiden der Menschen, die ihn umgeben. Er geht auf im Schweifen seiner Gedanken, im Weben seiner Gefühle, er ist eingesponnen in eine neue, nur ihm allein begreifliche Welt. Die Dombra und der Stift formen gefügig nach, was in den heißen Worten seiner Lieder und Verse aus ihm hervorbricht, die unbeschönigten Geständnisse eines jungen aufgewühlten Herzens. Aber wieviel Nichtausgesprochenes war noch in ihm, wieviel Lieder waren noch nicht gesungen. Nicht alle Geheimnisse des Herzens hatten sich in Worte ergossen, und das Gesagte war so blaß, so dürftig. . . Oh, wenn er einen Freund besäße, der einen Blick in sein bestürztes Gemüt tun und seiner Stimme ein Ohr leihen könnte, er würde ihm in Reim und Klang die Sehnsucht entdecken, die sein Herz füllt.

„O Gott, was soll ich tun? Zu arm das Wort, zu lahm der Sprache Kraft“, so dachte er oft voll Bitternis. Unmöglich, in Worten auszudrücken, was sich in seiner Seele stieß und drängte, was ihn zu Boden drückte.

Alle Verse, die er gesungen, die er gedichtet hatte, lebten bisher nur in ihm. Kein einziger noch war an das Ohr derjenigen gedrungen, für die er bestimmt war. Hoffte er? Nein, es war keine Hoffnung in ihm. Er hatte nur eines: die bitter-süßen Träume seiner Einsamkeit.

Mitunter hörte er wie aus weiter Ferne ein feines Silbergeläut von Scholpy. . . Bald näher kommend, bald weit verzitternd, schwang ein schwacher Hoffnungsklang darin und legte sich mit betörender Qual auf seine Seele. . . War es ein Traum? Irgendwo strahlte die Sonne warm und hell, aber sein Blick reichte nicht hin. Irgendwo war Morgenglanz, brach ein froher heller Tag an. . . Nicht für einen Augenblick wich das liebe Bild aus seinem Sinn.

Kaum wehte ein erstes Frühlingslüftchen und die Sonnenstrahlen umfingen mit mütterlicher Wärme die Erde, da hielt es Abai nicht mehr im Haus. Er sattelte sein Pferd und ritt ins Freie, wohin es ihn eben trug. Es fand sich sogar ein Vorwand für diese Ritte ohne Weg und Ziel, und das war die fuchsrote Jagdhündin mit der schwarzen Schnauze.

Lag der Aul hinter ihm, so ließ Abai sein Pferd laufen. Mochte der Hund selber den Hasen aufspüren. . . Doch alsbald hatte Abai Hund und Hasen vergessen. Manchmal verlor er seine Hündin lange aus dem Blick, und wenn er sich ihrer aufs neue erinnerte, rief er sie mit lauter Stimme. Mitunter stöberte die Hündin einen Hasen im Dickicht auf und setzte ihm pfeilgleich über die Ebene nach, aber Abai hatte keinen Blick dafür. Er sah teilnahmslos vorbei mit leeren, abwesenden Augen.

Es kam sogar vor, daß die Hündin den Hasen faßte, ihn zu Boden drückte und stolz ihrem Herrn entgegenkläffte. Der Herr aber ritt vorüber. Die Hündin, die wußte, daß der Jäger in solchen Fällen vom Pferd springt und die Beute wegnimmt, blickte ihrem Herrn verwundert nach. Dann begann sie zu springen, zu jaulen. Der Herr beachtete es nicht, und das war für die Hündin vollends unbegreiflich. Sie rannte aufgeregt hin und her, bald zum Reiter, bald zum Hasen, es kränkte sie, daß all ihre Mühe umsonst gewesen war, aber Abai schenkte ihr auch jetzt keine Beachtung. Schließlich verlor die Hündin die Geduld und machte der Sache auf ihre Art ein Ende: sie blieb zurück, zerriß den Hasen, fraß sich nach Herzenslust voll und lief dann Abai mit bluttriefender Schnauze nach. Erst jetzt merkte der wunderliche Jägersmann seine Zerstreuung.

Aber auch das läßt den Faden des Gedankens nicht abreißen. Er singt im Geist ein langes, inniges Lied — die Gabe seines Herzens für sie, seine Togshan.

Ein kühler Wind streicht durch das knisternde Gras und bläst ihm ins Gesicht. Abai nimmt die Mütze vom Kopf, er hält sein Pferd an. Freudig atmet er den frischen Duft. Vielleicht dünkt es ihn, daß der Wind, der vom Tschingis und vom Karaul kommt, ihm den warmen Hauch der Liebsten zuweht? Ist es dieser Wind, der seiner Seele Flügel verleiht? Ja, der Wind, so fühlt es Abai Traum und Wirklichkeit, Sein und Sehnen durchbrechen ihre ewigen Schranken und strömen in ihm zu einem einzigen, singenden Ganzen zusammen, das sein Herz mit unaussprechlicher Erregung füllt.

Aber eines Tages ward seine Einsamkeit unvermittelt gestört: ein Reiter zeigte sich, wie hervorgewachsen aus der menschenleeren Steppe. Abai zuckte auf, der wunderbare Traum war zerstoßen.

Sie standen auf offener Steppe inmitten einer öden Ebene. Abai warf einen raschen Blick auf den Herankommenden und wandte sich feindselig ab. Aber der schenkte ihm ein fröhliches Lächeln und näherte sich ihm, einfach und frei wie ein alter Bekannter. Er grüßte Abai und nannte ihn bei seinem Namen. Nun erst erkannte Abai den Fremden, und die Freude trieb ihm das Blut ins Gesicht.

Vor ihm stand Jerbol, der Shigit, mit dem er im Vorjahr auf dem Rückweg von Sujundik Bekanntschaft geschlossen. Abai erschrak sehr, er glaubte, sein plötzliches Erröten hätte ihn verraten.

Aber Jerbol schien nichts bemerkt zu haben.

„Du jagst?“ fragte er. „Und wo ist dein Hund?“

„Irgendwo hier in den Büschen“, erwiderte Abai und sah sich suchend um.

Die rotbraune Hündin kam aus dem Gesträuch hervorgesprungen. Jerbol sah sie an und lachte.

„Du bist mir ja ein schöner Jäger! Dein Tier hat sich den Bauch vollgeschlagen! O mein Gott, was hat sie wohl gefressen?“, und Jerbol beugte den Hund von

allen Seiten. „Du weißt nicht einmal, daß sie ein Wild gefangen hat, dabei hat sie sich deine Beute schmecken lassen!“

Abai lenkte ab, das Gespräch war ihm peinlich. Er wollte den Freund nicht von sich lassen, und während sie nebeneinander ritten, lud er ihn zu sich in den Aul. Jerbol, der grade nichts anderes zu tun hatte, willigte mit Freuden ein.

Fünf Tage ließ ihn Abai nicht von seiner Seite. Sie erzählten einander viel unterhaltsame Geschichten und vergnügten sich an den Abenden mit Scherz und Sang. Abai trug ihm auch seine eigenen Lieder vor. In diesen wenigen Tagen wurde Jerbol ihm ein Freund, wie er keinen vertrauteren kannte, und Abai weihte ihn in das Geheimnis seines Herzens ein.

„Bringe diese Lieder zu Togshans Ohr“, bat er ihn.

Jerbol lernte alle Lieder Abais auswendig und gab dem Freund sein Wort, daß Togshan sie hören werde. Dann wandte er sich heimwärts.

Abais sehnlichster Wunsch war, Togshan allein zu sehen und mit ihr zu sprechen, auch wenn es nur wenige Worte wären. Sein Auftrag wurde getreulich ausgeführt. Nach drei Tagen, die Abai eine Ewigkeit dünkten, kam Jerbol nach Shidebai zurück und nahm den Freund stracks mit zum Tschingis, zu den Kamelhöckerbergen.

Jerbol hatte — wie er nun Abai erzählte — zunächst Karaschasch, die Frau Assylbeks und Schwägerin Togshans, ins Vertrauen gezogen. Er hatte ihr alle Lieder aufgesagt, die Abai seiner Herzliebsten als Salem sandte. Die Schwägerin war eine gute Freundin von Togshan. Zuerst wollte sie nichts davon hören, bei dem Stelldichein vermittelnd mitzuhelfen, aber Abais Lieder machten einen tiefen Eindruck auf sie, überdies verstand sich Jerbol auf die Kunst der Rede, war zäh und wußte sein Ziel zu erreichen. Zu zweit rezitierten sie vor Togshan die Verse Abais, und sie willigte in die Begegnung ein.

Vor Ungeduld und Aufregung merkte Abai kaum, wie der Tag verging. Als die Dunkelheit über die Erde sank, erreichten sie Jerbols Aul, der rings von Bergen eingeschlossen war.

Die kleine, ärmliche Wintersiedlung, die nur aus der Hütte Jerbols bestand, lag diesseits des Karaul-Flusses, während sich Sujundiks Winterlager am anderen Ufer etwa eine Werst vom Fluß befand. Es war gut zu sehen. Man erkannte schon aus der Ferne, daß dort der Wohlstand heimisch war. Aus den Abzügen der warmen, festen Häuser quoll dicker, schwarzer Rauch, und satte Hunde bellten selbstzufrieden. Es war ein reicher Aul.

Doch für Abai war der Weg zu diesem Aul verschlossen. Er war der Sohn des Kunanbai, mit dem der Aul in Feindschaft lag. Und wenn sie dort drüben vom Zweck seiner Ankunft gewußt hätten, so wäre es Abai schlimm ergangen: Adilbek und Assylbek waren stolze und rachsüchtige Shigiten. Erführen sie, was ihn hierhergetrieben, sie würden in ihrem Zorn keine Grenzen kennen. Deshalb blieben die beiden Freunde am jenseitigen Ufer, bis daß es Nacht war.

Zur bestimmten Stunde, als tiefe Finsternis über dem Aul lag, gingen Abai und Jerbol zu Fuß übers Eis; ihre Pferde ließen sie drüben. Der Aul lag in tiefem Schlaf, auch die Hunde schlummerten friedlich.

Jerbol öffnete leise das Tor des Viehhofs und führte Abai in den Kamelschuppen. Dann tastete er sich vorsichtig wieder hinaus. Abai blieb allein in der Finsternis. Er wagte nicht Atem zu holen, sein Herz schlug ihm bis in den Hals.

Bald kam Jerbol zurück. Er nahm Abai bei der Hand und flüsterte ihm zu:

„Allah hat uns geholfen... Assylbek ist heute nicht zu Haus. Komm mit.“

Als Abai mit höflichem Salem über die Schwelle des reich ausgestatteten Raums trat, stand Karaschasch, das

junge Weib des Assylbek, neben der Bettstatt, während Togshan auf einer Decke auf dem Boden saß, der vom Eingang bis zum Ehrenplatz mit Teppichen belegt war. An den Wänden hingen farbenprächtige Wollmatten und seidene Behänge; ein weißer Seidenvorhang verhüllte zur Hälfte das hohe Bett mit den beinernen Verzierungen.

Abai begrüßte die beiden Frauen. Karaschasch kam ihm achtungsvoll entgegen, nahm den Malachai von seinem Kopf und löste seinen Gürtel.

Togshan wußte vor Verwirrung nicht ein noch aus. Kaum hörbar beantwortete sie den Gruß Abais, und Röte, mit tödlicher Blässe wechselnd, spielte auf ihren Wangen. Das junge Blut vermag kein Geheimnis zu hüten, es verrät sogleich, was die Seele birgt — die Stürme des Herzens ebenso wie Scham, Furcht und Hoffen.

Jerbol wollte die Freunde nicht stören.

„Ich gehe ans andere Ufer hinüber und passe bei den Pferden auf“, sagte er.

Abai nickte ihm stumm zu.

Karaschasch schlüpfte aus der Jurte, um den Tee zu bereiten. Sie zeigte sich nicht mehr.

Als sich Abai nun der Geliebten allein gegenüber sah, überflutete ihn die Verwirrung. Er sah, daß auch Togshan scheu und verschämt wie ein Kind war. Nicht wissend, was er sagen sollte, schwieg er und beugte sich zu Togshan, um ihr lange und unverwandt ins Gesicht zu blicken.

„Togshan... Hast du meinen Salem vernommen?“ fragte er nach langem Schweigen. „Die Worte meiner Botschaft entsprangen meiner Sehnsucht nach dir, dem unablässigen Denken an dich... Hast du sie vernommen?“

Togshans Haltung, ihr Gesicht schienen zu sagen: ‚Warum wäre ich sonst hier? War es nicht deine Stimme, die mich rief?‘, aber sie lächelte nur leise und antwortete:

„Ich habe sie vernommen, Abai. Eure Lieder sind sehr schön!“

„Ich bin kein Sänger, kein Akyn... Aber seitdem ich dich sah, habe ich mich verloren. Seit jener Stunde kamst du mir nicht aus dem Sinn.“

„Warum habt Ihr uns seither nie besucht?“

„Wie konnte ich! Weißt du nicht, was um uns vorgeht? Nur in unsern Träumen durften wir uns sehen!“

„O ja“, sagte Togshan erglühend und schlug die Augen nieder. „Ich sah Euch einmal... Bei der Wanderung... Aber ich weiß nicht, ob Ihr mich saht.“

Bewegt und beglückt über diese Worte erwiderte Abai:

„O Gott, Togshan, wie herrlich ist, was du sprichst!... Ich wollte dir damals zurufen: ‚Verweile doch für einen Augenblick!‘ und hatte kaum die Kraft, es nicht zu tun. Aber ich glaubte, du hättest mich nicht bemerkt... Und wenn dennoch dein Blick auf mich fiel, so war ich dessen nicht würdig. Wer könnte dich vergessen, Togshan?“, und Abai näherte sich ihr und nahm ihre zarte weiße Hand.

Togshan erschauerte und zog verschämt die Hand zurück.

Ein langer Abend schlang seine unlöslichen Bande um die Herzen der jungen Menschen. Nichts wollten sie voneinander, nur sich sehen und hören... Das war ihr erstes Beisammensein. Sie sprachen und sprachen, und es war, als wollten sie mit den Worten ihren Durst stillen und könnten es nicht.

Erst gegen Morgen kam Karaschasch zurück. Sie bereitete flink den Tee und entfernte sich wieder. Und da trat Abai auf Togshan zu und drückte seine Lippen auf sie. Glühende Röte überzog ihr Gesicht, sie bedeckte es mit den Händen und schob ihn behutsam zurück. Aber das war keine Abwehr, das war die reizende Verschämtheit der Unschuld. Da schloß er sie in einem jähen Aufwallen in seine Arme und bedeckte ihre Augen mit Küs-

sen. Sie wehrte sich nicht mehr. Am ganzen Leibe bebend, schmiegte sie ihr glühendes Antlitz für einen Augenblick an das Abais, dann machte sie sich frei.

„Du mein strahlend Licht!“ rief Abai und wollte sie aufs neue umfassen.

Doch in diesem Augenblick trat Karaschasch ein.

„O Gott, mein lieber Abai! Der Fluß ist aufgebrochen, auf dem Karaul treibt das Eis. . . Wo ist dein Pferd?“ fragte sie angstvoll.

Aber ihre aufgeregten Worte fanden nicht den Weg zu seinem Bewußtsein — allzu wild stürmten die Gefühle in ihm. Nur Togshan hob erschrocken die Augen.

„Oh, was sprichst du? Wie werdet Ihr nun über den Fluß kommen? Ihr dürft nicht an diesem Ufer bleiben!“ sprach sie zitternd vor Angst um den Geliebten.

Erst jetzt begriff Abai. Sein Pferd war am andern Ufer, also war ihm der Rückweg abgeschnitten. Hierbleiben, in diesem Aul, verbot sich von selbst. Nach kurzer Zeit mußte er entdeckt werden. Und fand man ihn nicht im Hause, so würde man ihn am Fluß packen, und schwerlich gäbe es diesseits des Karauls einen Menschen, der ihm wohlgesinnt wäre. . . Aber vor allem mußte er aus dieser Jurte fliehen, um nicht auch Togshan und Karaschasch, die ihn so freundlich aufgenommen, in das Verhängnis hineinzuziehen. . .

Er warf den Mantel über, verabschiedete sich und ging. Beim Abschied umschloß er Togshans Hand und sprach ihr Mut zu:

„Fürchte nichts, Togshan, ich werde einen Weg hinüber finden! Warte auf Nachricht durch Jerboll!“

Togshan streifte mit ihren blassen Fingern über seine Brust, dann schmiegte sie sich an ihn und sprach leise:

„Auf Wiedersehen, vergiß mich nicht!“

Die freundliche, umgängliche Karaschasch führte Abai durch den dunklen Vorraum zum Ausgang.

„Nun, mein Lieber, wir durften uns nicht lange deiner Gegenwart erfreuen, und dennoch konntest du dich überzeugen, daß du hier Freunde hast, die dir von Herzen zugetan sind... Vergiß uns nicht!... Und gib gut acht, wenn du über den Fluß gehst! Choschi!“ sagte sie zu ihm.

Abai ergriff ihre beiden Hände und sprach:

„Sheneschetai\*, ich werde Euer niemals vergessen. Bis an meinen Tod wird mir vor Augen stehn, was Ihr für mich getan.“ Dann ging er ohne Eile aus dem Haus.

Das wilde Brüllen der sich schiebenden Eismassen schallte ihm entgegen, doch Abai vernahm es nicht. Seine Gedanken weilten noch bei den prächtigen Menschen, von denen er soeben Abschied genommen. Ein unbeschreibliches Freudegefühl erfüllte ihn und benahm ihm fast den Atem, er war wie umströmt von Glanz und Wärme, dachte er an die Herzlichkeit der Karaschasch und an die Lieblichkeit seiner Togshan.

Nun stand er am Wasser. In rasenden Strudeln ergoß sich der wilde Bergfluß über seine Ufer. Es dröhnten Steine, Eisschollen krachten, von der Strömung mit rasender Geschwindigkeit dahingetragen.

Ratlos blickte Abai auf den wildbewegten Fluß. An ein Hinüberwaten war nicht zu denken. Im Osten dämmerte blaß der Morgen. Abai schritt am Ufer entlang und kam zu einem kleinen Gehölz. Er lief hin und her, aber ein Ausweg war nirgends zu finden. Indes verstrich nur Zeit, schon zog der Morgen herauf, und die Welt erhob sich aus dem nächtlichen Dunkel. Sobald der Aul erwachte, würden alle ans Ufer kommen, um sich den Eisgang anzusehen, voran die umsichtigen, auf die Wirtschaft bedachten Greise. Und wenn sie dann unweit von Sujundiks Aul den Sohn des Kunanbai entdeckten, noch dazu ohne Pferd, konnte ihr Argwohn dem Jüngling leicht gefährlich werden.

\* *Sheneschetai* — Koseform für Schwägerin. *Die Red.*

Und dennoch ließ sich Abai nicht von Furcht übermannen. Die alles in ihm erfüllende Freude trug ihn und hielt die Angst von ihm fern. Angesichts der zwiefachen Gefahr verlor er nicht den Mut, und seine Bewegungen blieben gelassen. Ruhe und Selbstbeherrschung verließen ihn nicht, als wäre er kein Jüngling, sondern ein reifer, seiner Kraft bewußter Mann.

Er verbarg sich in dem spärlichen Gesträuch, so gut es ihm gelang, und beobachtete aus seinem Versteck die Behausung Jerbols am anderen Ufer. Schließlich sah er einen Mann, der etwas weiter stromaufwärts rasch zum Fluß kam.

„Jerbol, he, Jerbol!“ rief Abai.

Ja, es war der Freund. Er drehte sich jäh um, als er die Stimme vernahm, und machte Abai hastig ein Zeichen mit dem Arm, er solle sich ducken. Doch Abai ließ es unbeachtet und blieb in Erwartung stehen.

Der Karaul ist ein schmaler Fluß, aber er hat eine reißende Strömung. Bleich wie ein Linnen kam Jerbol ans Ufer gelaufen. Er war so ratlos und verstört, als wäre ihm selbst das Unglück zugestoßen, und er bangte für Abai, denn er meinte, die seltsame Starrheit des Freundes käme gleichfalls daher, daß er von Angst benommen sei.

Aber nun ging Abai ein paar Schritte am Rande des Wassers entlang, blieb Jerbol gegenüber stehen und lachte schallend, so daß alle seine Zähne blitzten.

„Hilf mir aus der Patsche, Freund! Der Karaul will mir einen bösen Streich spielen!“ rief er.

Jerbol sprang vom überhängenden Ufer, trat ans Wasser und rief hinüber:

„Bleib im Gebüsch und rühre dich nicht von der Stelle! Ich bin gleich wieder da, hab keine Furcht!“, und er rannte landeinwärts.

Wenige Minuten später kam er zurück, auf dem Rücken eines riesigen rotbraunen Büffels. Abai war verblüfft: warum hatte sein Gefährte nicht lieber ein Pferd

gesattelt? Jerbol war nun am Fluß und wollte das Tier mit Zureden bewegen, ins Wasser zu gehen. Aber der Büffel hatte offenbar keine Lust, in die eisige Flut zu steigen, und trat von einem Bein aufs andere. Jerbol zwang ihm dennoch seinen Willen auf, und einmal im Wasser, sträubte das Tier sich nicht mehr und setzte gehorsam einen Schritt vor den anderen. Die Stelle war seicht, doch der Fluß schoß mit großer Geschwindigkeit dahin, und das Eis trieb in einer ununterbrochenen Masse. Der Büffel, der in dem eisigen Gestrudel nur mühsam vorwärtskam, verfolgte unbeirrt seinen Weg. Dann warf Jerbol das Ende seines langen Zügels ans Ufer. Abai fing es im Fluge auf und begann nun aus Leibeskräften zu ziehen. Von Knutenhieben angetrieben, klomm der Büffel ans Ufer.

Jerbol hatte sich als ein echter Freund erwiesen, der, nicht achtend der Gefahr, sich dem Gefährten zu opfern bereit ist. Abai warf sich ungestüm in seine Arme.

„Wo ist mein Pferd? Was bringst du da für einen Büffel an? Warum bist du nicht im Sattel?“ so bestürmte er den anderen.

„Wäre ich erst in den Aul gelaufen, um ein Pferd zu holen, so hätten sie dich bestimmt ertappt“, lachte Jerbol. „Wir werden es auch ohne schaffen.“

Beide Freunde setzten sich nun auf den Büffel, um die Rückreise anzutreten. Aber diesmal half kein Zureden, der Büffel wollte entschieden nicht ins Wasser steigen. Nachdem sie sich weidlich mit ihm geplagt und sowohl ihn als auch seine Vorfahren bis ins siebenundsiebzigste Geschlecht verflucht hatten, ließ Jerbol von dem widerspenstigen Tier ab und blickte sich suchend durch das dünne Weidengezweig um. Im Osten färbte sich der Himmel purpurn, und alle Dinge hoben sich in Tageshelle voneinander ab. Glücklicherweise war der Aul noch nicht erwacht. Doch mit einemmal brach Jerbol seine Umschau ab und stürzte davon.

Abai brauchte nicht lange auf ihn zu warten, schon nach wenigen Minuten trabte Jerbol auf einer kräftigen, rauchgrauen Stute herbei.

„Oho, wo hast du denn die her?“ fragte Abai.

„Sie graste nicht weit von hier... Sie gehört einem Schafhirten aus dem Aul des Sujundik.“

„Und der arme Schafhirt?“

„Was geht er dich an?“

„Wie soll er nun seine Schafe hüten, ohne Pferd?“

„Ach, lieber Gott, mag er zu Fuß gehen, samt dem Geist, der seine Herde beschützt! Ich kann dich doch nicht hier lassen? Steig schnell auf!“

Mit einem raschen Griff zog er den Freund zu sich auf die ungesattelte Stute. Abai war tief gerührt und rief:

„Du lieber Jerbol! Welch ein wunderbarer Freund bist du! Einen bessern gibt es auf der ganzen Welt nicht! Ich werde dir das nie vergessen!“

Jerbol war unterdes wieder auf den Büffel geklettert. Er gab Abai die Zügel und schrie ihm zu:

„Laß die Ergüsse, Abai! Schau zu, daß wir schneller hinüberkommen!“

Schnaufend und fortwährend strauchelnd, arbeitete sich die Stute beharrlich durch die eisige Strömung. Der Büffel trottete hinterher. So kamen die Freunde wohlbehalten über den Fluß.

Als sie drüben, am anderen Ufer waren, überließen sie den Büffel und die Stute ihrem Schicksal und rannten gebückt und sich versteckt haltend am Wasser entlang. Erst ein großes Stück flußabwärts richteten sie sich auf und stiegen ohne Hast die Uferböschung hinauf.

Abai trat nicht in Jerbols Hütte ein, er bat ihn, sogleich das Pferd für ihn zu satteln. Ergriffen von Jerbols Anhänglichkeit, trennte er sich von ihm und ritt längs des Flusses heimwärts. Er wußte, daß er seinen besten Freund zurückgelassen hatte...

Um die Zeit, als Kunanbai aus Karkaralinsk zurückkehrte, waren viele Aule schon aus den dumpfen Winterbehausungen in die Jurten übersiedelt, deren schneeweiße und nebelgraue Kuppeln sich rings aus dem Grün der die Wintersiedlung umgebenden Wiesen hoben. In Familien, wo es alte Leute gab, wohnte man noch in den festen Häusern, aber die Jugend war glücklich, daß sie nun wieder in den luftigen, vom frischen Frühlingswind durchwehten Zelten hausen durfte.

Der Aul sah aus, als hätte er ein buntes Lenzgewand angetan, er war von junger Lebenslust erfüllt, überall regte sich neues Leben. Buntscheckige Lämmer und Zicklein hüpfen umher und tummelten sich munter blökend im warmen Sonnenschein. Würdig spazierten die wuscheligen Kameljungen dazwischen und ließen ihre dunkelbraunen Augen schweifen; in den Tabunen wimmelte es von spitzohrigen, braunfelligen Füllen; und die flinken Kälbchen, die schon ein bißchen herangewachsen waren, machten mit gesträubtem Schweif drollige Luftsprünge und setzten behend über das Gras. Die ganze Natur war üppig erblüht und sang ihr unbändiges, tausendstimmiges Jubellied des sieghaften Lebens. Alles, was da lebte und atmete, schien der lachenden Sonne zuzurufen: „Wir sind da, die Freude der Erde, die alles Schöne und Edle schafft. Wir sind die Sendboten aus kaltem Nichtsein in der warmen Herrlichkeit des Werdens.“ Alles jubelte, prangte und frohlockte in unbändiger Frühlingspracht.

Die beiden Aule des Kunanbai waren schon in Shidebai eingezogen. Allerorten wurden Stuten gemolken, die ein Jahr mit den Jungtieren geweidet hatten, und jeden Morgen und Abend schüttete man plätschernd den Kumyß in den glänzenden Ledersäcken um, damit er nicht abstand.

Nicht nur von den Seinigen, auch von den anderen Aulen der Irgisbai, von den Topai und Shuertajak, wurde Kunanbai mit unerhörten Ehrenbezeugungen begrüßt. Die Sippenangehörigen, Freunde und Verwandten, die schon tagelang vorher die Freudenbotschaft von Aul zu Aul weitergetragen hatten, fanden sich nun in hellen Scharen in Shidebai ein, um Kunanbai ihren Salern zu entbieten. Sie wurden als Gäste empfangen und folgten ihm in lärmenden Massen in seine Aule, dabei schmausten sie von früh bis spät, und die Gastmahle nahmen kein Ende.

Die begüterten Anverwandten ließen es sich angelegen sein, nicht nur den Kunanbai zu Gast zu laden, sondern gleich die ganze Familie: die Frauen, Kinder und Mütter samt dem näheren Anhang.

Sere ließ den besten Widder schlachten, den sie schon früher als Dankopfer für die glückliche Heimkehr des Sohnes ausersehen hatte. Kunanbai stach in Kunkes Aul ein Pferd ab, das er zu opfern gelobt hatte, falls die Reise günstig verlaufen sollte. Die Feiern und Gastereien dienten Kunanbai dazu, seine Sippenossen um sich zu sammeln und im Geiste zu sichten, auf wen er sich verlassen durfte, bei wem Vorsicht geboten war und wie ihm ein jeder nach der schweren, nun überstandenen Prüfung entgegenkam.

Viel Volk strömte zusammen, und alle Aksakalen und Karassakalen\* machten Kunanbai ihre Aufwartung.

Karatai, der Älteste des Koksche-Geschlechts, hatte sich während des ganzen Herbstes vorsichtig und zweideutig verhalten. Jetzt ritt er Kunanbai entgegen, gab seiner Freude lärmenden Ausdruck und schloß sich ihm an, um Tag und Nacht nicht von ihm zu weichen.

Noch vor kurzem waren in den Aulen Gerüchte umgegangen, Kunanbai sei zugrunde gerichtet, ein gebrochener Mann, der, aller seiner Macht und Würde beraubt,

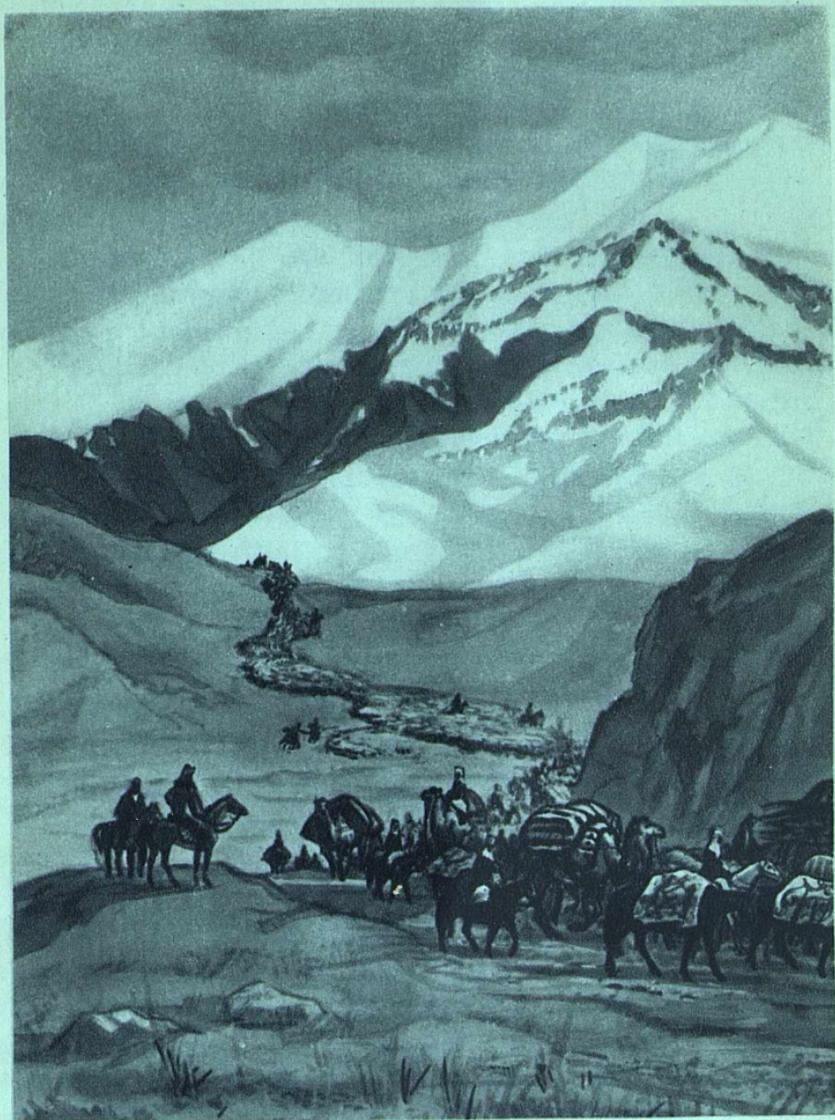
\* *Karassakal* — (wörtlich Schwarzbart), Mann in mittleren Jahren. *Die Red.*

in die Verbannung geschickt worden sei. Aber nun, wo er nicht nur aller Schuld ledig, sondern sogar zum Kreisverwalter bestellt heimkehrte, verstümmten die Gerüchte augenblicks.

Dazu kam, daß Mirsachans Fabeln über Kunanbais Mut und seinen großen Scharfsinn die Runde durch die Aule gemacht hatten und selbst von kleinen Kindern nachgesprochen wurden. Und die fortwährenden noblen Bewirtungen, das unaufhörliche Schlachten von Vieh waren für Kunanbai weit vorteilhafter, als wenn er es bei der üblichen Feier anläßlich eines frohen Ereignisses belassen hätte. Er versammelte die ihm nötigen Menschen um sich, schloß die Verwandten zusammen, die inzwischen ein wenig ihre eigenen Wege gegangen waren, zog sie wieder fest in die Ketten seines Willens, und dabei stieg er in ihren Augen abermals zu seiner einstigen Höhe empor.

Unterdes hatten alle Aule die Winterweiden verlassen; einem breiten Strom von Menschen und Tieren gleich, waren sie von den Bergen in die Täler zu den Frühlingsweiden gezogen und wanderten nun in den verschiedenen Richtungen zu ihren Lagerstätten weiter. Der Andrang der Gäste bei Kunanbai ließ etwas nach; jetzt konnte er seine freie Zeit den Frauen und Kindern widmen. Er blieb drei Tage in dem Tal, wo Ulshan ihren Aul aufgeschlagen hatte. Abai sah, wie grau das Haar des Vaters geworden war und wieviel neue Runzeln sich in sein Gesicht gegraben hatten.

Einst beim Mittagmahl, als Kunke, Kudaiberdy und Aigys zugegen waren, richtete Kunanbai sein Wort an Sere. Das, was er sagte, war jedoch für die ganze Familie bestimmt, und die Bitternis der schweren Zeit, die nun hinter ihm lag, klang aus seinen Worten. Er fühle schärfer denn zuvor, wie einsam er im Grunde doch sei. Keiner wäre da, weder unter den Älteren noch unter den Jüngeren, der ihm eine Stütze sein könnte. Er bedauere,



daß er, der mehrere erwachsene Söhne sein eigen nenne, bisher versäumt habe, sie zu vermählen, und sich mithin um die Freude gebracht habe, Enkel um sich spielen zu sehen und sich an ihrem Gedeihen zu ergötzen.

Alle Mütter, Sere voran, begrüßten mit warmer Zustimmung seine Rede. Was bedeutete sie? Die bevorstehende Hochzeit der erwachsenen Söhne, die Ankunft von Enkeln — und das ist für die Frauen eine große Freude, ein lang ersehntes Glück. . .

Kunanbai flocht beiläufig ein, daß in den ihm auferlegten Prüfungen Allah, der Höchste, sein bester Stab und seine treueste Stütze gewesen sei, unter den Menschen jedoch hätten ihm seine zwei Schwäher die fühlbarste Hilfe erwiesen. Nur bei ihnen habe er, wie er sagte, wahres Mitgefühl und tätige Anteilnahme gefunden. Und das seien Alschinbai und Tinibai. Außerdem sei er auf seinem Wege nach Omsk mit warmer Gastfreundschaft von Baitas, dem Ältesten des Tasbolat-Geschlechtes, aufgenommen worden.

Und nun sprach er zum erstenmal von einem Entschluß, den er schon auf der Reise gefaßt hatte. Baitas hatte eine kleine Tochter mit Namen Jekeshan. Diese wollte er für seinen Ospan zum Weibe ausbedingen, und wirklich war sie schon die Angelobte seines Tunichtguts von Sohn. Alle, besonders die Mütter, freuten sich ungeheuchelt über diesen Entschluß und besprachen lachend, wie sie dem Wildfang beibringen würden, daß er schon Fesseln an den Füßen trage.

Nun kam Kunanbai auch auf seine beiden anderen Söhne von der Ulshan zu sprechen. Zuerst gab er bekannt, was er für Takeshan beschlossen. Der Jüngling hatte im Vorjahr schon seine Braut besucht und sollte demnächst heiraten. Da der Kalym, das Brautgeld, an den Schwiegervater bereits voll abgezahlt war, stand dem freudigen Ereignis nichts mehr im Wege — mochte also

Takeshan seine Junge Jurte gründen. Am einschneidendsten aber war Kunanbais zweite Entscheidung, sie erheischte ein aufmerksames Ohr und die Bemühungen aller: Abai solle nun auch für seine Brautfahrt gerüstet werden. Kunanbai hatte schon mit Alschinbai alles besprochen, und die beiden waren übereingekommen, daß die Hochzeit schon in diesem Frühjahr gefeiert werden solle.

Unter den Brautvätern seiner Söhne nahm Alschinbai eine besondere Stellung ein. Nicht nur, daß die beiden durch erprobte Freundschaft verbunden waren, Alschinbai stammte überdies von Kasybek und Tlenschi ab, zwei Männern, von deren Ruhm die ganze Kirgisensteppe wußte; er war der Einflußreichste weit und breit im Land, und niemand konnte sich mit ihm messen. Und zu einem solchen Mann einen jungen Menschen schicken, ja noch auf die erste Brautfahrt, war eine höchst heikle Sache, die wohl durchdacht sein wollte und sorgliche Zurüstungen erheischte. So etwas kostete eine Menge Vieh und andere wertvolle Habe.

Die Mütter waren auch mit diesem Plan sehr zufrieden. Nur Sere wandte ein:

„Wäre es nicht besser, wir warteten, bis wir auf der Sommerweide sind, wenn alle Mühen der Wanderung ein Ende haben und das Leben wieder in seine geregelten Bahnen kommt?“

Aber Kunanbai erläuterte, was ihn zu diesem Entschluß bewogen hatte:

„Die Sommerweide des Alschinbai liegt allzu weit von der unsern, folglich wird das Vieh unterwegs von Kräften kommen und in abgemagertem Zustand anlangen. Auch für die älteren Männer, die Abai begleiten, ist der weite Weg sehr beschwerlich. Nein, wir müssen in den nächsten fünf, sechs Tagen mit allen Reisevorbereitungen fertig sein.“ Er wandte sich an Ulshan: „Auch du wirst

ihn begleiten. Führe selber deinen Sohn der neuen Verwandtschaft zu.“

Es war nicht Kunanbais Art, hinauszuschieben, was einmal beschlossen. Nicht lange überlegend, nannte er sogleich die Männer, die Abai begleiten würden, und gab Anordnung, wieviel Vieh, Stoffe, Geld, Juwelen, Silberbarren, kostbaren Hausrat und andere Geschenke sie mit sich führen sollten.

Die Reise bot zu endlosen Gesprächen Anlaß. Für Alschinbai wurden zwei Rudel ausgesuchter falber und fuchsroter Pferde, Silberbarren und wertvolle Stoffe als Gaben bestimmt.

In derselben Nacht ritten Isgutty und Kudaiberdy nach Semipalatinsk, um dort die nötigen Einkäufe zu machen. Es wurde ihnen aufgetragen, sich gleich nach ihrer Ankunft in der Stadt mit Tinibai ins Einvernehmen zu setzen, alles aufzukaufen, was dieser auf Lager habe, und in größter Eile zurückzukommen. Die ganze Reise durfte nicht mehr als drei, vier Tage in Anspruch nehmen.

Jeder der Söhne des Kunanbai nahm seiner inneren Art gemäß die Entscheidung über sein Schicksal auf. Aigys und Isgutty sagten lachend zu Ospan:

„Du bist schon einer Braut versprochen!“

Ospan begriff nicht gleich und fragte verdutzt:

„Eine Braut, was ist das? Ein Weibsbild oder was?“

Isgutty erklärte es und fragte ihn sodann, wie ihm das gefalle. Ospan erklärte unbekümmert, zum allgemeinen Gelächter:

„Warum nicht, ich nehme sie. So ein Weibsbild kann man immer gebrauchen.“

Abai nahm die schwerwiegende Neuigkeit stumm auf, äußerlich kühl und verhalten. Aber innerlich durchzuckte es ihn, und alles in ihm panzerte sich mit Abwehr, als ob eine eisige Hand seine Seele berühre. Der Gedanke an Togshan bohrte sich blitzartig durch sein Hirn, und er fühlte, daß er ein Verbrechen an ihr begehe.

Der Beschluß des Vaters wurde Abai durch die Mutter bekanntgegeben. Des Sohnes seltsamer Blick machte Ulshan unsicher, doch sie beschwichtigte sich sogleich mit dem Gedanken: ‚Er ist verschämt, das ist es.‘

In den Tagen danach blieb Abai nachdenklich und in sich gekehrt. Trübe Gedanken ergriffen mehr und mehr von ihm Besitz. Er hatte eine Braut. Auch Togshan besaß einen Bräutigam, dem sie schon seit langem zugesprochen war. Nicht reisen, nicht heiraten, ging nicht an: der Wille der Eltern war Gesetz. Es gab auch keine Gründe, sich der Reise zu entziehen. Sein Herz rief nur nach Togshan, aber er konnte sich nicht aus den ihn umstrickenden Netzen befreien.

Schweigsam und finstern Gemüts trat er die Brautfahrt an.



1



DER HOCHZEITSZUG des Bräutigams näherte sich dem Aul des künftigen Brautvaters. Alschinbai war erst kürzlich in der weiten, ergiebigen und an Tränken reichen Ebene angekommen. Hier siedelten an die vierzig Aule, die durch ihren gemeinsamen Vorfahren Kasybek verwandtschaftlich verbunden waren. Alles lebte in der Erwartung der Gäste. Schon standen die Jurten für sie, die Speisen für ihre Bewirtung waren köstlich zubereitet, und an dem Tage, wo der Zug eintreffen sollte, wurden die Milchstuten früher als sonst zum Melken angebunden.

Nach altem Brauch kamen die Brautweiber gesetzten Alters nebst Ulshan, die von dreißig Shigiten und einer Frauen-Suite begleitet war, einen halben Tag vor dem Bräutigam an. Zum Hauptbrautwerber war Isgutty ausesehen, der Wahlbruder Kunaibais. Mit ihm ritten Aksakalen, Sänger, Shigiten und Pferdehirten zur Beaufsichtigung der Tiere. Der Bräutigam war seinerseits

von zwölf jungen Shigiten aus dem Geschlecht der Irgisbai begleitet, außerdem von dem immer lustigen Mirsachan, dem Boten Shumagul und als nächstem Verwandten von Takeshan. Abai hatte auch Jerbol zu dieser Reise geladen, und während der ganzen, über eine Woche dauernden Fahrt behielt er ihn ständig an seiner Seite.

Ulshan brachte in den Aul des Brautvaters reiche Geschenke. Da waren Tabune von Pferden und Kamelen, Gewebe für die Frauen und viele Kostbarkeiten. Zwei Kamele trugen in dicken Ballen verpackt die Mitgift für die Braut. Hier fanden sich farbenprächtige Seide, Sammet, Tuch, kostbare Schals. Zwei andere Kamele waren mit den Mänteln, Hemden, Tüchern, Kaftanen, mit den Geweben und dem Schuhwerk beladen, die an die neuen Verwandten verschenkt werden sollten; denn so erheischte es der alte Brauch.

Aber das Kostbarste waren doch die Silberbarren, die dem Brautvater als Gabe dargebracht wurden.

Vor zehn Jahren, als Kunanbai bei Alschinbai um dessen Tochter Dilda als Braut für seinen Sohn Abai anhielt, hatte er von den Angehörigen der Braut einen schweren Tai-Tujak\* erhalten. Aber der Bessik-Shamba\*\*, den Ulshan jetzt mit sich führte, übertraf das erste Geschenk weit an Größe — Kunanbai ließ sich nicht lumpen. Und wirklich, kaum war der Bräutigam da, so wußte man sich in den Aulen des Alschinbai nur noch von der Freigebigkeit und den noblen Geschenken der Ankömmlinge zu erzählen. Aber es wurde auch sogleich hinzugesetzt, daß Alschinbai seinerseits nichts schuldig bleiben werde.

Für den Bräutigam und seinen Anhang waren drei mächtige, schneeweiße, prächtig ausgeschmückte Jurten aufgestellt, und zur Bewirtung der Gäste hatten die fet-

\* *Tai-Tujak* — Fohlenhuf, Bezeichnung für einen Silberklumpen von bestimmter Größe. *Die Red.*

\*\* *Bessik-Shamba* — schiffchenförmiger Silberbarren. *Die Red.*

testen einjährigen Milchfüllen, die besten dreijährigen Schafe und viele große Lämmer daran glauben müssen.

Als sich der Zug dem Aul näherte, machte Abai mit seinem Gefolge unweit des Auls halt. Einige Shigiten, Takeshan, Mirsachan und andere, ritten voraus, die Ankunft des Bräutigams im Aul zu verkünden. Abai und Jerbol stiegen vom Pferd, um die Mädchen und jungen Frauen, die ihnen entgegenreiten sollten, zu erwarten. Abai wußte, daß sich nun eine endlose Reihe sehr verwickelter Zeremonien abwickeln würde, deshalb behielt er auch Shumagul bei sich. Der hatte seinerzeit die mannigfachen, mit einer Hochzeit verbundenen Unannehmlichkeiten selbst über sich ergehen lassen, und Abai glaubte, er werde an ihm eine Hilfe haben. Während sie warteten, beklagte sich Abai bei Jerbol:

„Eine Hochzeit ist doch eine große Freude für die Eltern und für den Bräutigam. Warum also quält man die armen Beteiligten mit allen diesen Bräuchen?“

Shumagul blickte zu ihm auf und sagte lachend:

„Paß nur auf, jetzt wirst du gepiesackt! Zuerst wirst du es abbekommen, weil du keine Federn auf deinem Hut trägst. Zieh nur rasch den roten Tschapan an, sonst wird es sogar Backenstreiche geben.“

Die althergebrachte Sitte schrieb vor, daß der Bräutigam bei seiner Ankunft einen hohen Malachai trug, der mit einem Busch Eulenfedern geschmückt war. Dazu zog er einen Tschapan aus rotem Tuch und Stiefel mit hohen Absätzen an, um sogleich inmitten seiner Umgebung kenntlich zu sein. Vor der Abreise war auf Seres Drängen hin ein solches Gewand für den Bräutigam angefertigt worden. Die alte Großmutter, die sonst dem Enkel in allem nachgab, wollte diesmal nichts von seinen Einwänden hören.

„Das ist der Brauch unserer Vorfäter“, sagte sie ein Mal ums andere, „und man wird nicht dir, sondern uns, deiner Sippe, Vorwürfe machen, wenn du dagegen

verstößt. Ein jeder wird sagen: Sind denn bei den Irgisbai die Väter niemals Freier und die Mütter niemals Bräute gewesen?... Da, zieh an!“ hatte sie befohlen und den Enkel selbst in das neue Gewand gekleidet.

In dieser wunderlichen Tracht kam sich Abai fast wie ein Gesundheitsbeter oder wie ein umherziehender Zauberkünstler vor. Und sobald sie ein Stück vom Aul entfernt waren, ritt er zu seiner Mutter heran und bat sie mit flehender Stimme:

„Mein Gott, warum soll ich auf der ganzen Reise in die Welt hinausschreien, daß ich der Bräutigam bin? Erlaube mir, wenigstens vorläufig meine alte Kleidung zu tragen, das Bräutigamsgewand kann ich immer noch anziehen, wenn wir dort sind.“

Schweren Herzens willigte Ulshan ein. Und Abai hatte in der Tat bis zu diesem Augenblick sein „Gesundbeterkleid“ noch nicht angetan. Der Malachai mit dem aufgesetzten Federnschopf und der rote Tschapan lagen wohlverwahrt im Quersack. Aber nun fand Shumagul, es sei an der Zeit, den Bräutigam daran zu erinnern. Doch als er merkte, daß Abai allen Ernstes ängstlich zu werden begann, setzte er hinzu:

„Der kluge alte Barak-Batyr hat einst gesagt: ‚Mein Herz erzitterte nie angesichts des gewaffneten Feindes, jedoch es erzitterte, als ich vor die Eltern meiner Braut treten sollte...‘ Ja, Schreckliches steht dir bevor! Aber sei unverzagt, alles endet schließlich höchst angenehm, ich weiß das aus eigener Erfahrung.“

Die beiden Freunde lachten, und Jerbol bat Shumagul noch einmal, worum er ihn schon oft gebeten:

„Gib uns nur jedesmal einen Wink, was wir tun müssen: wie und wann man sich verneigt, hinsetzt, aufsteht und wann man endlich den Malachai aus der Stirn schieben und ruhig dasitzen darf...“

Als Abai sah, mit welcher Umsicht Jerbol alle Vorkehrungen für die schwierige Aufgabe traf, die ihnen be-

vorstand, dachte er unwillkürlich: „Jربول kümmert sich um Fragen, die mir selber nie in den Sinn gekommen sind. Er ist ein echter, grenzenlos getreuer Freund.“

Abai wußte, daß der große Augenblick ihrer Freundschaft der war, als Jربول auf dem Büffel durch die Frühlingswasser ihm zu Hilfe eilte. Aber nun sah er einen anderen, gänzlich gewandelten Jربول vor sich. Wo war der Jربول, den er von früher kannte? Der von einst und der von heute hatten wenig miteinander gemein. Wer von den beiden war ihm herzennäher? Wer vertrauter?

An dem Tag der Abreise hatte Jربول dem Freund eine erschütternde Nachricht gebracht, die ihn tief ergriff. Togshan, die Ferne, hatte erfahren, daß Jربول den Freund auf der Brautfahrt begleite, und ließ ihm sagen:

„Ein Mondstrahl leuchtete auf in meinem Leben und ist erloschen. Um mich ist Dunkel! Doch glücklich sei dein Weg. Glück und Heiterkeit mögen dir beschieden sein, dies ist mein Wunsch und mein Salem!“ So hatte sie gesprochen, und als Jربولs Pferd sich in Gang setzte, hatte sie das weinende Antlitz in ihrem Tuch verborgen.

Während der ganzen Reise kamen ihm die Worte der Geliebten nicht aus dem bekümmerten Sinn. Er brach fast zusammen unter der Last des Zwanges, unter dem Joch des fremden Willens, der ihn zur Reise genötigt. Und nun stand er da und wartete bedrückten Herzens auf die Begegnung mit seiner Braut.

Plötzlich schlug lautes Frauenlachen und das Silbergeläut von Scholpy an sein Ohr. Junge Frauen und Mädchen näherten sich, den Bräutigam zu begrüßen. Ein großer Menschenhaufe schob sich heran, junge Frauen und Mädchen, die einen in blütenweißen Kopfgewinden, die anderen in kleinen Damastkäppchen, und dazwischen flitzten aufgeregt und lustig Kinder umher.

Als sie sich den Shigiten näherten, riefen einige der Frauen mit lauter Stimme:

„Welcher ist hier Abai?“

„Wer von ihnen ist der Bräutigam?“

„Warum sind alle gleich gekleidet? Weiß Abai nicht, welches ein Gewand sich für den Bräutigam geziemt?“

Abai wurde verlegen. Er zwang sich zu einem Lächeln.

„Wer von uns euch am meisten gefällt, der soll Abai sein“, sagte er.

Die Frauen lachten und erkannten nun den Bräutigam. Aber eine von ihnen sagte sogleich mit Vorwurf:

„Nein, mein Teurer, deinen Tobykty-Malachai kannst du zu Haus in deinem Aul spazierenführen. In unsern Aul kommst du nur im Hochzeitsgewand!“

Und sie fragte sogleich bei den Shigiten, wo denn die bewußte Kleidung sei. Shumagul konnte nicht länger schweigen. Er nahm den Quersack von seinem Pferd und sprach:

„Ich habe es ihm oft genug gesagt, er solle das Kleid anziehen, aber er wollte ja nicht hören... Jetzt könnt ihr ihm eine Lehre erteilen. Seine ganze Pracht liegt bei mir verpackt.“ Und er übergab den Mädchen den Sack.

Während sich Abai umkleidete, waren die Kinder, die mit den Frauen gekommen waren, zu zweit und zu dritt auf die Pferde der Ankömmlinge geklettert und jagten nun zum Aul. Abai hatte auf der Reise einen goldfarbenen Paßgänger mit weißer Mähne geritten. Um den drängten sich nun die Kinder, als wollten sie das alte Sprichwort wahr machen: „Mit dem Pferd eines Bräutigams schafft man die Asche weg!“

„Das ist ja ein Paßgänger!“

„Oi-bai, so ein schönes Pferd!“

Schon waren drei kleine Kerle behend auf den Rücken des Pferdes gekraxelt und galoppierten davon. Die Frauen und Mädchen nebst dem Bräutigam und seinem Gefolge machten sich nun auf — alles strömte zu Fuß dem Aul zu.

Die für den Bräutigam bestimmte Jurte war schon von weitem an ihrem makellosen Weiß zu erkennen. Sie war im Innern nur spärlich ausgestattet, denn man wollte sie nicht überladen, damit genügend freier Raum bleibe. Doch das Jurtengerüst war nirgends zu sehen, überall war es mit prächtigen Seidenvorhängen und buntgemusterten Teppichen verhängt. Die leuchtenden Farben der Gewebe verliehen der Jurte etwas ungewöhnlich Festliches. Vom Eingang bis zum Ehrenplatz zogen sich wollene Teppiche und buntbestickte, mit Arabesken geschmückte Matten hin. Darüber waren in mehrere Schichten seidene Decken und Kissen aufgetürmt. Im rechten Teil der Jurte erhob sich ein Bett mit beinernen Verzierungen, auf dem an die fünfzehn Seidendecken prängten. Von den Kissen leuchteten die blendendweißen Bezüge. Ein Atlasvorhang mit himmelblauen und purpurnen Ornamenten umhüllte den Kopfteil der Bettstatt.

Abai wurde vor dem Bett hingesezt, und von beiden Seiten umringten ihn seine künftigen Schwägerinnen. Jerbol, Shumagul und die Shigiten ließen sich etwas abseits mit den anderen Mädchen nieder.

Als jeder seinen Platz gefunden, kamen drei junge Frauen in die Jurte gelaufen und drängten die Anwesenden zur Eile:

„Geschwind den Vorhang herunter, den Vorhang!“

Das Abai zunächst sitzende Mädchen sprang auf, und dann rauschte der schwere Atlas vor dem Bräutigam hernieder. Die Tür ging auf.

„Herein, herein!“ riefen die Frauen jemandem zu, der draußen stand, und blickten sich dabei schelmisch zu dem Vorhang um: „Die Ene\* kommen.“

Abai, Jerbol, Shumagul und die Mädchen erhoben sich hastig. Der Vorhang blieb herabgelassen. Drei ältere

\* Ene — (Schwiegermutter.) Die Red.

Frauen traten in die Jurte. Die mittlere war Abais oberste Ene, die volleibige dunkelhäutige Baibische des Alschinbai; an ihrer Seite schritt die eigentliche Ene, die Mutter der Braut.

„Das Lösegeld! Das Lösegeld! Ohne Lösegeld zeigen wir euch den Eidam nicht!“ riefen die jungen Frauen lachend und hielten die Enden des Vorhangs fest.

„Zieht auf, hier ist das Lösegeld“, antwortete die Baibische und hob eine Schale mit Schaschu\*.

Der Atlasvorhang öffnete sich breit. In der Mitte stand der Bräutigam, bescheiden das Haupt gesenkt, in stummer Ergebenheit.

„Gott schenke dir ein langes Leben, Licht meiner Augen! Möge das Glück auf allen Wegen dein Begleiter sein“, sprach die Baibische und warf den Mädchen Süßigkeiten zu.

Und nun regnete es getrocknete Aprikosen, Rosinen und Zuckerwerk. Die Mädchen hoben lustig lachend die Süßigkeiten auf.

„Gott segne dein Beginnen, er schicke dir nur Glück und Freude, Abai, mein Licht!“ schloß sich die leibliche Mutter der Braut den Wünschen an.

Der Bräutigam darf hierauf nicht antworten, sondern muß in unterwürfiger Haltung Schweigen wahren. Die Frauen traten nacheinander zu ihm heran und drückten einen Kuß auf seine Wange, worauf sie, ohne zu säumen, die Jurte verließen.

Während des ganzen Abends fühlte sich Abai, als säße er auf glühenden Kohlen; er konnte sich nicht in seine neue Rolle finden. Der schwere Malachai rutschte ihm fortgesetzt über die Augen und brachte den schwitzenden Bräutigam zur Verzweiflung. Aber die ärgste Pein waren doch die Blicke, die sich von allen Seiten in

\*Schaschu — Naschwerk. *Die Red.*

Ihn bohrten. Man musterte ihn ungeniert wie einen Schaugegenstand. ‚Bist du auch schön von Gestalt? Darfst du dich mit unserm Mädchen messen? Hast du eine feine Lebensart?‘ — so schienen die vielen unverhohlenen neugierigen Augen zu fragen. Nachdem man den Jüngling ausstaffiert hatte, daß er wie eine närrisch gekleidete Gliederpuppe aussah, ergötzte man sich nun an seinem Anblick und schien zu sagen: ‚Schaut bloß, wie der Bursch dasitzt!‘

Auch als in der Jurte des Bräutigams der Tee aufgetragen wurde, kam das Gespräch nicht recht in Fluß. Shumagul und Jerbol, die sonst immer mit ihren Scherzen schallendes Gelächter erweckten, fühlten sich hier gleichfalls befangen. Sie benahmen sich steif und führten mit leiser Stimme artige Gespräche mit den neben ihnen sitzenden Mädchen. Drei besonders prächtig gekleidete, die etwas abseits saßen, fielen Abai auf. Sie hatten kalkweiße Gesichter, und ihre Wangen waren knallrot wie Mohnblüten. Erstaunt blickte Abai sie an; er wußte nicht, daß die volljährigen Mädchen vom Boschan-Geschlecht einer uralten Sitte gemäß ihre Gesichter in dieser Weise färbten.

Nach dem Tee kamen die älteren Shigiten Mirsachan, Takeshan und ihre Gefährten. Zu ihnen gesellten sich die Sänger, Spaßmacher und Possenreißer aus dem Boschan-Geschlecht. Nun löste sich die Spannung, und lustige Reden erschallten, von Lärm und Lachen begleitet. Den Bräutigam umringte eine frohbewegte Menge von Mädchen und Frauen, bloß eine fehlte: Dilda, die Braut, hatte sich noch immer nicht gezeigt.

Der erste Besuch des Bräutigams heißt „der feierliche Besuch“; mitunter wird er die „Geschenkfahrt“ oder die „Schwelleüberschreitung“, zuweilen auch die „Händedruckreise“ genannt. Und bei diesem ersten Besuch bekommt der Bräutigam seine Anverlobte nicht so leicht zu Gesicht.

Ehe die jungen Leute voreinander hintreten, müssen die Eltern den *Toi*\* ausgerichtet haben, der zu Ehren der Brautfahrt und des nun besiegelten Gelöbnisses veranstaltet wird. Und das ist beileibe keine Kleinigkeit. Mit solch einem *Toi* läßt man sich Zeit, er wird in aller Ruhe und Sorgfalt vorbereitet. Erst nach dem *Toi* findet der „Händedruck“ zwischen der Braut und dem Bräutigam statt. Folglich würde Abai weder am ersten noch am zweiten Tag seine Verlobte sehen dürfen. Er wohnte in ihrem Aul, aber er hatte nicht die leiseste Vorstellung, wie sie aussehen mochte. Nur Jerbol wurde anderntags zu ihr vorgelassen und begrüßte sie. Ihr Aussehen gefiel ihm. Herzlich erfreut für den Freund, wollte er gleich seine Eindrücke berichten, aber Abai unterbrach ihn und sprach von etwas anderem.

Der *Toi*, den die Jugend so ungeduldig erwartete, fand am dritten Tag nach der Ankunft des Bräutigams statt. Unzählige Frauen füllten an diesem Tag die Jurte Abais. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend drängten sich hier die Brautmütter, die Mädchen, die jung verhehlchten Frauen samt dem lärmenden und anspruchsvollen Völkchen der Schwägerinnen. Shumagul und Jerbol mußten sich drehen und wenden, um einen jeden mit einem Ausdruck von zeremoniöser Höflichkeit in der Miene nach Gebühr zu begrüßen. Dabei stießen sie alle naselang Abai in die Seite und flüsterten ihm zu: „Steh auf! Setz dich! Da sind noch welche! *Oi-bai*, schau nur die vielen Menschen!“ — und Abai mußte sich unablässig verbeugen.

Die Lieder und Belustigungen in der Jurte des Bräutigams nahmen kein Ende, und es wurden ungeheure Mengen an Naschwerk vertilgt. Die Bediensteten trugen unaufhörlich *Kumyß* und Tee herbei, die Decken wurden nicht weggeräumt.

Nach dem Mittagessen erschallten draußen Rufe:

\* *Toi* — großes Gastmahl. *Die Red.*

„Der Toi beginnt! Der Toi beginnt!“

„Aufsitzen! Aufsitzen!“ fielen andere Stimmen ein.

Abai und die übrigen Männer traten aus der Jurte. Die Pferde warteten schon gesattelt an den Pfählen. Es stand dem Bräutigam frei, sich gleich den anderen den Festestrubel und das Gastmahl vom Pferd aus anzusehen. Die Frauen und Mädchen blieben im Aul, während Abai mit seinem Gefolge von etwa fünfzehn Mann ins freie Feld ritt und abseits von den anderen Aufstellung nahm.

Mit einem Pomp ohnegleichen feierten die vielen Aule den Toi in der frühlinggrünen, mit Blumen übersäten Ebene. Jeder, der sich einfand, erhielt Speise und Trank. Alschinbai wollte durch den Glanz und die Üppigkeit dieses Festes alles bisher Gewesene in den Schatten stellen. Und wirklich war so viel Volk zusammengeströmt, daß man mit den Pferden der auswärtigen Gäste ganze Tabune hätte bilden können.

Auch an der Zahl der für die Gäste aufgestellten Jurten war für einen jeden leicht zu ersehen, was für ein herrlicher Toi hier gefeiert wurde. Man zählte ihrer nicht weniger als fünf bis sechs Dutzende, und sie zogen sich in zwei Reihen hin, eine Werst und länger. Die Küchenjurten standen abseits am anderen Ende des Auls.

Als Abai und die Seinen sich in Bewegung setzten, kam aus der Richtung dieser Jurten eine lange Kette von Dienern angesprengt. Sie alle waren zu Pferd. Reglos wurden sie von den Festordnern erwartet, etwa zwanzig an der Zahl, die durch ein weißes, um den Kopf gebundenes Tuch kenntlich gemacht waren.

Alle zur Bedienung der Gäste bestimmten Shigiten saßen auf Paßgängern, ein Beweis für die unerhörte Pracht dieses Tois. Die straffen, gut eingerittenen Tiere stoben, in Schaum gebadet, wie rasend dahin, während die zwanzig Shigiten die Zügel zwischen die Zähne geklemmt hatten und in beiden Armen je eine tiefe Schüssel

hielten. Ihnen auf dem Fuße galoppierten andere und trieben die Tiere mit der Peitsche an. Die kräftigen, geschmeidigen Shigiten kamen in vollem Lauf vor die Jurten und machten wie angewurzelt halt. Dabei wurde kein Tropfen der Soße verschüttet. Sie überreichten die dampfenden Schüsseln den Aksakalen und Karassakalen, die sie ihnen aus den Händen rissen, um sie eigenhändig den Gästen aufzutragen.

Wie immer in solchen Fällen aßen die Gäste unheimlich viel. Mehrmals mußten die berittenen Speiseträger ihren Weg zu und von den Küchenjurten wiederholen. Die Tafelei begann, als Abai noch in seiner Jurte saß, und nun, wo er mit seinen Shigiten in die Ebene hinausgeritten war, nahm sie ihren Fortgang. Die Gäste stiegen erst aufs Pferd, nachdem eine Unmenge Ledersäcke mit Kumyß geleert und unzählige Fleischgerichte vertilgt worden waren.

In bunter Folge reihten sich jetzt Spiele und Wettkämpfe aneinander: Pferderennen, Ringen, Bockjagen\*.

Vor den Jurten standen die alten Leute und machten ihrer Bewunderung in lauten Rufen Luft:

„Das ist einmal ein Toi, so etwas hat man schon lange nicht gesehen!“

„Der Kalym, die Kaufsumme, war fett, aber auch Alschinbai gibt mit vollen Händen!“

Und als der Tag zu Ende ging, erblickte Abai zum erstenmal seine Braut.

Die Jurte des Bräutigams barst fast von all den Menschen, die sich hineingedrängt hatten. Der ganze Anhang sowohl des Bräutigams wie der Braut, voran Alschinbai, Ulshan und Isgutty, war hier versammelt. Abai und sein Gefolge standen abgesondert hinter einem Vorhang. Nur die älteren Leute benahmen sich unbefangen, sie sprachen

\* *Bockjagen* — ein Wettspiel, bei dem die reitenden Teilnehmer einander einen ausgeweideten Bock wegzureißen trachten. *Die Red.*

chen und lachten, ohne sich Zwang anzulegen. Hinter dem Vorhang wurde nur geflüstert, bloß dann und wann klang ein gedämpftes Kichern auf, aber auch dies erlaubten sich nur die Mädchen, die sich in ihrem Aul zu Hause fühlten. Schließlich entstand am Eingang eine Bewegung. Die jungen Frauen an der Tür rissen den nach außen führenden Vorhang zurück, und herein trat eine Schar Mädchen.

Unter ihnen war Dilda. Sie hatte den roten Mantel über den Kopf gezogen, so daß ihr Gesicht verdeckt war. Abais Blick konnte nur ihre Gestalt erhaschen, als sie das Oberschuhzeug ablegte. Die Braut erschien ihm schwächlich, aber hochgewachsen und recht wohlgebildet.

Ihr Platz war neben dem Abais. Den Mantel überm Kopf, setzte sie sich auf die ihr zugewiesene Stelle, von dem Bräutigam abgekehrt. Abai wollte etwas sagen, doch Dilda wandte sich ihm nicht zu, und so unterließ er es.

Gleich nach ihrem Eintritt wurden Fleischgerichte heringetragen. Die Ehrengäste und die Jugend hinter dem Vorhang griffen wacker zu, aber weder der Bräutigam noch die Braut berührten die Speisen. Nach dem Essen las ein Mulla, den Abai durch den Vorhang nicht sehen konnte, das Hochzeitsgebet. Alsdann wurde eine Schale kalten Wassers gebracht, die erst bei den Älteren die Runde machte und schließlich zu Abai gelangte. Der Bräutigam trank einen Schluck und überreichte die Schale der Braut.

In diesem Augenblick näherten sich lächelnden Angesichts zwei junge Frauen und setzten sich vor das Brautpaar. Sie umwanden Dildas rechtes Handgelenk mit einem dünnen Seidengewebe und legten die Rechte Abais auf ihre Hand. Er spürte die schmalen Finger des Mädchens in seiner Handfläche, eine ihm gegenüberstehende Schwägerin meinte spöttisch:

„Oh, deine Hand ist wohl festgewachsen, gib sie her und streich über ihr Haar!“

Die Mädchen im Kreise kicherten. Die junge Frau nahm nun selber Abais Hand und führte sie sanft über die Flechten der Braut. Das Seidengewebe mußte auch hier dienen, und Abai streifte ein oder zweimal über seine kühle Glätte. Mit dieser Zeremonie, die von alters her der „Händedruck“ und das „Übershaarstreichen“ genannt wird, enden die Hochzeitsriten. Bei der letzten Übung verlangt die Sitte, daß der Bräutigam die Schwägerinnen beschenkt. Die flinke Shenge brachte es fertig, auch von Dilda ihren Teil zu erhalten.

Nun hoben die Älteren die flachgestreckten Hände und verrichteten ein Gebet.

„Das Glück sei mit euch! Gott schenke euch ein langes Leben! Allah überschütte euch mit reichen Gaben!“ — so murmelten sie im Chor.

Abai und Dilda hörten sich diese Wünsche durch den herabgelassenen Vorhang an. Nach beendigtem Gebet erhoben sich die Älteren und verließen die Jurte. Auch die Jugend hielt sich nicht länger auf. Alle wandten sich zum Gehen, um das Brautpaar allein zu lassen.

Bis zu diesem Augenblick hatte Abai noch kein Wort mit seiner Braut gesprochen, ja sie hatten sich noch nicht einmal richtig angesehen. Nur Dilda hatte, hereinkommend, blitzschnell den Bräutigam aus den Augenwinkeln gemustert, während sie, unter dem Mantel verborgen, neben ihm Platz nahm. Aber auch das währte nur einen Herzschlag.

Die Jurte hatte sich geleert. Die Shenge, die für das „Übershaarstreichen“ schon beschenkt worden war, sagte zu Abai:

„Und nun bereiten wir euch das Lager. Gehe indes ein wenig hinaus und schöpfe frische Luft.“

Wie ein Messerstich schnitt sich die derbe Unverblümtheit dieser Worte in Abais Gemüt. Hastig erhob er sich und floh fast aus der Jurte.

Keine Menschenseele war zu erblicken. Auch Jerbol und seine Gefährten hatten sich schon zurückgezogen. Abai war mit sich allein. Dunkel umgab ihn. Schon am Abend waren schwere Wolken am Himmel aufgezogen, und die ganze Erde lag wie in Finsternis versunken. Langsam schritt Abai in die schwarze Leere, weitab von der Jurte.

Auch die Mädchen waren nun gegangen. Bei Dilda blieben nur die beiden jungen Frauen, die sie den ganzen Abend begleitet hatten. Die eine führte Dilda ins Freie, während die andere den Vorhang herabließ, die Kissen und Decken von dem hochgetürmten Bett nahm und es für die Nacht herzurichten begann.

Die Shenge, die mit Dilda vor die Tür getreten war, schlang den Arm um sie und flüsterte ihr lachend zu:

„Wie gefällt er dir denn?“

Dilda verspürte nicht das leiseste Zagen.

„Ich weiß nicht recht, ein wenig zu schwarz und zu dick.“

Aus ihrer Stimme klang deutlich die Enttäuschung.

„Aber nein, du hast ihn dir nicht gut angesehen, ein hübscher, dunkler junger Mann“, wurde sie von der Shenge getröstet.

Es waren keine freudigen Gefühle, die in dieser Minute das Herz des Bräutigams bewegten.

Der Pomp und Glanz, der Festestrubel, die ihn auf Schritt und Tritt in diesen Tagen umgaben, bildeten gleichsam die Begleitmusik zu einer feierlichen und glückbringenden Handlung. Eine festliche Menge umwogte ihn, der Schmaus und die Wettspiele nahmen kein Ende, und die verschwenderischen Gepränge, die Gebete und die von allen Seiten ausgesprochenen Wünsche sollten nur noch mehr hervorheben, welch ein Glück den jungen Leuten bevorstand. Aber war das auch wirklich so, wenn man tiefer blickte? Wurde das nicht getan, damit der Form und den Regeln des Anstands Genüge geschah?

War das nicht eine rein äußerliche Zeremonie, eine Wahrung jahrhundertlang überlieferter Bräuche?

Abai und Dilda hatten einander noch nicht ins Auge geblickt; aber die Älteren bekümmerte das wenig. Das erste Zusammentreffen von Braut und Bräutigam sollte sich im Bett abspielen, das jetzt eben für sie bereit wurde.

Abai hatte viele Bücher gelesen. Die Freundin des Herzens, die Auserwählte — wie wundersam tönten ihm diese Worte! Sie blühten in seiner Seele in ungetrübter Reinheit. Togshans strahlende Lieblichkeit, die sein Herz bestrickt und seine Seele in Qualen gestürzt hatte, wich nicht aus seinem Sinn. Aber sie war so fern, seine Togshan, warum kam sie nicht, ein geflügelt Traumbild, und winkte ihm zu?

Plötzlich drang ein feines Silbergeläut an sein Ohr, und er wandte sich um. Eine der beiden Shenge suchte ihn.

Halb scherzend sagte sie: „Du hältst dich wohl für etwas gar Kostbares, daß du so lange auf dich warten läßt?“ Und sie führte ihn zu der Jurte.

Der Vorhang war niedergelassen. Das aufgedeckte Bett stand bereit. Dilda und ihre andere Begleiterin waren noch nicht im Raum. Die junge Frau half Abai beim Entkleiden. Er legte das Obergewand ab, sie hängte es auf. Dann entledigte sie ihn seiner Stiefel und erinnerte ihn daran, daß er ihr hierfür einen Lohn schuldig sei. Diese letzte Prozedur wurde immer mit einem großen Geschenk entgolten. Abai hatte dank der Vorsorge seiner umsichtigen Mutter die Taschen voll Geld. Fast mit Abscheu warf er es der Shenge zu.

Kaum entkleidet, warf sich Abai in das Bett und hüllte sich fest in die seidene Decke. Dilda ließ noch immer auf sich warten, nur dann und wann tönte von draußen das leise Klirren ihrer Scholpy herein. Sicherlich gehörte auch das mit zur Etikette? Käme sie doch wenigstens.

solange das Öllicht noch brennt. . . Aber nun nahm die junge Frau die Leuchtampel und ging leise aus der Jurte. Durch die geöffnete Tür glitt Dilda.

Sie kam, von Dunkel verhüllt. Abai war innerlich so empört über das, was mit ihm geschah, daß er unvermittelt in eine stumpfe Gleichgültigkeit verfiel und ohne eine Regung liegenblieb. Aber sein Ohr nahm jede ihrer Bewegungen auf, jedes leise Rascheln ihrer sich nähernden Schritte. Nun legte sie die Jacke ab. Nun schlüpfte sie aus den Stiefeln, und im nächsten Augenblick stand sie neben ihm. Ohne Befangenheit tastete sie mit der Hand über das Bett, ihren Platz suchend. Abai hatte nicht bemerkt, daß er am äußersten Rande des Bettes lag, und plötzlich vernahm er die Stimme seiner Braut, sie klang etwas rau und unsanft:

„Rück ein wenig!“

Und das war das erste Zusammensein der beiden jungen Leute, zu deren Ehren viele Tage hindurch Feste und Spiele veranstaltet, geschmaust und Geld ausgegeben worden war. . . So gleichgültig, so lieblos und grau. . . Abai wich zurück und drückte sich an die Wand.

Er konnte seine innere Kälte und Fremdheit nicht überwinden. Auch Dilda war keineswegs leidenschaftsentschlammt. . . Ohne sie viel zu fragen, hatte man sie dem Bräutigam zugeführt, und sie fügte sich der Sitte — ihr Herz blieb ihm fremd. Dabei flüsterte ihr der stolze Sinn unablässig zu, daß Abai zwar ein Sohn des Kunanbai, sie aber doch die Enkelin des hochberühmten Alschinbai sei. Scham und Schüchternheit hielt sie für eine Sache des niederen Volkes. Und so tat sie denn ruhig und gewissenhaft, was die Shenge ihr angeraten hatte. . .

Nach dieser Nacht verweilte Abai noch zwei Wochen im Aul des Alschinbai. Ulshan reiste fünf Tage vor dem Sohn ab, aber die Shigiten blieben bei ihm.

In dieser Zeit gewöhnten sich die beiden jungen Leute ein wenig aneinander. Mitunter lachten und scherzten sie

sogar. Abai fand Dilda reizvoll, manchmal kam sie ihm beinahe schön vor. Auch sie wußte sich seiner Art anzupassen. Und dennoch zog es sie nicht zueinander, und ihre Herzen blieben sich fremd.

Die Älteren nennen die erste Fahrt des Bräutigams zur Braut einen Bergpaß im Anstieg des Lebens. Diesen Bergpaß hatte Abai nun überschritten. Aber kein Funke der großen Flamme war in seiner Seele aufgeglüht. Im Gegenteil, bedrückt, innerlich zerbrochen, kehrte er von seiner Reise zurück, als wäre er plötzlich um Jahre gealtert.

## 2

Als Abai von seiner Brautfahrt heimkam, waren die Aule schon über die Tschingisberge auf die Sommerweiden gezogen. Kunkes Aul, wo auch Kunanbais Jurte stand, war wieder einmal voller Gäste, und Abai ritt mit seinem Gefolge zu dem von einer Menge Männer umgebenen Vater und entbot ihm seinen Salem.

Kunanbai hatte sich schon von Ulshan Genauens von der Reise erzählen lassen. Nun begrüßte er den Sohn mit Wohlwollen und bewirtete freigebig seine Begleiter. Aber nur bei einem spürte Abai wirkliche Freude, daß er wieder da war: bei Kudaiberdy.

Der konnte nicht genug von den Sitten und Gebräuchen des Boschan-Geschlechtes hören. Schließlich bat er Abai und Jerbol, wie es in solchen Fällen üblich ist, sie sollten ihm alle neuen Lieder vorsingen, die sie unterwegs gehört hatten; das werde ihr Reisegeschenk für ihn sein.

„Wir haben erfahren müssen, daß man bei den Boschan besser singt als bei uns“, sagte Abai und griff zur Dombra.

Kudaiberdy versetzte spöttisch lächelnd:

„Wer weiß, wer dort gesungen hat — die Boschan oder das junge Herz eines Bräutigams, der zum erstenmal bei

seiner Braut war? Vielleicht klangen in deinen Ohren dort auch die Lieder süßer?“

Alle lachten, aber Abai streckte nicht so leicht die Waffen.

„Ich spreche die Wahrheit, Bake!“ — so nannte er Kudaiberdy.

„Statt die Boschan in Worten zu loben, tätest du besser daran, uns ihre Lieder vorzusingen.“

„Da hast du recht, ein Lied sagt mehr als alle Worte. Fangen wir an, Jerbol!“

Und Abai stimmte die ersten Takte an. Jerbol fiel in die Melodie ein, und ihre Stimmen verschmolzen sich. Sie sangen das „Stattliche Roß“, ein Lied, das bei den Tobykty noch unbekannt war, und Abai merkte wohl, daß es großen Eindruck auf seine Zuhörer machte.

„Nun, was sagt ihr?“ fragte er.

Von allen Seiten wurde das Lied gelobt. Auch Kudaiberdy hielt nicht mit seiner Anerkennung zurück.

„Ein schönes Lied!“ sagte er sinnend.

„Dann hört noch eins“, entgegnete Abai mit der Miene eines Siegers und trug gemeinsam mit Jerbol das Lied „Die Holde“ vor.

Kudaiberdy wußte auch hier viel Gutes zu sagen. Abai und Jerbol flüsterten sich etwas zu.

„Jetzt singen wir euch etwas vor, das wir uns für den Abschluß aufgehoben haben“, erklärten sie.

Und dann ertönte das innige, alle Herzen ergreifende dritte Lied, das „Weiße Birke“ hieß.

Drei Verse hatten sie schon gesungen, und niemand rührte sich. Alle lauschten mit angehaltenem Atem der Musik. Abais Finger liefen über die Saiten, dann ließ er den letzten Ton weich verklingen.

„So, Bake, was sagst du nun?“

Kudaiberdy gestand ehrlich:

„Ich finde, du hast völlig recht, Abai, ihr habt wirklich wundervolle Lieder mitgebracht.“

Abai erzählte nun, daß sie mit ihren Liedern „Grünes Tal“ und „Schwarzbraunes Mädchen“ in Alschinbais Aul gar keinen Erfolg gehabt hatten. Erstens sangen dort schon alle Spatzen diese Lieder, und sie waren längst aus der Mode, und zweitens hatten die Boschan eine viel schönere Weise dafür als die Tobykty. Überhaupt sei Abai dahinter gekommen, daß die Tobykty keine großen Meister im Liederdichten und in der Sangeskunst seien. Meist entlehnen sie die Verse und die Melodien anderen Geschlechtern und tragen sie vor, wenn auch nicht immer mit Geschick, ja sie verschlechtern sie sogar oft. So ward Kudaiberdys scherzhafter Einwand restlos widerlegt. Der ältere Bruder betrachtete den jüngeren voll Stolz und unverkennbarer Bewunderung. Er sah, daß Abai seit seiner Reise tiefer an die Dinge heranging und sich zu allen Erscheinungen seiner Umwelt ein selbständiges Werturteil bildete.

Tags darauf kehrte Abai zu den Müttern zurück. Der ganze Aul kam ihm mit herzlicher Freude entgegen. Die alte Großmutter konnte kaum den Blick von ihm losreißen, und die kleineren Brüder zappelten an seinem Hals, steckten ihre Köpfe unter seine Arme und zeigten ihm in stürmischer Weise, wie froh sie über seine Heimkehr waren.

Ulshans Aul stand in einem weiten Tal, umgeben von fetten Wiesen, Weiden und wohlgelegenen Tränken. Alle Tobykty-Aule in dieser Gegend lebten einzig in der Erwartung eines großen Ereignisses. Schon unterwegs waren Abai Gerüchte davon zu Ohren gekommen, und nun, zu Hause, wurde ihm alles ausführlich erzählt. Kinder, Jünglinge, Schwarz- und Graubärte sprachen von nichts anderem als von dem As\* zum Gedenken Boshejs, das in wenigen Tagen abgehalten werden sollte.

\* As — Gastmahl am Todestag eines Verstorbenen zu dessen Ehre und Gedenken. *Die Red.*

Die Sippenangehörigen des Boshej rüsteten sich schon seit dem Winter zu diesem großen Fest. Im Frühjahr hatten sie den Sammelort und die Zeit angekündigt, und die Shigitek, Kotibak, Bokenschi und Torgai, die sich im vorigen Jahr zusammengeschlossen hatten, waren eigens zu diesem Zweck auf die weiten, futterreichen Sommerweiden am Kasbala gewandert. Anlässlich der Totengedenkfeier sollte auch ein großes Pferderennen mit Preisen abgehalten werden, wofür es kein besseres Gelände gab als die riesigen Grasflächen am Kasbala.

Abai und Jerbol waren herzensfroh, wieder zu Haus zu sein. Beide hatten sich oft nach dem heimatlichen Aul gesehnt. Jerbol wollte nun so schnell wie möglich zu den Seinen; es war ihm zu Ohren gekommen, daß sein Aul ebenfalls an der Totenfeier teilnehmen werde.

Am Tage nach der Ankunft sprach Abai lange mit seiner Mutter und ließ sich von ihr erzählen, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

So erfuhr er, daß Kunanbai seit Ausgang des Winters unablässig Männer um sich versammelt und Beratungen mit ihnen geführt habe. Es sah aus, als sei etwas Ernstes in Vorbereitung. Durch ständige Tois und Gastereien war es ihm gelungen, etliche Geschlechter auf seine Seite zu ziehen. Die einen köderte er mit Geschenken, die anderen machte er sich mit Versprechungen gefügig, und die dritten schüchterte er durch den eisig-bedrohlichen Ton seines Salem\* ein. So hatte er im Laufe eines kurzen Monats viele neue Anhänger gewonnen. Unter ihnen waren so bedeutende und einflußreiche Persönlichkeiten wie Karatai. Aber Kunanbai wußte sich auch die gewogen zu stimmen, die sich, befähigt durch gleiche Verwandtschaftsbande mit ihm und seinen Gegnern, bisher neutral zu halten bemüht hatten. Ihm feindlich gesinnt blieb nur

\* Hier nicht im Sinne von Begrüßung, sondern: mündlicher Auftrag, durch einen ändern statt eines Briefes übermittelt. *Die Red.*

ein kleines Häuflein von drei, vier Geschlechtern: den Kotibak, Shigitek und ein paar anderen.

Auch diese Gegner rüsteten seit dem Winter zum As und hatten sich in große Unkosten gestürzt. Kunanbai wußte dies, und er verlangte unmittelbar vor der Abwanderung, daß ihm die fünfzehn Weidegelände zurückerstattet wurden, die diese Geschlechter jüngst erhalten hatten. Niemand solle mehr im Herbst dort sein Anwesen, sein Gerät und seine Knechte zurücklassen, denn diese Gelände wolle er nunmehr wieder in seinen Besitz nehmen.

Die Botschaft wurde jedem der Aule einzeln verkündet. Kunanbai ließ sich weder zu Erklärungen noch zu einer Rechtfertigung herbei, er befahl nur. Auf diese Weise bekam er vierzehn Winterweiden zurück, und nur bei der fünfzehnten stieß er auf Widerstand.

Das war die Winterweide Baissals.

Kunanbais Anordnung war an Baissal durch Karatai und Shumabai ergangen. Baissal entgegnete den beiden mit ruhiger Stimme:

„Richtet dem Kreisverwalter meinen Salem aus. Wir kennen einander von Kind auf, und niemand wüßte besser als er, daß ich kein Land habe. Kunanbai hingegen besitzt Land in Hülle und Fülle, auch hat er sich bereits die vierzehn Wintergelände zurückgeholt. Er lasse mir meinen bescheidenen Teil, zumal da ich Kosten auf mich genommen und mich dort eingerichtet habe.“

Kunanbais Grimm entbrannte mächtig, als ihm Baissals Antwort überbracht wurde. Er sandte noch in derselben Nacht Karatai und Shumabai mit dem strikten Befehl zu ihm, sofort ohne Widerrede das Gelände zu räumen.

Angesichts der despotischen Selbstherrlichkeit Kunanbais verlor Baissal die Selbstbeherrschung. Er erwiderte, daß er nicht nachgeben werde und zur Fehde bereit sei.

„Ich habe ihm meine Gründe dargelegt, doch verschließt er ihnen sein Ohr“, so hub er an. „Die bitterste Kränkung ist für mich nicht einmal, daß er mir das Land

nehmen will, sondern, daß er sich über mich hinwegsetzt und mich gleich einem Nichts achtet. Ich hielt mich ruhig und willfuhr ihm in allem, er aber stachelt unermüdlich gegen mich und hat schon seinen Fuß zum Tritt erhoben. Gleich einem Wurm nagte er heimlich an Boshej, bis daß der würdige Mann ins Grab sank. Ich gelte ihm nicht mehr als Boshej, so daß ich mithin nichts zu verlieren habe. . . Was mir gehört, davon lasse ich nicht, und nicht um eines Schrittes Breite weiche ich von der Winterweide.“

Karatai, der ein neues Aufflackern des Bruderzwistes befürchtete, richtete Baissals Botschaft in weit gemilderter Form aus. Aber Kunanbai war nicht so leicht zu täuschen. „Das ist nicht die Sprache Baissals“, erklärte er barsch und verlangte, daß Karatai ihm alles wörtlich wiedergebe.

Von diesem Tag an schwoll der Zorn gegen Baissal und Baidaly gewaltig in Kunanbais Brust. Nur wegen der bevorstehenden Totengedenkfeier für Boshej nahm Kunanbai vorläufig von entschiedenen Handlungen Abstand. Doch Ulshan wußte, daß gleich nach der Abwanderung zu den Sommerweiden die Plänkeleien und Reibungen zwischen den Aulen Kunanbais und Baissals aufs neue begonnen hatten. Kunanbai ließ seine Aule in unmittelbarer Nähe der Kotibak-Aule lagern, er behelligte und bedrängte sie aus jedem geringfügigen Anlaß und ließ ihr Vieh von den Weiden verjagen. Baissal entgalt es ihm mit dem gleichen. Sein Aul wurde Tag und Nacht von Shigiten des Kotibak-Geschlechts bewacht.

Zur Zeit standen die Kotibak nur um einen Pferdesprung weit vom Aul der Kunke. Der kleinste Zwischenfall konnte genügen, damit der Funke zur rasenden Feuersbrunst entflamme. Kunanbai häufte Willkür auf Willkür und reizte mit Vorbedacht seine Nachbarn zu blutigen Zusammenstößen. Sere, die seine Absichten alsbald durchschaute, kam in großer Eile mit ihrem Aul angerückt, um

ihr Lager gleichfalls neben dem Baissals aufzuschlagen. Sie hoffte, die Treiber und die streitlustigen Shigiten in Zucht zu halten und Ausschreitungen zu verhindern, die in Kunkes Aul in der Regel waren.

Ulshan litt schwer unter dem schwelenden Unfrieden ringsum, und Kunanbais feindseliges Verhalten vor dem Andenken Boshejs machte ihr Kummer. Kunanbai hatte nicht einmal das Grab des Verstorbenen besucht. Wollte er auch jetzt, ein Jahr nach dem Tode Boshejs, noch in seiner Böswilligkeit verharren? Als Ulshan davon sprach, drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust.

Abai fürchte unmutig die Brauen und versank in Grübeln. Den ganzen Tag über blieb er schweigsam, nachts wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager umher. Es war das erstemal, daß die Mutter ihn in die Angelegenheiten des Auls eingeweiht hatte und ihn von den verschiedenen Fehden und Händeln des Vaters wissen ließ. Zum erstenmal erschloß sie vertrauensvoll dem Sohn ihr Herz, in dem sich so viel Bitternis angesammelt hatte. Vielleicht glaubte sie, Abai sei nun Mann genug, um an den Taten der Erwachsenen teilzuhaben? Sie sprach in heißer Erregung und restlos offen, sie hielt nichts vor dem Sohn zurück.

Am nächsten Tag um die Mittagstunde kam Jerbol. Die beiden Freunde gingen in die Große Jurte, um Kumyß zu trinken, als plötzlich draußen die Stimme Kunanbais erschallte. Er war allein hergeritten und sprach nun, während er vom Pferd stieg, aufgebracht mit einem anderen. Am Jurteneingang zögerte er eine Minute und rief: „He, Shumagul, Mirsachan, her zu mir!“

Beide Shigiten kamen sogleich. Kunanbai schritt stracks auf den Ehrenplatz zu und machte seinem Unmut Luft, ehe er noch Platz genommen hatte:

„Nicht von ungefähr hat sich Baissal neben meinem Aul festgesetzt; er treibt seine Herden absichtlich in Richtung unserer Weiden. Nun wohl, laßt sehen, wer der

Stärkere ist! Nehmt die Schokpare und Soïle und macht euch auf. Treibt seine Tabune weit hinter den Aul zurück, auf die fernste der Weiden!“

Die Shigiten entfernten sich. Eine Minute später wurde draußen das Rasseln von Soïlen laut, und man hörte das Stampfen der vorgeführten Pferde. Abai trat aus der Jurte.

„Halt, wartet!“ rief er.

Er trat näher, die Shigiten saßen schon im Sattel und knüpften ihre Malachais zu.

„Was wollt ihr tun?“ fragte Abai.

„Das, was man gewöhnlich bei einem Überfall tut. Nicht der Rede wert!“ entgegnete Shumagul, und seine Stimme klang gereizt.

„Nein, das wirst du nicht tun! Hör mich an!“ begann Abai.

„Vielleicht verlangst du von mir, ich soll dem Mirza den Gehorsam kündigen?“ unterbrach ihn Shumagul barsch.

Glühende Röte überzog Abais Gesicht; er trat näher zu dem auf dem Pferd Sitzenden.

„Brülle nicht, höre zu!“ rief er. In seine Augen stieg das Blut, und das sonst blasse Gesicht flammte auf. Seine Hand ballte sich zur Faust. Wortlos sahen sich die Shigiten an und zügelten die Pferde. „Erdreistet euch nicht, die Pferde Baissals mit Knutenhieben wegzutreiben! Sagt einfach den Hirten, sie sollen mit ihren Herden weiterziehen, und kommt sofort zurück!“

„Und der Befehl?“

„Was ich euch sage ist Befehl! Versucht nur, ihm zu widerhandeln, und ihr werdet es an eurem Leibe spüren!“ drohte ihnen Abai.

Und bei diesen Worten lag in seiner Stimme und in seiner Haltung etwas Neues, Kraftvolles, Ungewohntes, daß die beiden Shigiten unwillkürlich nachdenklich wurden, als sie davonritten. Abai aber schritt mit dem gleichen

Ausdruck gesammelter Entschlossenheit in die Jurte und wandte sich mit fester Stimme an seinen Vater:

„Vater, auf unseren beiden Sommerweiden gibt es Futter in Hülle und Fülle. Warum wollen wir kleinherzig sein und unsere Sippenverwandten gegen uns erbittern?“

Kunanbai ließ einen eisigen Blick auf den Sohn fallen.

„Du meinst wohl, Baissal hätte niemand, der seine Partei ergriffe?“ fragte er mit ätzendem Spott. „Oder bist du der Meinung, er brauche mir meine Winterweiden nicht wiederzugeben?“

Abai hielt dem Ansturm stand. Unbeirrt fuhr er fort:

„Der Streit geht, soviel ich weiß, um die Wintergelände, während wir jetzt auf der Sommerweide sind!“

„Hast du nie gehört, daß man die Winterrechnungen auf der Sommerweide begleicht? Oder hältst du es für gerecht und eines Ehrenmannes würdig, wenn man aus meinem Unglück Nutzen schlägt und mir mein Land raubt?“

Abai schwieg einen Augenblick und sprach dann, sich zur Ruhe zwingend:

„Um die Wahrheit zu sagen, waren wir es, die mit den Gewalttaten begannen, und nicht Baissal... Er bat uns alle die Jahre hindurch nur um eine Winterweide, weiter nichts. Und war es nicht um dieser Winterweide willen, daß er an Eurer Seite stand, als Boshej mißhandelt wurde? Ihm dies einzige Fleckchen Land zu nehmen, ist eine Ungerechtigkeit. Und wegen solcher Dinge kommt es dann...“

Der Vater fiel ihm heftig ins Wort. Aber er war dennoch bemüht, den ihn übermannenden Zorn zu zügeln.

„Genug, halt deine Zunge im Zaum! Du bist noch nicht der Mann, um mir zu widersprechen!“

Abai ließ eine Minute verstreichen, dann ergriff er abermals das Wort.

„Einen Streit vom Zaun brechen, weil man sich wegen einer Weidestelle auf einem so weiten Wiesengelände zankt, ist unter unserer Würde.“

Wenn früher dann und wann von den internen Stammesangelegenheiten die Rede war, hatte Abai sich stets gescheut, seine Meinung offen auszusprechen. Vorsichtig tastend, ja oft stockend hatte er sich ausgedrückt, weil die Zunge ihm gleichsam den Dienst versagte. Aber jetzt war ein neuer Klang in seine Stimme gekommen, und der blieb Kunanbai nicht verborgen.

Sein Blick ging durch die Jurte.

Sere und Ulshan lauschten stumm dem Gespräch. Möglicherweise dachten auch andere von der Sippe so wie Abai und wagten nur nicht, ihm, Kunanbai, ihre Meinung offen ins Gesicht zu sagen? Unwillkürlich hielt er inne. Er saß minutenlang starr, ohne Regung, dann ließ er sich schwer auf die Seite gleiten und stützte das Haupt in die Hand. Abai reichte ihm sogleich ein Polster. Kunanbai schob es unter den Ellenbogen, kehrte dem Sohn den Rücken und gab sich seinen Gedanken hin.

Abai war wider Erwarten auf keinen entschiedenen Widerstand gestoßen, und er beschloß sogleich, zu einer anderen Frage hinüberzulenken.

„In einer Familie sollen die Kinder und die andern Angehörigen mit allem, was sie drückt, vertrauensvoll zum Vater kommen. Haltet Ihr es für ersprießlich, wenn die Euren es nicht wagen, Euch ein Wort zu sagen, und ängstlich alles vor Euch verborgen halten? Wäre es nicht vielmehr Eure Pflicht, uns ruhig anzuhören und unsere Meinung zu wissen?“ begann er.

„Bei einem so religiösen Vater war es ratsam, sich der Sprache der Schrift zu befleißigen und auch das erste und das zweite Gebot nicht unerwähnt zu lassen“, dachte Abai, und sein plötzlicher Einfall erwies sich alsogleich als richtig. Kunanbai warf von unten her einen Seitenblick auf seinen Sohn und schickte sich an, ihm zuzuhören. Abais Rede floß nun freier und sicherer über seine Lippen.

„Ich möchte mit Euch über noch etwas sprechen, wenn es mir erlaubt ist, über den As des Boshej. Wir sind seine

Blutsverwandten und haben mancherlei Pflichten, die wir bisher schlecht erfüllten. Über das Vergangene will ich nicht sprechen, dafür ist es zu spät. Der As aber wird nicht nur für die Shigitek eine Probe sein, sondern er ist ein Prüfstein, an dem sich die Menschlichkeit, die Blutsverbundenheit, die Achtung vor der Sitte erweist. . . Als Boshej starb, blieben wir fern. Jetzt auf dem As dürfen wir nicht fehlen!“

Alle die bitteren Kränkungen des vergangenen Jahres stiegen wieder in Kunanbais Seele auf.

„Was willst du von mir? Daß ich mich aufdränge, wo ich nicht geladen bin? Daß ich selber unterwürfig angekrochen komme, damit sie mir wieder ins Gesicht speien wie im letzten Jahr?“ fragte er, wie mit Abwehr gepanzert. .

„Es ist nicht nötig, daß Ihr den As besucht. Wir können ohne Euch hinreisen, und es wird genug sein. . . Wenn Ihr es mir erlaubt, möchte ich selber die Sache in die Hand nehmen. Gebt mir nur Isgutty zur Hilfe und ermächtigt mich und meine Mütter, so viel Vieh und Geld zu verausgaben, wie erforderlich ist!“ erbot sich Abai.

Kunanbai hob den Kopf. Dann griff er nach dem Malachai und stand auf. Die Blicke aller hingen an ihm; in der stummen Erwartung war hoffnungsvolle Bitte. Kunanbai war innerlich gegen das, was sie von ihm verlangten, aber er stieß durch die verbissenen Zähne hervor:

„Tut, was ihr wollt. Meinetwegen könnt ihr vor Baisal und Baidaly auf den Knien liegen.“ Dann schritt er rasch aus der Jurte.

Und doch war das ein Ja. Ob ein erzwungenes oder ein in Zornaufwallung entschlüpftes, darüber wollte sich Abai keine Gedanken machen. Genug, daß der Vater ihm keine Hindernisse in den Weg legen würde. Er beriet sich nun mit den Müttern und legte ihnen dar, was er für den

As beabsichtigte, denn er hatte beizelten alles reiflich erwogen.

Auch Sere und Ulshan waren der Meinung, Abai werde an Isgutty die beste Hilfe haben. Sie riefen ihn sogleich zu sich und trugen ihm auf, dem Jüngling bei den Vorbereitungen zur Feier nach besten Kräften zur Hand zu gehen. Von seinen Brüdern zog Abai nur Kudaiberdy zu Rate. Er besprach ausführlich mit ihm, was er zu tun gedachte, und faßte keinen Entschluß ohne Kudaiberdys Zustimmung. Der Bruder versprach, daß er ihm überall, wo erforderlich, beistehen werde.

Jerbol schickte sich zur Heimreise an, er winkte Abai zur Seite:

„Ich habe dich nur weggerufen, weil ich dir sagen wollte, wie froh und stolz ich war, dein Freund zu sein, als ich dich heute mit deinem Vater sprechen hörte. Jetzt reite ich heimwärts, aber du kannst jederzeit auf meine Hilfe bauen.“

Schon tags darauf konnte man Abai, begleitet von Shumabai und Mirsachan, über den Kamm des Kasbala reiten sehen. Nachdem ihn sein Pferd an vielen Aulen der Shigitek und Kotibak vorbeigetragen hatte, machte er im Aul des Boshej halt, der im Kreis zahlreicher Niederlassungen lag.

Alle Aule rüsteten emsig zu dem As. Auf der Anhöhe neben Boshejs Aul sah man schon eine Menge Jurten; bis zum Fest blieben nur noch gezählte Tage. Eiliges Treiben herrschte im ganzen Aul, alle Männer saßen auf den Pferden, und aus den verschiedensten Richtungen zogen Kamele heran, würdevollen Schritts, bepackt mit den Jurten, die die Gäste aufnehmen sollten. Auf der Anhöhe trafen sie alle zusammen und bildeten ein graugelbes wogendes Meer.

Abai begab sich als erster mit seinen Gefährten in die Trauerjurte und verrichtete ein Totengebet. Nichts hatte sich hier verändert. Der gleiche schwarze Fahnenstaff

ragte rechts vom Eingang, die gleiche kostbare Ausschmückung prunkte im Innern. So feierlich gramvoll harrt die Jurte, bis sich der Tag des Todes jährt. Die verwaisten Gewänder des Verstorbenen hängen rechts auf einer reich mit Arabesken geschmückten Matte.

Die Veranstalter des As' befanden sich um diese Zeit seitab vom Aul. Nachdem Abai in der Jurte des Boshej den Begrüßungstrank zu sich genommen, begab er sich ebenfalls auf den kleinen Hügel, wo die Männer Rat hielten und von dem man berittene Boten nach allen Seiten jagen sah. In der Mitte der Versammelten thronten die Ältesten: Baidaly, Baissal und Sujundik.

Baidaly war in diesem einen Jahr sichtlich gealtert. Durch seinen Bart und sein Haupthaar spannen sich dicht die Silberfäden, und er sah nun fast eisgrau aus. Als Abai herantrat und seinen Salem entbot, hießen ihn die Aksakalen freundlich willkommen; sie ließen nichts mehr von der einstigen kalten Ablehnung fühlen. Baidaly und Sujundik fragten nach Seres und Ulshans Ergehen und wiesen Abai einen Platz an ihrer Seite an. Unter den sie umgebenden Shigiten, deren Augen in Erwartung eines Auftrags unablässig auf die Ältesten gerichtet waren, befand sich auch Shirensche, den Abai seit langem kannte. Aber seit dem Zerwürfnis zwischen Baissal und Kunanbai hatte er ihn nicht mehr gesehen. Auch Shirensche nickte Abai erfreut zu.

Durch Abais Erscheinen war das Gespräch der Ältesten ins Stocken gekommen. Ein Schweigen trat ein. Abai wandte sich an Baidaly:

„Baidaly-aga“, so begann er.

Und dann legte er mit knappen Worten, doch voll Würde, in geläufiger und zugleich bedächtiger Weise dar, was ihn hergeführt hatte.

Seine Mütter, vor allem Sere, lassen sämtlichen hier Weilenden ihren Salem entbieten. Sie seien es, die Abai hierherentsandt haben, denn sie seien gesonnen, soweit

es in ihrem Vermögen stünde, am As des Boshej teilzunehmen. Das letztmal hätten sie sich leider verspätet, doch wollen sie diesmal nicht säumen und hätten ihn zu diesem Zweck, dem Gebote ihres Herzens folgend, hierherbefohlen.

Baidaly hörte die Rede des Jünglings aufmerksam an.

„Wir, deine Sippenverwandten, sind zufrieden mit dir, mein Teurer, Gott schicke dir auf allen deinen Wegen Erfolg! Sage uns nun, womit du zu beginnen gedenkst?“ fragte er.

Abai wiederholte, was er gestern schon den Müttern, Isgutty und Kudaiberdy erläutert hatte.

Er bitte um einen Platz in der Ebene und verspreche, nicht später als bis heute abend zehn große Jurten aufzustellen, in denen dreihundert Gäste Unterkunft finden würden. Die Bedienung, die Verpflegung und sämtliche Unkosten übernehme er. Auch das Geschirr und die sonstigen Gerätschaften wolle er beibringen. Er bitte die Aksamalen, ihm Vertrauen zu schenken und selber zu entscheiden, wie er weiter verfahren solle. Soweit er verstehe, übernehme jeder der umliegenden Aule die Obhut über die Gäste aus einem bestimmten Geschlecht. Auch er bitte die Ältesten, ihm gütigst zu sagen, wen er empfangen dürfe. Aber außerdem ersuche er, daß man ihm noch die Wartung eines der vornehmen Gäste anvertraue.

Alles weitere besprachen Baidaly, Baissal, Sujundik und Abai gemeinsam.

Zum As wurden große und wertgeschätzte Geschlechter aus weit entfernten Gegenden erwartet, aus Karkaralien, Semiretschje, vom Unterlauf des Irtysch und von den Ufern des Balchasch-Sees. Aber unter der Fülle der Gäste waren solche, die sich durch Vornehmheit auszeichneten, und das waren die Verwandten Boshejs seitens seiner Mutter aus dem Stamm der Naiman. Vor langer Zeit lebte dort ein weitgeehrter Mann namens Boshej, mit dem der berühmte Kengirbai Freundschaft pflog und um

dessen Tochter er für seinen Sohn Jeraly anhielt. Dem Ehebund entsprang ein Sohn, der zu Ehren des würdigen Großvaters den Namen Boshej erhielt. Baidaly hatte schon im Winter die Naiman von der bevorstehenden Feier verständigt und jüngst die Nachricht erhalten, daß sie sich entschlossen hätten, dem As beizuwohnen.

„Laßt ihn diese Anverwandten des Boshej empfangen, wenn er sich schon erbötig macht“, wurden Stimmen laut.

Abai griff diese Worte lebhaft auf.

Offenbar hatte er sich das volle Vertrauen der Versammelten errungen, denn die Wartung so hoher Gäste verlangt große Aufmerksamkeit und feine Lebensart.

„Sehr wohl, Baidaly-aga, lassen wir es dabei“, rief Abai. „Wir besorgen den Empfang der Gäste aus dem Naiman-Stamm. Gebt uns diesen Auftrag!“

Niemand unter den Versammelten erhob Einspruch. Bisher war zu den Naiman nur die Kunde von immerwährendem Zwist und Zerwürfnis zwischen Kunanbai und Boshej gedrungen. Jetzt sollten sie mit eigenen Augen sehen, wie das Andenken des toten Boshej von Kunanbais Anhang hochgehalten wird. Keiner sprach das aus, aber jeder fühlte es deutlich, ebenso deutlich wie Abai.

Der Jüngling bat, ihm zwei Shigiten beizugeben, die über die Festesvorbereitungen der anderen Aule wohlbewandert waren. Baidaly nannte Jerbol und Shirensche.

Nun durfte Abai keine Minute länger säumen und erhob sich. Sujundik musterte ihn mit einem zufriedenen Blick.

„Gibt es auf Erden etwas, das leichter Nachahmung fände als böses Beispiel?“ sagte er. „Wer das Böse sucht, tut es jedoch nicht, weil er viel Verstand hätte. Das Böse bringt weder Nutzen noch Gewinn, um so schätzenswerter ist der, der das Gute sucht. Deine Absichten sind redlich, mein Sohn, das sehe ich, und dein Weg ist gut. Gott gebe, daß jedes deiner Werke dir gelinge.“

Abai war über die Aufnahme unsäglich erfreut. Sie

hatten ihn wie einen der Ihren behandelt und nicht von sich gestoßen. Froh und zufrieden setzte er sich aufs Pferd und ritt in Gesellschaft von Jerbol und Shirensche durchs Tal. Nach kurzem Rat mit den Shigiten merkte er die Plätze für seine Jurten und für die Aufstellung der Kessel an. Jerbol und Mirsachan rammten die Absteckpflöckchen in den Boden; sie blieben im Tal, um die Leute zu empfangen, die Abai noch am selben Abend mit dem Vieh, den Jurten und dem Hausrat hinüberschicken wollte.

Abai traf seine Entscheidungen ohne Zögern und gab ruhig und sicher seine Anordnungen. Als er weggeritten war, sagte Shirensche in zufriedenerm Ton:

„Schau nur, was für ein erwachsener Mann Abai geworden ist! Gott gebe, er hält, was er verspricht.“

„Er wird es halten, warte nur“, erwiderte Jerbol, und aus seiner Stimme klang feste Überzeugung.

Ehe Abai frühmorgens von Hause aufgebrochen war, hatte er gebeten, ohne ihn mit den Vorbereitungen zu beginnen. Nun war die Arbeit unter der kundigen Leitung von Ulshan, Isgutty und Kudaiberdy schon in vollem Gange. Überdies war Abai des Morgens auf seinem goldfarbenen Paßgänger durch die Aule der Irgisbai geritten und hatte die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Jurten besichtigt. Zwei, deren schon etwas abgenutzter Filzbelag ihm mißfiel, ließ er durch andere ersetzen.

Als er nun heimkam, lagen die zehn Jurten schon verpackt und konnten aufgeladen werden. Am selben Abend zog sich eine endlose Karawane zum Kasbala hinauf. Auf den Kamelen schaukelten die zusammengelegten Jurten und die mächtigen Ballen mit den Teppichen, den reichgemusterten Behängen, Matten, Bettdecken und Polstern. Die blütenweißen, über und über bestickten Handtücher und Speisedecken hatte Ulshan eigenhändig ausgesucht. Mit der Karawane ritten Shigiten, die die Jurten aufschlagen, sie einrichten und die Gäste bedienen sollten,

während das Geschirr und die Kessel gesondert befördert wurden.

Der erste Schritt war getan. Als die Karawane sich in Bewegung gesetzt hatte, kamen Ulshan und die Ihren bei der Großen Jurte zusammen und erwogen, wie alles weitere am besten zu bewerkstelligen sei, wieviel Schlachtvieh nötig wäre und auf welche Weise man den Kumyß hinüberschaffen werde. Ulshan wollte für die Küche und die Zubereitung der Speisen selber sorgen, denn sie sagte, daß hierfür große Kunst und ein erlesener Geschmack erforderlich seien. Schließlich erklärte sie, daß auch sie nebst Aigys und Sary-apa anderntags hinüberfahren werde.

Sere ergriff das Wort und sprach zu den um sie gescharten Sippengeossen:

„Der Beschluß ist gefaßt, nun muß ihm die Tat folgen. Und wir müssen so handeln, daß meine Kinder sich vor den weither zugereisten Gästen nicht mit Schande bedecken. Wenn ihr des Namens Mensch wert sein wollt, so vergeßt den alten Zank und Streit! Habt ihr nicht vermocht, Boshejs Gunst zu seinen Lebzeiten zu wahren, so zieht euch wenigstens nicht den Fluch seiner Asche zu! . . . Meine Söhne und Schwiegertöchter, seid aufmerksam und zuvorkommend gegenüber den Gästen; der wahre Mann erweist seine Tugend nicht nur im Waffenprall, sondern mehr noch durch schlichte Würde und freundliches Gebaren. Auch wenn euch vor Müdigkeit die Glieder versagen, laßt keinen mürrischen Schatten eure Miene verdüstern, wartet den Gästen frohgemut und mit heiterem Antlitz auf, aber meidet dabei alles Laute und seid euch stets der Grenzen bewußt. Verhaltet euch ruhig, zurückhaltend und maßvoll in allem. Wenn ihr das nicht könnt — dies sage ich euch vor unserem ganzen Geschlecht —, so will ich lieber lebendigen Leibes begraben werden.“

Die ganze Nacht hindurch war man im Großen Aul eifrig am Werke, und gegen Morgen setzte sich eine

zweite Karawane in Marsch; sie führte die Küchenjurten nebst allem Zubehör. Als die Sonne aufging, machten sich Ulshan, Aigys und Sary-apa auf den Weg. Als letzte ritten Abai und Isgutty ab.

Die am Vorabend herübergebrachten Jurten waren schon in der Ebene am Kasbala aufgebaut, auch in ihrem Innern hatte schon alles seinen Platz gefunden. Neben den Türen hielten Shigiten Wacht, und in jeder Jurte, gleich neben dem Eingang, lagen hochaufgetürmt die Ledersäcke mit dem Kumyß.

Ulshan ging ganz in ihrer Arbeit auf. Sie wollte, daß Abais Jurten alle anderen an Pracht überträfen, und sie scheute keine Mühe, damit die Speisen, besonders die für die Ehrengäste, an Menge und auserlesenem Wohlgeschmack nicht ihresgleichen fänden. Bei den Küchenjurten, die am Fluß standen, ging man bereits daran, das Vieh zu schlachten, es abzusengen und die Kessel zu füllen.

Abais Jurten hoben sich auch jetzt schon vorteilhaft von den sie umgebenden ab. Festlich geschmückt von außen und im Innern, waren sie würdig, die vornehmsten Gäste aufzunehmen. Sujundik und Baidaly besichtigten sie und stiegen dann bei den Küchenjurten vom Pferd, um Ulshan zu begrüßen. Mit großer Zufriedenheit nahmen sie die umsichtigen Vorbereitungen wahr.

Ehe sie ihren Weg fortsetzten, rief Ulshan Baidaly beiseite und sagte:

„Es versteht sich von selbst, daß wir den Gästen Speise und Obdach bieten. Aber morgen sollen Pferderennen und Ringkämpfe ausgetragen werden, mit wertvollen Preisen für den Sieger. Ihr, Baidaly, habt schon einen Neunerpreis\* gestiftet, mit einem Kamel als Hauptgabe.

\* *Neunerpreis*, Togys — fällt dem Besitzer des besten Rennpferdes zu und besteht aus neun verschiedenartig zusammengestellten wertvollen Gaben wie Kamel, Adler, Pferd, Kuh, Füllen, Widder, Ziege, Teppich, Pelzmantel, Seidenkaftan oder anderem. *Die Red.*

Auch mein Sohn möchte nicht abseits stehen; auf seinen Wunsch habe ich Euch dies hier zu übergeben.“ Und Ulshan reichte ihm ein mit einer seidenen Schnur umwundenes Päckchen: „Möge seine Spende einen der Neunerpreise krönen.“

Es war ein Tai-Tujak, ein großer Silberklumpen.

Der Abend war nicht mehr fern. Von den fertigen Speisen stieg der Dampf auf. Die ersten Gäste strömten auf die Ebene am Kasbala.

Baidaly, Sujundik und Isgutty standen auf einer Anhöhe und blickten den Gästen entgegen. In Gruppen zu vierzig und fünfzig Mann kamen sie von allen Seiten an. Flinke Shigiten ritten jedem Häuflein entgegen, fragten die Gäste, woher sie kämen, und geleiteten sie zu den Ältesten auf dem Hügel. Der Sitte nach mußten die Ankömmlinge zuerst die Festveranstalter begrüßen und ihnen ihre guten Wünsche betreffs des bevorstehenden As' aussprechen; erst dann begaben sie sich in die ihnen zugewiesenen Jurten.

Vor seinen Jurten erwartete Abai, umgeben von vierzig seiner Shigiten, die Ankunft der Ehrengäste aus Semiretschje.

Als die Sonne unterging, waren bereits etliche tausend Gäste da, und in den Jurten der Shigitek, Kotibak und Bokenschi herrschte schon ein reges Treiben.

Abais Gäste erschienen erst, als sich der Abend grau über die Erde legte.

Der Ohm des Boshej war ein Aksakal von ehrwürdigem Aussehen. Er brachte ein weitläufiges Gefolge von Anverwandten mit. Vor dem Hügel stieg er vom Pferde und begrüßte jeden der Festveranstalter, indem er ihn in seine Arme schloß. Den Greis umgaben die nächsten Verwandten Boshejs mütterlicherseits, etwa sechzig an der Zahl, und hinter diesen sah man eine große Menschenmenge in den Mützen und Malachais der Naiman.

Isgutty und Sujundik schritten voran und wiesen den Ehrengästen und ihrer Begleitung die ihnen zugeteilten Jurten.

Abai und seine Shigiten hießen die Fremden herzlich willkommen und halfen ihnen vom Pferd. Sujundik stellte den Jüngling dem Aksakal vor, wobei er nicht zu erwähnen vergaß, daß der hier einen Sohn des Kunanbai vor sich habe.

Abai sprach den Willkommensgruß und verneigte sich tief vor den Gästen.

Schon zu Pferde hatten die Gäste die ungewöhnliche Pracht der zehn Jurten bemerkt. Auch wer anderwärts untergebracht war, fragte bewundernd: „Wer bekommt denn diese Jurten? Wer wird darin wohnen?“ Und die Antwort lautete, daß diese Jurten von Abai, Sohn des Kunanbai, errichtet worden und den Anverwandten des Boshej zugedacht seien.

Den alten Ohm des Boshej und einige seiner Aksakalen geleitete Abai selber in die mittlere, am prunkvollsten ausgestattete Jurte, während die anderen Gäste von seinen beflissenen Shigiten mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen und an Ort und Stelle geführt wurden. Die Naiman hatten für die Wettkämpfe einen Rappen und zwei apfelgraue Renner mitgebracht, deren Mähne und Schweife sorgfältig geflochten und deren Schöpfe mit Federbüschen geschmückt waren. Auf den Pferden saßen schwächliche, geschmeidige Knaben. Abai trug seinen Shigiten auf, sowohl für die Pferde wie für die Reiter gut zu sorgen.

Auch die übrigen Gäste ließen nun nicht mehr auf sich warten. Sie strömten in Scharen herbei, eine Gruppe nach der andern. Im ungewissen Dämmerlicht war es schwer, die Unterschiede in der Tracht und in der Ausrüstung der Ankommenden zu erkennen, und man sah nicht, welchem Geschlecht ein jeder angehörte. Die einen ritten auf Rappen, die anderen auf Grauschimmeln, und nur wenn ein

Lichtschein über sie fiel, blinkte der Silberbeschlag ihrer Sättel. Als völlige Dunkelheit eingetreten war, hatten sich sechs von Abais zehn Jurten mit Gästen gefüllt.

Die Aufregung ließ nun ein wenig nach, und da Abai glaubte, die noch ausstehenden Gäste würden nicht vor dem Morgen kommen, ordnete er an, daß man die Speisen in die Jurten trage. Doch in diesem Augenblick flüsterte Jerbol ihm zu:

„Es ist wieder ein ganzer Schwarm gekommen!“

Abai und seine Shigiten eilten hinaus und begrüßten ehrerbietig die Gäste. Durch die geringe Entfernung herbeigelockt, war das Syban-Geschlecht, eins vom Naiman-Stamm, mit Kind und Kegel zum Fest angerückt. Nun waren alle da, die Abai erwartet hatte. Er brachte sie in den noch leerstehenden vier Jurten unter und begann dann sogleich, unterstützt von seinen Shigiten, mit der Bewirtung der Gäste. Zuerst wurde Kumyß gereicht, dann Tee und danach kamen die heißen Fleischgerichte, die zu Pferd von den Küchenjurten hergeschafft wurden.

Müde von der weiten Reise, legten sich die Verwandten des Boshej bald zur Ruhe. Abai hatte sich während des ganzen Abends vor allem ihnen gewidmet, nun konnte er auch den Gästen vom Syban-Geschlecht seine Aufmerksamkeit zuwenden. Der Älteste von ihnen war der Akyn Sabyrbai, ein Sohn des durch seine Beredsamkeit weit bekannten Aktailak. Sabyrbai hatte in seiner Jugend dem berühmten Akyn Shanak im Sängerstreit gegenübergestanden und ihn besiegt. Er hieß daher immer noch der „Sängerknabe“. Abai kannte viele seiner Lieder, ja er wußte einen guten Teil davon auswendig und war nun von Herzen froh, Sabyrbai unter seinen Gästen zu wissen.

Dem Alten war sogleich gesagt worden, daß er und seine Gefährten in den Jurten Kunanbais untergebracht waren. Aber er hatte schon selber erraten, wessen Gast er war, so erlesen war die Zubereitung der Gerichte, so kostbar das Geschirr und so reichlich das aufgetischte

Naschwerk. Er hatte desgleichen erfahren, daß es ein Jüngling, ein Sohn des Kunanbai war, der dem Empfang der Gäste vorstand, so daß er Abai, da dieser nun zu ihm trat, mit ungeheuchelter Wärme begrüßte.

„Komm her zu mir“, sagte er zu Abai und reichte ihm eigenhändig eine Schale mit Kumyß.

Der silberbärtige, würdevolle Sabyrbai mit seinem klaren gütigen Gesicht machte einen tiefen Eindruck auf den Jüngling. Er fragte Abai, wie es seinen Eltern ergehe, und dankte ihm für die ihm erwiesene ehrenvolle Aufnahme.

Abai beantwortete die Fragen des alten Mannes höflich, aber er tat nichts, um seinerseits dem Gespräch neue Nahrung zuzuführen. Seine Erwidernngen waren zwar einsilbig, doch klangen sie verständig. Offenbar fand der Greis an dem Jüngling Gefallen und wollte ihn zum Sprechen bringen. Er sagte:

„Dulat, der Akyn, erzählte mir einst, daß Kunanbai einen Sohn besitze, welcher kürzlich die Schule verlassen habe und heimgekehrt sei. So ich nicht irre, sagte er mir auch, dieser Jüngling, ein Sohn der Ulshan, werde bei der Sere erzogen und sei ein großer Liederfreund. Bist nicht du dieser Jüngling?..“

Abai lächelte verlegen.

„Der Akyn Dulat war eine Zeitlang bei uns zu Besuch“, sagte er statt einer Antwort und blickte dem Alten voll ins Gesicht.

„Dein Vater zeichnet sich nicht gerade durch Liebe zur Dichtkunst aus; du magst es mir nicht verübeln. Ich bin ein Altersgefährte von ihm, so darf ich ohne Scheu meine Meinung über ihn sagen. Erkläre mir nun, wie es geschah, daß du die Dichtkunst liebgewannst?“

Abai hätte gern geantwortet, die Worte lagen ihm auf der Zunge. Doch schickt es sich nicht, daß der Hausherr das Wort führt, auch konnte es den Gästen als unziemlicher Vorwitz erscheinen, wenn ein so junger Mensch vor

Greisen seiner Zunge freien Lauf läßt. . . Unschlüssig sinnend schüttelte Abai das Haupt.

Sabyrbai war diese Bewegung nicht entgangen.

„Ich sehe, du willst etwas sagen. Sprich getrost und scheue dich nicht“, munterte er ihn auf.

„Es sei, wie Ihr sagt, Sabeke\*“, begann Abai. „Vergebt mir, wenn meine Rede wirr und rauh klingen mag. Gibt es denn einen Menschen auf Erden, der, so sein Geist nicht gänzlich dumpf und stumpf ist, die Sangeskunst nicht liebt? Ich bin gewiß, daß auch meinem Vater viele Lieder gefallen. Oder ist Euch nur sein Urteil über dies eine Eurer Lieder bekannt:

Wo gibt es in der ganzen Welt  
An Ruhm und Ehre solchen Held,

rezitierte Abai laut, und ein Lächeln spielte auf seinem Gesicht.

Die Männer in der Jurte warfen sich Blicke zu. Sabyrbai lachte.

„Bei Allah, du weißt von dieser alten Geschichte?“ Der Blick des Greises ging über die im Kreis um ihn sitzenden Männer. „Ich habe den Soltabai damals wirklich ein bißchen zu stark gelobt. Als Kunanbai das Lied hörte, sagte er: ‚Reich und mächtig ist Soltabai, doch warum solltest du dich vor ihm erniedrigen?‘ Seht nur, wie dieser Jüngling mir das geschickt unter die Nase gerieben hat!“ Und Sabyrbai lachte wieder.

Lange vergnügten sich die Gäste am Gespräch. Erst tief in der Nacht suchten sie ihr Lager auf. Im Osten zog schon ein heller Schein am Himmel auf, als Abai und seine Shigiten das Zelt verließen, nachdem sie den Gästen sorglich die Polster gerichtet, ihnen eine angenehme Ruhe gewünscht und den Tundik geschlossen hatten.

\* *Sabeke* — Respektsform für Sabyrbai. *Die Red.*

Friedlich schlummernd lagen die Höhen südlich vom Kasbala, reglos, mit jeder Minute lichter werdend. Die Sterne am Himmel verblaßten und schienen zu zerfließen. Hoch über den träumend versunkenen Schluchten und Klüften aber hob sich der Gipfel über die sanft gebuckelten Hänge und ragte gleich einem nimmer ruhenden Wächter in den grauenden Tag hinein. Während Abai, Jerbol und Isgutty zu den Küchenjurten schritten, tauschten sie leis ein paar Worte:

„Nun ist der Morgen da. Wir werden nicht mehr zum Schlafen kommen.“

„Ja, an Schlaf ist jetzt nicht zu denken.“

Und sie gingen sogleich an die Arbeit, denn der Tag versprach, mühenreich zu werden.

Erst um die Mittagszeit kamen die Gäste aus den Jurten zum Vorschein. Abai hatte sich eine neue Art der Bedienung ausgedacht, die sowohl seinen wie den andern Gästen und auch dem Küchengesinde gefiel. Die Shigiten, die die Speisen aus den Küchenjurten brachten, saßen auf Paßgängern mit silberverzierten Sätteln und hatten weiße Seidentücher um den Kopf gewunden. Wenn sie, die dampfenden Schüsseln im Arm, silberblitzend auf ihren Paßgängern zu den Gastjurten sprengten, dann sah es aus, als ginge ein Glanz über das ganze Tal. Die auswärtigen Anverwandten des Boshej konnten ihren Gastgeber wahrlich nichts vorwerfen; die Aufwartung wie die Bewirtung übertraf alles Erwarten.

Als das Mittagmahl zu Ende ging, begab sich Baissal, einen bewimpelten Flaggstock hoch erhoben, mit fünfzehn seiner Shigiten auf einen Hügel in der Nachbarschaft. Das war das Signal für alle, die Pferde zu satteln und ihm zu folgen. Die Baiga begann — das Pferderennen und der Ringkampf —, der Höhepunkt einer jeden Gedenkfeier. In gleichmäßig gleitendem Lauf strebten die Renner dem Sammelplatz zu. Minutenschnell saß alles im

Sattel. Wirrer Stimmenlärm erfüllte die Luft, und ein rauschendes Gemurmel erhob sich aus der bewegten Menge.

Abai sah nichts von den versammelten Menschen und von den Lustbarkeiten; er hatte keine Zeit. Seine Gäste schickten sich nicht am gleichen Tag zum Heimweg an, und so mußte er dafür sorgen, daß sie abends etwas zu essen bekamen. Er und Isgutty hatten alle Hände voll zu tun; auch die Shigiten, von denen keiner beurlaubt worden war, wichen nicht von Abais Seite. Einzig Jerbol hatte der Versuchung nicht widerstanden.

„Ich werde euch wenigstens die Neuigkeiten mitteilen“, sagte er, und schon sprengte er zum Sammelort.

Und wirklich kam er alle Weile angeritten und berichtete getreulich, was sich zutrug. Noch wußte niemand genau, wieviel Gäste seit gestern eingetroffen waren, doch versicherte Jerbol, es wären mehrere Tausend.

Auch Abais Gäste waren auf die Pferde gestiegen und warteten auf das Zeichen zum Anfang. Dann stieß Baisal den Ruf aus, der den Beginn ankündigte, hob den Wimpel und jagte in der Richtung zu den Karaschoky-Bergen voraus. Dort sollten auf einer weiten Talfläche die Pferderennen stattfinden. Im selben Augenblick, als der Wimpel in die Höhe flog, setzten sich die Reitermassen in Bewegung und stürmten den Ältesten nach. Abai, der um diese Zeit einen Blick hinauswarf, konnte sich nun selber überzeugen, welch gewaltige Menschenmassen sich hier versammelt hatten. Ulshan, Aigys und das Gesinde waren vor die Jurten getreten und sahen staunend diesem unaufhörlich dahinstampfenden Strom zu.

Aber der gewaltige Haufe, der da, die Erde erzittern machend, an ihren Jurten vorüberstürmte, war nur ein kleiner Teil der unabsehbaren Menschenmenge, die sich uferlos, in mächtigen Wogen dahinwälzte, einer Wetterwolke gleich, die der Wind treibt. Jeder, der nur irgend im Sattel sitzen konnte, jagte mit.

Jerbol kam und berichtete, daß über einhundertfünfzig Pferde an den Rennen teilnehmen würden. Für die zehn Sieger der Baiga sei je ein Neunerpreis ausgesetzt. Im ersten Wettrennen diene ein Kamel, im zweiten der von Ulshan gestern gestiftete Silberklumpen als Hauptgabe. Auch die Ringkämpfer wurden mit Neunerpreisen belohnt.

Um die Mittagszeit hatte Ulshan Abai beiseite gerufen und ihm gesagt, die Vorräte würden nicht ausreichen, falls die Gäste noch den morgigen Tag zu bleiben gedächten. Das war auch der Grund, weshalb Abai nicht zu den Festspielen geritten war. Er sandte eilends Mirsachan und Isgutty ins Lager seines Vaters und ließ ihn bitten, schnellstens fünf gutgemästete einjährige Fohlen herüberzuschicken und auch Sorge zu tragen, daß die Gäste anderntags nicht ohne Kumyß blieben. Die meisten Besucher reisten schon am selben Abend heimwärts, aber Abais Gäste wollten noch einen Tag länger verweilen. Für Abai war der As eine unaufhörliche Kette von Mühen und Aufregungen, und er schloß weder tags noch nachts ein Auge.

Abends kehrten die Gäste müde und dürstend ins Lager zurück. Sie wurden wie am Tag zuvor von freundlichen raschen Shigiten empfangen, die ihren Durst zuerst mit kühlem Kumyß stillten und sodann den Tee reichten. Als die Shigiten zu zweit die riesigen Samoware, aus denen Wolken von Dampf quollen, in die Jurten trugen, wurde es sogleich gemütlich, und eine frohe Stimmung ergriff alle. Die Gastlichkeit und die verschwenderische Fülle der Speisen dieses Tages stellten selbst das gestern Gesehene in den Schatten. Etwas später am Abend kamen auch Baidaly, Baissal und Sujundik. Ulshan und Abai hatten sie hergebenen; sie wollten, daß die Veranstalter des As' mit eigenen Augen sähen, wie großzügig und gastfreundlich die fremden Anverwandten des Boshej von den Irgisbai aufgenommen und mit welch

reichlichen und köstlichen Gerichten sie bewirtet worden waren.

Auch diese dritte Nacht verging voll Arbeit und Unruhe, so daß Abai wieder keine Ruhe fand.

Am nächsten Tag wurde das Mittagmahl früher zubereitet und aufgetragen. Nach dem Essen ließ der Ohm des Boshej Abai zu sich kommen. Er dankte ihm mit heißbewegten Worten und gab ihm seinen Segen.

Ulshan, Isgutty und Jerbol nahmen mit Besorgnis wahr, wie sehr sich Abai in diesen wenigen Tagen verändert hatte. Aus dem nun bleichen Gesicht traten spitz die Knochen hervor, und die Augen waren ungesund entzündet. Ein Ausdruck von tödlicher Erschöpfung lag auf den eingefallenen Wangen; er sah wie ein Mensch aus, der eine schwere Krankheit hinter sich hat.

Aber auch Isgutty und Jerbol hielten sich kaum auf den Füßen. Alle drei belustigten sich über das eigene Aussehen und sagten lachend:

„Wir schauen grad so aus wie die alte graue Schindmähre, die der Karascha gestern in der größten Mittags-hitze zum Rennen antreten ließ.“

„Ich sehne mich nur nach Schlaf. Ich könnte auf der Stelle umsinken“, seufzte Abai.

In diesem Augenblick kam Baidaly auf sie zu und lud sie in die Jurte Boshejs. Der As war noch nicht zu Ende, noch fehlte der feierliche Abschluß: die Trauerpferde mußten geschlachtet und der Trauerschmuck der Jurte abgenommen und verteilt werden.

Bei diesen Zeremonien darf keiner der nahen Verwandten fehlen. Und so schritten denn alle, voran der Ohm des Boshej, zur feierlichen Handlung. Als Baidaly, von einem Menschenschwarm begleitet, sich der Trauerjurte nahte, kamen die Frauen, die ein Jahr lang Trauer gewahrt hatten, ihm entgegen. Baidaly nahm die schwarze Fahne ab und reichte sie dem Baissal. Der nahm sie in beide Hände, brach den Schaft entzwei und warf

sie auf den Boden. Der As war zu Ende. Das Trauerjahr war um.

Einem Wink Baidalys folgend, begab sich Sujundik mit anderen in die Jurte und begann die Behänge, die Teppiche, die schwarzbestickten Matten von den Wänden zu nehmen. Dies war das zweite Zeichen. Im selben Augenblick stimmten die Baibische und die beiden Töchter des Boshej, die mit dem Rücken zu den Eingetretenen saßen, die Totenklage an. Stumm weinten die Menschen — es war der letzte Jammer, es waren die letzten Tränen, die zum Gedenken an den toten Boshej vergossen wurden. Dann las man den Koran und verrichtete ein letztes Gebet, worauf alle die Jurte verließen.

Nun wurden die zwei Trauerpferde des Boshej herangeführt. Sie waren während des Jahres fett geworden und schon ziemlich verwildert. Weinend wälzten die Sippen-genossen sie mit vereinten Kräften zu Boden, und Baidaly schlachtete sie mit eigener Hand.

Alle drei — Baissal, der die Trauerfahne niederge-rissen, Sujundik, der die Jurte ihres Trauerschmucks entkleidet, und Baidaly, der die Trauerpferde getötet hatte — waren die ältesten und nächsten Freunde des Boshej gewesen, und ihnen oblag es nach alter Sitte, die letzten Riten zu verrichten.

Aber solange er nicht vom Totenmahl, dem Fleisch der beiden feierlich geschlachteten Pferde, gekostet hatte, durfte Abai nicht an die Abreise denken. Voll Ungeduld wartete er auf diesen Augenblick.

Abends, als das gemeinsame Gedenkmahl in der Trauerjurte beendet war und Abai sich von den Älteren verabschiedete, um heimzureisen, rief Baissal ihn zu sich. Er drückte eine Sekunde lang sein Antlitz an Abais Stirn und sprach:

„Mein Sohn, ich habe dir bisher nicht sagen können was ich für dich empfinde. Aber ich werde nichts vergessen, was ich erlebt und gesehen habe. Einst in Karka-

ralinsk gab dir Boshej, von deinem Wesen gerührt, seinen Segen. Erinnerst du dich seiner Worte? Er hat viel von dir erhofft, und deshalb segnete er dich. Damals war mein Herz für dich kalt. Doch seither habe ich oftmals erfahren, daß die Gerechtigkeit einen treuen Beschützer an dir hat. Auch jetzt, bei diesem As, hast du dich als ein wahrer Bruder unseres unvergänglichen Boshej erwiesen. Sei stets bemüht, Licht meiner Augen, die besten Hoffnungen deiner Anverwandten zu rechtfertigen. Gott gebe, daß das Jammerleben dich nicht vom rechten Wege abdrängt, den du jetzt schreitest. . . Deine Zukunft liegt in deiner Hand. Möge Gott dich auf dem Pfad des Guten weiterführen!“ Und Baissal legte segnend die Hände auf Abais Haupt.

Baidaly, Sujundik und Kulinschak stimmten Baissal mit herzlichen Worten zu und schlossen sich seinem Segen an. Abai dankte den Aksakalen für ihre guten Wünsche.

Er sagte nun auch den andern Männern Lebewohl und machte sich mit Jerbol auf den Heimweg. Ulshan war schon früher mit dem Wagen aufgebrochen. Vor Müdigkeit im Sattel schaukelnd, ritten die beiden Freunde bald im Schritt, bald im Trab. Als sie schließlich in Botachan anlangten, hatte Ulshan, die vor ihnen angekommen war, schon eine Jurte für sie zurechtmachen lassen, wo ein weiches Lager auf sie wartete.

Wieder in seinem Aul, ging Abai als erstes in die Große Jurte, begrüßte die Großmutter und kam sogleich zu Ulshan zurück:

„Schlafen, schlafen, nichts als schlafen, Apa!“

Ulshan füllte für die beiden Freunde eine Schale Kумыß, führte sie dann zu ihrer Ruhestätte und bettete sie sorglich.

Aber die beiden schliefen schon, kaum daß ihre Wange das Kissen berührte. Sie wachten erst am nächsten Tag um die Mittagszeit auf. Nach einer Schale Kумыß sanken sie neuerlich aufs Lager und schliefen bis zum Abend. Als

sie dann in der Dämmerung erwachten, blickten sie ein Weilchen schlaftrunken um sich, bis ihnen die Augen abermals zufielen. Erst am dritten Tag, als die Sonne im Zenit stand, rafften sie sich auf und erhoben sich frisch und gestärkt.

Abai ahnte nicht, daß die vielzüngige Fama, nicht müßig, in diesen drei Tagen seinen Ruf als den eines untadelhaften und allseits geachteten Shigiten durch das Land getragen hatte.

### 3

Auf allen Sommerweiden gab es nichts, was die Gemüter so bewegte wie der As des Boshej. Die Veranstalter, die Teilnehmer, selbst diejenigen, die zu Hause geblieben waren und nur vom Hörensagen davon wußten, alle sprachen von nichts anderem als von diesem Fest. Die Kunde hatte nicht nur die Aule der Tobykty durchweilt, sondern sie schallte fort in den abgelegensten Siedlungen und bei den fernsten Geschlechtern. Abai, der sich ohne Rast und Ruh drei Tage gemüht hatte, um es seinen Gästen angenehm zu machen, ahnte nicht, was für an Pomp jedes gewohnte Maß übersteigendes Fest es gewesen war.

In der Tat, die Totengedenkfeier für Boshej ging nicht allein bei den Tobykty, sondern in der ganzen Kasachenstepppe, vom Schimmer nie dagewesenen Glanzes erhellt, in die Erinnerung ein. Die Pracht und der Überfluß des Gebotenen konnten vielen Generationen als Beispiel dienen.

Die geschwätzigten Greise wie die redelustige Jugend, die Frauen und die Kinder wurden nicht müde, dieses Ereignis immer von neuem zu besprechen. Und nicht nur den Sommer über, sondern auch den ganzen Herbst und Winter hindurch sollte viel Wahres und Hinzugedichtetes darüber im Volke verbreitet werden. Wie immer, blieben auch hier die Namen derer, die im Ringkampf gesiegt, die Namen der Pferde, die im Rennen gewonnen, die schar-

fen, treffenden Witzworte sowie die Menschen, die sich durch ihre Beredsamkeit und kluge Umsicht besonders hervorgetan, in aller Erinnerung.

Der Name Boshej sollte von nun an bei den Tobykty zum Lieblingsnamen werden, wenn es Neugeborene zu benennen galt. Und zu so einem einschneidenden Ereignis ward der As, daß man das Alter der Kinder in Zukunft danach bestimmte, und nicht nur derer, die im selben Jahr geboren wurden. Nein, man sollte sagen: „Dieser da kam fünf Jahre vor dem As des Boshej zur Welt“ oder „Der da erblickte das Licht zwei Jahre nach dem As.“ Und alles, was sich zutrug, alle Brautfahrten, Hochzeiten, Beschneidungen und Todesfälle, die ungefähr in diese Zeit fielen, wurden nach dem As des Boshej datiert. Sogar von Rennpferden, die noch Jahre nach dem As eine Baiga\* gewannen, würde man sagen, zur Zeit des As' seien sie einjährig oder vierjährig gewesen oder sie seien im Jahre des As' geboren. Die aufsehererregenden Ase werden stets zu Merckdaten, ja zu Wendepunkten in der Zeitrechnung, und sie leben im Gedenken von Generationen fort. Die Ase von Ablai und Bopa, die wer weiß wann stattfanden, sind bis heute unvergessen.

Die begeisterte Kunde, von mannigfachen Erzählungen geschmückt, flog einem Echo gleich über die Hänge des Tschingis, über die weiten Sommertriften, durch die Schluchten, Engpässe und Täler. Und die Namen der Männer, die sich beim As durch ihre freigebige Hand, ihre gastliche Art, durch reiche Bewirtung und zuvorkommende Aufnahme der Gäste besonders ausgezeichnet hatten, wurden von den Wogen dieser Begeisterung dahingetragen und spiegelten sich im Glanz des Ruhms.

Dabei standen die trefflichen Veranstalter Baidaly, Bajssal und Sujundik auf einem besonderen Blatt. Aber

\* *Baiga* — Wettrennen, auch Preis und Preisträger bei einem Rennen. *Die Red.*

der junge Abai schien selbst diese zu übertrumpfen. Er war im Mittelpunkt der Gespräche, von ihm wurde am meisten erzählt.

Die Berichte begannen meist mit dem Streit zwischen Vater und Sohn und meldeten bewundernd, wie der junge Abai dem stolzen Kunanbai, dessen eisgepanzertes Herz nichts zu erweichen vermochte, seinen Vorwurf kühn ins Gesicht geschleudert hat. Die warmherzige Aufnahme, die die fremden Besucher in Abais Jurte fanden, die Pflege und Freundlichkeit, die er ihnen angedeihen ließ, waren auf diesem Fest der Tausende als ein Vorbild für andere ins Auge gefallen. Abai hatte es verstanden, sich das anerkennende Wohlgefallen seiner Gäste zu erwerben, und er hatte ihren Segen erhalten. Er war ein vortrefflicher Jüngling, er strebte nur nach dem Wohl des Volkes, und sein Herz litt, wenn er das Volk leiden sah.

Viele alte Leute sparten auch nicht mit Lobesworten über Sere und Ulshan. „Die alte Sere ist eine weise Mutter. Sie weihet ihre letzten Lebensjahre dem Volke und wünscht jedem nur Frieden, Ruhe und Wohlergehen. Sie hat ihren Enkel erzogen, ihn hoffnungsvoll am Busen gewiegt, und ihren Hoffnungen ward die Erfüllung nicht versagt“ — so sprach man voll Stolz von ihr. Auch Ulshan wurde nicht vergessen, die selber zum As gereist war, um dem Sohn helfend zur Seite zu stehen.

Während Abai in süßem Schlummer lag, hatte die Begeisterungswoge schon den Großen Aul erreicht. Selbst Leute aus fremden Geschlechtern, die zufällig in die Aule der Shigitek, Kotibak und Bokenschi geraten waren, trugen die Neuigkeit durch das Land. Karatai, der durch die Niederlassungen der Koksche am Bakanas geritten war, erzählte bei seiner Heimkehr, daß man auch dort schon über alles Bescheid wisse. Dasselbe wurde vom Kerej-Geschlecht erzählt, das am Unterlauf des Bakanas und am Baikoschkar in einem ganz anderen Bezirk wanderte.

Am dritten Tag, als Abai und Jerbol schließlich nach ihrer langen Ruhe aufgestanden waren, gingen sie an den Fluß, badeten und kamen erfrischt zum Tee zurück.

Sere bedeutete dem Enkel mit einem Blick, er möge neben ihr Platz nehmen, und schenkte ihm selbst den Tee ein.

„Du mein liebes, schwarzes Lämmlein!“ sagte sie leis und streichelte über seinen Rücken.

Ulshan aber stellte vor Abai eine große Schüssel hin, auf der der Kopf und die Keule eines Hammels lag.\*

„Deine Mütter haben dir zu Ehren, der du nun groß und ein Mann bist, einen Hammel geschlachtet“, sprach sie.

Abai war sehr erstaunt.

„Apa, was soll das bedeuten?“

„Ihr beide habt alles verschlafen und wißt nichts. Du bist in aller Munde, und man sagt von dir, du wärest ein tüchtiger Mann geworden. Wir, deine Verwandten, sind mit deinen Taten zufrieden“, lobte ihn Ulshan.

„Beim Himmel, das sollen Taten sein! Wir haben keinen Berg von der Stelle gewälzt. Sagt lieber, ihr habt auf einen Anlaß gewartet, um dies arme Schäfchen aufzuessen. Nun gut, das soll geschehen, komm hilf, Jerbol.“ Und Abai griff lachend zu.

Fünf Tage vergingen. Jerbol war längst heimeritten, doch plötzlich kam er auf schäumendem Roß zurück und sprengte in vollem Galopp auf Abai zu, der sich unweit der Jurten erging. Abais Herz begann vor Hoffnung ungestüm zu klopfen. Jerbol hatte schon lange nichts mehr von Togshan berichten können. Nun riß er dem Freund rasch die Mütze vom Kopf.

„Sujunshi!“\*\* rief er schon von weitem.

\* Der Kopf eines Hammels gebührt dem Ältesten in der Familie. Der zerteilt ihn und gibt davon den andern. *Die Red.*

\*\* *Sujunshi* — Lohn für eine freudige Botschaft. *Die Red.*

Die Freunde verstanden sich ohne Worte und fielen sich lachend in die Arme.

„Alles ging vorzüglich, besser war es gar nicht zu wünschen“, sagte Jerbol immer noch lachend. „Adilbek, Sujundiks jüngerer Sohn, ist heute zu seiner Braut gereist und mit ihm alle Männer aus seinem Aul. Bisher konnte ich weder mit Togshan noch auch nur mit Karaschasch ein Wort wechseln. Adilbek, der mir aus irgendeinem Grund argwöhnt, ließ mich nicht aus den Augen. Erst heute fand ich eine Gelegenheit, um endlich mit der jungen Frau zu sprechen. Togshan hat Sehnsucht nach dir, und Karaschasch sagt, daß sie oft von dir spricht. Seit dem As bist du in aller Munde und wirst überall gepriesen. Die Shenge und Togshan erklären geradezu, daß es weit und breit keinen Shigiten gäbe, der dir das Wasser reichen könnte... Entschließe dich also rasch und zeige dich wenigstens dies eine Mal deiner Geliebten. Um dir das zu sagen, bin ich zu dir geeilt. Laß flink die Pferde satteln, das Weitere werden wir unterwegs besprechen.“

Von der unverhofften Freude wich die Farbe aus Abais Gesicht.

Es dämmerte schon, als sie zur Sommerweide der Bokenschi ritten. Abai saß auf seinem goldfarbenen Paßgänger mit der schlohweißen Mähne, Jerbol auf einem perlgrauen Tier. Beide hatten graue Mäntel und graue Mützen angelegt; die Pferde, die Gewänder, alles schien im abendlichen Dunst zu zerfließen, alles war dazu angetan, die Reiter jedem fremden Blick zu entziehen. Aus diesem Grunde wählten sie auch einen weiteren Weg, der um die Aule herumführte, wo der nächtliche Ritt der beiden Shigiten nur unnötiges Aufsehen hätte erwecken müssen.

Der Mond ging auf. Still und ruhevoll lag die Nacht über der Steppe. Die Hügel und Berge träumten im bläulich dämmernden Dunst, als hätte die Nacht sie in ihre seidigen Schleier gehüllt. Eine unsägliche Wehmut

schwebte über der Erde. Und als Abai zum Mond aufblickte, der fern und einsam seine hohe Bahn zog, da stieg ein lautloser Seufzer aus seiner Brust.

Er dachte an Togshan, und sein Herz wollte vor Sehnsucht überfließen.

Ein Mann war er nun, ein selbständiger Shigit. Das Schicksal, das über seinem Lebensmorgen die rührende Schönheit der holden Togshan erstrahlen ließ, hatte sogleich unübersteigbare Berge und qualvolle Hindernisse zwischen ihnen aufgetürmt. Ihre Seelen gehörten einander rückhaltlos, ohne Schwanken, sie streckten sich vertrauensvoll und sehnd die Hände zu, aber sie durften nicht eins sein; schon band ihm ein Fangstrick die Füße, und ihrer Freiheit war ein Zaum angetan. Und dennoch, wie unerfüllbar ihr Traum auch war, es drängte sie zueinander. Doch bei jedem Versuch, an den Fesseln zu rütteln, die ihre Hände und Füße umstrickten, fühlten sie schmerzhaft die bittere Wehmut des erzwungenen Verzichts.

Nach seiner Brautfahrt hatte Abai der Geliebten einen Gruß übersenden können und um die Gunst eines Wiedersehens gebeten. Als Togshan dies hörte, erzitterte sie.

„Wozu“, stammelte sie, „wozu ein Wiedersehen? Begreift er das nicht?“ — und bitteres Leid klang aus ihrer Stimme.

Nichts konnte Abai ihr zu seiner Rechtfertigung sagen. Zwar liebte er Dilda nicht, aber er hatte sich in das Unabänderliche gefügt und nahm, was ihm bevorstand, als Schicksal hin. Auch Togshan war einem Manne zugesprochen. Auch sie fühlte nichts für den ihr Anverlobten, aber seit sie Abai kannte und liebte, wies sie jeden Gedanken an den Bräutigam von sich. Ihr Herz scheute schreckensvoll vor ihm zurück, sie mied ihn. Abai jedoch hatte seine Braut erkannt! Er hatte den Bergpaß überschritten, der ihn und Togshan für immer scheiden sollte. Wie viele

Tränen vergoß Togshan, wie zehrte der Gram an ihrem schönen Antlitz, als sie davon hörte! . . .

Abai und Jerbol trieben unermüdlich ihre Tiere an, und um die Stunde, wo die Menschen ihr Lager aufsuchen, kamen sie zur Sommerweide der Bokenschi. Es war zu spät, um noch offen, als Gäste, im Aul zu erscheinen.

Die weiten Wiesengefilde sind hier auf zwei Seiten von Höhenzügen eingerahmt. Als Abai vom westlichen Hang abwärts blickte, drang ferner Gesang an sein Ohr. Beide Shigiten hielten die Pferde an und lauschten. Man hörte deutlich, daß es viele Stimmen waren, die sich zu einem harmonischen Chor verschmolzen. So singen die Frauen, wenn sie die Herden hüten. Die Freunde zauderten nicht länger und ritten bergab zum grünen Wiesenteppich des Tals, wo dicht nebeneinander hingestreut die Aule standen und schlummernde Herden lagen. Die Lichter waren schon gelöscht. Die schneeweißen Kuppeln der Jurten wölbten sich in die nächtliche Stille und glichen gigantischen Enten- oder Gänseeiern, die irgendwo auf einer unbewohnten Insel bald zu sechs, bald zu zehn beieinander in ihren Riesennestern liegen.

Das Lied schwebte vom nächtlichen Nebel getragen über die schlafenden Aule dahin und verlor sich in der Höhe. Je näher die Shigiten kamen, um so deutlicher hoben sich einzelne Stimmen ab. Das breitgedehnte Tal war von einem Fluß durchschnitten, der nicht sehr breit war und an dessen Ufern sich niederes Gesträuch krauste. Abai und Jerbol ritten im Schutz der Büsche flußabwärts.

Jerbol hörte nun schon, daß der Gesang aus dem Aul Sujundiks kam, hinter dem sein eigener Aul stand. Ihr Weg würde sie also an den Singenden vorbeiführen. Dann kamen sie an eine Furt, überschritten den Fluß und ritten quer durch das Gesträuch.

Vor ihnen lag eine große Wiesenfläche, an ihrem Rand in der Ferne war Sujundiks Aul zu sehen. Die Stimmen erschallten nun aus nächster Nähe. Sie sangen den Kehr-

reim des „Stattlichen Rosses“, aber das Lied, das Abai und Jerbol von ihrer Reise mitgebracht hatten und das inzwischen schon in allen Aulen der Gegend heimisch geworden war, wurde hier von den weichen Frauenstimmen falsch gesungen.

Jerbol begriff gleich, was der Grund des nächtlichen Treibens war.

„Schau, das ist ja ein Bastangy\*! Sieh dort die große Schaukel!“ sagte er und hielt sein Pferd an. „Komm, laß uns hinreiten.“

Aber Abai lockerte die Zügel nicht.

„Meinst du, wir könnten das wagen?“ fragte er zögernd.

„Es wird niemand in den Sinn kommen, daß wir eigens hergeritten sind“, entgegnete er. „Sei unbesorgt, ich werde mich herausreden!“ Und er setzte sein Pferd in Trab.

Abais Zweifel waren zwar nicht behoben, doch folgte er langsam dem Freund. Er hoffte auf Jerbols Findigkeit und Geistesschärfe.

Die Schaukel stand abseits vom Aul auf der Wiese. Ringsumher wogte ein dichtes Gedränge von Shigiten, jungen Mädchen und Frauen in Damastmützchen, in samtenen und seidenen Tschapanen. Manche hatten die in der Taille schmalen Jacken über die Schulter geworfen.

Unaufhörlich zitterte der vielstimmige Silberklang der Scholpy in der Luft, und das muntere geputzte Völkchen der Frauen in ihren bizarr bestickten, hochaufgetürmten Kopfgewinden lachte ansteckend laut und hell. Die wenigen Shigiten verschwanden fast in der wimmelnden Menge, dafür flitzten Scharen von Buben umher. Zwei junge Mädchen standen in der Schaukel und hielten sie

\* *Bastangy* — abendliche Belustigung der Jugend, Abschiedsfest für ein abreisendes Familienmitglied. *Die Red.*

in Schwung. Sie sangen das „Stattliche Roß“. Abai und Jerbol waren nun aus dem Gebüsch herausgeritten und näherten sich rasch der Schaukel, aber die Mädchen bemerkten sie nicht. Erst als sie dicht herangekommen waren und die Begrüßungsrufe erklangen: „Seid heiteren Muts und mehret die Freude!“, wandten die Mädchen die Köpfe um und unterbrachen ihre Spiele.

Einige Frauen gingen den Reitern entgegen, darunter auch Karaschasch, des Assylbek Weib.

Jerbol wurde sogleich erkannt.

„Jerbol! Das ist doch Jerbol!“ hörte man es allenthalben rufen.

„Woher des Wegs?“ wurde er gefragt.

Karaschasch erkannte auch Abai.

„Abai!“ rief sie und begrüßte ihn herzlich.

Beim Klang dieses Namens ließen die Mädchen ihr Schaukeln. Auch das Singen hörte auf.

In Anwesenheit eines fremden Shigiten legt man Zurückhaltung an den Tag.

Togshan und ihre Freundin stiegen aus der Schaukel und näherten sich. Abai hatte Togshan längst erblickt. Aber vor so vielen fremden Augen kam eine große Verwirrung über die beiden jungen Menschen, und sie brachten kaum einen Gruß über ihre Lippen. Dagegen fühlte sich Togshans Freundin Korimbala kein wenig befangen. Lustig, mit den Ohrringen blitzend, begrüßte sie Abai mit klingender Stimme und plauderte munter drauflos:

„Seid ihr nun einmal mitten in unser Fest hineingerraten, so verschmäht auch unsere Gesellschaft nicht! Steigt ab, die Schaukel wartet auf euch!“

Karaschasch stimmte lebhaft ein:

„Gewiß, gewiß, sitzt ab.“ Und sie lächelte den Freunden ermunternd zu.

Aber Abai und Jerbol fanden, sie mußten sich ein wenig sträuben. Um jeden Verdacht im Keim zu ersticken, erklärte Jerbol mit lauter Stimme:

„Wir sind auf dem Weg in die Koksche-Aule, die am Bakanas wandern. Doch ist der Abend schon vorgeückt, und so wollten wir in meinem Aul den Tag abwarten.“

„Sehr gut, da werdet ihr euch mit uns vergnügen. Ihr könnt auch hier im Aul übernachten. Sitzt ab“, so riefen die Frauen und Mädchen durcheinander.

„Bringt eure Pferde weg und kommt rasch zurück!“ machte Karaschasch dem Reden ein Ende.

„Ja, ich weiß wirklich nicht...“ Jerbol wollte noch ein wenig zögern, aber Korimbala fiel ihm energisch ins Wort:

„Ihr seid doch erst kürzlich von eurer Brautfahrt heimgekehrt, da könnt ihr uns gleich eure neuen Lieder beibringen!“ Ihr Scherz wurde belacht.

Aber Togshan lachte nicht. Ihre strahlenden Augen hingen an Abai, sie sprach kein Wort. Er trug einen losen Tschapan aus dünnem Gewebe, darunter eine eng über dem weißen Hemd anliegende schwarze Weste. Auf seinem Kopf saß eine Mütze aus feinem Lammfell mit silbergrauem Seidendeckel. Sein Gesicht war schmaler und auch schärfer gezeichnet, man sah es im hellen Mondschein. Und doch war der so plötzlich wie vom Himmel herabgeschneite Abai, der prächtig gewandet und schmuck in seinem silberverzierten Sattel saß, genau so nah und unsäglich lieb für Togshan wie zuvor.

Die Freunde setzten ihre Pferde in Bewegung, nachdem sie versprochen hatten, baldigst wieder zurück zu sein. Abais weißmähniger Zelter, der ungeduldig auf der Stelle getänzelt und mit seinen Hufen den Boden zerstampft hatte, schoß wie im Fluge dahin. Noch einmal blitzte der Silberbeschlag am Sattel und Zaum, dann blinkte er trüber im Mondschein und erlosch in der Ferne. Wie strömendes Silber wallte der lange schimmernde Schweif in schweren Wellen hernieder, bis Roß und Reiter vom nächtlichen Dunkel verschlungen waren. Togshan

lehnte an der Schaukel und blickte schweigend dem Davonreitenden nach.

Karaschasch hatte wohl bemerkt, welch jähe Veränderung in den Zügen des Mädchens vorgegangen war. Sie umschlang die Freundin, damit niemand ihre Verstörtheit merke. Den herbeikommenden Frauen sagte sie, sie müsse rasch mit Togshan besprechen, was man den Fremden vorsetzen solle. Dabei flüsterte sie ihr ins Ohr:

„So sing doch! Fang an, sonst werden alle merken, wie aufgeregt du bist... Du mußt dich zusammennehmen.“

Korimbala kam herbeigelaufen. Sie zog Togshan am Arm zur Schaukel und plapperte:

„Ist das der Abai, von dem so viel gesprochen wird? Ich habe ihn nie gesehen. Wie schön, daß er hier ist. Wir werden ihn so lange bitten, bis er uns alle Lieder aus seiner neuen Sippe vorsingt, damit wir sie lernen können. Ja?“

Togshan gab keine Antwort. Korimbala wandte flink den Kopf und fragte spöttisch:

„Sag, ist er vielleicht ein Aksakal, daß du vor Ehrfurcht erstorben bist. Das Sprichwort sagt: ‚Man darf sich nur nicht zieren, dann wird man nie verlieren.‘ Aber wo ist Abai? Ich werde ihn gleich dazu bringen, daß er den Mund auftut!“

Nach kurzer Zeit kamen Abai und Jerbol zurück. Jerbol wußte sogleich bei den allgemeinen Spielen die Führung zu übernehmen und ordnete alles nach seinem Geschmack. Er und Karaschasch drängten Abai sacht zur Schaukel und nötigten ihn, gegenüber Korimbala Platz zu nehmen.

Wenn ein Shigit und ein Mädchen zusammen in der Schaukel sitzen, dann muß der Shigit singen — so will es der Brauch. Korimbala wollte das „Stattliche Roß“ hören. Aber als er das Lied anstimmte, sang Korimbala die Melodie falsch mit und brachte sogar die Strophen

durcheinander. Die Mädchen und Frauen merkten es und riefen:

„Abai singt ja ganz anders!“

„Korimbala, du verdirbst alles!“

„Lern erst mal das Lied, bevor du es singst!“

Aber Korimbala ließ sich durch diese Zurufe nicht aus der Ruhe bringen.

„Dann laßt lieber Togshan heran“, erwiderte sie lachend, während sie aus der Schaukel sprang. Und ehe Togshan sich wehren konnte, hatte Korimbala sie an ihren Platz geschoben.

Und nun setzte Korimbala mit aller Kraft die Schaukel in Schwung, und die anderen halfen ihr.

In jähem Bogen flog der schwanke Nachen himmelwärts, um ebenso atemberaubend niederzufallen. Abai sang. Während der ersten beiden Verse hörte Togshan zu. Erst beim dritten fiel sie mit voller, sicherer Stimme ein, und sie irrte sich auch an den Stellen nicht, die in ihrem Aul falsch gesungen wurden.

„Nun klingt es schön!“

„Wie rasch Togshan das Lied gelernt hat!“

„Singt noch etwas, singt noch etwas“, schallte es von allen Seiten.

Immer, wenn der Mondschein über ihr Gesicht huschte, trank sich Abais Blick am Antlitz der Geliebten fest. Die zarte Röte ihrer Wangen verriet ihm ohne Worte, was ihr Herz verborgen hielt. Es war, als schwinde sich Togshans Seele auf Flügeln dem Geliebten entgegen und rufe ihm mit jedem Schwung der Schaukel zu: ‚Ich bin dein für immer und ewig! Was vermag uns noch zu trennen?‘ Das Lied einte sie stärker als eine Umarmung. Das war die singende, jubelnde Freude, das Glück zweier Herzen, die einander zufliegen und, alles überwindend, sich verschmelzen. ‚Wer wagt es, einen Stein auf uns zu werfen?!‘ schien ihr Lied zu sagen. Es war eine Herausforderung an die Menschen ringsum, an den Sternenhimmel

mit seinem pausbackigen Mond droben, eine Herausforderung an die ganze Welt.

Gleich einem unaufhaltsamen, doch ruhevoll gedämmten Strom floß Togshans Sang dahin. Auf ihrem Gesicht lag der Glanz eines großen Glückes, ihre Augen hingen verzückt an Abai. Sie lächelte ihm entgegen, von Zärtlichkeit und mädchenhafter Liebe strahlend, dankbar, daß er gekommen war, um sie für diese eine Stunde aus dem Grau ihres Lebens herauszuheben. Ihre wie Schwalbenflügel schmalen Brauen wölbten sich weich und mild und zogen sich dann für Augenblicke über der Nasenwurzel zusammen.

Abai gab seinem Fühlen zunächst nur in Tönen Ausdruck. Erst dann ergossen sich die Worte — offene, kühne, freie Worte — gleich einer machtvollen Woge in das klingende Fließen der Melodie. „Lange verschloß die Liebste in ihres Herzens Tiefen ihrer Sehnsucht Zauberglut. Wird sie fürder den Freund verdammen? Er kam zu ihr, fest und furchtlos. Hat Himmel und Erde in ihre Hand gelegt — sein Singen, sein Sehnen, sein Flehen. Was wird sie ihm sagen? Wird die Herzlose auch jetzt noch seine heiße Liebe verschmähen? Wo bliebe dann die Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit Sinn? Wird die Grausame das hauchdünne Spinweb seines Hoffens zerreißen und einen Freund strafen, der nichts verschuldet hat? Was hat ihr Geliebter denn getan, daß er so harte Vergeltung verdiene?“

Das Lied trug Abais heimlichste Gedanken auf tönenden Schwingen hinaus. Togshan sang leise mit. Sie lauschte in bebender Erwartung den Worten, die da in diesem Augenblick vor ihr geboren wurden. Nur sie kannte ihren tiefen Sinn. Sie senkte den Kopf, schlug die schönen dunklen Augen nieder und verstummte.

Abai sang allein weiter. Er sang die vier Strophen seines Liedes zu der ergreifenden Melodie der „Weißen Birke“, und als er endete, ließ er den letzten tiefen Ton

leis verklingen. Alles hatte er in dies Lied hineingelegt: sein heimliches Sehnen, das unverlöschliche Feuer seiner liebenden und gramgetrübten Dichterseele. Jerbol erkannte den Freund gar nicht wieder. Abai war wie verwandelt. Er schien, über sich hinausgewachsen, auf Adlerflügeln am Himmel zu schweben.

Nun war der Gesang verstummt. Abai stieg aus der Schaukel und wollte sich leis entfernen. Aber Karaschasch sprach lebhaft auf ihn ein und spendete seiner Kunst wortreiche Bewunderung. Abai lächelte nur vor sich hin statt einer Antwort. Seine Gedanken waren weit. Er hörte nicht einmal, was sie ihm sagte.

Indes vergnügte sich die Jugend weiter rund um die Schaukel. Jerbol schlug andere Spiele vor, Ak-Suek, das Wurfspiel mit Knochen, und dann Serek-Kulak: Wolf und Lämmlein. Den Wolf mimte Jerbol. Er muß ein Lamm erhaschen und es fortschleppen. Abai sträubte sich nicht, als Jerbol auch ihn zum Lamm erklärte.

Jerbol hatte seine Hintergedanken dabei; er war kein dummer Wolf. Zuerst fing er zwei, drei Mädchen und zog sie beiseite, dann packte er Abai, und während er seine Beute entführte, flüsterte er ihm zu:

„Versteck dich im Gebüsch, gleich hol' ich Togshan.“  
Dann lief er zurück.

Abai verbarg sich in den Sträuchern und wartete, bis der Wolf Togshan rauben würde. Er brauchte nicht lange zu warten. Jerbol ergriff das Mädchen, aber diesmal wurde ihm der Fang nicht so leicht gemacht. Eine ganze Meute, voran die laut schreiende Korimbala, stürzte hinter ihm drein. Jerbol flüchtete mit Togshan und stellte sie weitab von Abai im Gebüsch auf den Boden. Er wisperte ihr ein paar Worte zu und eilte zurück.

Durch das dichte Gezweig troff das Mondlicht in zahllosen fließenden Silberflecken. Abai wußte selber nicht, wie es geschah, daß er auf einmal an Togshans Seite stand.

Sie fielen sich in die Arme, Tränen überströmten Togshans Gesicht, und ihre Schultern bebten wie in namenloser Angst.

„Weine nicht, meine Togshan“, flehte Abai. Er küßte sie und zog sie an sich.

Sie hob den Blick zu ihm:

„Nimm mich ganz fest in deine Arme. . . Wie habe ich mich nach dir geseht. . .“

„Togshan! Wo bist du? Ich lasse dich dem Wolf nicht! Komm her!“ Korimbalas helle Stimme riß sie aus ihrer Versunkenheit.

Abai zog die Geliebte aufs neue an seine Brust und streifte mit seinen Lippen über ihr glühendes Antlitz. Korimbalas Lachen kam immer näher. Abai rückte das Mützchen auf Togshans Kopf zurecht und flüsterte ihr zu:

„Wart auf mich morgen. . .“

Der Mond schien durch die dichten Zweige. Er spiegelte sich als ein schimmernder Fleck in Togshans Augen und funkelte in jeder Träne, die sich zitternd von ihren langen Wimpern löste. Aber als Korimbala angelaufen kam, standen die beiden jungen Leute ruhig und gelassen nebeneinander, und nichts verriet, welche Gefühle sie durchstürmten. Die kleine, bewegliche Korimbala, das Mützchen schief auf der Seite, lachte, daß ihre Zähne wie eine Perlenschnur blinkten

„Oh, da seid ihr ja! Ich glaubte, der Wolf werde mein Lämmlein zerreißen, aber nun sehe ich, daß es eher in Gefahr schwebt, von einem andern Lamm verspeist zu werden!“ Sie schüttelte sich vor Lachen und schmiegte ihren Kopf an Togshans Schulter.

Das übermütige Mädchen scherzte ohne jede Arglist. Doch Korimbala, die kleine Schwätzerin, konnte in aller Unschuld Schlimmes anrichten. Bei diesem Gedanken erschrak Abai sehr.

Er versuchte sich mit einem Scherz aus der verfänglichen Lage zu ziehen und sagte:

„Das hat alles der Wolf getan, Korimbala. Wir hatten beide das Unglück, ihm in die Fänge zu geraten; nun warten wir, daß er uns auffrißt.“

Aber Korimbala war nicht so leicht zu beschwichtigen.

„Erzähle mir nur keine Geschichten. Ich sehe doch, daß hier etwas dahintersteckt, gestehe es nur!“

Das klang noch gefährlicher. Togshan mischte sich ein und sagte unwillig:

„Höre auf, Korimbala, was schwätzt du da! Man muß doch Maß kennen.“

Korimbala warf den Kopf herum und schaute Togshan betroffen an. Abai sah es; er wollte sie durch ruhige Güte überzeugen und nicht beschämen.

„Die Menschen wetzen gern ihre Zungen, liebe Korimbala. Ein unbedachtes Wort kann deiner Freundin Kummer bringen, deshalb ist es wohl besser, man läßt solche Scherze.“

Korimbala verstand ihn und lachte wieder. Aber nun klang es verlegen. So lacht ein treuherziges, braves Kind, das erschrickt, weil es etwas angerichtet hat. Sie wollte doch Togshan keinen Kummer bereiten!.. Bestürzt umarmte sie die Freundin und flüsterte aufgeregt:

„Sei nicht mehr böse, ich werd's nicht wieder tun!“

Zu dritt traten sie aus dem Gebüsch und schlossen sich den anderen an.

Die Spiele nahmen ihren Fortgang, aber Jerbol und Abai verabschiedeten sich. Sie sagten, sie müßten anderntags zeitig weiterreisen, dankten für den freundlichen Empfang und entfernten sich, ohne sich bewirten zu lassen.

Am nächsten Tag machten sie ihre Worte wahr und ritten nach dem Bakanas. Bis zum Abend blieben sie im Aul des Karatai, und erst um die Dämmerstunde, wenn es in den Aulen stiller wird und die Menschen sich in ihre Jurten zurückziehen, begaben sie sich auf den Rückweg.

Leis, ängstlich jedes Geräusch vermeidend, kamen sie an. Nicht einmal die Hunde bellten, als sie sich lautlos in der Dunkelheit vorüberschlichen. Und ebenso leise verschwanden sie in Jerbols Jurte am Rande des Auls.

Nachts, als der ganze Aul in tiefem Schlummer lag, stahlen sie sich wie zwei Diebe, bald gebückt, bald bäuchlings, zur Jurte des Assylbek. Sie schlugen die äußere Filzmatte hinter sich zu und wollten behutsam die innere Tür öffnen. In der Jurte schlief man noch nicht. Dort klirrten Scholpy. Außer Togshan und Karaschasch gab es in der Familie niemand, der Scholpy trug.

Die Shigiten hatten sich nicht geirrt. Eine Stimme flüsterte:

„Leisel!“ Und dann ging die Tür auf, von innen geöffnet. In der Jurte war es dunkel. Dieselbe Stimme sagte kaum hörbar:

„Abai?“

Abai streckte die Hand aus. Es war Karaschasch. Sie nahm seine Hand und zog ihn zum Ehrenplatz. Dabei raunte sie Jerbol zu:

„Geh jetzt, er kommt allein zurück. . .“

Ja, so war es besser. Unbemerkt schlüpfte Jerbol aus der Jurte.

Abais ausgestreckte Hand streifte über einen Seidenvorhang. . . Und dann berührten Togshans heiße Finger seine Wangen. Sie stürzten sich wortlos in die Arme, und ein beseligender Kuß vereinte sie. Ihr bebender Atem floß ineinander, ihre Lippen tranken sich fest, als wollten sie nie mehr voneinander lassen. . .

Die stille Sommernacht war bald verflogen. Der Osten rötete sich im ersten Strahl des jungen Tages, als Jerbol und Abai aus dem Aul ritten.

Bald schlummerten die Jurten hinter ihnen in der Ferne. Der Mond hatte sich schon unterm Himmelsrand versteckt; die wenigen Sterne verblaßten am heller wer-

denden Firmament. Lerchen stiegen steil in die Luft und schmetterten, sich ausgelassen tummelnd, ihr Morgenlied.

Abais Herz wollte schier zerspringen vom Übermaß der Gefühle. Er sang aus voller Brust.

Es waren zarte, innige Lieder, voll alles erfüllender Freude, mit leiser Wehmut vermischt. Er sang, sang ohne Aufhören, und die Töne strömten leicht und frei aus seiner Kehle; sein Lied glich einem Quell, dem immer neue Worte entspringen — Worte, von denen er selber vor einer Minute nichts wußte und die ihm nie wieder zufliegen würden. . .

Auf welchem Weg ritt er und wie lange? Er wußte es nicht. Erst als weiße Jurten vor ihm leuchteten, verstummte er und wandte die Augen zu Jerbol.

Lächelnd blickte ihn der Freund an: war es doch für ihn kein Geheimnis, was aus jedem Laut dieser Lieder sang und klang. Abai zügelte sein Pferd und umarmte den Freund.

„Verdamme mich nicht, Jerbol. Oft hörte ich von Glück und Freude, aber bis zur heutigen Nacht wußte ich nicht, was es ist, ich hatte es nie empfunden. Doch was brauche ich dir zu sagen? Du hast selber Augen und du verstehst. Aus meinen Liedern klingt dir mein heimlichstes Fühlen entgegen.“

Es gelang Abai nicht, Togshan ein zweites Mal zu sehen. War ein Gerücht an Adilbeks Ohr gedrungen oder hatte er selber Argwohn gefaßt, jedenfalls zürnte er sehr, als er, heimkommend, erfuhr, Abai habe sich zu den abendlichen Spielen eingefunden.

„Was sucht er hier bei uns, was will er? Wäre ich dagewesen, er wäre nicht heilen Leibes davongekommen.“

Der Kummer warf seinen Schatten auf Abai. Wolken verhüllten den Mond. Er durfte nicht einen Aul gegen sich aufbringen, der ohnehin mit seinem Vater in Feindschaft lag — das war zu gefährlich. Unterdes brachen die Aule von den schon abgegrasten Sommerweiden auf und

zogen in verschiedenen Richtungen weiter. Eine dumpfe drückende Schwere lag auf Abai, es schien, er wäre von einem unerklärlichen Leiden befallen. Dunkelheit umfing ihn, als hätte jemand die Ampel in seinen Händen ausgeblasen; sein Gesicht verlor die gesunde Frische.

Die Seinen wurden unruhig, als sie die Veränderung an ihm gewahrten, und bald wurde beschlossen, ihn neuerlich zu seiner Braut zu schicken, um seinen Trübsinn zu zerstreuen. Abai gehorchte ohne Widerspruch, aber sein Herz blieb kalt und unfroh. Er reiste nach Karkaraly, fügsam, doch wie einer, der zu einem fernen Verbannungsort reist.

Anderthalb Monate verlebte er bei seiner Braut. Als er heimkam, brachte er sie in seinen Aul mit.

Schon rückte die Zeit heran, wo die Aule die Wanderung zu den Winterweiden antreten. Abai war viel zu tief in seine Gedanken verstrickt und auch zu lange fern gewesen; so wußte er nicht, was sich in seinen heimatlichen Aulen abspielte.

Im Herbst hatte Kunanbai aufs neue seine Feindseligkeiten gegen die Nachbarn aufgenommen. Sein erster Überfall richtete sich gegen Kulinschak: Kunanbai konnte ihm den Schimpf an seinem Bruder Maibassar nicht vergessen und auch nicht sein Verhalten in der entscheidenden Stunde, als Kulinschak ins feindliche Lager übergegangen und mit den Kotibak abgewandert war.

Zu der Zeit, als Abai heimkehrte, hatte es Kunanbai bereits fertigbekommen, zwei von den fünf „Tollköpfen“ in die Verbannung zu bringen. Den dritten Sohn des Kulinschak hielt er als Geisel in Shakips Aul gefangen. „Kulinschak hat meinen Sohn geschlagen und meinen Bruder entehrt, das muß er mir büßen!“ erklärte Kunanbai. Und er scheute sich auch nicht, dem Feind all sein Vieh und sämtlichen wertvollen Besitz als Schadenvergütung abzunehmen. Das Ganze spielte sich blitzschnell ab, im Laufe eines Tages. Er war überraschend über ihn

hergefallen, als Kulinschak mit seinem Aul auf dem Weg zu den Winterweiden nicht weit von den Wanderwegen der Irgisbai vorüberzog und weder die Shigitek noch die Kotibak ihm beistehen konnten. Kunanbai ließ den Feind gar nicht zur Besinnung kommen. Und nach vollbrachter Tat rief er die Ältesten zusammen, wie immer in solchen Fällen, und ließ sie bei sich schmausen, wobei er nicht mit fetten Hammeln geizte.

Als Abai von seiner Reise heimkam, hatte sich dem Anschein nach schon alles gelegt. Aber die Ruhe war trügerisch. Ein finsternes Schweigen lag über den Aulen, sie hegten unversöhnlichen Haß. Ein Sturm zog herauf.



I

**D**IE JAHRE eilten dahin. Zwölf Monde nach der Hochzeit ward Abai und Dilda ein Sohn geboren, der den Namen Akylbai erhielt. Ihm folgte ein Töchterchen, Gulbadan mit Namen. Und jetzt, wo das Töchterchen kaum ein Jahr zählte, fühlte sich Dilda wieder in der Hoffnung; sie erwartete ihr drittes Kind.

Abai konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß er nun das Oberhaupt einer Familie war. Und das war wohl auch der Grund, daß Ulshan das älteste Kind zu sich genommen hatte und es wie einen Sohn erzog. Der Kleine sprach schon, aber er wollte Abai nicht als Vater anerkennen. Abai war für ihn ein „fremder Onkel“, der kam, mit ihm im Großen Haus speiste und wieder ging. Abai selber empfand wenig für das Kind, keine Liebe, nicht einmal Verbundenheit. Der Sohn war zu früh zur Welt gekommen: seine Geburt bedeutete für Abai das Ende seiner eigenen Jugend.

Abai war erst siebzehn, als Dilda ihm den Sohn gebar. Die Heirat hatte er als etwas Unabwendbares hingenom-

men, als eine ihm von Gott auferlegte Prüfung, und die Vaterschaft, die so rasch auf die Heirat folgte, kam ihm halb wie ein tückischer Scherz des Schicksals vor, halb wie eine grobe Vergewaltigung seines Selbst. Alle die freudigen Ausrufe an dem Tage, als Akylbai zur Welt kam, waren ihm nur eine Pein.

„Jetzt hast du ein Kind!... Du bist nun Vater!... Danke Allah für diese Gnade!“ so hörte er es von allen Seiten. Errötend und erbleichend, wußte Abai nicht, was er tun sollte. Er schwang sich aufs Pferd und ritt in die Steppe. Erst nach fünf Tagen, als die Begeisterungstürme sich schon ein wenig gelegt hatten, kam er wieder.

Auch das kleine Mädchen weckte nichts in seiner Brust. Es spielte oft ganze Tage lang im Großen Haus, bei den Müttern, die es hätschelten und hegten. Dies unruhige Wesen, das, äußerlich der Mutter nachgeraten und gar nicht dem Vater ähnelnd, ein ausgemachter Schreihals war, kam gewöhnlich erst gegen Abend zu den jungen Eltern und brüllte dann die ganze Nacht unverdrossen, als wolle es den lieblosen Vater wenigstens hierdurch auf sein Vorhandensein aufmerksam machen. Aber der seufzte nur.

„O du mein Gott, ihr Geschrei läßt mich des Nachts vom Lager aufspringen, als ob ein Skorpion seinen Stachel in meinen Leib bohrt!“ jammerte er. Und so nannte er das kleine Ding „Gelber Skorpion“.

An diesem Abend ließ der „Gelbe Skorpion“ wieder seine Stimme erschallen. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit füllte den Raum, aber Dilda hatte kein Licht gemacht. Sie lag angekleidet auf einer Decke neben dem Bett. Das Kind, das vor kurzem erst von den Müttern gebracht worden war, wollte nicht einschlafen und brüllte langgezogen und eintönig.

Abai trat ein in Gesellschaft mehrerer Freunde. Draußen heulte der Wintersturm, und die Kleidung der Männer war dicht mit Schnee bedeckt. Als sie einer nach dem

andern durch die Tür traten, brachten sie einen Strom von Kälte ins Haus. Dilda, durch die Schritte und die plötzlich über sie streifende kalte Luft aus ihrem Halbschlummer geweckt, hob den Kopf. Abai schüttelte den Schnee von seinem Mantel und sagte zu ihr:

„Zünde das Licht an, Dilda... Und bringe diesen unermüdlichen Schreihals zur Ruhe oder trage ihn ins Große Haus...“

Dilda zündete die Ampel an, breitete eine Decke für die Gäste auf dem Fußboden aus und nahm dann die Kleine auf den Arm. Eine Dienerin trat ein, flüsterte kurz mit Dilda und ging wieder, um das Abendessen für die Gäste zu bereiten.

Abai hatte seine Freunde mitgebracht — Jerbol, Shirensche und Togshans Bruder Assylbek, mit dem er sich in den letzten Jahren angefreundet hatte. Außerdem war Basaraly, der Sohn des Kaumen, mitgekommen, obgleich er aus dem Kunanbai feindlich gesinnten Geschlecht der Shigitek stammte und bei der denkwürdigen Mißhandlung des Boshej diesen mit der Waffe gegen die Irgisbai geschützt hatte. Aber Basaralys Kühnheit, sein klarer Verstand und die aufrichtige, gradlinige Art seines Wesens hatten Abai so für ihn eingenommen, daß er ihm ein guter Freund geworden war. Unter allen Vertrauten Abais war er, der kürzlich die Dreißig überschritten, der älteste.

Basaraly schritt voran. Er legte die Oberkleider ab und sagte trüb, während er auf den Decken Platz nahm:

„Mein Gott, was treiben diese Winterfröste! Es bläst und bläst, der Schneesturm will kein Ende nehmen, es wird ein Viehsterben geben, ein großes Viehsterben! Die armen Aule werden vollends zugrunde gehn.“

Er umfaßte seinen spitzen schwarzen Bart und wiegte sich wortlos, bleich, bekümmert durch das Unheil.

Dilda stellte einen niedrigen runden Tisch vor die Männer. Sie setzten sich.

Abai hatte sich in diesen Jahren sehr verändert. Seine Schultern waren fest und breit geworden, und mit der muskulösen, stattlichen Gestalt — er war mehr als mittelgroß — stimmten die nun viel schärfer ausgeprägten Gesichtszüge gut überein. Die schmale, gradgeformte Nase wirkte groß, darüber hob sich, an den Schläfen breit auseinanderstrebend, die hohe offene Stirn, und die länglichen, leicht gewölbten Augen blickten unter den feinen, langgeschweiften Brauen ebenso klar hervor wie in seinen Knabenjahren. Ihr nie erlöschendes Feuer verlieh dem ganzen Antlitz einen eigenartigen Reiz, der es von allen anderen unterschied und es unvergeßlich machte. Auf dem dunkelgetönten, jetzt vom Frost geröteten Gesicht brach erst schüchtern ein Schnurrbart durch.

Man konnte Abai nicht schön nennen. Aber in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Gewinnendes, dem man sich schwer entziehen konnte.

Die Shigiten hätten sich im Jungen Haus den Abend über gut vergnügen können, doch Basaralys bange Worte machten sie nachdenklich.

Schon seit drei Tagen zogen die jungen Leute miteinander umher; nur Basaraly, der eben aus den Bergaulen gekommen war, hatte sich ihnen erst heute angeschlossen. Abai fragte ihn nun, was es auf den Winterweiden Neues gäbe.

„Erzähle uns, wütet der Dshut arg? Hat er alle Winterweiden ergriffen oder nur einzelne Stellen? Leidet das Volk große Not?“

Assylbek, Shirensche und Jerbol starrten Basaraly mit großen Augen an, voll Erwartung, was er antworten werde. Aber sowohl die Worte als auch der Tonfall klangen hoffnungslos.

„Das Unheil wählt sich nicht die Stellen, die es strafend trifft. Überall wütet der Dshut, das Vieh geht ein in Mengen. . . Wenn wir vom Volk sprechen, so meinen wir die Mehrzahl der Menschen, und die darben jetzt. Der

Schneesturm treibt schon seit drei Tagen sein Unwesen. Ein jeder hatte gehofft, bald werde der Frühling kommen und mit ihm die warmen Tage. Aber nun stürmt und friert es neuerlich, als stäken wir noch tief im Winter. Wer weiß, wer sich da zu retten vermag. . .“

„Aber es fallen doch nur die Schafe, wie ist es mit dem Hornvieh?“ fragte Shirensche, in der Hoffnung, er werde etwas Tröstliches hören.

Basaraly zuckte nur müde die Schultern.

„In den Herden der Tobykty gibt es wenig Hornvieh, vor allem doch Schafe und Pferde. Die Kühe halten übrigens noch weniger aus als die Schafe, und auch die Kamele fallen unter dem wütenden Ansturm des Dshuts. Nein, nein, es steht schlimm. Wer wird das überstehen?“

Den ganzen Abend über sprachen sie nur von der schweren Not, die das Volk befallen. Nicht nur das Vieh hatte nichts zu fressen, auch bei den Menschen machte sich schon der Hunger bemerkbar. Basaraly hatte im Tschingis armes Volk gesehen, das, Nahrung suchend, von einem Siedelplatz zum anderen zog. Selbst nach Shidebai kamen schon dann und wann hungernde Greise herein, bettelarme Leute, und baten im Haus der Mütter um eine milde Gabe. Man gab ihnen Fleisch für ein-, zweimal zum Kochen sowie Weizen und Hirsekorn.

„Wird der Dshut wirklich alle zugrunde richten und keinen verschonen?“ sagte Shirensche tief seufzend.

Basaraly richtete seinen Blick auf ihn.

„O doch, einige wenige werden davonkommen, ein Häuflein. Auch ein Rappen hat ja oft einen weißen Fleck auf der Stirn. Bei den Irgisbai, den Kotibak, den Shigittek, überall gibt es solche, die die besten Weiden, das fetteste Land an sich gebracht haben, und die wissen auch jetzt nichts von Not.“

Jerbol stimmte ihm zu: die Irgisbai merken am wenigsten vom Dshut, sie haben vortreffliche Winterweiden mit festen Häusern und Gelassen, sie haben auch

genügend Heu eingelagert, noch im Herbst. Er habe es selbst gesehen. . .

Abai hatte dem Gespräch stumm zugehört. Aber jetzt, nach Jerbols Worten, mischte er sich ein:

„Wem hilft das Wohlergehen der Irgisbai? Wem bietet das einen Trost?“ sagte er langsam.

„Wer reich und mächtig ist, der hat es immer gut“, warf Basaraly ein. „Das Land, das Kunanbai Stück um Stück in seinen Besitz brachte, das rettet jetzt die Irgisbai.“

Ein Schatten lief über Abais Stirn. Finster kehrte er sich Basaraly zu:

„Warum sprichst du von diesem Land, das mit Gewalt erworben wurde? Wen schauderte nicht vor diesem Land, das von den Tränen der Beraubten genetzt ist?“

Verhaltener Zorn grollte in seinen Worten. Assylbek und Shirensche lächelten leise und sagten:

„Ja, Abai-shan, dein Mund spricht, was unser Herz denkt, doch was die Zunge zu sagen sich fürchtet.“

Selbst über Basaralys, des Düsternen, von schweren Gedanken bedrücktes Gesicht flog es wie ein heller Schein.

Abai sprach mit großer Offenheit. Dies waren seine Freunde, ihnen vertraute er, und vor ihnen hielt er auch mit seinen geheimsten Gedanken nicht zurück, besonders vor Jerbol, mit dem er sich in den letzten Jahren unzertrennlich fühlte. Auch mit Shirensche und Assylbek verband ihn innige Freundschaft, und sie sahen sich oft. Kunanbai mißfiel dies sehr; er sagte des öfteren entrüstet von seinem Sohn: „Er sucht sich mit Fleiß die Wolfsjungen aus eben den Aulen als Freunde aus, die noch unlängst unsere Feinde waren. Schöne Freunde sind mir das!“ Und sein Gesicht verzog sich voll Verdruß über den Sohn.

Seit der Zeit, wo sich Abai über das Tun seines Vaters Gedanken zu machen begann, zog es ihn immer stärker

zu den besten Männern aus den Aulen, die Kunanbai demütigte und bedrängte. Durch sie lernte er das Volk besser kennen und sein Sinnen und Trachten verstehen. Shirensche und Assylbek waren etwa fünf Jahre älter als Abai, aber das tat ihrer Offenheit mit ihm keinen Abbruch. Sie erzählten dem Freund alles, was sie von klugen Greisen wußten und was ihre Herzen bewegte.

Nur einer, Basaraly, hatte sich bis zum heutigen Tag ihren freundschaftlichen Gesprächen ferngehalten. Er war fest überzeugt, daß Kunanbai die Hauptschuld an dem ganzen Unheil trage. Die Aule, die in seiner Gunst standen, hatten ihre Herden rechtzeitig auf die besser gelegenen Weiden der Irgisbai gebracht und würden so vor dem Schlimmsten verschont bleiben. Die kleinen, unansehnlichen, dürftigen Geschlechter aber irrten mit ihren Herden durch die eisige tote Steppe, vom Hunger gejagt, blind wie Schollen im Eisgang. . . Bisher hatte Basaraly die in ihm wühlenden Gedanken niemandem anvertraut.

Doch nun, nachdem Abai gesprochen, ließ auch Basaraly die hemmenden Bande fallen. Nun sprach auch er, was er über die Ursachen des Unglücks dachte.

„Volk — was ist das, Volk? Eine Kraft, wenn es im Streit mit dem Gegner den Ausschlag gibt; ein Nichts, eine Spreu im Wind, wenn es selbst in Not ist. Mit seiner Hand schmiedet es den Sieg auf dem Kampffeld, doch nur der Staub von den vorüberziehenden Herden fällt in seine Hand, wenn die Beute verteilt wird. Und so sterben die Menschen denn, ungekannt, ungenannt. . . Ihre bleichen Knochen modern auch jetzt wieder tausendweis in der Steppe. Doch wem krampfte sich das Herz zusammen von denen, die sich noch gestern als ‚groß‘, als ‚Schutz und Schirm der Armen‘ preisen ließen? Wen jammert all das Leid? Wer reicht den Bedrängten eine hilfreiche Hand?“

Abai war tief betroffen, welch starkes und echtes Empfinden für das Volk aus Basaralys Worten sprach.

Die einsamen Gedanken dieses Mannes bargen eine tiefe Wahrheit, und diese trauervolle Wahrheit hatte sich soeben mit Heftigkeit Bahn gebrochen. Der bärenstarke, männlich schöne Basaraly pflegte eine scharfe und verwegene Sprache zu führen, er war ein trefflicher Sänger und bei den Ältesten als zügelloser Raufbold verschrien. „Ein Roß, das sich fern der Herde tummelt“, so sagten die Alten von ihm. „Er stichelt wohl gern und giftig, doch ist alles bei ihm nur Rederei.“ Aber jetzt hatte sich Abai überzeugt, daß die Alten irrten.

Finster schwiegen die Shigiten. Basaraly, der sie sinnend gemacht, fuhr mit vorwurfsvoller Stimme fort:

„Ein echter Mann, ein Mann von Ehre und redlichem Willen, wird den vom Schneesturm Gepeinigten seine helfende Hand nicht verweigern. Kunanbai hielt die seine stets verschlossen, solange die Not noch vor der Türe stand. Doch heute, wo sie hereingebrochen ist, müßte er wohl seinen ärmeren Stammesbrüdern ein wenig von seinem Überfluß lassen... Er soll den Herden Weiden geben und den unglücklichen Menschen eine Unterkunft in seinen festen Häusern. Er soll einen Teil der Vorräte für die Hungernden opfern. Wenn nur die Irgisbai mit ihrem Kunanbai über das Unglück hinwegkommen, zusamt Baissal, Baidaly und Sujundik, wem sollten sie dann eine Stütze sein? Und auch ihnen würde das Lachen in der Kehle steckenbleiben. Wenn das Volk nichts mehr als seinen Hunger hat und außer Landes ziehen muß, dann wird es gleich einem Wirbelsturm über die Jurten der Mächtigen brausen. Sonst wäre es nicht das Volk, sondern ein hasenfüßiger Haufen.“

In sich versunken saßen die Männer. Sie sannten über das Gesagte. Aber Assylbek schien es, als habe Basaraly doch nicht ganz recht.

„Dshute hat es immer gegeben, und sie haben dem Volk immer Armut und Elend gebracht, da ist der Mensch machtlos“, hub er an. „Am Dshut sind nicht die Menschen

schuld, am wenigsten die heutigen. Du willst die ganze Schuld auf einen laden, und das ist nicht gerecht von dir.“

Aber Assylbeks Einwand erweckte nur den Abscheu Basaralys. „Er ist genau so schlangenglatt und schlüpfzig wie sein Vater Sujundik“, dachte er. Doch er entgegnete nichts und hob nur zweifelnd die Brauen; dabei schüttelte er, verächtlich auf Assylbek blickend, das Haupt.

Drei müde Männer traten in das Zimmer. Dichter Schnee lag auf ihren Kleidern, an den Bärten hing Eis, und bei dem einen, einem hochgewachsenen Alten im Schafpelz, waren sogar die Wimpern weiß bereift.

Es war Darkembai mit zweien seiner Nachbarn — jener Darkembai, der in Tokpanbet einst Kunanbai fast über den Haufen geschossen hätte, als der Boshej züchtigen ließ. Später hatten alle Tobykty davon erfahren, und seither bedrängten und schikanierten die Irgisbai ihn und schädigten ihn, wo sie nur konnten.

Darkembai legte nicht ab. Er hatte es eilig, sein Anliegen vorzubringen.

„Mein Licht, Abai“, begann er, „ich hörte, du habest ein gutes Herz für deine Stammesbrüder, und deshalb komme ich zu dir. Wärest du Takeshan, so hättest du mich nicht in deinem Hause erblickt. Die Not trieb mich hierher. Von allen meinen Schafen sind nur noch zwanzig, höchstens dreißig Stück übriggeblieben, und mit diesem armseligen Häuflein kann ich nirgends einen Flecken Weide finden. . . Wir irren umher, ohne Weg, ohne Ziel, auf unsern Weiden gibt es kein Hälmchen. Die Schafe fallen vor Hunger, fünf Stück sind uns auf dem Weg hierher krepirt.“

„Warum gehst du nicht nach dem Tschingis? Dort schützen die Berge vor dem Wind“, mischte sich Assylbek ein.

„Oi-bai! Der Schneesturm bläst ja gerade vom Tschingis her. Kann ich denn die entkräfteten Tiere gegen den

Wind treiben? Und bis zum Tschingis ist es sehr weit. Dagegen liegen Mussakul und Shidebai ganz in der Nähe, und auf dem Wege dorthin hat man den Wind im Rücken. Wenn die Eigentümer nichts dawider hätten, so könnten diese Weiden vielen großen Schafherden Schutz und Futter bieten. Man könnte den Schnee auflockern, und die Tiere hätten zu fressen. Dort wird dem Vieh nichts geschehen, die Stelle ist geschützt, die einzige Rettung für die Schafe. . . Vielleicht erlaubt ihr mir, daß ich meine Schafe auf euren Geländen weide — eine andere Hoffnung habe ich nicht.“

Abai verstand, daß der Mann wirklich keinen anderen Ausweg hatte, und er faßte sogleich seinen Entschluß:

„Nun wohl, so weide dort.“

„Das ist brav geurteilt, Abai, mein Licht. Doch rate mir, was ich tun soll. Nicht weit von Mussakul kam mir Takeshan entgegengeritten mit seinem Bluthund Shumagul, und sie zwangen uns zur Umkehr. Sie drohten uns mit ihren Peitschen, riefen uns grobe Worte zu, wir sollten uns davonscheren. . . Nun bin ich hier bei dir. Muß ich schon das letzte bißchen meiner Habe verlieren, so sollst du wenigstens wissen, daß deine Sippenossen hilflos dem Verderben preisgegeben sind, dachte ich mir.“

Abai hörte die letzten Worte nicht mehr. In befehlendem Ton sprach er zu Jerbol:

„Zieh dich warm an, Jerbol, und setz dich aufs Pferd. Ihr aber kehrt zu eurer Herde zurück. Dilda, gib den Männern einen Mundvorrat auf den Weg mit.“

Dilda entfernte sich leise.

Abai ließ Takeshan durch Jerbol seinen Salem ausrichten. Er möge diese Männer mit ihrer kleinen Herde in Frieden siedeln lassen, ließ er ihm sagen, und auch den Shumagul von Gewalttaten zurückhalten. Jerbol legte rasch seinen Mantel an und folgte Darkembai ins Freie.

Takeshan hatte sein Winterlager im Mussakul-Tal aufgeschlagen. Nachdem er noch vor Abai in den Ehestand

getreten war, hatte er sich mit seinem Aul im gleichen Jahr selbständig gemacht. Bald zeigte es sich, daß er überaus emsig in der Wirtschaft und ein Mann war, der seine Habe zäh zusammenhielt und sie zu vermehren bedacht war. Die Hirten erzählten sich, er entführe sogar aus seiner Mütter Herden das Vieh, sobald er sich unbeobachtet glaube. Abai hatte in diesen Jahren mehrmals von den schimpflichen Handlungen seines älteren Bruders vernommen, und seine Empörung über Takeshan war groß.

Jerbol kam tief in der Nacht zurück, als der Sturm um das Haus heulte. Über und über beschneit, stapfte er ins Zimmer; der kurze Bart glitzerte weiß und die breite Nase war vom Frost gerötet. Der scharfe Blick seiner dunklen Augen zeigte deutlich, wie wütend und aufgebracht er war. Ohne den Malachai abzunehmen, hockte er sich auf die Knie und schickte sich an, den Schnee aus seinem Bart zu schütteln.

„Eher kann man vom Teufel Hilfe erwarten als von Takeshan“, begann er. „Nie wird eines Fremden Herde die Weiden von Mussakul und Shidebai betreten“, kreischte Takeshan. Und dann hat er seinen Shumagul losgeschickt, damit der den Darkembai davonjage. Shumagul, dessen herzlich froh, ritt herbei, und nun treibt er Mensch und Tier mit der Peitsche zurück.“

„Und Darkembai? Was wird aus ihm?“

„Wo soll er hin in einer solchen furchtbaren Winternacht?“

„Lieber unter Shumaguls Peitsche sterben, denn als Vertriebener irgendwo am Weg verenden“, riefen Shirensche und Basaraly, unfähig, länger an sich zu halten.

„Einen solchen Hund wie Shumagul gibt es wohl nicht zum zweitenmal“, fuhr Jerbol fort. „Allah hat ihn eigens dazu geschaffen, damit er das Volk quälen und peinigen kann. Ich sagte zu ihm: ‚Hab ein Einsehen und

warte wenigstens, bis der Morgen anbricht', aber er stieß nur seine scheußlichen Flüche aus."

Dabei erzählte Jerbol längst nicht alles, was sich zugetragen hatte. In Wirklichkeit hatte Takeshan auch Abai wüst beschimpft, und Shumagul war mit geschwungener Peitsche auf Jerbol losgegangen. Darkembai, nicht mehr Herr seiner selbst, hatte sich zwischen die beiden geworfen mit dem Ruf: „Zurück, du! Oder einer von uns muß bluten!“ Erst da wendete Shumagul sein Pferd.

Aber dies erzählen, hätte zu offener Feindschaft zwischen den Brüdern geführt. Und Jerbol, dem nichts so verhaßt war wie Zwistigkeiten in einer Familie, duldete in solchen Fällen lieber schweigend, als daß er sprach. Er war innerlich fest entschlossen, Abai von jeder unbedachten Handlung zurückzuhalten. Es war mitunter geschehen, daß Abai nach langer Zeit von solchen Vorkommnissen Kenntnis bekam und Jerbol dann mit Vorwürfen überhäufte, warum er geschwiegen habe. Aber auch dann, nach diesen Auseinandersetzungen, verfuhr Jerbol wie zuvor und verheimlichte alles, was dem Freund hätte unerquickliche Minuten bereiten können.

Diesmal tobten jedoch die Gefühle allzu ungestüm in Jerbol, als daß Abai verborgen bleiben konnte, was den Freund bewegte. Er kannte ihn viel zu gut, um mit Fragen in ihn zu dringen, aber er zweifelte nicht, daß sich hinter dem spärlichen Bericht noch mancherlei Ungesagtes versteckte. In jäh aufwallendem Zorn färbte sich sein blasses Antlitz bedrohlich dunkel. Er blickte mehrere Sekunden mit starren Augen auf Jerbol, und man sah förmlich, wie die Gedanken hinter seiner Stirn arbeiteten. Dann sprang er von seinem Platz auf.

Die anderen Shigiten blieben sitzen, etwas benommen und nicht wissend, was sie von seinem Gebaren halten sollten.

Abai aber stieß keuchend durch die zusammengebissenen Zähne hervor:

„Steh auf, Jerbol, du reitest mit!“ und begann sich hastig anzukleiden. Er warf den leichten Pelz über, schnallte den Gürtel stramm, griff nach der Peitsche. Dann stieß er die Tür auf und schritt rasch aus dem Zimmer.

Jerbol folgte ihm.

Zwei graue Pferde standen fertig gesattelt beim Haus und drängten sich, vor den unbändigen Windstößen Schutz suchend, an die Wand. Abai band das eine Pferd los. Er schwang sich leichtfüßig in den Sattel und ließ es sogleich vom Stand in einen Galopp verfallen. In einer Sekunde war er im wirbelnden, wehenden, heulenden Grau verschwunden. Jerbol jagte hinter ihm her:

Shumagul hatte inzwischen alle Schafe des Darkembai und seiner Nachbarn zusammengetrieben und jagte sie nun mit Knutenhieben von der Weide. Aber die hungrigen, frierenden Tiere drängten sich in einen Haufen und wollten nicht weichen. Der erboste Shumagul fluchte gräßlich auf die Schafe und ihren Herrn. Dessen Freunde, die sich ermattet durch den tiefen Schnee schleppten, schien er nicht zu bemerken.

Ein paar einjährige Schafe brachen zusammen und fielen mit den Schnauzen in den Schnee. Sie konnten sich nicht mehr erheben. Darkembai wollte sich in rasender Wut auf Shumagul stürzen, aber der wich ihm geschickt auf seinem satten Pferd aus und sprengte bald von der einen, bald von der anderen Seite mit sausender Peitsche auf die verängstigten Tiere los. Hätten diese sanften Wesen zum Himmel flehen können, sie hätten in dieser furchtbaren Winternacht unter den Hieben eines grausamen Feindes nur den Tod erfleht.

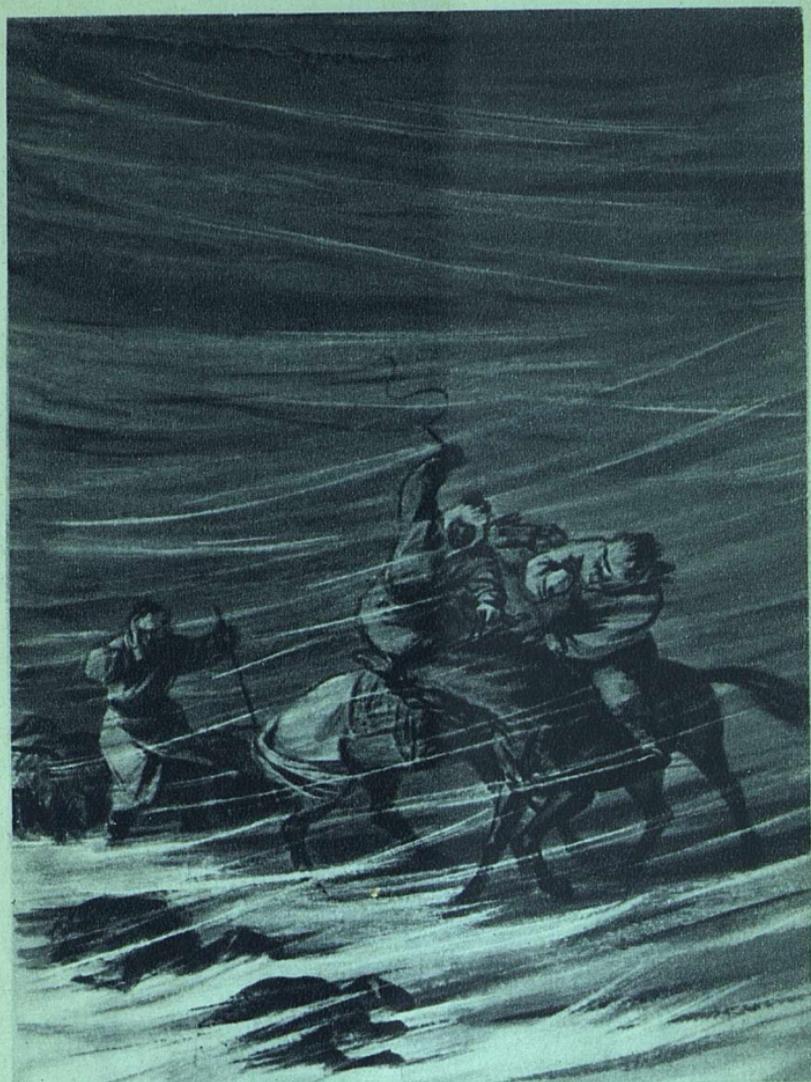
Als Maibassar von seinem Posten als Kreisverwalter abgesetzt worden war, hatte auch Shumagul sein Botenamt verloren. Dadurch war ihm mit einem Schlag seine ganze Kraft genommen, wie einem Hengst, der gekappt wird. „Shumagul verliert noch den Verstand, er soll Allah

sogar einen Widder versprochen haben, wenn er ihm bloß jemand zum Verprügeln schickt, aber er hat kein Glück“, spottete der alte Shumabai. In den letzten zwei Jahren hatte Shumagul dennoch einen Posten nach seinem Geschmack gefunden. Takeshan hatte ihn als Noker, als Begleitwache, in seinen Dienst gestellt. Freilich war auch Takeshans Macht längst nicht mehr die alte, aber dafür paßte er im Herbst und im Winter wie ein Kettenhund auf, daß nicht etwa jemand ein Stückchen Weide mitbenutzte. Und wenn dies doch einmal geschah, dann wütem die beiden mit einer so zügellosen Grausamkeit gegen die schutzlosen, nichts Böses im Sinne führenden Aule, daß sie es an Bestialität mit jedem Kreisverwalter und besoldeten Boten aufnehmen konnten. Sie prügelten die Hirten halbtot, trieben das Vieh in die eigenen Herden und fingen die fremden Pferde ein. Die Sippengenossen zitterten vor ihnen, ja mußten sie oft um Gnade anflehn.

Der Zusammenstoß mit Darkembai war natürlich ein willkommenes Fressen für Shumagul und Takeshan, die beide nur nach Händeln gierten. Und wer war ihnen in die Fänge geraten? Derselbe Darkembai, gegen den sie schon seit langem einen Groll hegten. Und als Takeshan den Shumagul ausschickte, rief er vor Gehässigkeit keuchend: „Kein anderer als Allah hat mir den Darkembai in die Hände gespielt, Darkembai, meinen langjährigen Feind!“

So ermutigt, hatte sich Shumagul keinen Zwang ange-tan. Wie ein Rasender hieb er auf die Schafe ein und verfluchte den Darkembai nebst allen seinen Vorfahren. Aber als er grade wieder ein Schaf mit einem wütenden Schlag zu Boden gestreckt hatte, brachen zwei Reiter aus dem stöbernden Grau hervor, als hätten sie, vom Sturm ge-deckt, auf der Lauer gelegen.

Sie kamen angesprengt, stumm, ohne einen Laut. Sie fragten nicht, sie schmähten nicht, sie stritten nicht. Der



eine schnitt sich in tollem Galopp zwischen Shumagul und die Schafe und riß die Zügel von Shumaguls Pferd an sich. Der schrie auf und holte mit der Peitsche aus.

„Besinne dich, Schändlicher!“ brüllte Abai, und seine Stimme klang schrill vor Zorn.

Shumagul erkannte nun, wen er vor sich hatte. Aber es half ihm nichts, daß es einer von der eigenen Sippe war: Abais Peitsche sauste auf seinen Schädel nieder. Shumagul wollte sein Pferd zurückreißen und das Weite suchen, doch Abai hatte die Zügel schon um sein linkes Handgelenk geschlungen und schlug in stummer Verbissenheit unbarmherzig auf den anderen ein. Seine Hand war schwer, und seine Peitsche schnitt sich messerscharf in Shumaguls Gesicht. Shumagul, der lieber sterben wollte, als solche Schmach erdulden, stürzte sich auf Abai, bereit, ihn zu zerfleischen. Aber im letzten Augenblick warf sich Jerbol zwischen die beiden und umklammerte Shumagul.

„Schenke Allah euch Glück und Freude!“ rief Darkembai erfreut. „Sind doch nicht alle Menschen auf der Welt gleich reißenden Wölfen. . . O Gott, laß mich mit diesem Schändlichen Abrechnung halten!“ und Darkembai zog Shumagul so kräftig am Mantelsaum, daß er wie ein morscher Baumstrunk in den Schnee fiel.

Abai befahl nun, die Herde zu sammeln und sie wieder an den Mussakul zu führen. Als sie mit den Schafen an den windgeschützten Weiden anlangten, sahen sie, daß das vorjährige Gras hier nur von einer dünnen und lockeren Schneeschicht bedeckt war.

Ganz in der Nähe erhob sich ein großer Heuschober. Abai hieß die Tiere heranzuführen, aber die hatten die ersehnte Nahrung schon entdeckt und liefen selber hin. Darkembai erschrak sehr. Er fürchtete, man könne von ihm sagen, er habe nicht nur sein Vieh auf eine fremde Weide getrieben, sondern sich auch an Kunanbais Heu vergriffen.

„Zurück, haltet das Vieh zurück!“ schrie er. „Laßt es nicht an das Heu!“

Abai fiel ihm herrisch ins Wort.

„Stör nicht! Laß das Vieh fressen, soviel es mag, und sei nicht so kleinstütig und feige!“

Aber die Hammel hatten schon ihre Schnauzen in das Heu gesteckt und fraßen gierig, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Bis zum Morgen bleibt die Herde hier, und du treibst sie auch nicht weiter, bis der Schneesturm nachgelassen hat. Dies Heu gehört mir ebenso wie meinem Bruder Takeshan“, erklärte Abai mit befehlender Stimme. „Deine zwei Begleiter bleiben beim Vieh, du aber setzt dich aufs Pferd, auf dies dort, das Takeshan, dem engherzigen Neider und gewalttätigen Knauser, gehört, und reitest, so schnell du kannst, in alle in der Nähe lagernden und wandernden Aule. Sage dort, ich hätte dich geschickt und ließe sagen, daß alle Aule, deren Vieh zu schwach ist, zum Tschingis zu wandern, hierherziehen mögen, auf meines Vaters Weiden. Und sie mögen Hacken und Spaten mitbringen und den Schnee fortschaffen, auf daß ihr Vieh in diesem windgeschützten Tal gerettet wird. Und melde dies allen Geschlechtern: den Torgai, Shigitek, Karabatyr, Bokenschi, kurz allen, die du im Umkreis findest! Wenn die Not uns befallen hat, so wollen wir sie vereint tragen! Gib dem Pferd die Sporen und rufe alle zusammen.“

Darkembai sprang in den Sattel. Abai aber sprach mit drohender Stimme zu Shumagul:

„Daß du mir das letztemal wie ein bissiger Köter auf die Leute losgegangen bist, merke dir das wohl, du Unhold! Takeshan aber kannst du bestellen, er solle nicht die Armen bedrängen, wenn er nicht wisse, wohin mit seiner Kraft. Er solle sie lieber an mir erproben. . . Das kannst du ihm sagen, auch wenn er vor Wut birst. Fort jetzt, ich will dich nicht mehr sehen, scher dich weg von mir, zu Fuß!“

Und Shumagul trottete durch den Schnee zu Takeshan.

Auf ihrem Rückweg nach Shidebai mußten Abai und Jerbol gegen den Wind reiten. Der Schneesturm tobte mit unverminderter Kraft. Er peitschte ihnen seine grimmigen Böen ins Gesicht und verklebte ihre Augen mit feuchtem Schnee.

Erst gegen Morgen fiel der Wind etwas ab, und das Schneegestöber hörte auf. Brandrot ging die Sonne über dem Paß auf. Sie sah aus, als ringe sie sich aus einer Welt von Qualen empor, und zwei purpurrote Strahlbänder breiteten sich zu beiden Seiten wie rinnendes Blut durch den frostgrauen Dunst. Die Luft war von Millionen tanzender Schneeteilchen erfüllt, denn der Wind, noch nicht satt nach seinem tagelangen Toben, wirbelte immer wieder in unbändigem Übermut den Schnee in die Höh'. Aber dann wurde auch er seines Treibens müde. In der plötzlichen Stille spürte man die Kälte noch beißender, und die Luft schien vor Frost zu klirren.

Darkembai wußte, welch einen bedeutsamen Auftrag er mit sich trug. Die ganze Nacht kam er nicht vom Pferd. „Sage es allen, die in deiner Lage sind!“ hatte Abai ihm aufgetragen, und diese Worte hatten sich wie mit glühenden Lettern in Darkembais Herz geprägt. Er jagte dahin, um allen landlosen Armen aus den Geschlechtern Karabatyr, Torgai, Borsak, Shuantajak und anderen die Botschaft Abais zu bringen. Er suchte alle auf, deren kümmerliche Wirtschaft nur dreißig bis vierzig Hammel zählte, er vergaß keinen weit im Umkreis der reichen Weiden von Mussakul und Shidebai.

Wenn in eisiger Winternacht ein Wandersmann ans Fenster pocht, dann strömt auch seine Kunde meist herzbeklemmende Kälte aus. Doch das, was Darkembai zur nächtlichen Stunde den Menschen verkündete, ließ das wärmende Flämmchen der Hoffnung aufs neue glimmen.

[Drei Tage schon fegte der Schneesturm ein weißes Leichentuch über die Weiden, und das Volk mußte in machtlosem Jammer mit ansehen, wie sein letztes Hab und Gut zugrunde ging. Der Sturm heulte und johlte, er rüttelte und schüttelte an den Pfosten und vertrieb den Schlaf vom Lager der Menschen. Das arme Volk stöhnte. Die Alten flehten zu Gott, er möge Gnade üben. Männer, Frauen und Kinder kamen nicht aus den Kleidern, sie wachten schon die dritte Nacht und gingen immer wieder hinaus in die knarrenden Stallungen, um nach dem wenigen Vieh zu sehen.]

Wo ein paar Zweige von einer wilden Akazie unter dem Schnee hervorlugten, da wurden sie flugs abgebrochen und ins Haus geschafft, ebenso die Spitzen des Schilfrohrs. Und wo kein Schilfrohr in der Nähe zu finden war, da riß man den Schilfbelag von den Dächern, den windschiefen Schuppen und schüttete ihn gleichfalls dem Vieh als Futter auf. Aber dies alles war nicht mehr als ein Tropfen, den eine Schwalbe auf ihren Flügeln trägt. Wen sollte man zuerst füttern: die Schafe, die vor der Zeit gelammt hatten? Die Milchkühe? Oder vielleicht das einzige Kamel? Wem man das kärgliche Futter auch gab, es war zu wenig, es konnte das Vieh nicht retten. Und vom Vieh hing das ganze Leben der Menschen ab.]

[Trotzdem wäre es niemand in den Sinn gekommen, von jenen eine Hilfe zu erwarten, die an Weiden reich und mit Futter und Vorräten gut versorgt waren.

In einer solchen Nacht, inmitten des Grauens und der Verzweiflung, jagt ein Reiter auf Sturmesflügeln durch die Aule und läßt die schon erstorbene Hoffnung neu er stehen.

Als die Sonne aufging, sah man von allen Seiten Herden zu den verschneiten Wiesen Kunanbais ziehen. Abai und Jerbol waren schon zu Pferde. Sie sprengten den Ankömmlingen entgegen. Die trotteten heran, ein arm-

seliger Haufe, voran die Schafe, drei, vier Kühe, dahinter die Frauen, die Greise, die Männer.]

†Die vom Hunger abgezehrten Tiere boten einen entsetzlichen Anblick. In gelben Klumpen hing die verfilzte Wolle, mit festgefrorenem Mist verklebt, an ihren knochigen Leibern. Mit hilflosem Blöken fielen die Ziegen in den Schnee und verendeten. Auf dem Weg hierher hatten die meisten Aule eine traurige Spur hinter sich gelassen: die glitzernde Schneefläche war wie von dunklen Pocken mit zahllosen Kadavern besät.

Man sagt, daß Schafe sechs Tage hungern können. Aber wenn man sah, in welchen Mengen die Tiere hier starben, dann mußten diese Herden schon seit langer Zeit gründlich ausgehungert sein. Noch zwei oder drei Tage länger, und kein Schaf wäre am Leben geblieben. Mühsam schleiften sie die Beine durch den tiefen Schnee. Deshalb ließen die Treiber ein abgemagertes Pferd, ein Kamel oder eine Kuh vorangehen, und die Schafe trotteten hinterdrein, vor Hunger an den Schwänzen der Kühe und Pferde kauend, die sich selber kaum vorwärtsschleppen konnten.]

†Die Menschen, die diese elenden Herden begleiteten, waren bleich, verzweifelt und erschöpft. Totenblaß wankten sie dahin, wie Schatten. Die Gesichter der älteren hatten sich mit tiefen Runzeln durchfurcht, die abgetragenen Kleider hingen in Fetzen. Nicht allein die Frauen, auch bärtige Männer trugen alte Lumpen um den Kopf. Die meisten hatten nur schadhafter Filzstrümpfe an den Füßen, das Schuhzeug fehlte.

Doch kaum waren die auf der Weide angelangt, so machten sie sich sogleich emsig daran, sie vom Schnee zu säubern. Die drei Weiden Kunanbais waren durch dichtes Gestrüpp geschützt, da gab es Schilfrohr, Reihergras und Hagedorn. Daher hatte der Wind nur an den Rändern hohe Schneehaufen zusammengeweht, in der Mitte aber zerbröckelte die dünne Schicht wie Sand unter den

Füßen, und darunter kam überall gutes saftiges Gras zum Vorschein. ]

[Das Vieh, das nun endlich nach der Hungerszeit wieder satt zu fressen bekam, schlang gierig. Gegen Mittag hatten Abai und Jerbol die meisten Herden untergebracht. Über fünfzig Aule waren schon da. Auf den Weiden, die Takeshan so eifern behütete, damit keine fremde Kuh einen Grashalm rupfe, grasten nun friedlich über tausend Schafe und etliches größere Vieh, wenn auch nicht viel.

Die vor Kälte zitternden Tiere und die stumpf blickenden, ausgemergelten Menschen ließen trübe Gedanken in Abai aufsteigen. ] Im Sommer auf den blühenden Wiesen, in der gesegneten Zeit des Jahres, hatte es den Anschein, als wisse das Volk nichts von Not und sei wohl befähigt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Doch der Dshut hatte nun gezeigt, wie arm und hilflos es im Grunde doch war. ]

Die meisten Wirtschaften besitzen nur zwei oder drei Dutzend Schafe und, wenn es hoch kommt, vier Stück größeres Vieh. Und dies Vieh nährt seine Besitzer das liebe lange Jahr, es schleppt die Lasten, es füllt den Kessel, es liefert die Kleidung und wird verkauft, wenn Anschaffungen für die Wirtschaft nötig werden. Selbst in normalen Zeiten ist das zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Und doch spricht man vom „Wohlergehen des Volkes“... Und jetzt, wo die Not über das Volk hereingebrochen war? Abai hatte nun mit eigenen Augen gesehen, wie es um das Wohlergehen seines Volkes bestellt war, in welchem trostlosem Elend es sein Leben fristete.

Blutenden Herzens blickte er auf die entkräfteten Menschen, die sich frierend wie Hasen im Gebüsch verkrochen. ]

[Er setzte sein Pferd in Gang und ritt von einem der frierenden Häuflein zum anderen. Und überall, wo er alte Leute sah, sagte er:

„Wer sich wärmen will, der gehe in die benachbarten Aule. Dort bekommt ihr auch etwas Heißes zu essen. Fürchtet euch nicht, ringsum siedeln nur Stammesbrüder, sie werden euch nicht von ihrer Schwelle weisen.“

Die Greise wußten nicht, wie sie Abai danken sollten. Als sie dies hörten, meinten sie vollends, alle Not habe nun ein Ende.

Abai wandte sich nicht heimwärts, sondern ritt von einem Aul der Irgisbai zum anderen. Überall rief er die gesetzten Männer zusammen und die Frauen, die das Kesselamt versahen. Er sprach zu ihnen:

„Helft euren Sippengeossen, die vom Unglück betroffen sind. Kocht jeden Tag in allen Kesseln und gebt den Armen einmal täglich Speise und Trank.“

Die Hungernden wurden den verschiedenen Aulen zugeteilt, und jeder Aul betreute die in der Nähe Lagernden.

Schließlich kamen Abai und Jerbol auch in Takeshans Aul am Mussakul. Sie trafen Takeshan nicht an. Er war noch in derselben Nacht, als Shumagul ihm von dem Vorfall berichtete, nach Karaschoky losgeritten, um beim Vater über Abais selbstherrliches Handeln Klage zu führen.

Abai hielt vor Takeshans Tür. Er stieg nicht vom Pferd und schickte nur Jerbol ins Haus. Gleich darauf erschien Karashan, Takeshans Frau, ein blasses, böses, junges Weib mit einem harten Mund. Sie war hoch aufgeschossen, hatte eine häßliche, lange Nase und ein zänkisches, galliges Wesen. Ihrem Manne setzte sie viel zu, was diesem nicht immer gefiel, aber sie hielt ihn doch fest am Zügel. Trotz ihrer Jugend war Karashan ein hartherziger Mensch und geizte in der Wirtschaft mit allem. Eine passendere Ehegefährtin hätte sich Takeshan nicht wünschen können, und der Reichtum der beiden mehrte sich rasch. Karashan hatte auch die freigebige Art der Ulshan nicht leiden wollen und deshalb darauf gedrungen, daß Takeshan sich vom Großen Haus trennte und seinen eigenen

Aul gründe. Es raubte ihr die Ruh, daß Abais Ansehen bei der Bevölkerung das des älteren Takeshan vollends in den Schatten stellte, und sie mißgönnte dem jüngeren Schwager seine Beliebtheit.

Abai durchschaute sie. Er schenkte ihr nicht einmal einen Gruß, obgleich sie ihm entgegengegangen war. Bedrohlich mit seinem Pferd auf sie eindringend, so wie er es nachts mit Shumagul getan, begann er ohne Vorrede von dem zu sprechen, was ihn hergeführt hatte.

„Ich hörte, dein Mann sei mit einer Klage gegen mich unterwegs. Nun wohl, ich stehe gern Rede und Antwort für alles, was ich getan. Doch jetzt will ich etwas anderes, etwas Ernstes von dir, und du wirst alles genau ausführen, wie ich es dir auftrage.“

„Was willst du von mir?“

„Viele Aule in eurer Nähe leiden große Not. Es sind sippenverwandte Menschen, die stets für euch Heu gemäht, Brunnen gegraben, das Vieh gehütet und sich anderweitig in der Wirtschaft umgetan haben. Jetzt, wo es ihnen bitter schlecht geht, ist es an euch, ihnen zu helfen. Wir haben den vom Dshut Heimgesuchten einen Weideplatz für ihr Vieh gegeben. Ihre eigenen Winterweiden sind fern, und die Kälte ist groß. Wir werden sie auch verpflegen. Auf euern Aul kommen zwanzig Personen aus vier Aulen, denen ihr einmal am Tag eine heiße Speise geben werdet.“

„Oh, mein Bester, wo denkst du hin! Wir haben doch selber nichts!“

„Lüge nicht, erst kürzlich brachte euch eine Karawane drei Säcke Mehl mit, außerdem stehen noch fünf volle Säcke Weizen in eurem Schuppen, und die Fleischvorräte sind noch nicht angebrochen. . . Ich sage es dir in allem Ernst, ich scherze nicht: gib wenigstens einen geringen Teil von deinem Reichtum den Hungernden. Tust du es nicht, wirst du Schlimmes von mir erleben.“

„Oho, und wir sollen hungern?“

Abai mußte an sich halten.

„Du kannst dich in Stücke zerreißen, aber du tust, was ich dir sage. Ich werde jeden Abend selbst herüberkommen und nachsehen, ob du alles getreulich ausführst. Gehorchst du nicht, so kannst du dir selber den Schaden zuschreiben. Solang ich hier bin, hab' ich auch die Kraft, dich zum Gehorsam zu zwingen, sei es selbst mit Schande für dich. Hast du mich verstanden?“

Abai brach ab, er blickte ihr fest ins Auge, dabei griff seine Hand nach dem Peitschenstiel. Karashan sah es, sie widersprach nicht länger.

Schon in der letzten Nacht hatte Abai den Darkembai und seine Leute in Takeshans Aul geschickt, damit sie dort übernachteten. Auch jetzt hatte er sie mitgenommen. Er hieß Darkembai näher treten und sprach, mit einem zornigen Blick auf Karashan:

„Hier ist Darkembai. Er wird die Leute herbringen, die zu speisen euch aufgetragen ist. Nicht nur du, sondern euer ganzer Aul bemühe sich um diese Menschen und erweise ihnen jegliche Gastfreundschaft.“

Abai wandte den Kopf zu Darkembai:

„Warum stehst du da wie ein Freierrmann, der nicht mit der Sprache herauswill? Laß die Hasenfüßigkeit, hörst du? Wenn du von der Arbeit kommst, so fordere, daß man dir Essen vorsetzt. Gibt man dir nichts oder mußst du lange warten, dann komme sofort zu mir. Wenn du das nicht tust und die Kältherzigkeit dieser Menschen deckst, dann bist du ein Jammerlappen und kein Mann! Verstanden?“

Nach diesen Worten setzte Abai sein Pferd in Galopp.

Während des ganzen Tages waren Abai und Jerbol fieberhaft tätig, erst am Abend kamen sie nach Shidebai. Bei den Müttern wurden sie schon von Takeshan und dem alten Shumabai erwartet. Takeshan war nachts in fliegendem Galopp zu Kunanbai geeilt und hatte seine Anweisungen hergebracht.

Ulshan lud Abai ins Große Haus. Schon auf dem Weg fiel ihm eine merkwürdige Geschäftigkeit auf — vor den Häusern, in den Speichern, bei den Küchen. An drei Stellen waren große hölzerne Mörser aufgestellt, in denen Frauen Korn zerstießen. Es war leicht zu erkennen, daß Abais Mutter das Hilfswerk für die Hungernden selbst in ihre Hand genommen hatte.

Die erste Gruppe, an die zwanzig Leute, ließen es sich bereits schmecken. Abai wollte sie nicht stören und ging an ihnen vorbei ins Große Haus.

Er begrüßte den alten Shumabai mit einem Salem, doch seinem Bruder Takeshan schenkte er keinen Blick. Die Brüder traten sich mehr als kühl entgegen. Shumabai richtete Abai den Salem des Vaters aus.

Offenbar hatte Takeshan nachts in der Aufregung nur die Hälfte begriffen. Jedenfalls meldete er dem Vater nur von dem Vorfall mit Darkembai und Shumagul. Dagegen wußte Kunanbai nichts davon, daß seit dem frühen Morgen die Armen aus allen nahegelegenen Aulen auf seinen Weiden zusammenströmten. Takeshan, dem schon beim Auftauchen des einen Darkembai auf seinem Weideland das Blut zu sieden begann, hielt eine Vermessenheit wie diese gar nicht für möglich. Und als er dann doch davon erfuhr, kannte seine Wut keine Grenzen.

Shumabai teilte mit, Kunanbai habe es für unrichtig befunden, daß man dem Darkembai auf seinen Weiden Unterkunft gewähre. „Eine milde Tat, an einem Unwürdigen begangen, ist im Auge des Herrn kein Wohlgefallen. Darkembai wollte mich einst mit einer Kugel treffen. Möge er zufrieden sein, daß ich nicht nach seinem Tode trachtete. Und wenn Abai den Wohltäter spielen will, so möge er den mir Wohlgesinnten beistehen und nicht einem Ruchlosen. Den Darkembai aber schicke er dorthin zurück, woher er gekommen ist.“ So lautete des Vaters Befehl.

Fest entschlossen, sich nicht zu fügen, rechtfertigte Abai nicht einmal sein Tun.

„Mein Vater sagt, er sei ein gläubiger Moslem und wünsche allen Menschen das Beste. Das erste Gebot für jeden Frommen ist jedoch, den Armen zu helfen. Ich habe mein Wort vor dem Volke verpfändet, und ich werde die Hungernden speisen. Mein Vater möge es mir nicht als Eigenmächtigkeit verübeln und mir seinen Segen nicht entziehen!“ entgegnete Abai mit fester Stimme.

Takeshan hatte bisher nur mühsam seine schäumende Wut zu zähmen vermocht, aber nun übermannte sie ihn, und mit kreischender Stimme fiel er über Abai her:

„Bist du solch ein gottgefälliger Mann, so setz dir doch den Turban auf und sammle Kuschir\* für Darkembai!“

„Wenn es nötig sein wird, dann tu ich auch das. Das Volk leidet schwere Not, da will ich gern etwas opfern.“

„Nimm doch den Bettelsack und zieh umher!“

„Ehe ich den Bettelsack nehme, gebe ich lieber dem Volke alles her, was ich habe und was du hast!“

„Das hast du schon getan! Du ließest nicht nur den Darkembai auf unsere Weiden, sondern ganze Schwärme von Habenichtsen! Nicht genug damit, daß du dich selber um Hab und Gut bringst, willst du auch uns ins Elend stürzen! Nun wohl, richte uns alle zugrund, laß deine Mütter am Hungertuch nagen!“

Abais Blick funkelte ihn an.

„Sei unbesorgt um meine Mütter, hörst du? Meine Mütter sind echte Mütter und nicht Murmeltiere, die alles ängstlich in ihre Höhle schleppen wie dein geiziges Weib. Meine Mütter teilen mit offener Hand und beklagen es nicht, wenn sie dabei gleich dem ganzen Volke manches entbehren müssen. Alles, was ich tat, tat ich mit ihrem Willen. Also lasse die Mütter aus dem Spiel!“

\* *Kuschir* — Der Zehnte der Ernte: gebührt der Geistlichkeit.  
*Die Red.*

Es klang, als weise ein Vater seinen Sohn zurecht; jedes Wort fiel hart und gewichtig wie ein Befehl. Takeshan wollte dem Bruder widersprechen, aber da mischte Ulshan sich ein:

„Hör auf!“ rief sie barsch. „Ich will nichts mehr hören!“, und sie richtete den Blick auf Shumabai:

„Reitet zurück und sagt, Abai habe die Hungernden hergerufen, noch ehe ihr mit eurer Botschaft kamt. Wir werden alles, was wir selber besitzen, mit ihnen teilen. Vorerst fehlt es uns an nichts. Möge sich Kunanbai um uns keine Sorgen machen und möge er seinen Sohn nicht mit Schande bedecken, indem er ihn zwingt, sein Wort zu brechen!“

Takeshan setzte den Streit nicht fort, doch er streckte innerlich auch nicht die Waffen. Mit abgewandtem Gesicht nahm er seine Mütze und wollte aus dem Zimmer eilen. Doch Ulshan gewährte seine stumme Wut und rief ihn mit lauter Stimme zurück:

„He, warte und sage deiner Karashan, sie solle sich nicht erbozen und den armen Leuten ordentlich zu essen geben. Es ist ja nicht ihre Mitgift, die dabei aufgegessen wird. Sie soll um sich blicken, dann wird sie zur Besinnung kommen.“

Takeshan und Shumabai machten sich sogleich auf den Weg. Sie ritten an allen Weiden vorbei, wo Abai die Fremden untergebracht hatte, zählten die Aule und das Vieh und wandten sich dann aufs neue nach Karaschoky.

Kunanbai hörte sich ihren Bericht aufmerksam an. Er war empört über Abai und nicht weniger über seine Mütter, die eine solche Auflehnung ruhig mit angesehen hatten. Abais Vorgehen zeigte, daß er jedes Gefühl für Maß verloren und alle Grenzen überschritten hatte.

Anderntags stellte sich Shakip in Shidebai ein und überbrachte Abai den zweiten Salem seines Vaters.

Es lag schon eine Bedeutung darin, daß Kunanbai seinen zweiten Befehl eben durch seinen Bruder Shakip

übergeben ließ, den er nur mit wichtigsten Aufträgen betraute. Alle nahen und fernen Sippenangehörigen Kunanbais wußten schon an der Person des Boten, was für eine Nachricht es war, die er brachte. Wenn es dreinzuschlagen und etwas mit Gewalt zu erzwingen galt, dann kamen Karabas und Kamysbai. Mit dem Auftrag: „Tue kund und zu wissen!“ wurden meist gesetzte Leute wie Shumabai betraut, zuweilen auch Abai oder Kudaiberdy. „Drohe, schüchtere ein und schaffe Ordnung!“ — für ein solches Gebot war stets Maibassar der rechte Mann. Aber wenn es hieß „Gehe hin, erkläre und überzeuge!“, dann setzte sich Shakip aufs Pferd, freilich nur, wenn es um große Streitfragen ging, die ganze Geschlechter betrafen. Handelte es sich aber um einen ganz außergewöhnlichen Fall, in den gleich mehrere Geschlechter verstrickt waren, dann brachte Karatai die Botschaft.

Als Abai den Shakip sah, ward ihm sogleich klar, daß das ihm aus Karaschoky Befohlene, nun um ein Stüflein höher gestiegen und an Bedeutung erschwert, wieder zu ihm zurückgekommen war. Er war innerlich zu allem bereit. Kalt und verschlossen saß er da, das Gesicht von Shakip abgekehrt, und lauschte wortlos, ohne einen Blick auf ihn zu werfen.

Doch bevor Shakip sich seines Auftrags entledigte, schickte er ein paar Worte voraus, dazu angetan, den anderen zu überzeugen. Er sprach im eigenen Namen. Aber Abai wußte wohl, wer der geistige Urheber war. Er kannte die Sprache seines Vaters auch im Munde eines anderen.

Shakip legte dar, daß es Dinge gäbe, die nur vom Vater ausgehen dürfen und wo die Söhne lediglich den Vater unterstützen, nicht aber über seinen Kopf hinweg handeln dürften. Das müsse man sich stets vor Augen halten. Die guten Taten des Vaters mehren den Ruhm des Sohnes, doch wird dieser sich mit Ungehorsam und starrsinnigem Drang nach Selbständigkeit nimmer Ehre einlegen.

Abai blieb ungerührt. Es gab ja auch Väter, die ihren Söhnen mit Freuden beistanden und alles taten, um ihnen Ansehen und Ehre zu erringen. Und er sprach aus, was er dachte:

„Es gibt Väter, die ihre Söhne nicht mit der Last ihrer Wünsche, ihrer Zwecke und ihres Willens erdrücken...“

Shakip fuhr unbeirrt fort: lasse man aber schon Fremde auf sein Land, dann solle man wohlhabenden Aulen den Vorzug geben, die stattliche Herden besitzen und nur vorübergehend in eine bedrängte Lage geraten sind. Diese könnten einem zu gegebener Zeit den Dienst entgelten. Aber was sei denn an den Leuten, mit denen sich Abai da abgibt. Sie haben alle zusammen nicht genug, um auch nur ein Kamel oder ein Pferd leihweise abzugeben. So denke der Vater. Shumabai habe das übrigens schon beim ersten Salem nicht unerwähnt gelassen.

Aber alle diese Vernunftgründe prallten ab. Das, was Shakip da lang und breit darlegte, war nicht Hilfe, sondern ein Gegenseitigkeitsgeschäft unter Freunden oder Brüdern. Abai führte geduldig an, was er dagegen einzuwenden hatte, doch von seinem Standpunkt wich er nicht.

„Bist du denn der Herr hier, dem das Land und das Vieh gehört?“ grollte Shakip. „Hast du dir durch deiner Hände Arbeit all dies erworben? Willst du leichtfertig vergeuden, was dein Vater mühselig zusammengetragen hat? Morgen kann auch dein Vieh und das deines Bruders Takeshan vom unerbittlichen Dshut dahingerafft werden. Was soll dann mit deinen Müttern geschehen? Denk wenigstens an sie!“

Auch dies war nicht neu. Bloß konnte man einem Shakip nicht gut erwidern, was man einem Takeshan ins Gesicht sagen konnte.

„Ihr habt recht. Vermutlich werde ich das Brot meiner Mütter verschleudern“, entgegnete Abai mit spöttischer

Miene, und sein Blick suchte Sere. „Sehen Sie hier meine Mutter. Sie ist nicht nur meine Mutter, sondern auch die meines Vaters und die Eure. Sie ist in Wahrheit die Herrin all dessen, was wir besitzen, und daher pflichten wir alle ihr Gehorsam. Was sagt sie? Hört es aus ihrem eigenen Mund!“

Und Abai rückte sehr nah zur Großmutter.

Die alte Sere war in diesen Jahren noch mehr verhuzelt: tiefe Falten zogen sich durch ihr welkes Gesicht. Als sie sah, daß der Enkel sich zu ihr beugte, hielt sie ihm das Ohr hin, und er schrie ihr zu, wovon die Rede war. Er sprach kurz, aber so, daß sie ihn leicht verstand, und zum Schluß sagte er, daß alle von ihr eine Entscheidung erwarteten.

Eine Unmutwolke ging über das Gesicht der Uralten, und sie sprach zu Shakip:

„Richte meinem Sohn meinen Salem aus und sage ihm, ich habe kein langes Leben mehr vor mir, und meine Augen wollen nicht Zeuge sein, wie Menschen von meinem Stamm ohne Schutz und Halt verderben. Oder will er, daß ich am Abend meines Lebens noch ein Meer von Tränen hungernder Witwen und Waisen um mich sehe? . . . Wenn ich sterbe, so muß mein Sohn ohnehin alle diejenigen speisen, die hergewandert kommen, um seine tote Mutter zu ehren! So möge er also auch die Armen nicht vertreiben, die heute der Speise bedürftig sind. Die Ausgaben mag er als einen Vorschuß auf meine Totenehrung buchen. . .“

Shakip saß da, betreten wie ein großes ungefügtes Tier, das in eine Schlinge geraten ist. Er wußte nicht, was er sagen sollte. In schweren Gedanken blickte die Großmutter vor sich hin. Abai sah es, und da war es um seine Geduld geschehen.

„Wenn Ihr es mit unserer Mutter gut meint, so macht nicht ihre Tränen fließen! Ich werde verhindern, daß auch nur ein Mann, dem wir Unterkunft gewährten, von

unsern Weiden vertrieben wird“, erklärte er mit fester Stimme.

Shakip wagte nicht, der alten Mutter zu widersprechen, doch wollte er dem Neffen zum Schluß noch etwas Verletzendes sagen.

„Was redest du da? Eine solche Dreistigkeit wirst du nicht wagen. Deine Worte mißfallen mir sehr“, rief er.

Die Erregung übermannte Abai.

„Ich brauche Euch nichts zu erklären. Ihr habt mich auch so vortrefflich verstanden. Wir sind keine Säuglinge hier, und wir wollen, daß man uns nach unserem eigenen Gefallen handeln läßt. Andere mögen sich auf ihre Art vergnügen und ihr neues Glück genießen!“

So alt Shakip war, hatte er nie gehört, daß einer von den Irgisbai eine so verwegene Sprache gegen Kunanbai geführt hätte.

„Halt ein, mein Guter! Laß alles Weitere ungesagt. Dies werde ich deinem Vater nicht zu Ohren bringen! Doch werde ich dir niemals vergessen, daß ich die ruchlosesten Worte, bei denen sich das Herz schauernd zusammenkrampft, von dir vernommen habe!“ Und Shakip sprang zornig von seinem Platz auf.

Abais Antwort hatte einen verborgenen Sinn. Er spielte auf die unbesonnene Tat an, die Kunanbai im letzten Winter begangen hatte.

Shakip war der letzte Abgesandte; nach ihm kam niemand mehr aus Karaschoky. In einer anderen Lage hätte der Konflikt leicht eine unangenehme Wendung nehmen können. Aber der Grund für einen so friedlichen Ausgang lag eben in der besagten unerhörten Handlungsweise Kunanbais.

Seit etwa zwei Monaten hegten Ulshan und die Ihren einen starken Groll gegen Kunanbai, und das Einvernehmen war getrübt. Trotz seines ehrfurchtgebietenden Alters hatte der mehr als sechzigjährige Kunanbai in die-

sem Winter eine junge Tokal zum Weibe genommen. In Shidebai lebten Ulshan und Aigys; in Karaschoky stand der Aul der Kunke, der ältesten seiner Frauen; er aber vermählte sich mit Nurganym, einem Mädchen von siebzehn Jahren. In sein Vorhaben hatte er niemand eingeweiht, nur Karatai wußte von den Verhandlungen. Und das kam so:

Im verflossenen Sommer war dem Karatai die Frau gestorben. Bald darauf, bei einer Begegnung, hatte Kunanbai den Witwer gefragt:

„Willst du dich nicht neuerlich verheiraten? Warum nimmst du dir kein Weib?“

Karatai gestand darauf, daß er schon an Ähnliches gedacht habe, doch davon abgekommen sei.

„Ach, Kunanbai“, klagte er, „was hilft mir ein Weib, wenn ich selber schon bald wie ein altes Weib bin?“

Aber Kunanbai war anderer Meinung.

„Falsch, Karatai. Wenn einer jung ist, dann ist ihm jedes hübsche Frauenzimmer sicher, ganz gleich, wem es gehört. Aber im Alter soll man das Seine lieber hübsch bei sich haben.“

Und er hatte tatsächlich dem Karatai keine Ruhe gelassen, bis der sich ein Weib nahm. Bei der Hochzeit setzte ihm aber Karatai seinerseits zu:

„Hast du mir aus dem Herzen geraten, so tue desgleichen. Du warst um mein häusliches Wohl besorgt, doch du bedarfst dessen nicht minder. Alle deine Frauen haben mit ihren Kindern zu tun, oder denken an sich. Du brauchst ein junges Wesen, das nur für dich da ist.“

Nach langem Prüfen und Wägen fanden die beiden eine Braut für Kunanbai; es war Nurganym.

Diese Nurganym war eine Tochter des Hadschi Berdychosha, der nicht von den Tobykty stammte. Er war ein Mann aus Turkestan, der vor nicht gar zu langer Zeit mit einer zahlreichen Sippschaft in diese Gegend gekom-

men war und sich dem Syban-Geschlecht angeschlossen hatte, mit dem er nun lebte und wanderte. Seine Beziehungen zu Kunanbai und Karatai waren die denkbar besten. Kunanbai schätzte die Gelahrtheit des Hadschi und seine belehrenden Reden, auch gefiel es ihm, wie er den Koran auszulegen wußte. Kurz, Kunanbai verbrachte oft ganze Abende in Gesellschaft des Hadschi und ergötzte sich am Gespräch mit ihm.

Nurganym war noch niemandem anverlobt. Trotz ihrer Jugend hatte das reizvolle Mädchen mit dem eigenartig geschnittenen, zarten und lieben Gesicht und dem blauschwarzen Lockenhaar schon eine schöne und stattliche Gestalt. In ihren dunklen, etwas vorgewölbten Augen sprühte es immer vor Lebenslust und wachem Geist.

Auf Karatais Rat ließ Kunanbai nun um Nurganym anhalten und schickte zu diesem Zweck einen Abgesandten zu Berdychosha. Da aber in dessen Geschlecht die Vielweiberei nicht Brauch war, erregte das Ansinnen bei dem Hadschi zuerst Entsetzen. Nurganym war seine Letztgeborene, er liebte sie von ganzem Herzen und sah ihr manchen Mutwillen nach. Als ihm der Salem Kunanbais überbracht wurde, rief der Alte im Jähzorn:

„Glaubt Kunanbai, ich werde mein Kind einem Greise geben?“

Aber die Söhne waren anderer Meinung. Die Verwandtschaft mit Kunanbai lockte sie, und sie setzten dem Alten drei Tage zu, so lange, bis sie ihn umgestimmt hatten. Als Kunanbai erfuhr, daß Berdychosha sein Einverständnis gebe, ließ er ihm sogleich den Kalym, das Brautgeld, zustellen. Die Hochzeit wurde noch im selben Winter gefeiert.

Ulshan und Aigys erfuhren von der neuen Tokal durch einen Mann, den Kunke eigens zu ihnen entsandt hatte. Ulshan war längst über die Qualen der Eifersucht

hinaus. Sie hatte vier erwachsene Söhne, hatte Enkelkinder, und ihre gewohnte Selbstbeherrschung verließ sie auch bei dieser Nachricht nicht. Für sie war Kunanbai nicht mehr der Mann, sondern nur noch der Vater ihrer Kinder, und ein Mensch, dem sie sich durch lange Jahre gemeinsamer Freuden und Leiden verbunden fühlte. Alle anderen Regungen waren in ihr eingeschlafen.

Und doch wehrte sie sich innerlich gegen diese neue Heirat. Sie ließ Shumabai zu sich kommen und sagte zu ihm:

„Wenn er nur ein einziges Mal im Leben unserm Rat folgen wollte, so ließe er sein Vorhaben, das nur Zwist und Unfrieden hervorrufen wird. Er sollte sich doch vor seinen Kindern schämen, die für ihren Vater erröten müssen.“

Ulshan teilte auch Abai die Neuigkeit mit. Eine heiße Welle von Abscheu überlief den Jüngling. Entrüstet dachte er: ‚Will er, daß wir ihn nicht mehr als Vater achten? Will er uns mit Gewalt zu Fremden machen? Warum nimmt er nicht auf seine Familie Rücksicht, auf Sere, seine Mutter, auf Ulshan, seine treue Lebensgefährtin? Begreift er nicht, daß uns die Scham packt, wenn er uns eine neue Mutter gibt, die jünger ist als wir selber?‘ Er ließ Ulshan jedoch nichts von diesen Gedanken verlauten und äußerte nur, er heiße die Absicht des Vaters nicht gut und rate ihr sehr, dem Vater durch Shumabai das Folgende sagen zu lassen: „So er uns als ein Nichts achtet, möge er allein in dem Feuer verbrennen, in das er gesprungen ist. Doch soll er dabei nicht vergessen, daß er tiefen Gram über die Seinen bringt.“

Als Kunanbai die Antwort der Ulshan erhielt, begab er sich zu Kunke und begann klug und bedacht mit ihr zu reden:

„Laß jene zetern. Du aber halte dich fern. Bilde dir selbst ein Urteil und stehe mir treu zur Seite.“

Kunke ging fast immer von ihrem eigenen, kleintlichen Nutzen aus und war sehr berechnend. Ulshan, als Mutter von vielen Kindern, hatte an diesen und außerdem an Sere eine Stütze. Deshalb glaubte Kunke, es wäre von Vorteil für sie, wenn zwischen Kunanbai und Ulshan Unstimmigkeiten entstünden. Besonders wurmte es sie, daß stets ein großer Kreis von Menschen um Ulshan war, und sie mißgönnte ihr das schöne, mit vielen Gütern gefüllte Haus. „Sie sind viel an der Zahl, sie werden auch das Erbe bekommen“, so dachte sie, von Neid verzehrt. Kunanbais Heiratsplan war ein Ereignis, das die ganze Familie in Aufruhr brachte, und Kunke war gewillt, ihren Nutzen daraus zu ziehen. Obgleich sie zuerst, einem inneren Antrieb folgend, heftig widersprechen wollte, bezähmte sie sich rasch und beschloß, lieber abzuwarten und auszukunden, was Ulshan von all dem hielt. Stimmt Ulshan zu und Kunke versteifte sich, dann würde Kunke den kürzeren ziehen und könnte sogar der Gunst ihres Mannes verlustig gehn. Dies bedenkend, ging sie schlau zu Werk und setzte Ulshan zuerst von dem Bevorstehenden in Kenntnis. Die Antwort kam, und sie lautete wie erwünscht: der Große Aul verweigerte nicht nur seine Zustimmung, er verurteilte sogar Kunanbais Handlungsweise aufs schärfste. Nun begann Kunke die Rivalin vor dem Mann schlechtzumachen und stellte sich selbst vorbehaltlos auf dessen Seite. Sie gab sich den Anschein, daß nur sie, Kunanbais klügste Frau, ihren Mann ganz begreife und verstehe, was für ihn erforderlich sei.

„Bringe Nurganym nur gleich zu mir, sie kann bei mir wohnen“, sagte sie freundlich, „Ulshan würde ihr doch bloß das Leben sauer machen.“

Und alles kam, wie sie es erhofft hatte: Kunanbai brachte die junge Frau nach Karaschoky. In den nächsten zwei Monaten zeigte er sich kein einziges Mal in Shidebai; auch als Shakip und Shumabai in seinem Auf-

trag mit Abai verhandelten, dauerte die Mißstimmung zwischen den beiden Teilen der Familie an.

Das Gespräch mit Shakip hatte die unverheilte Wunde in Abais Herzen von neuem aufgerissen. Seine ruhige Beherrschtheit verließ ihn, und der gegen den Vater geführte Hieb erwies sich als unerwartet gut gezielt. Die furchtbare Lage des Volkes und die neue Heirat waren für Abai zwei schwere innere Erlebnisse, die, dicht aufeinanderfolgend, ihn zur Auflehnung gegen den Vater trieben.

Nur zwei Wochen hatte der Dshut gewährt, aber er brachte mehr Angst und Verderben als viele Monate zu anderen Zeiten. Der kurze Nachwinter schlug Mensch und Tier, und zitternd verkroch sich ein jedes Lebewesen. Besonders schlimm waren die ersten Tage des April. Dieser Monat bringt sonst das erste junge Frühlingsgrün. In diesem Jahr aber fiel er mit klirrendem Frost und fegendem Schnee übers Land her und richtete nicht wiedergutzumachendes Unheil an. Er grub sich in die Erinnerung des Volkes ein und ward hinfort „April-Dshut“ oder „Dshut des letzten Schnees“ genannt, denn tief lag die weiße Last in diesem schlimmen Jahr.

Fünfzehn Tage lang weideten die Herden der vom Unglück Betroffenen auf den Triften Kunanbais. Langsam lockerte sich die Eisesfaust, und ein linderes Lüftchen wehte vom Süden. Einen Monat früher hätte es die Menschen mit Freude erfüllt, die in ihm den ersten Lenzboten begrüßen. Aber diesmal nahm man es stumpf und freudlos hin, als die endliche Erlösung von unnennbaren Qualen.

Nachdem Abai und Ulshan dem beharrlichen Verlangen Kunanbais widerstanden hatten, galt ihr ganzes Sinnen und Trachten den Hungernden. Sowohl den Menschen wie den Herden mußte über die schwere Zeit hinweggeholfen werden. Tagelang kam Abai nicht aus dem

Sattel. Sein Gesicht wurde hager und dunkel von Wind und Wetter.

Aber sein Mühen und Sorgen war nicht umsonst: das Vieh von fünfzig Aulen wurde vor dem Dshut gerettet.

## 2

Der Föhn brauste durch die Täler. Auf den Bergen schmolz der Schnee. Hügel und Niederungen warfen ihr weißes Kleid ab, und die Felder erglänzten wieder im feuchten Schwarz der Erde. Der Schnee trollte sich davon, als schäme er sich, die Menschen allzu lange belästigt zu haben. Es kamen die lachenden Tage, von denen es heißt: „Die Erde breitet liebehungrig die Arme aus.“ Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen hernieder, wie es ihr Werk von uralten Zeiten her ist. Am blauen Himmel segelten kleine weiße Frühlingswölkchen.

Die Aule, die in Shidebai Schutz und Obdach gefunden hatten, machten sich nun einer nach dem anderen auf den Heimweg zu ihren eigenen Weiden. Beim Abschied konnten die Menschen ihren Dank für Sere und Ulshan kaum in Worte fassen.

Nachdem die Fremden fortgezogen waren, teilte Ulshan den Ihren mit, daß die Fleischvorräte zur Neige gingen. Am selben Tag überzählte der alte Hirte Satai, wieviel Schafe in dieser Zeit in den Herden gefallen waren. Sie hatten in zwei Wochen zweihundert Stück verloren.

Von den drei Aulen der Herren von Shidebai und Mussakui hatte nur der Große Aul der Sere eine solche Einbuße erlitten. Bei Takeshan war kein einziges Lamm krepirt, er brachte seine Herden vollzählig auf die Sommertriften.

Aber nicht nur an den Herden, die um die Aule weideten, sah man, wie stark der Dshut gewütet hatte; dies zeigten nicht minder die Pferdetafune, die in den ersten

warmen Tagen von den fernen Weiden kamen. Auch bei ihnen hatten die Fährnisse dieses Winters ihre Spuren zurückgelassen.

Die abgemergelten Tiere Kunanbais konnten kaum den Weg bis Shidebai zurücklegen. Sie sahen furchtbar aus. Selbst die kräftigsten Hengste und Stuten boten einen Anblick, als hätten sie eine lange und schwere Seuche hinter sich. Sie bewegten sich wie Schatten, die lange Wolle zottelte verfilzt um sie herum. Die Gelenke waren geschwollen und hoben sich knotig von den gedunsenen Beinen ab. In keinem der Tabune sah man ein Füllen, nur die stärksten Tiere waren am Leben geblieben.

Von den zahlreichen Tabunen der Tobykty hatten nur die Kunanbais und überhaupt der Irgisbai sowie die Tabune Baidalys, Sujundiks und Baissals den Dshut überstanden. Aber auch sie schleppten sich nur mit knapper Not bis zu den Siedelplätzen. Die Reihen dieser schwankenden Skelette sahen wie eine gespenstische Vision vom Weltuntergang aus, wenn die Toten (so hatte Abai es in der Medresse gelernt) nach langer Grabespein aus ihren Särgen steigen und, in ihre Laken gehüllt, strauchelnden Fußes in die Ewigkeit tappen.

Kunanbai, Baissal und die Ihren ließen nichts ungetan, um das Vieh zu retten. Ohne Besinnen benutzten sie die Weiden der schwächeren Geschlechter mit und trieben ihr Vieh, kaum daß die Gründecke etwas abgegrast war, schon auf neue fette Triften. Im Vergleich mit anderen waren sie mehr als gelinde davongekommen. Freilich starrten auch bei ihren Tieren die Knochen unter der Haut hervor; doch hatten sie wenigstens noch Pferde. Nun, wo der Winter das Feld geräumt hatte, kamen die Tiere rasch wieder zu Saft und Kraft.

Hätten die andern Geschlechter ihre Herden mit so geringem Schaden über den Dshut gebracht, sie könnten sich glücklich preisen, von dem Unglück nichts verspürt

zu haben. In vielen Tabunen war kein einziges Tier am Leben geblieben, und bei den Torgai, Shuantajak, Topai, Shigitek und Bokenschis waren von je tausend Pferden, die im Herbst auf die Bergweiden zogen, nur siebenzig bis achtzig heimgekommen. Die Pferde hatten unter dem Dshut schlimmer gelitten als das andere Vieh.

Eine dumpfe Bedrücktheit bemächtigte sich der Aule. Die Menschen hausten abgeschlossen voneinander, jeder in seiner Jurte, und mieden Zusammenkünfte, als wäre ein Orkan übers Land gebräut. Nur eine Sorge erfüllte einen jeden, er mußte die Reste der gelichteten Tabune vor der rauhen Kühle der Frühlingswinde bewahren.

Ein Aul war dieser Sorge ledig: der Aul der Sere in Shidebai. Kunanbai hatte befohlen, sämtliche von den Außenweiden heimkehrenden Pferde in den Tschingis zu treiben, er selber wollte dort nach dem Rechten sehen.

Nun war es warm geworden, und das junge Grün sproß ungestüm in die Höhe. Auf den weiten Wiesen um Shidebai begannen die Kadaver der krepierenden Tiere in Verwesung überzugehen und vergifteten die Luft mit ihrem Gestank. Um Seuchen zu vermeiden, beschloß Ulshan, in diesem Jahr früher als sonst die Winterbehauungen aufzugeben und in die Jurten zu ziehen.

Am frühen Morgen sollte der Umzug beginnen, doch am Abend zuvor wurde Sere von plötzlicher Schwäche aufs Lager geworfen.

Die Krankheit der alten Mutter nahm vom ersten Augenblick an einen bedenklichen Verlauf. Zuerst stöhnte Sere nur leise, und ihr Atem ging gepreßt. Aber schon am nächsten Tag war sie so schwach, daß sie sich nicht mehr in den Kissen umwenden konnte. Abai und Ulshan, höchst erschrocken, wichen nicht von ihrer Seite. Sie pflegten die alte Frau, führten die Trinkschale an ihre Lippen, schüttelten die Polster auf und ließen nur ungern andere Menschen zu ihr, denn sie fürchteten, dies könnte

die Kranke ermüden. In der zweiten Nacht verlor Ulshan schon jede Hoffnung, daß die Schwiegermutter am Leben bleiben werde. Sie sagte Abai nichts von ihren Befürchtungen, schickte jedoch einen Eilboten nach Karaschoky. Die ganze Nacht hindurch wachten Mutter und Sohn am Lager der Kranken, ohne sich eine Sekunde Ruhe zu gönnen. Gegen Morgen warf Sere einen letzten erlöschenden Blick auf sie. Als sie die Augen aufschlug, wollte neue Hoffnung Abais Herz ergreifen. Voll Erwartung blickte er die Großmutter an. Aber die Alte bewegte nur mühsam die Lippen, und Abai verstand nicht, was sie sagen wollte. Ulshan dagegen entging kein Zucken ihrer Miene. Beide beugten sich über die Sterbende. Ihre Kräfte waren von ihr gegangen, aber ihr Geist leuchtete in alter Klarheit. Nur die Stimme war tonlos und gebrochen. Sere lallte mühevoll:

„War ich... in meinem Leben... ein gutes Beispiel für euch? Habe ich... euch zum Guten angehalten... solange mein Ohr mir diente?... Was kann ich... was kann ich euch nun noch geben... wo meine letzten Kräfte mich verlassen? Kommt näher zu mir... Was wollt ihr von mir hören?..“

Sie konnte kaum sprechen, jedes Wort bereitete ihr unsägliche Qualen.

Mutter und Sohn blieben stumm, sie wollten die Schwerkranke nicht anstrengen. Abai legte nur beide Hände an seine Brust und verneigte sich in wortloser Ehrfurcht vor der Großmutter. Seine Gebärde sagte: ‚Das Schönste und Beste meiner Seele gilt dir, du heilige Mutter!‘ Dann umspannte er die heiße Hand der Alten, drückte ihre kleinen, runzligen Finger an seine Wange und bedeckte sie mit Küssen. Heiße Tropfen fielen darauf.

Und wieder raunte die Alte:

„Mein Licht, mein Augapfel...“

Sie wandte den Blick zu Ulshan und sagte:

„Behüte deine Mutter, folge stets ihrem Rat...“

Das Leben wich aus ihrem altersmüden Leib. Nach einer langen Pause setzte die Sterbende abermals zum Sprechen an:

„Und doch ist er ... mein einziger Sohn... Er soll ... mit eigener Hand ... ein Häuflein Erde ... auf mein Grab werfen.“

Der letzte Satz klang fest und klar. Sere war verstummt. Abai wußte, dies war ihr letzter Wille, ihr letzter Befehl für Kunanbai. Ulshan nickte nur schweigend — sei unbesorgt, alles wird geschehen, sagte ihr Blick.

Ehe noch der neue Tag seinen zagen Schein über die Erde schickte, war das lange, an guten Taten reiche Leben der Sere erloschen.

Bis zum hellen Morgen brachten Ulshan und Abai keinen Laut über die Lippen. Ihre Blicke hingen unverwandt an dem edlen, von großer Weisheit erhellten Antlitz der Toten. Ihre Gedanken umkreisten die Verschiedene, und schwere Trauer umfing sie mit schwarzen Flügeln.

Dies war das erstemal, daß ein Mensch, der Abai nahestand, vom Tod dahingerafft wurde. Ein feiner bläulicher Anflug lag bereits über dem Antlitz der alten Mutter, und dennoch bewahrte es seinen milden Glanz und eine große Ruhe, als hätte der Tod es nicht mit seiner würgenden Hand gezeichnet. Es sah aus, als habe die alte Sere ihrer Sehnsucht Ziel erreicht und sei in edler Ruhe eingeschlafen.

Als die Sonne aufging, fand sich der ganze Aul im Hause ein, Alte und Junge. In lautlosem Weinen wiegten sich die Enkel und Schwiegertöchter. Alle Hausgenossen und Nachbarn machten ihrem Weh in tiefem Stöhnen Luft. Im Laufe des Vormittags kamen die Anverwandten aus Karaschoky und aus dem Tschingis, allen voran Kunanbai und Kunke. Um die Mittagszeit war das ganze Geschlecht der Irgisbai versammelt.

Seres Ableben war ein schmerzlicher Schlag für alle, doch niemand tat seinen Kummer in lautem Schluchzen kund. Schweigend wurden die Riten vollzogen. Zur Beerdigung, die tags darauf stattfand, stellten sich die Bedürftigen aus allen den fünfzig Aulen ein, denen Sere und Ulshan während des Dshuts Schutz und Hilfe gewährte. Eine große Menschenmenge gab ihr das letzte Geleit.

Bis zum Ablauf der Sterbewoche verweilten Kunanbai und Kunke in Shidebai.

Abai wollte nicht, daß die Mullas die Gebetshandlungen für die Großmutter verrichteten. Deshalb las er den Koran selber vor, eine ganze Woche hindurch, und er las ihn in dieser Zeit zweimal. Einst während des Mittagessens sprach Kunanbai zu ihm:

„Wie langsam du liest!“ Es klang wie ein Vorwurf.

Abai entgegnete nichts. Offenbar war Kunanbai an die Vortragsweise der Mullas gewöhnt, die den Koran in der gleichen Zeit drei- bis viermal herunterleierten. Abai unterließ es, dem Vater den Grund zu erklären. Auch er konnte rasch lesen. Aber hier, wo es um seine verschiedene Großmutter ging, wollte er ihn andächtig und gemessen vortragen, mit Gefühl und Ausdruck.

Einmal, noch während der Sterbewoche, sprach Ulshan mit dem Sohn von der alten Sere. Außer ihnen beiden war niemand da. Abai hörte begierig zu, was sie sagte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Unsere Mutter kann uns allen als ein Vorbild an Redlichkeit und Güte dienen. Ohne sie wäre ich auch heute noch kalt und stumpf für die Nöte des Volkes. Ihr danken wir alles, was Gutes an uns ist, und wir müssen eifrig um ihr Andenken besorgt sein.“

Erst in diesem Augenblick, bei diesen Worten, wurde Abai mit einemmal gewahr, wie alt seine Mutter geworden war. Es sah aus, als habe das Leben mit all den heimlichen Sorgen und trüben Gedanken seinen schweren Stempel in ihr schönes Antlitz geprägt. Stumm neigte

er den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses. Dann griff er aufs neue zum Koran.

Als die Sterbewoche um war, reiste Kunanbai mit seinem Anhang nach Karaschoky zurück.

Bald darauf brachen die Aule, wie alljährlich um diese Zeit, zur Wanderung nach den Sommerplätzen auf. Aber Abai legte den Koran bis zum vierzigsten Tag nicht aus der Hand. Abseits von der Karawane streifte er einsam durch die Steppe und sang. Es waren herzergreifende, von Wehmut durchklungene Lieder, Trauerhymnen für die Dahingegangene. Er stieg auf die Berge, ließ den Blick weit ins Land gehen und sang. Seine traurigen Weisen umhüllten ihn wie trübe Herbstesnebel.

Als die Aule den Gebirgskamm überschritten hatten, sah Abai erst, wie groß das Elend des Volkes war, und der Gram griff von neuem heiß an sein Herz. Einst menschenreiche und mit Gütern gesegnete Aule waren gleichsam geschrumpft, waren arm und klein geworden. Schutzsuchend drängten sie sich aneinander, und dort, wo früher die Herden vollzählig im Frühling von den Bergen kamen, sah man jetzt nur klägliche Häuflein Vieh, die sich wie Pünktchen in der weiten Steppe verloren. Die Herden waren hingschmolzen, die Aule suchten Zusammenhalt. Viele große und grasreiche Weiden, Wiesen, Hänge und Bergtriften blieben in diesem Sommer ungenutzt. Scharen von Bettlern, bereits tief im Sumpf des Elends versunken, durchstreiften das Land. Und Abai war es, als sei nicht nur seine alte Mutter Sere dahingegangen, sondern als läge auch eine andere, eine größere Mutter, das Volk, sterbenskrank danieder.

Der vierzigste Tag nach dem Ableben der Sere rückte heran. In Mengen strömten die Sippengenossen aus allen Aulen zu dem breiten Wiesental, um der von allen geliebten alten Mutter die letzte Ehre zu erweisen.

Abais Versonnenheit und sein blasses, kränkliches Aussehen beunruhigten Ulshan schon seit geraumer Zeit.

Nach beendigter Totenehrung, als alle sich verabschiedet hatten, war es wieder leer um sie geworden, und da fragte sie den Sohn:

„Kannst du dich nicht freimachen vom Bann deiner trüben Gedanken, mein Abai? Merkst du nicht, daß du dich sehr verändert hast? Es tut nicht gut, wenn sich ein junger Mensch in deinen Jahren so widerstandslos dem Kummer hingibt. Laß die Schwermut, nimm dich zusammen! Lade lieber Jerbol ein und reite mit ihm durch die Aule. Du mußt dich ein wenig zerstreuen...“

Jerbol kam. Er brachte einen Salem von Assylbek, dem Sohn des Sujundik, der Abai mit großer Höflichkeit zu sich lud und ihm sagen ließ: „Abai war nirgends, seitdem seine alte Mutter verschieden ist. Möge er uns die Freude seines Kommens schenken.“

Assylbeks Aul stand, wie auch in früheren Jahren, in Shanibek. Als sich die Freunde dem Aul näherten, kamen ihnen Assylbek und sein Bruder Adilbek entgegen und begrüßten sie herzlich. Dann begaben sich die Gäste in die Große Jurte, um den Älteren ihren Salem zu entbieten.

Sujundik begegnete Abai mit großer Freundlichkeit. Er hatte vor etwa zehn Tagen mit seiner Baibische eine Totenandacht für Sere verrichtet. Nachdem er sich nach Ulshan und der Familie erkundigt hatte, gab er Weisung, Assylbeks Jurte für die Gäste herzurichten, damit sich die jungen Leute, ungestört durch die Älteren, vergnügen könnten.

Die Junge Jurte war ohnehin für die Aufnahme der Gäste bereit. Auf dem Weg dorthin und dann in der Jurte wurde Abai von allen Seiten mit sichtlicher Freude begrüßt. Man spürte, daß ihm jeder durch besondere Aufmerksamkeit zeigen wollte, wie willkommen er war. Allen zuvor bemühte sich Karaschasch. Darkembai, der gleichfalls anwesend war, begrüßte Abai mit den Söhnen Sujundiks. Er hielt das Andenken der Sere heilig und sprach mit höchster Ehrfurcht von ihr. Auch nach Abais

Kindern, an deren Namen er sich gut erinnerte, erkundigte er sich sogleich und folgte dem Gast auf Schritt und Tritt. Nach dem furchtbaren „Dshut des letzten Schnees“ kannten sehr viele Borsak und Bokenschi ihren jungen Helfer, und nun, als sie ihn wiedersahen, lag ein warmer Schein der Dankbarkeit auf allen Gesichtern.

„Mein Licht“, begrüßte ihn ein Greis aus dem Geschlecht der Borsak, „der furchtbare Dshut hat mich nicht vernichtet. Dies danke ich Allah, dem Höchsten, und nach ihm dir allein!“

„Ja, wir können Gott loben“, fiel ihm Darkembai mit strahlender Miene ins Wort. „Wir haben nicht weniger Milch als andere. Neulich war ich in dreizehn Aulen, die du damals auf euren Weiden siedeln ließest. Sie haben mehr Vieh und in besserem Zustand aus dem Unglück gerettet als alle anderen.“

Karaschasch, die Frau des Assylbek, erwartete Abai in ihrer Jurte. Sie begegnete ihm mit aufrichtiger Freude und Herzlichkeit, wie man sie nur sehr nahverbundenen Menschen entgegenbringt. Selbst Adilbek, der einst auf Abai nicht gut zu sprechen war und ihn — wenn auch nur in Abwesenheit — so manchesmal bedroht hatte, schien den alten Groll vergessen zu haben. Er war auf jegliche Weise bemüht, dem Gast seine Zuvorkommenheit und Achtung zu zeigen, öffnete ihm beflissen die Tür, half ihm aus den Kleidern und hing selbst Abais Mütze und Peitsche an den Haken. Und was Assylbek anging, den nannte Abai seit langem in liebevollem Respekt Assyl-aga\* und war ihm wie einem leiblichen Bruder zugetan.

Kurz, Abai wurde empfangen, als wäre ein lang ersehnter Sohn und Bruder heimgekehrt.

Von den beiden Geschlechtern, die den Irgisbai in der Sippenverwandtschaft am nächsten standen, den

\* *Assyl-aga* — Anrede für einen älteren Bruder. *Die Red.*

Shigitek und Bokenschi, gab Abai den Bokenschi stets den Vorzug. Sie waren ein gutmütiges Völkchen mit offener Hand, und wenn sie jemand liebten und achteten, so gaben sie gern ihr Letztes für ihn her.

Die gastfreundlichen Hausherren waren bedacht, Abais dreitägigen Besuch möglichst heiter und abwechslungsreich zu machen; und so wechselten die Zerstreuungen einander ab.

Abai sang, lachte, scherzte auch, sprach viel, doch in seiner Brust wohnte ein dumpfer Schmerz, eine Traurigkeit, die er nicht abschütteln konnte, die er aber geflissentlich vor fremden Blicken verbarg.

Sujundiks Aul nahm einen ganz eigenen Platz in seinem Herzen ein, und ein Wirbel von Erinnerungen und Empfindungen bemächtigte sich seiner, schon als er die Jurten in der Ferne auftauchen sah. Sein Traum, sein Hoffen erwachte aufs neue und weckte die alte schmerzliche Wehmut auf. Nie würde sie ein Ende nehmen, diese alte Wehmut, so wie die Wunde nicht vernarben würde, die der süße Name Togshan und ihre reine Mädchenliebe seinem Herzen geschlagen.

Von der Minute an, da er Sujundiks Schwelle überschritt, war eine flatternde Unruhe über ihn gekommen. Alles war wie einst. Die Menschen hatten sich kaum verändert. Nur eine fehlte: Togshan. In manchen Augenblicken flammte jäh die Hoffnung in ihm auf, vielleicht würde sie plötzlich vor ihn treten. Jedes Rascheln an der Tür ließ ihn hochschrecken — war sie es nicht? Und wenn es still um ihn wurde, dann glaubte er einen feinen Klang von Scholpy in der Luft zu hören.

Ganz im Bann seiner Träume, betrat er Assylbeks Jurte.

Die Schwelle... Dort rechts der Vorhang, hinter dem das Glück seiner harrte... Gleich mußte er aufliegen, wie einst...

Ja, es war derselbe weißseidene Vorhang, dasselbe hochgetürmte Bett mit dem beinernen Zierat, dieselben Dinge blickten ihm entgegen. Und die alten Freunde Jerbol und Karaschasch öffneten ebenso leis und behutsam wie einst die lockende Pforte des Glücks. Aber auch die Freundschaft dieser treuergebenen Menschen vermochte ihm nicht mehr zu helfen. Auch sie waren machtlos, machtlos wie er.

Togshan, du Ferne.

Abai zwang sich, heiter und ruhig zu scheinen. Er sang und spielte, doch aus seinen Augen blickte die Wehmut. Manchmal verstummte seine Stimme mitten im lebhaften Gespräch, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Nur Karaschasch wußte, was in ihm vorging, nur sie ahnte die tiefe Kummernis seiner Seele. Kein Stöhnen offenbarte seine heimliche Qual, nur der fliegende Atem verriet die zitternde Glut seines Herzens. Mitunter schien es ihr, als schlugen Flammen aus ihm empor, lautlos, doch unaufhaltsam. Und wenn er dann hilflos wie ein Kind aufseufzte, als halte er die Tränen zurück, dann wollte Karaschasch vor Mitleid schier vergehen.

Am dritten Tag, als außer ihnen beiden niemand in der Jurte war, sprach sie zu ihm:

„Abai, mein Lieber! Ich sehe es, du hast meine Togshan nicht vergessen. Du fühlst dich in unserer Mitte wie auf einer verlassenem Sommerweide, wenn die Aule längst fortgezogen sind und nur noch schwärzliche Feuerstellen und zerdrücktes Gras von frohem Leben zeugen.“ Ein kaum merkliches Erröten ging über ihr Gesicht und dann ein Lächeln.

„Du hast recht, Karaschasch“, entgegnete Abai. „Dir bleibt nichts verborgen... Du hast uns damals gut verstanden und bist ein treuer Freund geblieben. Ja, ich habe nicht vergessen, und ich werde auch nie vergessen können. Wie lebendig steht das Vergangene vor mir, und

meine Gedanken sind stets bei Togshan. Jeden Augenblick will es mir scheinen, meine Togshan könnte durch die Türe treten, mit sanftem Vorwurf auf den Lippen. . .“

„Eine wundersame Liebe hat euch umschlungen. Das Herz tut mir weh um euch beide“, sagte Karaschasch leis. „Togshans Seele gehörte nur dir allein, und als sie ihrem Bräutigam in die Fremde folgte, bat sie Gott nicht darum, daß er ihr Glück beschere, sie bat ihn nur um den Tod. . . Ich weiß es, vor mir verheimlichte sie nichts.“

Beide versanken in schweres Sinnen.

Und wieder stand der Abschied von Togshan vor Abais innerem Auge so deutlich, als hätte die Zeit nicht ihren Schleier über das liebe Bild geworfen.

Wie still, wie klar und friedvoll war der Abend gewesen. Als die Nacht herniederdämmerte, kam Togshan zu ihm in die kleine Schlucht hinter dem Aul. Sie selber hatte ihn zu sich gerufen, kurz ehe ihr Anverlobter kommen sollte, um sie für immer von ihren Lieben fortzuführen.

Togshan, die scheue, schüchterne Togshan, stand an jenem Abend stark, fest, zu allem entschlossen vor ihm. Am ganzen Leib bebend, die Augen von Tränen umflort, sprach sie rasch und inbrünstig und schmiegte dabei in kindlichem Zutrauen das Haupt an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen, schloß sie fest an sein Herz und lauschte dem heißen Strom ihrer Rede.

Wie lange währte ihre Liebe schon, und wie spärliche Freuden hatte sie ihnen gebracht, wie selten hatten sie sich sehen dürfen. . . Davon spricht Togshan. Sie klagt das Leben an, ja sie hadert mit dem Schöpfer, sie beweint und verdammt ihr trauriges Los.

Abais Tröstungen richteten sie nicht auf, und schwer bedrückt verließ er die Geliebte. Nun sah er sie wieder vor sich, weinend, untröstlich, wie sie langsamen Schrittes von ihm ging. . . Er glaubte, die schwarze schwerfallende Seide ihres Tschapans zu sehen, der lose über ihr

Haupt geworfen war, und den weißen schleppenden Saum ihres Gewands... Er hörte wieder das leise, durch den Tschapan gedämpfte Klingen der Scholpy... Alles lebte in ihm fort, nichts war verwischt, vergessen... Und wieder kam ein leiser Seufzer über seine Lippen.

„Togshan, du mein höchster Schatz, ich kann, ich kann dich nicht vergessen!“ flüsterte er.

Für Karaschasch galt Abai viel mehr denn ein Freund der Familie, für sie war er wie ein naher Blutsverwandter. Daher entschloß sie sich, ihrem Mann eine Bitte darzutun.

Karaschasch stand nämlich im Begriff, zu ihren Eltern zu reisen. Der aufrichtigen Zuneigung ihres Mannes für Abai sicher, legte sie ihm nah, er möge den jungen Gast doch zum Mitkommen auffordern. Assylbek stimmte ihrem Vorschlag bereitwillig zu; auch er hoffte, die bevorstehende Reise werde Abais Gemüt erheitern und seine Trauer um Sere ein wenig lindern.

„Schließe dich uns an, wir werden unterwegs lustig sein und recht lange fortbleiben. Du weißt ja selbst, was für ein prächtiger Mensch Sabyrbai ist. Wenn du mitkommst, wirst du es nicht bereuen.“

Abai hing sehr an Sujundik und seiner Familie, und es fiel ihm schwer, sich von Assylbek und Karaschasch zu trennen. Deshalb sagte er ohne Zögern zu.

Vier Tage darauf kamen die im Stamm der Tobykty meistgeachteten Shigiten nebst Karaschasch im Aul des Sabyrbai an.

Die jungen Gäste wurden mit sichtlicher Freude empfangen. Kaum waren sie über die Schwelle getreten, da füllte sich die Jurte schon mit mancherlei Volk. Jung und alt eilte herbei, jeder wollte hören, was es Neues in den Aulen der Fremden gäbe. Manche waren einfach aus Neugier hergekommen und wollten ihren Augen etwas zum Schauen geben. Eine ganze Schar junger Frauen und Mädchen umdrängte Karaschasch.

Sabyrbai war zu Hause. Abai hatte ihn nach der Totenfeier für Boshej nicht mehr gesehen. Nun fand er den Akyn merklich gealtert. Die einst hohe Gestalt war verfallen und nicht mehr so stattlich wie einst. Unter dem schlohweißen Haar zogen sich tiefe Runzeln durch das blasse, hagere Gesicht. Nur die hohe, schön gewölbte Stirn und die feine, gerade Nase ließen noch den alten Sabyrbai erkennen. Der Akyn begrüßte zunächst Assylbek und Karaschasch, dann wandte er sich Abai und Jerbol zu.

Aber er erkannte Abai nicht. Erst als ihm gesagt wurde, daß dies Abai, der Sohn des Kunanbai sei, dämmerte die Erinnerung in dem Alten auf. Doch nun begann er sogleich mit großer Lebhaftigkeit von dem As zu erzählen, und dabei flocht er so viele Einzelheiten ein, als wäre es gestern geschehen. Zum Schluß sagte er:

„Ja, der As des Boshej war einer der denkwürdigsten, deren ich mich entsinne! Alle Gäste reisten höchst zufrieden heim und dankten den Gastgebern aufrichtig für ihre Mühe.“

Sabyrbai sprach fast die ganze Zeit allein. Er befragte die Gäste nach dem Wohlergehen ihrer Aule und wollte wissen, wie das Befinden der Älteren sei. Abai gab knappe, doch eingehende Auskunft auf alle seine Fragen, dabei legte er respektvolle Zurückhaltung an den Tag. Freilich mußte Abai so gut wie allein dem Alten Antwort stehen. Assylbek, dem Schwiegersohn, stand es nicht an, im Hause große Reden zu führen. Außerdem richtete Sabyrbai seine Fragen hauptsächlich an Abai.

Man konnte zu jener Zeit schwerlich zwei Angehörige benachbarter Geschlechter miteinander sprechen hören, ohne daß das Gespräch schließlich auf den Dshut gekommen wäre.

Sabyrbai fragte Abai nach dem und jenem: wie der „Dshut des letzten Schnees“ bei den Tobykty verlaufen sei, welcher Aul am meisten Schaden erlitten, wer mit

geringem Verlust davongekommen, ob das Volk arge Not leide und wie es mit dem „Weißen“\* stünde. Alles wollte der Alte wissen. Er kannte die Tobykty gut und konnte sich ihre Aule so deutlich vorstellen, als wäre er dort zu Hause und sei nur durch eine lange Reise von ihnen getrennt. In manchen Augenblicken hatte er etwas von einem Arzt, der den Puls eines Schwerkranken fühlt und dabei mit leiser Stimme fragt, wie die Krankheit angefangen habe, ob der Leidende nachts gut schlafe und ihm das Essen schmecke.

Assylbek und Jerbol waren erstaunt, wie genau Abai auf alle Fragen zu antworten wußte. Er konnte sagen, wieviel Vieh ein jeder behalten hatte, wie hoch der Verlust eines jeden Geschlechtes war und was es nun weiter zu tun gedachte. Dies alles hatte er im Kopf, als trüge er es auf Papier verzeichnet in seiner Tasche. Aus seinen Schilderungen und Auskünften bildete sich Sabyrbai eine lückenlose Vorstellung vom Leben und Treiben der Tobykty.

Der Greis hörte den Jüngeren aufmerksam an, tiefen Kummer in seiner Miene. Das Unglück des Nachbarstammes ging ihm sehr zu Herzen. Dann und wann wiegte er schwer das Haupt und schnalzte leise mit der Zunge.

Doch auch in seinen Aulen sah es nicht besser aus als in denen der Tobykty. Der furchtbare Schneesturm hatte in den Siedlungen der Syban nicht minder gehaust, und so mancher von der Sippe Sabyrbais sah sich seiner ganzen Habe beraubt. Der Akyn selber war nie ein reicher Mann gewesen, doch er hatte stets zur Genüge Kумыß und Schlachtvieh besessen. Nun aber mußte er sich ein paar Milchstuten in anderen Aulen ausbitten, wo der Dshut nicht gar so wild gehaust. Er erzählte von der großen Dürftigkeit in seinem Geschlecht und verhehlte auch die eigene nicht.

\* „Weißes“ ist bei den Kasachen eine Sammelbezeichnung für die Milch sämtlicher Haustiere. *Die Red.*

An keinem Aul weit und breit war das Unglück vorbeigegangen. Das Volk glich einer zu Tode ermatteten Herde, die sich nicht aufzuraffen vermag. Sabyrbai beschrieb die traurige Lage seines Geschlechts. Er sagte:

„Wir tummelten uns sorglos gleich einem ungezähmten Steppenesel auf grüner Au, aber der Schneesturm packte uns mit rauher Hand und bog uns grausam nieder, daß wir nun gebrochen am Boden liegen wie ein geknickter Rebstock.“

Der Tee war ausgetrunken. Vor der Jurte wurde ein Schaf geschlachtet. Ein Nachbar nach dem anderen ging, auch die Mädchen verabschiedeten sich. Nur eine blieb, ein schlankes, hohes Mädchen mit schönem gewinnendem Gesicht. Ihre schmalen fliegenden Augenbrauen erinnerten entfernt an Togshan, und aus den länglichen dunklen Augen sprühte ein lebhafter Geist. Wenn sie lachte, dann schien ein Leuchten durch die Jurte zu gehen. Auf dem feinen Oval ihres Gesichts lag zarter Rosenschimmer; die ebenmäßige Nase und die hohe offene Stirn verrieten, daß sie eine Tochter des Sabyrbai war.

Das war Kuandyk, genannt die Akyn-Kys\* des Sabyrbai.

Solange die Gäste und die Hausgenossen den Tee einnahmen, versah Kuandyk das Amt der Hausfrau. Sie bereitete das duftende Getränk, reichte es eigenhändig den Fremden und ging ihrer Mutter in jeder Weise zur Hand. Wenn das Gespräch zwischen ihrem Vater und den Gästen für einen Augenblick verstummen wollte, war sie sogleich bemüht, Karaschasch in eine Unterhaltung zu ziehen. Sie fühlte in Gegenwart des Vaters keine Scheu und murmelte nicht tonlos vor sich hin wie andere Mädchen. Ihre heitere sichere Stimme ertönte wieder und wieder:

„So trinkt doch und greift zu! Warum eßt ihr so wenig? Laßt es euch munden!“

\* *Akyn-Kys* — Sängermädchen. *Die Red.*

Sie gab sich mit der Anmut und Umsicht einer richtigen kleinen Hausherrin.

Dann wurde das Teegeschrir abgeräumt, und das unruhige Kommen und Gehen hörte auf. Nur die Familie war noch um die Gäste versammelt. Kuandyk zog Karaschasch beiseite und fragte sie flüsternd nach Abai aus, von dem sie schon viel gehört hatte.

Das Gespräch kam auf den Dshut, und da ging Abai mehr aus sich heraus. Er sprach, stark und treffend im Ausdruck, doch mit ruhiger Würde. Er verglich das jetzige Unglück mit dem, was früher war. Jeder wisse ja, daß der Dshut bei den kasachischen Nomadenstämmen ein Verhängnis sei, gegen das es scheinbar keine Abhilfe gebe, sagte er. Aber habe auch nur einer jemals die Lehre aus diesen bitteren Prüfungen gezogen, denen das Volk durch die Generationen hindurch immer wieder ausgesetzt sei? Habe man etwa einen Weg gesucht, es von diesem Übel zu befreien? Wer von den Männern, auf die das Volk baute und die es als seine Beschützer pries, habe ihm einen Pfad zur Rettung gewiesen? Ob ihm Sabyrbai solche Männer wohl nennen könne?

Seine Fragen kamen für den Greis völlig überraschend. Ein Weilchen sann Sabyrbai, und dann antwortete er in wohlgesetzten Versen:

Des Glückes Kreise trügen leicht,  
Dem Rohr im Wind das Leben gleicht,  
Und sterblich alles, was da fleucht.  
Die Blüten, die der Lenz erkor,  
Sie hat der Herbst verweht, gebleicht,  
Und so auch du bist ihnen gleich  
Und welkst dahin wie Blütenflor.

Er sprach vom ewigen Kreislauf des Lebens.

Abai würdigte die blumenreiche Antwort nach Gebühr, aber er war mit dem Sinn der Rede nicht einver-

standen. Schnell vergehende Blüten könnten mitnichten als ein Beispiel für den Menschen dienen, sagte er. Die Kasachen seien ein zahlreiches und gesundes Volk; sie müßten auch eine festbegründete Zukunft haben. Aus Sabyrbais Entgegnung ginge hervor, daß der Weg eines jeden Volkes einzig in der Hand des unbeständigen Schicksals läge, das sich gegen die Kasachen immer noch huldvoll erweise. Abai wollte auch dies nicht gelten lassen. Er wandte ein, daß bei anderen Völkern Wissen und Bildung im Schwange seien, ein unerschöpflicher Born an Kraft und Gedeihen, vor dem selbst die Schrecken des Dshuts weichen.

„Bedenkt“, sagte er, „wir Kasachen wissen sehr wenig von anderen Völkern. Wenn aber ein Volk vom Leben anderer Völker weiß, so kann es das Beste, was diese hervorgebracht, von ihnen entlehnen. Seit Adams Zeiten war es so, daß die wertvollsten Errungenschaften der Völker zum Gemeingut aller wurden. Wir aber hielten uns fern und abseits vom großen Zug der Menschheitsgeschichte.“

Sabyrbai und Kuandyk warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu; sie brauchten keine Worte. Sabyrbai war anders als die meisten Väter. Er zog seine Tochter gern ins Gespräch, ja er holte sogar bisweilen ihren Rat ein und ließ nie unbeachtet, was sie sagte.

So verging der Abend in anregendem Gespräch. Der junge Shigit sprach verwunderliche Gedanken aus; sie verblüfften den alten Akyn durch ihre Fremdartigkeit und Tiefe, sie stimmten ihn nachdenklich.

Sabyrbai sprach oft mit Männern reifen Alters, aber noch niemand hatte ihn in die Enge getrieben. Dieser Milchbart hier aber brachte ganz neue Anschauungen von Dingen vor, die seit Zeiten feststanden und ebenso klar dünkten wie der liebe Mond. Dieser Shigit stritt, und er stritt gewandt und überzeugend. Man mußte ihm Gehör schenken, ob man wollte oder nicht.

Am anderen Morgen, beim Kumyß-Trank, ging das Gespräch weiter. Kuandyk griff dann und wann ein, und man sah, daß ihre Sympathie auf seiten des Gastes war. Mitunter fiel sie mit einem Lächeln dem Vater ins Wort und schloß sich Abais Darlegung an.

Nach längerem Gespräch richtete Sabyrbai an Abai die Frage:

„Nun sage mir, was deiner Meinung nach geschehen müßte. Welchen Weg erachtest du als recht und gut? Du bemängelst, du lehnt ab, aber welchen Ausweg hast du selber gefunden? Sage es mir, ich höre dich an.“

Abai versuchte nun, was er dachte, zusammenzufassen:

„Das Volk braucht Bildung und Wissen. Es muß lernen, muß sich erziehen. Man kann nicht mehr traumselig dahindämmern und darauf bauen, daß unsere weiten Weiden und Steppen uns ewig nähren werden. Es ist Zeit, daß wir bei andern Völkern in die Schule gehn, die uns in der Entwicklung vorangeschritten sind. Das ist es, was die Kasachen brauchen.“

Diese klare, logische Schlußfolgerung hatte Abai nicht im Gespräch mit dem Akyn gewonnen, sie war zu ihm gekommen als Frucht langen Beobachtens und mühevollen Denkens. ‚Das ist der einzige richtige Weg nicht nur für mein Volk, sondern auch für mich‘, dachte er oft.

Jedoch Sabyrbai war anderer Meinung. Lernen und erziehen bedeutete für ihn, auf dem alten Weg der Väter weiterschreiten. Diesen Weg mußte man kennen und sich durch nichts von ihm abbringen lassen — das hielt er für das Wichtigste und Wertvollste, darauf kam es an.

Er wollte Abai schon widersprechen, doch da mischte Kuandyk sich abermals ein.

„Es gibt wohl nichts mehr zu streiten“, sagte sie entschieden.

Sabyrbai verstummte. Nach langem Grübeln sprach er zu Abai:

„Hoch hast du dich erhoben, mein Sohn! Die Wahrheit spricht aus deinem Munde. Deine Ziele und Bestrebungen haben meine Seele aufgerüttelt. Ja, du hast recht, ein jedes Jahrhundert stellt seine Anforderungen. Du sprichst die Sprache deiner Zeit, und deine Gedanken kreisen um die kommenden Generationen... Aber ich möchte eine Frage an dich richten: wohin führt der Weg? An wem sollen wir uns ein Beispiel nehmen? Daß uns das Leben nur nicht in die Irre leitet.“

Sabyrbai brach ab. Der erfahrene, lebenskundige Greis war nicht so schnell umzustimmen. Erst nachdem alles geprüft, durchdacht und abgewogen war, stimmte er dem Jüngeren bei.

In den nächsten zwei Tagen setzten sie ihren Streit nicht fort. Abai wurde zum wißbegierigen Zuhörer und fragte unermüdlich den Alten nach den Akynen aus, mit denen ihn des Lebens Pfade zusammengeführt hatten.

Nun gewann der alte Sänger sogleich die behagliche Sicherheit wieder, denn auf diesem oft gegangenen Weg fühlte er sich allen Anforderungen gewachsen. Beim Erzählen geriet er in Begeisterung und flocht dann und wann ein Lied ein. Waren ihm ein paar Worte entfallen, wandte er sich fragenden Auges der Tochter zu, und die sagte ihm leise die Verse vor. Sie kannte alle Gesänge, Rezitative und „Kummerlieder“ auswendig.

Sabyrbai erwähnte auch mehrfach Shanak, den Lieblingsakyn seiner Jugend.

„Er besaß ein schier grenzenloses Wissen, es gab nichts, was er nicht mit seinem Geist durchdrungen und erkannt hätte. Wir werden weder ein Tausendstel seiner Weisheit erringen, noch uns auch ein Tausendstel dessen einprägen, was er gesprochen hat. Ein herrlicher lichter Geist lebte in ihm“, sprach der Alte.

Abai fragte Sabyrbai auch nach dem Preissingen mit Shanak, das unter dem Namen „Der Liederstreit Shanaks mit einem Knaben“ immer noch im Volksmund

umging. Abai wußte, daß dieser „Knabe“ der vor ihm sitzende ehrwürdige Sabyrbai war. Doch der alte Sänger war hierüber nicht recht zum Sprechen zu bringen.

Sabyrbai war, das fühlte man, ein Mann von lauterster Art, ein Mensch, dem jeder Ehrgeiz fremd, jede Ruhmredigkeit zuwider war. Und ebenso waren auch die Akyne Shanak und Tubek, von denen er mit großer Wärme sprach. Er erging sich in bewegten Worten über die Poesie, diese Himmelsgabe, und über die Sänger, die ihr Gefäß sind, und deren edle Lieder gleich einem unvergänglichen Mal der Zeiten das Leid, das Hoffen, ja das ganze Leben des Volkes in die Zukunft tragen.

„Wenn ich den Liedern ohne Worte lausche, so fühle ich, wie das Leid in Tönen überfließt. Höre, wie die kummerbeladene Seele sich klingend erhebt. . . Gestern sprachst du ein großes Wort, mein Sohn. Kein Mensch hat diese Welt je verlassen, zufrieden mit seiner Erdenbahn; ein jeder nahm seinen schweren Packen von unerfüllten Hoffnungen mit. . . Verschollene Jahrhunderte trugen uns ihre Lieder zu, aber in allen klingt nur eins, immer dasselbe — nicht die frohe Stimme der Freude, nicht ungebundene Lust, nein, Trauer, die tiefe Schwermut unseres Lebens hörst du in ihnen rauschen. . . Denke an den uralten Assan-Kaigy, denke an den jüngsten Dshut des letzten Schnees . . . auch in unsern Tagen weint die Leier in des Sängers Hand. . . Allzu selten blickt ihm das Lächeln des Glücks von einem Menschenantlitz entgegen. Sie alle singen nur vom Sturmwind des Lebens, der gnadenlos die Zelte der Menschen verheert. Und das hat seinen Grund. Auch du sprachst vom Jammer unseres hilflosen Volkes. Nicht Glück und Freuden, die hier gar rar gesät sind, sondern Kummer und Trübsal, die ständigen Gefährten des Volkes, lassen die Lieder unserer Akyne erklingen. . .“

Und so rührte Sabyrbai abermals an dem Knoten, der nicht zu entwirren war. Aber je länger sie miteinander

sprachen, um so mehr schwand die Kluft der Jahre zwischen ihnen, ihre Reden und Gedanken gingen dieselben Wege. Der alte Sänger ließ Abai erst jetzt ganz in seine Seele schauen.

Als Abai noch sehr jung war, liebte er den Akyn Dulat am meisten, später wurde er mit Schoshe bekannt, begegnete Balta-Aky. Nun, nach dem langen Gespräch mit Sabyrbai, verglich er ihn mit diesen Männern. Der silberhaarige Akyn mit seinem klaren Verstand, dem feinen Empfinden und dem weiten Gedankenflug glich ihnen und war doch wieder ungreifbar anders als sie. Aber im Tiefsten, in dem, was galt, ähnelten sie einander alle. Sie waren ragende Gipfel in der langen zerklüfteten Reihe der Berge, die sich aus grauen Zeiten in das Heute zog.

Die seelische Schönheit des alten Mannes zwang Abai tiefe Bewunderung ab, und er gewann ihn lieb wie einen Vater. Aber das war kein Vater, der vom Sohn heischt: „Behüte das Vieh und schau, daß kein anderer es anrührt. Mehre den Reichtum. Ziehe mir Nachkommen auf, doch laß alle andern Menschen für dich Fremde sein!“ Nein, er war ein Vater alles Vernünftigen, und sein Wahl-spruch, sein Gebot lautete: Gerechtigkeit und Güte.

Die Tage verflogen in herzernahem Gespräch. Abai wollte sich keine Minute von dem alten Sänger trennen. Doch Assylbek, Jerbol, Kuandyk und Karaschasch dachten anders darüber. „Laßt uns in die Junge Jurte gehen und uns dort vergnügen“, so luden sie Abai ein. Auch Sabyrbai hielt es an der Zeit, daß die Jugend sich selbst überlassen bleibe.

Am vierten Abend griff er zur Dombra und sprach zu ihnen:

„Meine Lieben, ich habe mir mit euch vieles von der Seele gesprochen und fühle nun, daß mir leichter ist. Doch wir alten Leute gleichen dem Kamel, das auf erloschener Feuerstelle liegt, oder einem alten Weib, das stets die gleichen Jammerlieder hören läßt. Wie lange wollt ihr

meinen trüben Weisen lauschen? Ihr habt alles noch vor euch, das Leben mit seinen Tiefen und Höhen, mit seinem Streben und seinen Zielen, während unsere schon eingekrollte Fahne sich müde erdwärts neigt. Nie wird sie mehr auf Bergeshöhen flattern, sie kann euch nicht Wegweiser noch Beispiel sein. Vor euch türmen sich viele Berge, die, immer höher ansteigend, zum fernen Gipfel führen. Wohl- an denn, vorwärts, den Aufstieg gewagt! Laßt die Trübsal hinter euch. Sucht frohen Mutes das Neue, Ungekannte und haltet stets den Gipfel im Auge, der euch von ferne winkt!“

Der Alte schwieg. Nach einer Weile sagte er:

„So, jetzt geht und seid froh und vergnügt. . . Mein lahmes Lied soll euch geleiten. . .“ Und er griff in die Saiten.

Reglos lauschten die jungen Leute dem meisterlichen Spiel. Dann hub Sabyrbai zu singen an. Seine Stimme besaß nicht mehr die Kraft und den Schmelz der Jugend, doch sie drang tief ins Herz. Man spürte, daß der greise Akyn in seiner Jugend ein unvergleichlicher Sänger gewesen war. Und auch in seiner Weise schwang das uralte Leid.

Was er sang, war das Vermächtnis eines Vaters:

„Meine Tochter, oh, mein viellieber Bruder! Was ihr tut, sei wohlgetan, auf daß die Menschen euch ein liebendes Andenken wahren. . . Seid dem bedrängten Volk, den am Boden Liegenden, seid den Brüdern und unmündigen Kindern ein Halt im Lebenssturm, gleich dem mächtigen schattenspendenden Baum. . .“

Seine seelenvolle Stimme schwebte durch das Dämmerdunkel. Besonders ergreifend war der Kehrreim, den Sabyrbai vor vielen Jahren verfaßt hatte. Er ging wellen- gleich immer wieder durch das ganze Lied: „Mein Volk, o du mein Volk!“

Dieser Kehrreim war es, der Abai am stärksten packte. Er zeigte den ganzen Sabyrbai, er offenbarte den

Herzensreichtum des alten Sängers. Sabyrbai sang, als stünde er auf ferner Bergesspitze, ein Urvater des Volkes, der aus der Zeitentiefe zu seinen Kindern spricht.

Der Greis verstummte.

Bleich vor innerer Bewegung und reglos blickte Abai ihn an. Ein Krampf schnürte ihm die Kehle zu.

Kuandyk sah die veränderte Miene des Gastes, sie nahm dem Vater leis die Dombra aus der Hand.

„Vater, Ihr wolltet uns doch ein Freudenliedlein singen, statt dessen ward wieder ein Kummergesang daraus! Doch wir werden das Freudenlied nicht mehr hören, denn wir gehen jetzt in die Junge Jurte und wollen spielen und lustig sein!“

Allgemeines Gelächter folgte ihren Worten. Abai wunderte sich über den unversiegbaren Frohsinn des Mädchens. Neben dem Vater, der dem düsteren Abendgrau glich, war sie wie ein strahlender Sommertag.

Auf dem Weg gesellte sich viel junges Volk zu ihnen. Und dann begannen die Spiele, die lärmenden Belustigungen, die sich bis zum Morgen hinzogen. Alles kam an die Reihe: das „Tüchleinspiel“ und „Ist der Mann gut?“ und „Wo ist der Ring?“, bei dem einer der Spielenden den Ring im Mund hält und dabei deutlich das Wort „Myrschym“ aussprechen muß; das „Gürtelspiel“, bei dem der Shigit errät, welches Mädchen ihm einen Streich über den Rücken versetzt hat, und rasches Reden, ohne sich zu verhaspeln. Wer etwas falsch machte, bekam eine Strafe und mußte ein Lied singen, ein Gedicht aus dem Stegreif vortragen oder etwas Witziges sagen.

Die Spiele wechselten mit Wettsingen und Rezitieren, wobei sich die Shigiten ebenso wie die Mädchen hervortaten. Das Syban-Geschlecht war wegen seiner großen Vorliebe für Spiele und andere Zerstreungen bekannt, und Sabyrbais Aul galt schon seit den Zeiten seines Vaters als eine Wiege neuer Weisen und Verse. Und hier, in dieser Wiege, war Kuandyk aufgewachsen, die Seele

bei allen Liedern und heiteren Spielen, der es die Freundinnen nachtaten.

Bei den Syban und Naiman herrschte von alters her die Sitte, daß die Mädchen erst spät verheiratet werden. Deshalb sagte man in den Nachbargeslechtern auch, wenn ein Mädchen sitzengeblieben war: „Sie ist jung wie eine Braut bei den Syban.“ Aber alle diese Mädchen waren vortreffliche Sängerrinnen, die Scherze und munteres Plaudern liebten.

Am Abend übernahm Kuandyk die Führung beim Spiel. Ihr melodisches Lachen klang wie ein heiteres Lied und steckte alle anderen an. Sie ließ keinem Shigiten beim Spiel etwas durchgehen und erlegte jedem, der einen Fehler tat, mit sichtbarem Vergnügen die strengsten Strafen auf. Aber auch wenn sie selber an der Reihe war und eine Strafe bekam, errötete sie nicht und tat lachend und ohne den leisesten Verdruß, was ihr aufgetragen.

Abai blieb den ganzen Abend in ihrer Nähe, und sie sangen und rezitierten um die Wette. Den Anstoß gab Kuandyk: sie forderte Abai mit einem Lied heraus, er solle sich mit ihr messen. Abai, der an derlei Wettkämpfe nicht gewöhnt war und beim Improvisieren nur langsam die Worte setzte, wollte erst einmal nur durch seine Melodien Gefallen erwecken, zumal viele Weisen hier noch unbekannt waren. Er trug sie mit großem Schwung vor und errang damit tatsächlich den Sieg über Kuandyk.

So verlief der erste Wettstreit. Aber beim nächsten wählte Kuandyk statt der Lieder sogenannte Terme, Rezitative, bei denen der Text und nicht das Motiv den Ausschlag gab. Abai kannte nur einen solchen Sprechgesang, der sich hurtig dahinbewegte wie der Lauf eines trabenden Pferdes. Zu diesem munteren Rhythmus begann er nun mühelos Verse zu dichten, nicht weniger rasch als Kuandyk. Seine Sicherheit kehrte wieder zu

ihm zurück, und die Worte flogen ihm von selbst zu. Hingerissen durch die Erregung des Kampfs, ja fast leidenschaftlich entrückt, fühlte er, wie ungeahnte Kräfte ihn durchströmten. Das Mädchen und der Shigit schienen einander immer aufs neue anzufeuern, und mal trug der eine, mal der andere den Sieg davon.

Kuandyks Augen lachten, auf ihren Wangen lag helle Röte, sie schwelgte in der Wonne dieses Zweikampfs.

Sie sagten sich in ihren Gesängen viel scherzhafte Komplimente und sprachen sich gegenseitig als die Erwählten ihres Herzens an. Abai ließ dann und wann sogar das Wörtchen „Liebe“ und „Herzallerliebste“ einfließen, doch Kuandyk entgegnete ihm mit mädchenhafter Sitte: „Vielgeehrter Gast, hochwürdiger Shigit, ich heiße dich willkommen. Herrlich ist dein Geschlecht, herrlich bist auch du, Erwählter, mit vielen Gaben Gesegneter. Doch sind Achtung und Freundschaft wohl das einzige, was wir einander entgegenbringen können.“

Aber wenn sie, sich an Witz und Wortgewandtheit übertreffend, vor den vielen aufmerksamen Ohren nur scherzten, verstanden sie einander sogleich, wenn einer zum anderen ohne fremde Zuhörer sprach.

Den Anfang machte Kuandyk. Als die Lustigkeit die höchsten Wogen schlug, als alle anderen im Taumel des Spiels übermütige Lieder sangen und helles Lachen ertönte, sprach sie leise zu Abai:

„Ein Lied ist doch ein recht sprödes und ungefüges Ding. Es drückt längst nicht aus, was wir im Herzen fühlen. Was läßt sich auch vor fremden Menschen sagen, Abai? Das Lied ist wie ein Schleier, es deckt die echten Worte zu. Und ich hätte doch so viele für dich. . .“

Sie lachte gezwungen, als sie es sprach, damit niemand auf sie aufmerksam werde. Aber ihre Stimme verriet deutlicher noch als alle Worte, daß sie sich ernstlich zu Abai hingezogen fühlte. Er nahm ihre weißen Finger

in seine Hand, und das heiÙe Pulsen ihres Blutes sagte ihm, wie bebend ihr Herz ihm entgegenschlug.

„Unsere Herzen pochen im gleichen Takt, hörst du es?“ flüsterte er. „Jedes Wort von dir ist ein Geschenk für mich.“ Und von nun an strahlte aus jedem Lächeln, jedem Scherzwort, jeder Gebärde und jedem Blick der Jubel ihrer Herzen und ihr Entzücken. Im Laufe des Spiels mußten sie sich küssen. Und das, was sie erfüllte, schlug nun lodernd empor und ergoß sich in glühender Röte über ihre Wangen.

Erst als ein heller Schein am Himmel aufzog, trennte man sich. Abai ging in die letzte Jurte des Auls, die Kuandyk ihm angewiesen hatte. Nach einer Weile kam sie zu ihm. Die alte Frau, der die Jurte gehörte, war schon bei der Herde. Nun waren sie allein. Zwei junge, von den Flammen der Liebe verzehrte Menschenkinder standen sich gegenüber. Kein Wort kam über ihre Lippen. Schweigend stürzten sie sich in die singenden Wogen, die über ihnen zusammenschlugen.

Die Spiele und Belustigungen im Aul nahmen ihren Fortgang, aber das, was sich zwischen Abai und Kuandyk entsponnen hatte, glich eher einer Freundschaft denn einer Liebe. Die Flamme sprühte zwar auf, doch sie entbrannte nicht. Das Mädchen gefiel Abai in Gesellschaft anderer ungleich besser, als wenn sie allein waren. Die freie, natürliche, vorbehaltlose Art ihrer Liebe mutete ihn ein wenig befremdlich an.

Abai erfuhr nun, daß Kuandyk schon einem Manne aus dem Kerej-Geschlecht anverlobt war. Er besaß bereits ein Weib, und Kuandyk war ihm als zweite Frau zgedacht. Schon mehrmals hatte er sie besucht, aber sie fühlte nichts für ihn, und ihr Herz blieb kalt. Traurig gestand sie es Abai und offenbarte ihm die Sehnsucht ihres jungen Herzens.

Er hörte sie an, nachdenklich, schweigsam. Daheim wartete Dilda auf ihn, die Mutter seiner Kinder. Kuandyk

war für ihn wie geschaffen; an Geist, Erziehung und Schönheit überragte sie alle anderen. Abai sah zum erstenmal ein Mädchen, bei dem sich Liebreiz, Klugheit, Talent und Charakter zu einer so schönen Einheit verbanden. Aber Sabyrbais Willen mißachten und die eigene Familie vergessen — das ging über seine Kraft. . .

Sein Verstand sah wohl die großen Werte des Mädchens, doch in seinem Herzen regte sich nichts. Togshan, nur Togshan schwebte unablässig vor seinen Augen, und es war, als verteidige die ferne Geliebte eifernd ihr Recht gegen die schöne und glänzende Kuandyk. Abai fühlte, daß die Liebe, die Togshan in ihm erweckt, ihr reines Herz und die unsäglichen Freuden, die sie ihm geschenkt, auf Erden nicht ihresgleichen fänden. Nein, das gab es nicht noch einmal! Und immer, wenn diese Vision Gewalt über ihn bekam, krampfte sich sein Herz zusammen, und die verlangend ausgestreckten Arme sanken herab.

Kuandyk fühlte unbestimmt, was in ihm vorging. Und auch in ihr erlosch das heiße Brennen der jäh entflammten Liebe und ließ eine warme Verbundenheit zurück. Und dennoch war der Gedanke an ein Leben mit Abai ein Traum für sie, der unablässig lockte.

Uneins mit sich selber, fragte Abai schließlich das Mädchen, was es von all dem halte, und bat es um Erlaubnis, Assylbek und Karaschasch ins Vertrauen zu ziehen. Er wollte so handeln, wie sie es ihm raten würden. Kuandyk widersetzte sich nicht.

Abai sprach zuerst mit Assylbek, dann mit Karaschasch. Die war sogleich von ganzem Herzen dafür — es betrübte sie schon seit langem, daß Abai so wenig glücklich war. Aber Assylbek riet ebenso entschieden ab, wie Karaschasch den Heiratsplan guthieß.

„Das ist ausgeschlossen!“ rief er. „Dilda hat sich nichts zuschulden kommen lassen, und Kunanbai wird niemals zulassen, daß etwas für sie so Verletzendes geschieht. Er wird es dir einfach verbieten, denn er kann

keine Feindschaft mit Alschinbai gebrauchen. Die arme Kuandyk aber wird von deinem Anhang nur mit Verachtung behandelt werden. Überlege dir einmal, was das für Sabyrbai bedeuten würde. . . Gott verhüte, daß außer mir jemand von der Sache erfährt. . . Dies alles muß hier begraben werden!“

Im selben Sinne sprach Assylbek auch mit Kuandyk. Ihr sehnlichster Wunsch sollte sich nicht erfüllen. . . Doch als der Tag der Abreise kam, gaben sich die beiden jungen Menschen ihr Wort, sie wollen die Hoffnung nicht sinken lassen und dennoch einen Weg zueinander suchen. Als aufrichtige Freunde schieden sie.

Von Sabyrbais Aul bis zu den Siedelplätzen der Tobykty waren es zwei Tagereisen.

Abai fiel es gewiß nicht leicht, dem gastfreundlichen wohlgesinnten Aul Lebewohl zu sagen. Je weiter sein Weg ihn führte, um so liebenswerter erschien ihm die schöne Kuandyk, die edle, treuergebene und geliebte Gattin.

### 3

Es war ein freudloser Sommer in diesem Jahr, mit düsteren Wolken am Horizont, eher ein Herbst, denn ein Sommer. Alle Geselligkeit hatte aufgehört. Sogar Kunanbai lud nicht mehr, wie in früheren Jahren, die Männer der Sippe zu Rat und Schmaus. Alle die Gerüchte, das Gemunkel, die Neuigkeiten, der Klatsch und Tratsch, die sonst unablässig gleich Vogelschwärmen über den Aulen der Tobykty schwirrten, waren eingeschlafen. Es hatte ja auch keinen Sinn, sich wegen der Weiden und Siedelstätten zu zanken, wenn außer den Irgisbai und den Aulen Baidalys, Baissals, Sujundiks und Karatais so gut wie niemand mehr Vieh genug hatte. Wozu sollte man noch die fetten Matten der Vorberge behüten, die der ewige Anlaß zu Streit und Fehde waren? Die Großen, in deren

Händen das Geschick der Stämme und Geschlechter lag, hielten es nicht an der Zeit, ihre Macht zu zeigen. Fast das ganze Volk war entsetzlich verarmt nach dem Dshut; und die sonst die lautesten waren, zogen nun vor, feinstille zu sein.

† „Tue, als trauerst du um das Volk. Seufze tief vor fremden Ohren und wünsche die guten Tage zurück. Mache Miene, als gäbest du das Letzte her, und wenn du die Sauer Milch austeilst, so murmele: ‚Ach, ich speise die Darbenden. . .‘ In Zeiten, wo das Volk vor Not die Fäuste ballt, sei schlangenglatt und wieselwendig; und wenn das Volk wieder aufblickt, wenn sein Sinn sich entwölkt, so kannst du es weiterplündern.“

Das ist die Weisheit derer, die vom Schweiß des Volkes leben. Das ist das Gesetz, das da niedergeschrieben ist in den filzenen Büchern der Jurten.\* Und wirklich war etwas Absonderliches um das Gebaren des Volkes in diesem Jahr. Düsteres Schweigen lag auf den Zügen, und die gefurchten Brauen sahen aus, als wollten sie sich nicht sobald wieder glätten. Während des ganzen Sommers herrschte eine drückende Stille auf den Sommerweiden der Tobykty — kein Toi, keine Baiga, ja nicht mal ein Rennen der dreijährigen Pferde. Ward eine Braut heimgeführt oder fortgeleitet, mußte ein Knabe beschnitten werden, alles wurde in der bescheidensten Weise gefeiert, ganz ohne den üblichen Pomp.

Und auf einmal schlug ein beängstigendes Gerücht in diese lähmende Stille. Man sprach von Raub, von Pferdedieben.

Die Aule waren auf ihrem Zug zu den Herbstweiden schon mehrere Tage unterwegs, als plötzlich, innerhalb von fünf Tagen, bei Maibassar, Shakip, ja selbst bei Kunanbai zwanzig der besten Stuten aus den Tabunen

\* d. h. ein ungeschriebenes Gesetz, entstanden in den Jurten der Stammesältesten. *Die Red.*

verschwanden. Die Nachricht flog sogleich durch alle Aule. Die Reichen verstärkten die Wachen bei ihren Herden.

Es gelang nicht, der Diebe habhaft zu werden. Sonst kam eine solche Sache meist recht bald ans Licht: hier fand man ein frisch abgezogenes Fell, dort Blut und Abfälle oder gar ein paar Stücke vom Fleisch, und die Redereien derer, die es wissen wollten, jagten einander. Aber diesmal blieb es merkwürdig still. Von den Tieren war nichts mehr zu vernehmen, als wären sie ins Wasser gefallen.

Kunanbai und Shakip hielten miteinander Rat und kamen zu dem Schluß, daß die Räuber aus den Nachbargeschlechtern Kerej, Naiman oder Syban stammen müßten. Dies war um so wahrscheinlicher, als diese Geschlechter schon auf ihre Herbstweiden weggewandert waren und dabei gut das gestohlene Vieh mitgenommen haben konnten.

Kunanbai befahl der Karawane Halt und schickte Kundschafter in alle in der Nähe wandernden Geschlechter. Ein paar Männer, geführt von Maibassar und Isgutty, hetzten die schäumenden Pferde von einer Karawane zur anderen, aber sie kehrten unverrichteterdinge zurück. Nun ritten die findigsten und behendesten Shigiten los und durchsuchten alle einsamen Stellen, alle Felsenschluchten und Engpässe, sogar die kleinen Täler an den unbewohnten Bergen und Hügeln. Doch auch sie entdeckten keine Spur.

Um diese Zeit, als die Nachforschungen mit dem größten Eifer betrieben wurden, kamen abermals fünf Pferde aus Kunanbais Aul abhanden. Aber nicht nur die Irgisbai hatten den Schaden, auch bei Baissal und Sujundik waren etliche Stuten verschwunden.

Kaum war eine Nacht vorbei, flogen schon neue schlimme Gerüchte durchs Land: „Gestohlen, wieder Pferde gestohlen.“

Kunanbai verlor seine Fassung. Er schwang sich selber aufs Pferd, aber auch er fand nichts. Die Späher kamen zurück — sie hatten nichts ausgerichtet. Die nächtlichen Wachtposten, die von jedem Hügel Umschau hielten, stellten sich gleichfalls mit leeren Händen ein. Man konnte nur eins tun: die Herden zur Nachtzeit stärker bewachen. Kunanbai befahl allen Aulen, gemeinsam zu wandern und bei der Rast an einer Stelle zu lagern.

Die Wanderung wurde beschleunigt. Die Aule bewegten sich in großer Hast, als sei ihnen ein Steppenbrand auf den Fersen. Jeder hoffte, die Diebe würden das scharfe Tempo nicht aushalten und sich ein anderes Opfer suchen.

Und wirklich blieb der Eilmarsch nicht ohne Wirkung. Dafür kam nun bei den Shigitek und Kotibak allerhand Vieh abhanden. Aber auch bei den Irgisbai hörten die Diebstähle nicht auf. Schon in einer der nächsten Nächte verschwanden wieder zwei Jährlinge und eine fette Stute.

„Ich weiß es jetzt“, verkündete Kunanbai, aber den Namen des Diebs nannte er nicht.

Baissal und Sujundik ergingen sich in Mutmaßungen. Sie zerbrachen sich die Köpfe, sie kochten vor Wut, aber es nützte ihnen nichts. „Sucht weiter, stellt die Nachforschungen nicht ein“, ließ Kunanbai ihnen sagen. Aber gegen wen sein Verdacht sich richtete, behielt er für sich. Um diese Zeit schickte er eine ganze Schar geheimer Späher in die Aule.

Er gab ihnen selber genaue Anweisungen, aber er weihte niemand in seine Absichten ein.

Es waren graue, unscheinbare Leutchen. So ging in den Aul des Karascha im Shigitek-Geschlecht ein altes gebrechliches Weiblein, zu den Kotibak kam gleichfalls ein Greis und zu den Torgai ein alter Kameltreiber.

Sie suchten nicht nach dem verschwundenen Vieh, nein; sie hatten überhaupt von den Diebstählen keine Ahnung. Was können auch arme alte Leute wissen, die

nur noch auf des Schöpfers Gnade hoffen? . . . Aber jeden Morgen und Abend steckten sie ihre Nasen in die Jurten und schnüffelten, was da in den Kesseln schmort und kochte. Nur dies war ihnen aufgetragen, weiter nichts.

Der schlaue Trick bewährte sich. Bald war der Feind aufgespürt, und Kunanbai fand die Fährte, auf der Dutzende seiner Pferde entführt worden waren. Von neuem sollte sich sein Zorn über die Shigitek ergießen. Karascha, Kaumen und ihr Anhang würden seine Faust verspüren. . .

Sein Verdacht hatte ihn nicht getrogen. Die Schuldigen stammten wirklich aus dem Shigitek-Geschlecht, es waren zwei Männer namens Balagas und Abylgasy.

Balagas, ein Sohn des Kaumen, war der ältere Bruder des Basaraly. Er galt mit Recht als einer der wildesten und verwegensten unter den Shigitek. Der andere, Abylgasy, war völlig seinem Vater Karascha nachgeraten, dessen Kinder ebenso wie er händelsüchtige Raufbolde waren, die gern einem anderen etwas auswischten. Kaumen und Karascha waren es auch, die seinerzeit den Anstoß zur großen Fehde zwischen Kunanbai und Boshej gegeben; begann doch die Schlacht von Tokpanbet damit, daß Kaumen und Karascha des Kunanbai Abgesandten mißhandelt hatten. Seit jener Zeit erregten die Söhne des Kaumen und des Karascha unweigerlich die Aufmerksamkeit bei allen großen Volkszusammenläufen — sei es eine Schlacht oder sei es eine Feier —, und es wurde stets über sie geredet. Sie waren in allen Ehrenfragen überempfindliche, hochfahrende, kühne und gewandte Menschen. Auch Basaraly war diesem Nest entkrochen. Er war von hoher und schöner Gestalt, und seine Zunge glich einem Dolch. Die Shigitek blickten voll Stolz auf ihn. In ihrem Geschlecht paarte sich der Mut von jeher mit großer Stärke.

Der Dshut hatte auch bei den Shigitek, die an Weiden arm waren, viele Menschen um Hab und Gut gebracht.

Und gerade die Aule von Kaumen und Karascha waren völlig zugrunde gerichtet. Basaraly, Balagas, Abylgasy und Adilchan besaßen jeder nur noch ein Pferd, nichts weiter.

Den ganzen Sommer hindurch hockten sie an einem Fleck und litten bittere Not. Ihr Stolz ließ nicht zu, daß sie bei anderen um ein paar Melkstuten baten, das wäre eine Erniedrigung, die dem Bettel gleichkam. Sie gingen nicht einmal zu einem so nahen Verwandten wie Baidaly. Mit Freuden hätten sie sich als Knechte verdingt, aber wer bedurfte nach dem schweren Dshut fremder Hände? Und doch wäre dies der einzige Ausweg gewesen, wenngleich sie dadurch auch nur sich, nicht aber ihre Familien hätten ernähren können.

Den ganzen Sommer über sahen die Shigiten ihre vom Hunger ausgemergelten Frauen, Mütter und Kinder; den ganzen Sommer hörten sie ihr Seufzen und schweres Stöhnen. Sie verfluchten das Leben, doch einen Lichtschimmer sahen sie nicht. In ihren Seelen wuchs der Grimm, und der Haß schwoll, Tropfen um Tropfen. Basaraly erfaßte am besten, was in allen wühlte, und er drückte es schlagend aus. Eines Tages, als er im Kreise der Shigiten auf einem Hügel saß, sagte er mit bitterem Lächeln:

„Solange die Fehden nicht ein Ende nehmen, hört auch die Not im Volke nicht auf. Wie sollen wir jetzt wandern? Unsere alten Eltern, unsere Frauen und Kinder müßten sich denn zu Fuß über die Berge schleppen. Gibt es etwas Schlimmeres, als wenn man nur eine Kuh hat? Und auch das ist mehr, als wir jetzt besitzen. Womit kann Allah uns nun noch schlagen?“

Und Basaraly sprach in diesem Sommer oft mit den Shigiten über das, was wie eine Wunde im Herzen des Volkes brannte.

Diese Gespräche stachelten Balagas' und Abylgasys Verzweiflung und ihren Mut an. Unablässig setzten sie

dem Basaraly zu und verlangten von ihm, er solle ihnen einen Rat geben, einen Ausweg weisen. Aber Basaraly blieb bei all ihrem Drängen stumm.

Da suchten sie den Ausweg auf eigene Faust.

Balagas und Abylgasy begannen nun zur Nachtzeit des öfteren aus dem Aul zu verschwinden. Basaraly wußte lange nichts davon. Zuerst kamen ein paar Pferde bei Maibassar abhanden, dann fehlten etliche bei Shakip. Basaraly hörte davon, aber er dachte an nichts Arges. Als dritter kam Kunanbai an die Reihe.

Eines Nachts konnte Basaraly keinen Schlaf finden, und gegen Morgen trat er aus der Jurte. In tiefem Sinnen saß er auf der Wiese, vor seinen Augen den Aul Karaschas, fünf bis sechs Jurten, behütet von einem bissigen Hund. Im ersten Morgengrauwurde Basaraly durch heftiges Bellen aus seinen Gedanken gerissen. Der Hund kläffte wie toll und sprang umher. So gebärdete er sich nur, wenn Menschen nahten.

„Wer streicht da herum?“ dachte Basaraly und schaute aus.

Ein wenig später näherten sich zwei Reiter dem Aul. Vor der Jungen Jurte Abylgasys machten sie halt. Der eine verschwand im Zelt, der andere ritt weiter, auf Basaraly zu.

Basaraly erkannte das Pferd des verhüllten Reiters, es war das einzige Pferd seines Bruders Balagas. Das rassige Tier mußte wohl eine große Entfernung hinter sich haben, es war in Schaum gebadet und riß heftig an den Zügeln. „Gewiß haben die Shigiten auf Mädchen Jagd gemacht“, dachte Basaraly.

Er saß reglos auf seinem Platz und beobachtete, bemüht, den näher kommenden Balagas nicht auf sich aufmerksam zu machen. Nein, um Mädchen ging es hier nicht. Balagas trug den Soil, die Waffe. Wie ein Stich ging es durch Basaralys Herz. Erbleichend legte er sich ins Gras und ließ den anderen nicht aus den Augen.

Unweit des Auls stieg Balagas rasch vom Pferd und nahm es beim Zügel. Den Soil stellte er bei der Jurte ab. Dann führte er sein Pferd zu ein paar Hügeln, die mit ihrem Steingewirr einen vorzüglichen Unterschlupf boten.

Basaraly strengte die Augen an. Offenbar wollte Balagas, daß niemand von seiner geheimnisvollen Reise erfahre. Er ließ sein Pferd in den Steinen, kam zurück und ging in seine Jurte. Nun erwachte nach und nach der Aul, die Menschen erhoben sich. Basaraly hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

Auch hinter Karaschas Aul türmte sich wildes Felsgestein und bildete ein sicheres Versteck. Dorthin lenkte Basaraly seine Schritte. Er fand dort ein anderes Pferd angebunden: das des Abylgasy. Der Zorn übermannte Basaraly, und heiße Empörung quoll in ihm auf. Wieder zu Hause, saß er in finsternem Schweigen da, nur dann und wann wie im Fieber erschauernd.

Bis zum Mittag ließ die Erregung nicht von ihm ab; er schien auf etwas zu warten. Und wirklich hatte er sich nicht getäuscht. Kaumen brachte aus dem Nachbaraul die Nachricht, daß nachts bei den Irgisbai wieder ein paar Pferde verschwunden waren.

Um die Zeit, als Basaraly dies erfuhr, hatte sich Balagas schon ausgeschlafen und kam aus seiner Jurte. Fest gegürtet, als schicke er sich zu weiter Reise an, trat Basaraly vor seinen Vater.

„Ich habe mit dir zu sprechen, komm mit mir ins Freie“, sagte er und führte den Vater zu einem Hügel.

Während sie gingen, forderte er auch Balagas auf, sich ihnen anzuschließen. Der kräftige sonnengebräunte Balagas leistete Folge; er zeigte nicht den leisesten Schimmer von Besorgnis. Basaraly warf ihm mit finsternem Antlitz einen zornigen Blick zu, sein sonst gesundes Gesicht war von einer erregten Blässe überzogen. Sein Atem ging stoßweis und die Worte kamen überlaut heraus:

„Vater, du hast uns stets gelehrt, daß man ein rechtschaffener Mann bleibt, auch wenn der Wind durch die Hütte pfeift. Und ich habe mir geschworen, daß ich nie etwas Unredliches tun werde, wie groß die Not auch sei. Du, Vater, hast immer das Unrecht gescheut, und du hast dir damit viel Dank erworben. Und jetzt, wo das Alter seine Fittiche über dich breitet, soll schwarze Schande uns beflecken?“

Seine Stimme wankte, er brach ab.

„Was redet er, was spricht dieser Frevler“, fragte Kaumen erzitternd, und sein Blick fiel auf Balagas.

Der schwieg.

Basaraly sprach hastig weiter:

„Nicht ihn blicke an, sondern mich. Ich kann dir die Wahrheit sagen. Der Dieb ist gefunden, der unlängst Maibassar und heut nacht den Irsai bestahl. Da steht er, der Dieb, dein Sohn Balagas!“ schrie er.

„Was sagt er da, was will er?“ stammelte Kaumen entsetzt.

„Ja, ja, ich weiß, was ich sage! Versuche nur, es abzulugnen!“ rief Basaraly dem Bruder zu.

Flammende Röte schoß in Balagas' Gesicht.

„Was hast du gesehen? Was kannst du wissen? Fällst ohne Grund über mich her!“ schrie auch er.

„Ich habe gesehn, wie du und Abylgasy frühzeitig am Morgen von heimlichem Ritt nach Hause gekommen seid. Eure Pferde stehen noch jetzt in den Steinen verborgen. Du bist der Dieb! Leugne es nicht, so du einen Funken Mut im Leibe hast. Sprich die Wahrheit!“

Balagas suchte keine Ausflüchte.

„Ja, so ist es!“

Aufzuckend vor Entrüstung, mit funkelnden Augen stürzte sich Basaraly wortlos auf den Bruder.

Sie waren beide von hünenhafter Gestalt und besaßen Löwenkräfte. Ihre Arme und Beine hämmerten wie

Schokpare aufeinander ein. Balagas, vom Bruder im Sitzen überrumpelt, wußte den Vorteil des Angreifers zunichte zu machen. Rasend vor Wut, brachte er Basaraly mit Hieben auf die Beine zu Fall, packte den Bruder und wollte ihn überwältigen. Aber Basaraly war geschmeidig. Er krümmte sich, reckte sich, schnellte empor und stand im nächsten Augenblick wieder auf den Füßen. Rasch wie eine Flamme, die aufsteigt, umfaßte er Balagas und wälzte ihn zu Boden. Mit der Linken umklammerte er seines Gegners Kehle, zog mit der Rechten das Messer aus dessen Gurt, und während er die Knie auf die Brust des Bruders stemmte, knirschte er:

„Für so etwas kann man nicht nur den Bruder, dafür kann man den leiblichen Vater töten... Ich bring' dich um!“, und er setzte das Messer an seines Bruders Hals.

Der wehrte sich mit Händen und Füßen.

Aber Basaraly war der Stärkere. Seine Finger spannten sich fest um des Keuchenden Gurgel. Noch eine Minute, und das Blut wäre unter dem Messer hervorgespritzt, da fiel der Vater dem Rasenden in den Arm.

„Haltet ein! Oh, ihr Hunde! Was tut ihr? Laßt los!“, und er zerrte Basaraly zur Seite.

Balagas sprang hurtig auf, kaum daß die eiserne Umklammerung sich löste. Er kam zu sich und schleuderte einen wutfunkelnden Blick auf den Bruder.

„Nichtswürdiger, bist du gleich ein Hund, so bist du doch mein Bruder. Wo hat man je den Frevel gesehen, daß der Jüngere den Älteren mit Füßen trätel! Hast du dir sonst noch etwas ausgedacht, du Neunmalkluger?“ kreischte er mit bösem Vorwurf.

Finster schwieg Basaraly. Balagas faßte neuen Mut und sprach hastig und voll Empörung weiter:

„Als du fragtest, leugnete ich nichts. Ich habe dir ehrlich die Wahrheit gestanden. Doch wenn ich geleugnet hätte, wie wolltest du mir's dann beweisen? Ich bin eben zu den Kerej geritten heut nacht... Nicht bloß

Kunanbai, selbst Allah wird nichts entdecken, so sorgfältig sind alle Spuren getilgt! Meinst du, ich hätte es für mich getan? Ich half nur anderen! Ich stahl nicht aus frevlem Übermut, ich stahl mit bitterem Ekel. Doch was ich getan, dafür stehe ich ein. Ich bin arm, er ist reich. Und er ward reich durch meine Armut. Wo ist mein Land? Wo ist mein Gut? Was gelten ihm die paar Stück Vieh? Nicht mehr denn ein Spritzer von seinem Überfluß! Ich aber sehe meine Schwestern und Mütter vor Hunger siechen und weiß mir keine andere Hilfe für sie. Ich lechze nicht nach Reichtum, ich will nur Menschen vom Hungertod retten! . . . Und wenn es mich den Kopf kosten wird, du wirst mich nicht eines andern belehren! Ich nehme beim Besitzenden und gebe dem Armen. Du meinst wohl, du hättest einen schäbigen kleinen Dieb gefangen? Nein, kein Dieb, ein Rächer steht vor dir! Nur wenn ich die Armen beraubte, dürftest du über mich richten!“

Ratlos blickte Kaumen um sich. Weder wußte er dem Sohn etwas zu erwidern, noch gab er ihm recht. Ihm grauste. Wie überzeugend die Worte des Sohnes auch klangen, war es doch unausdenkbar für ihn, ein fremdes Stück Fleisch in seinen Kessel zu legen. Nein, lieber jagte er den Sohn davon!

„Hebe dich hinweg von mir, ich will dich nicht mehr sehen! Wandere fort, ohne Aufschub!“ sagte er befehlend.

Düster blickte Basaraly den Bruder an, nichts regte sich in seiner Miene. So gingen sie auseinander; keiner von ihnen hatte den anderen überzeugt.

Balagas gehorchte dem Vater. Er übersiedelte noch am selben Tag in den Aul des Karascha.

Fünf Tage nach diesem Vorfall wurden Kunanbai abermals etliche Pferde gestohlen.

Balagas hatte wenige Helfer, anfangs nur den Abylgasy und Adilchan. Etwas später zog er vier andere

Shigiten aus entfernten Naiman-Aulen hinzu, tapfere, starke, aufgeweckte Menschen, die gleichfalls der Dshut und die Not auf diesen Weg geführt hatte. Sie kamen überein, bei den reichsten und mächtigsten Aulen Pferde zu stehlen; die Armen ließen sie in Ruhe. Man sah sie nie zusammen reiten, stets nur jeden allein, wie einsame Wandersleute. Eine andere kluge Vorsicht war, daß die Tobykty-Shigiten niemals Hand anlegten, wenn ein Überfall auf die Naiman geplant war. Das besorgten ihre dortigen Helfer, die auch selber bestimmten, wieviel und wessen Vieh zu nehmen war. Die Beute führten sie dann den auswärtigen Helfern zu. Genau so verfuhr Balagas mit seinen Shigiten bei den Tobykty. Hier stahlen nur Tobykty und übergaben die geraubten Pferde den Freunden vom Naiman-Geschlecht.

Die einen wie die anderen kannten Weg und Steg im weiten Umkreis. Sie wußten von allen Tränken, allen vergessenen Pfaden, wo man so gut wie nie eine Menschenseele traf. Sie erinnerten sich an alle Hügel, alle Hohlwege, jedes Gebüsch und jede Mulde, die ein argloser Wanderer nicht einmal bemerkt. Ihre ganze Findigkeit und Geschicklichkeit war nur auf das eine gerichtet: die Verfolger irrezuführen und auf eine falsche Fährte zu locken. Und darin war Balagas Meister. Er dachte sich immer neue Schliche und Listen aus, zur Freude seiner Gefährten.

Die kleine, nur sechs oder sieben Mann starke Bande hauste wie ein verheerender Wirbelsturm in zwei Bezirken und überfiel heute diesen, morgen jenen Aul, gleich einem Rudel Wölfe.

Am Morgen, wenn der Verlust entdeckt wurde, warfen sich die Bestohlenen eiligst aufs Pferd, und die Verfolgung begann. In kleinen Trupps zu zweit und zu dritt jagten sie durch die ganze Gegend, guckten hinter jeden Baum und Strauch, faßten Posten an jeder Straße, auf jedem Hügel, der einen Rundblick bot. Sie hofften, die

Diebe auf dem Rückweg abzufangen. Von früh bis spät hielten Wachtmänner Ausschau auf allen Höhen, aber sie kehrten jedesmal entmutigter zurück.

„Nicht mal eine Fliege flog an uns vorüber, nicht mal ein Käfer kroch vorbei!“ klagten sie.

„Die Diebe nisten droben im Tschingis“, meinten andere und untersuchten auch dort jeden Strauch. Doch vergebens!

Balagas ging mit unglaublicher Kaltblütigkeit und Kühnheit an sein gefährliches Werk. Er bestimmte im voraus den Aul, die Zahl der mitzunehmenden Pferde. Zur Nachtzeit entführte er sie, aber er jagte nicht Hals über Kopf mit seiner Beute davon und brachte sie nicht zu den Naiman. Im Gegenteil, in den ersten drei, vier Tagen, solange die Aufregung noch hohe Wogen schlug, hielt er sich in der Nähe versteckt, nicht weiter als ein Lamm an einem Tag läuft. Er näherte sich nie den Hügeln und Wäldern, die die Wächter vor allem im Auge behielten, sondern zog die abgemähten Heuschläge vor. Bei einem Überfall nahm er nicht mehr als fünf bis sechs Pferde. Er führte sie aus dem Tabun zu seinen Shigiten, die mit Zaumzeug und Woilach im Hinterhalt warteten.

Dann setzten sie sich alle auf die gestohlenen Pferde und ritten gemächlich an einen versteckten Ort. Balagas war auf der Hut. Begann im Aul der Alarm, blieb er ruhig auf seinem Posten und beobachtete, wohin die Verfolger sich wandten. Ein Wink seiner Hand, und die Shigiten führten die Pferde an eine andere Stelle. Sie jagten nie davon, sie ergriffen nicht die Flucht, sie ritten einfach von einem Gesträuch zum anderen, von einer Deckung zur nächsten, mitunter in Hörweite von ihren Verfolgern, nur durch eine kleine Erhebung von ihnen getrennt. So blieben sie in nächster Nähe des Auls, der auf sie Jagd machte, und ließen sich häufig an Stellen nieder, die soeben erst abgesehen worden waren.

Waren auf diese Weise ein paar Tage dahingegangen, beförderte Balagas seine Gefährten mit den gestohlenen Pferden nachts zu den Naiman.

Die alte Frau, die Kunanbai in den Aul des Karascha geschickt hatte, ahnte von all dem natürlich nichts. Lange Zeit blieb ihr Nachspüren vergeblich. Balagas und seine Leute schlachteten die Beute nie zu Haus, ja sie brachten sie nicht mal in die Nähe ihres Auls. Nur einmal konnte Abylgasy der Versuchung nicht widerstehen. Die Meute, diesmal von den Naiman, war schon weit, und die Gefahr, so schien es, hatte sich verzogen. Das Einjährige schlachteten sie weitab vom Aul am Fluß, und Abylgasy brachte nur ein fettes Rippenstück nach Hause.

Das Fleisch wurde zur Nachtzeit gekocht, als alles schlief. Aber die Alte roch es dennoch. Sie schlich sich vorsichtig heran, während der Kessel überm Feuer hing, und als das garggekochte Fleisch auf einer Schüssel vor Abylgasy stand, trat sie urplötzlich in die Jurte und sah natürlich sogleich, daß es ein Rippenstück von einem einjährigen Fohlen war.

Kunanbai erfuhr es und sandte ohne Zögern einen Boten zu Baidaly. Karascha sei sein Verwandter, ließ er sagen, also möge er selber das Richteramt üben. Alles sei genau erwiesen und durch Zeugen bestätigt. Baidaly solle sogleich mitteilen, was er zu tun gedenke, und falls Karascha etwa zu leugnen gedenke, solle man den Kaumen zwingen, für ihn Bürgschaft zu tun. Der müsse alles wissen. Einen falschen Schwur leistet der nicht. Und wenn Kunanbai überhaupt etwas glaube, dann nur dem Schwur und dem Ehrenwort des Kaumen. So lautete die Botschaft an Baidaly.

Baidaly gab sich nicht erst mit Karascha ab, sondern nahm sich sogleich den Kaumen vor. Der sträubte und sperrte sich anfangs, erklärte, er hätte weder mit Karascha noch mit Balagas etwas gemein, er hätte sich längst von ihnen losgesagt.

Aber Baidaly war zäh:

„Entweder klage an oder beschwöre ihre Unschuld! Kunanbai glaubt nur deinem Wort. Bist du so sicher, daß sie ihre Hände nicht im Spiele haben, so brauchst du dich auch vor einem Schwur nicht zu scheuen. Im Gegenteil, damit hältst du eine falsche Beschuldigung von deiner Sippe fern.“

Und da verriet sich Kaumen:

„Ich habe keine zweite Seele, um sie für nichts und wieder nichts zu verpfänden. Für ihre Unschuld will ich nicht bürgen...“

„Kaumen bürgt nicht!... Er kann es nicht über sich bringen!... Die Diebe kommen aus Karaschas Aul!“ so hörte man allenthalben die Irgisbai triumphieren.

„Sie nennen sich Sippengenossen und treiben es ärger als ein Feind. Jetzt kennen auch wir keine Gnade mehr! Wir werden ihnen alles wegnehmen und ihre Aule mit dem, was darin ist, in Schutt und Asche legen!“ drohten Shakip und Maibassar.

Und sie hetzten auch den Kunanbai auf:

„Sei schonungslos, schlag ihnen die Krallen tiefer ins Fleisch!“

Aber Kunanbais Gedanken gingen andere Wege. Es war ein schweres Jahr, schwerer als alle zuvor: viel Grund zum Nachdenken. Außerdem bahnten sich zwischen ihm und Baidaly in letzter Zeit leidliche Beziehungen an. Und zu allem übrigen hatten sich die Diebe nicht nur die Irgisbai, sondern auch die Kotibak und die Bokenschi zum Opfer ausersehen. Selbst Baidaly hatten sie nicht verschont. Folglich mußte man im Einvernehmen mit ihm vorgehen und, wenn es ging, den Schlag sogar durch seinen Arm führen. Jedenfalls würden die Shigitek für alles büßen müssen.

Zu diesem Entschluß gelangt, beschwichtigte Kunanbai den allzu großen Eifer Maibassars.

„Warte, Übereifer ist nur schädlich. Wappne dich mit

Geduld! Karascha wird uns nicht entgehen!“ Und er schickte aufs neue einen Mann zu den Shigitek.

Diesmal ritt Shumabai. Er erschien zuerst bei Baidaly und richtete ihm Kunanbais Salem aus, in dem dieser sich für die gute Erfüllung seiner ersten Bitte bedankte; durch Kaumen war alles ans Licht gekommen. Alsdann bestellte Shumabai, daß Kunanbai den Karascha und Abylgasy bei sich zu sehen wünsche.

Baidaly hatte nichts dawider.

„Gewiß, das ist richtig so, wenn er selber mit ihnen redet als Verwandter mit Verwandten. Ich werde es Karascha wissen lassen“, antwortete er.

Karascha und Abylgasy wurden benachrichtigt, aber sie kamen nicht. Baidaly suchte sie mit Drohungen zu bewegen, auch dies half nicht. Eine doppelte Schuld lag nun auf Karascha und seinen Helfern: sie hatten Vieh gestohlen und wollten sich der Verantwortung entziehen.

Kunanbais Stellung in der Sache festigte sich mehr und mehr.

Die Irgisbai behielten den Aul des Karascha Tag und Nacht scharf im Auge. Abylgasy, Adilchan und Balagas blieben verschwunden.

„Sie halten sich verborgen“, war die allgemeine Meinung.

Auf immer neue Männer dehnte sich der Verdacht aus, und das Gemunkel nahm ständig zu. Man zählte schon alle Shigitek aus Karaschas und Kaumens Aulen, die aus diesem oder jenem Grunde nicht daheim waren, zu den Dieben.

„Abylgasy kann es nicht allein getan haben, er brauchte eine große Bande dazu. Wir werden nicht eher Ruhe geben, als bis sämtliche Übeltäter gefangen sind“, so dachte und sprach man.

Die Gerüchte kamen von den Irgisbai und verbreiteten sich mit Windeseile von einem Aul zum anderen. Balagas und Adilchan galten schon längst als Abylgasys

Helfershelfer, und als der auf Kunanbais Ruf nicht kam, schickte Kunanbai abermals einen Boten, und verlangte Balagas' und Adilchans Erscheinen. Auch Karascha und Kaumen rieten Balagas durch Mittelsleute, er solle sich stellen.

Aber Balagas lehnte dies mit Entschiedenheit ab. Seinen Freunden erklärte er, was ihn zu dieser Weigerung bewege:

„Von Kunanbai habe ich keine Gnade zu erwarten. Er lauert schon lange auf einen Vorwand, mir den Hals zu brechen. Wozu soll ich also das sanfte Lamm spielen und gehorsam in seinen Rachen steigen? Ich habe nichts mehr zu verlieren. Mag er sehen, wie er mich fängt. Mag er mich packen und bändigen, ehe er mir den Halfter anlegt. Ich trage ohnehin jetzt das Brandmal des Verbrechers. Wenn schon Schuft, so will ich nicht, daß man mich den ‚kriechenden Schuft‘, den ‚schlau berechnenden Schuft‘ oder den ‚wankelmütigen Schuft‘ nennt. Lieber sterben, als solche Schmach erdulden!“

Balagas' und Abylgasys Trotz stimmten Kunanbai nachdenklich. Früher wäre er mit seinen Männern einfach über die beiden hergefallen und hätte all ihr Hab und Gut weggeschleppt. Aber jetzt wollte so etwas gut bedacht sein. Wenn der Großteil des Volkes hungert, kann das leicht ein Feuer entfachen, das dann nicht mehr zu dämmen ist.

Es gab einen anderen Weg, den der Instanzen. Einen Trupp Gendarmen herbeordern, die Verbrecher fangen, sie in Ketten schlagen... Damit wäre der Sache ein Ende gemacht. Das wäre natürlich das beste.

Aber nicht nur die Zeiten, auch die Gesetze hatten sich geändert. So gab es keine Aga-Sultane mehr, und überhaupt war vieles anders geworden: die Tobykty waren sogar einem anderen Verwaltungsbezirk zugeteilt, seit dem Sommer gehörten sie zu Semipalatinsk, und während früher alle Tobykty einen Kreisverwalter über

sich hatten, sollten sie nun in drei Kreise zerfallen. Ein neuer Verwaltungsbezirk bedeutete aber eine neue Obrigkeit. Und diese hatte Kunanbai noch nicht zu Gesicht bekommen, geschweige denn Fühlung mit ihr genommen. Die Wahlen standen vor der Tür, und da empfahl es sich nicht, gegen die eigenen Aule Klage zu führen. Damit mußte man zumindest warten, bis die Wahl vorüber war.

Ja, abwarten war hier das klügste. Aber Balagas und seine Bande legten eine herausfordernde Unverfrorenheit an den Tag. Zweimal schickte Kunanbai seine Boten nach ihnen aus, sie aber dachten nicht daran, zu gehorchen. ‚Der Mut wird ihnen zu Kopf steigen. Sie meinen noch, ich wäre machtlos gegen sie‘, dachte Kunanbai in seinem schon gefaßten Entschluß wieder wankend. Nach langem und wechselndem Überlegen rüstete er einen Trupp Shigiten aus, befahl ihnen, die Unbotmäßigen zu überrumpeln, sie zu packen und in Fesseln zu ihm zu bringen.

Aber Balagas war gar nicht gewillt, sich so leicht geschlagen zu geben. Seine Shigiten sprengten rechtzeitig davon und zerstreuten sich in alle Winde. Und als die todmüden Verfolger auf ihren jappenden Pferden schließlich unverrichteter Dinge wieder zu Kunanbai kamen, da folgte ihnen Balagas und seine Leute auf den Fersen und bestahl noch in derselben Nacht abermals die Tabune des Kunanbai. Er nahm nicht viel, bloß ein paar einjährige Pferdchen.

Das geschah zu der Zeit, als die Aule ihre Wintersiedelplätze bezogen. Das Wetter war kalt, die Kühe und Stuten gaben keine Milch her, und das Volk litt noch bitterere Not als zuvor. Das Kleinvieh, das ungehütet in der Steppe trottete, konnte leicht eine Beute der Hungernden werden.

Kunanbai wartete mit Ungeduld auf die Wahl des Kreisverwalters, die in diesen Tagen stattfinden sollte. Er ließ den Basaraly zu sich rufen, und der, anders als seine Sippenbrüder, stellte sich ohne Ausflüchte ein.

Kunanbai befand sich bei seiner neuen Tokal, der schönen Nurganym. Sie waren erst kürzlich in das Winterquartier gezogen, und das warm erheizte Haus mutete in seiner festlichen Pracht wie eine Junge Jurte an. Die stattliche Nurganym war von bewundernswerter Schönheit. Besonders prachtvoll wirkten die großen, feurig-dunklen Augen. In ihrer anmutig-kraftvollen Erscheinung vereinten sich Jugendfrische und unbekümmerter Sinn. Eine feine Röte lag über dem makellosen Antlitz, und rechts von der starken, fast männlich geformten Nase hob sich ein kleines Muttermal ab. Das war ein seltener Reiz — ein schwarzes Mal auf rosiger Wange. Ihr Leib aber war so ebenmäßig und biegsam, daß auch die Schönste vor Neid erblassen mochte.

Während Kunanbai sich noch zum Sprechen anschickte, hing Basaralys Auge an der schönen Nurganym, und er dachte hingerissen: ‚Wo hat er nur das herrliche Geschöpf her?‘

Nurganym gab sich mit ruhiger Bescheidenheit, doch sicher und ungezwungen. Sie ließ den Samowar hereinbringen, die Decken auflegen. Während des Teetrinkens gingen ihre Blicke ohne Scheu von ihrem Mann zu Basaraly, und sie sprach unbefangen von des Hauses Geschäften. Kunanbai nannte sie „Kalmak“, meine Kalmückin. Nach dem Tee sagte er:

„Kalmak, laß abräumen, ich habe mit Basaraly zu sprechen.“

Nurganym tat ohne Eile, wie ihr geheißen, und befahl der Dienerin hinauszugehen.

Sie selber blieb ein Stück abseits von Kunanbai sitzen, die Beine auf männliche Art gekreuzt.

Kunanbai sprach ruhig, ohne die Stimme zu heben. Er appellierte an Basaralys Stolz.

„Du bist ein Ehrenmann, ein Mensch, der Achtung würdig, und diese Schurken beflecken deinen reinen Namen. Du wirst sie nicht beschützen, ich hoffe gewiß,

daß du keine Verteidigungsgründe für sie hast. Was kannst du mir sagen?“

Basaraly säumte nicht mit der Antwort. Er sprach knapp und bündig, den Blick fest auf Kunanbai gerichtet. Seine Worte klangen männlich beherrscht und wirkten in ihrer ruhigen Beredsamkeit überzeugend. Er sei nicht hergekommen, um Räuber zu verteidigen, sagte er. Er verurteile sie tief und habe deshalb mit ihnen gebrochen. Er sei zwar der leibliche Bruder des Balagas, doch habe das Leben sie nicht die gleichen Wege geleitet. Schon seit geraumer Zeit meiden sie jedes Zusammensein. Und doch sei er ohnmächtig gegen seinen Bruder und dessen Helfer: er habe weder das Recht noch auch die Macht, etwas gegen sie zu tun.

Wohlige Wärme durchströmte den Raum. Der heiße Tee hatte das Blut erhitzt, und Basaralys leicht gerötetes Gesicht zeigte eine beseelte Schönheit. Die klugen lebendigen Augen, die warme Tönung der Haut, die mächtige Gestalt und die langen, fein geformten Hände — Nurganym mußte auf ihn blicken, ob sie wollte oder nicht. Ihr kam der Gedanke, daß diese breiten Schultern, diese starke Brust und diese kraftvoll edlen Hände kein Unrecht und keine Gewalt dulden werden.

Kunanbai sah hier zum erstenmal einen Tobykty der jungen Generation, der so frank und frei vor ihm das Wort führte. Die Antwort des anderen, seine stolze und sichere Art machte ihn betroffen, und er rief heftig:

„So du sie verurteilst, hilf mir, daß dem ein Ende geschehe!“

Doch Basaraly entgegnete ihm:

„Ja, ich verurteile, ich sagte es schon. Doch was trieb sie zum Verbrechen? Der jüngste Dshut und die jetzige Not. Und als zweiter Grund die uralte Ungerechtigkeit, die von jeher in unsern Geschlechtern wuchert. Wer gerade an der Macht war, der nahm, was sich bot. Die

anderen kamen zu spät und gingen so gut wie leer aus. Und das schutzlose Volk? Das war arm und blieb arm. Und wohin hat das geführt? Die früher vornan standen, litten keinen Schaden. Diejenigen aber, die früher vom Leben übergangen worden waren, blieben hilflos und blind. Doch wen kümmert das, wem bereitet es trübe Gedanken? Wo sind die Ältesten, deren Herz für ihre leidenden Brüder schlägt? Euch dies zu fragen, kam ich her.“

Basaraly hatte auf Kunanbais Frage nicht geantwortet; nein, er fragte selber, er schwamm gegen den Strom. Das mißfiel Kunanbai. Er schleuderte einen vernichtenden Blick auf den Gast, und als er weitersprach, hörte man bitteren Vorwurf. Als Hauptargument brachte er vor, das Unglück sei eine Schickung Gottes, es sei vom widrigen Schicksal vorgezeichnet.

„Der Dshut fügt sich keiner Menschenhand, und niemand trägt die Schuld an ihm. Teilt nicht ein jeder, der etwas besitzt, sein Gut mit den Armen? Aber allen zu helfen geht über Menschenkraft! Der Kluge bescheidet sich mit Geringem und schickt sich in den Willen des Herrn.“ So sprach er.

Doch Basaraly blieb auch für den „Willen des Herrn“ taub. Selbst wenn das Volk nach dem Willen des Herrn jammeivoll leide, so hindere das doch nicht die Leute, die sich seine Beschützer heißen, ihm zu helfen? Die aber reden nur von Demut und verlangen vielleicht gar, man solle sich demütig selber ins Grab legen. Basaraly könne nur dies den Darlegungen Kunanbais entnehmen, und er müsse es ihm unumwunden sagen.

Kunanbai hielt einen Wortwechsel mit Basaraly seiner nicht würdig. Finster die Brauen runzelnd, erklärte er hart:

„Nun ist mein Gewissen auch vor dir rein. Barmherzigkeit ist fehl am Platz, das seh' ich. Ich sage dir nur im voraus, daß Balagas und Abylgasy in ihr Verderben

rennen. Sie werden Schlimmes erleben. Ihr seid gewarnt, ihr mögt euch nachher nicht beklagen!“

Basaraly verstand, daß das Gespräch beendet war, und schickte sich zum Heimweg an. Bevor er ging, sagte er noch einmal zu Kunanbai:

„Ich habe mit Balagas nichts zu tun. Was kommt, das kommt. Aber nicht darum geht es. Ihr strengt euch ein Leben lang an, das Volk mit Wort und Tat in ständiger Furcht zu halten, und das Volk strengt sich seinerseits an, euch anderen Sinnes zu machen und euer Herz zu erweichen. Das eine wie das andere ist vergeblich. Eine Brücke gibt es nicht. Es ist wohl wirklich Schicksalswille, daß zwischen uns und euch ewige Zwietracht herrscht.“ Sprach's und stülpte sich den Malachai auf.

Eine Antwort kam nicht. Basaraly erhob sich ohne Eile, sprach den Abschiedsgruß und wandte sich zum Gehen. Nurganym und Kunanbai folgten ihm mit den Blicken. Er schritt dahin, hoch, stark und ernst, und nicht ein Schatten von Unruhe oder Zagheit war um ihn.

Die Tür hatte sich längst geschlossen, aber Kunanbais Blick hing noch im Leeren. Dann wandte er sein Gesicht Nurganym zu. Er sprach:

„Ein erstaunlicher Mann, dieser Basaraly. Schön und klug wie kein zweiter im ganzen Land. Nur ein Übel ist an ihm — seine Gedanken. . . Ja, er hat es unklug angefangen, als er ausgerechnet bei dem unscheinbaren Kaufmann auf die Welt kam, der weder Gewicht noch Einfluß besitzt! Hätte er in der Jurte eines Mächtigen das Licht erblickt, er wäre der Stolz seines Stammes!“

Bewunderung und Neid klangen aus seiner Stimme.

Nurganym hatte sich ohnedies kein Wort Basaralys entgehen lassen. Aber nun, nach der Äußerung ihres Mannes, durchflutete es sie wie eine heiße Welle. Von den beiden Empfindungen, Neid und Bewunderung, wählte sie für sich die zweite. Und sie spürte, noch

kaum ahnend, wie ihr geschah, daß ihr Herz in der Brust wild zu springen begann, gleich einem jungen unbändigen Roß, das sich losreißen will.

4

Als man schon allenthalben von der baldigen Ankunft der Obrigkeit sprach, unter derem Aug die Wahl vonstatten gehen sollte, ward Abai zu Kunanbai befohlen.

Den ganzen Herbst über hatte Abai einsam und zurückgezogen gelebt und sich nur an seiner Dombra und seinen Liedern erfreut. Absonderliche, schwer zu deutende Klänge kamen unter seinen geübten Fingern hervor. Wovon sangen sie? Was er auch spielte — den „Gelben Fluß Saimaka“, das „Weinen zweier Mädchen“ oder das „Lied der Lerche“ —, in jedem Ton seiner Dombra zitterte ein tiefer Sinn. Sie ließ den geflügelten Lauf des schnellfüßigen Kamels und die langsamen Tränen der Trauer erstehen. Und die Weisen verschollener Sänger, die viel gesehen und doch nicht ihr Ziel erreicht, weinten aus den Saiten seiner Dombra.

Abais Gedanken kehrten immer wieder zu seiner Begegnung mit Sabyrbai zurück. Jedes Wort des greisen Akyn, jede Antwort, die Abai ihm gegeben, haftete tief in seinem Sinn. „Wieviel bitteren Kummer ließ die Vergangenheit doch auf uns kommen“, hatte Abai gesagt, und das hieß: „Ein uraltes Weh rauscht in den Sehnsuchtsträumen der Sänger, in ihren Weisen.“ Die verschwiegenen Gedanken seiner schweifenden Phantasie vertraute er der Dombra an, der altersgrauen Kunderin verschollener Mären.

Weder lockten ihn Spiel und Zerstreuung, noch suchte er die gesellige Gemeinschaft der Jugend. Kürzlich war Jerbol zu ihm gekommen, um ihn aus seiner Versunkenheit zu ziehen. Er zählte ihm die schönsten Mädchen auf, doch Abai blieb ungerührt. Und während Jerbol sein

Gast war, dichtete Abai ein neues Lied. Es hieß: „Schweig still, mein Herz, schweig still.“ Der heiteren Lust abhold, zu der ihn der Freund rief, war es eine Antwort auf dessen Ruf zu Freude. Jerbol widersprach auch sogleich:

„Willst du von deiner Jugend Abschied nehmen, wo du noch nicht die Schwelle der Fünfundzwanzig überschritten hast? Das sind Hirngespinnste, Abai, und ich will sie nicht verstehen.“

Abai lachte leise vor sich hin. Sie waren allein, er und der Freund, und nur die Dombra sang dunkel von dem, was in Abais Herzen wogte. Und alle die Tage hindurch kam es immer wieder von seinen Lippen: „Schweig still, mein Herz, schweig still.“

Jerbol war mit dem Sinn des Liedes ganz und gar nicht einverstanden, doch es gefiel ihm, und er stimmte des öfteren ein. Und so sagten denn die beiden Shigiten ihrer scheidenden Jugend Lebewohl.

Nun kam die Zeit der Rückkehr für Jerbol. Ehe sie sich trennten, öffnete Abai dem Freund sein Herz:

„Nein, Jerbol, ich rufe das Alter nicht herbei. Auch ich weiß, daß Jugend ein großes Glück ist. Was gäbe es Köstlicheres in der Welt! Doch will ich für die entschwundene Kinder- und Knabenzeit eine wahrhaft schöne, eine vernünftige und fruchtbare Jugend finden. Und auf diesem Wege harren neue Traumgestalten meiner. . . Wolite ich dir von ihnen sprechen, so fühltest du mit mir, was meine Brust sprengt. . . Nun wohl, du wirst es später erfahren!“

Es klang wie eine Beichte.

An diesem Tage sollte Abai vor seinem Vater erscheinen. Jerbol ritt heim in seinen Aul; Abai machte sich auf nach Karaschoky.

Der Abend dunkelte, als er sich dem Aul des Vaters näherte. In einem Hohlweg, der dicht mit Weidengestrüpp bewachsen war, kam ihm ein Reiter entgegen. Erst als

sie nah aneinander waren, erkannte Abai seinen jüngeren Bruder Ospan. Verwundert blickte er ihn an. Im ständigen Umgang mit ihm hatte er gar nicht bemerkt, wie groß und männlich Ospan geworden war. Aber nun stand der Achtzehnjährige vor ihm, hoch gewachsen und dabei breit in den Schultern, an Kraft und Größe Abai überlegen.

Ospan war im Galopp angekommen. Er erkannte den Bruder, brachte sein Pferd zum Stehen und plapperte sogleich drauflos:

„Stell dir nur vor. Heute ging ich zufällig zu Vater, und er fragte mich: ‚Sag, fastest du auch, betest du fünfmal am Tag, wie vorgeschrieben, und hältst du alle Pflichten eines frommen Moslems ein?‘ Also ganz wie die fragenden Engel beim Totengericht. . . Eigentlich wollte ich gleich ehrlich herausplatzen, daß ich von Sünden und Fasten gleichermaßen frei bin wie ein wilder Steppesel, aber ich habe es mir doch lieber verkniffen, es hätte bestimmt ein Donnerwetter gegeben. . . Ja, sagte ich, ich beachte fleißig alle Vorschriften. Vater war es zufrieden. Er lud mich an seine Seite und ließ mich den ganzen Tag mit knurrendem Magen neben ihm sitzen. Zum Sterben öde, sag’ ich dir! Vor Langweile hab’ ich fünfmal gebetet, wenn auch ohne Waschung\*. Abends nahm ich dann an seinem kärglichen Fastenmahl teil und fraß herzlos das Beste, was Vater aufgetischt wurde. Jetzt reite ich heim. Ein findiger Kerl, dein Bruder Ospan, er hat sogar deinen Vater hinters Licht geführt!“

Er lachte so ansteckend, daß Abai einstimmen mußte, aber in seinem Lachen war ein leichter Klang von Verachtung.

„Wüßte der Vater die Wahrheit, so wärest du schwerlich vergnügt davongeritten. Es ist doch ein lohnendes Geschäft, das Lügen!“

\* Ein Gebet ohne Waschung gilt als sündig. *Die Red.*

Immer noch lachend, gab er seinem Pferd die Gerte. Um eine Antwort verlegen, setzte Ospan ebenfalls sein Pferd in Gang, und sie ritten in verschiedenen Richtungen weiter.

In Karaschoky wandte sich Abai zuerst zum Haus der Kunke, wo sein Lieblingsbruder Kudaiberdy schon seit längerem krank darniederlag.

Er fand ihn auf dem hohen Bett, von quälendem Husten geschüttelt. Abais Kommen erfreute den Bruder sehr, sein fahlgraues Gesicht überzog sich mit fiebriger Röte. Ein langer schwarzer Bart, der ihm während der Krankheit gewachsen war, bedeckte seine Brust, und an dem abgezehrten, knochigen Leib traten blau die Adern hervor.

Bestürzt über das Aussehen des Leidenden, legte Abai die Oberkleider ab und setzte sich an das Bett.

Die Krankheit hatte langsam, aber stetig an den Kräften des Bruders gezehrt und sich seiner nun vollends bemächtigt. Abai, der ihn vor zwei Wochen zum letztenmal gesehen, war entsetzt, wie stark er sich derweilen verändert hatte. Kudaiberdy umschloß mit seinen kraftlosen Fingern Abais Hand, streichelte sie und sagte:

„Wie gut, daß du da bist.“

Abai drückte mit beiden Händen die heiße Rechte des Bruders und führte sie sacht an seine Brust. Schweigen war um die beiden, aber sie verstanden sich mit dem Herzen. Nach einem Weilchen fragte Kudaiberdy leis:

„Warst du beim Vater?“

„Nein, noch nicht. Ich wollte dich zuerst sehen“, erwiderte Abai.

Drei Knaben kamen aus dem Nebenzimmer angesprungen und entboten Abai artig ihren Salem. Es waren die Kinder Kudaiberdys, der Älteste bald zwölf, der zweite acht Jahre alt und der dritte, der Sohn der jüngeren Frau, noch ganz klein.

Abai hieß die Knaben näher treten und begrüßte sie freundlich. Die beiden älteren lernten schon, und Abai

unterließ es nie, sie zu fragen, was sie Neues dazugelernt. Auch jetzt kamen sie ohne Scheu auf ihn zu.

Kudaiberdys Augen hingen an den Kindern, die sich um Abai drängten, und seiner Gefühle nicht mehr mächtig, kehrte er sich zur Wand. Abai war die Regung des Bruders nicht entgangen. Er sprach ein Weilchen mit den Kindern, dann schickte er sie zu ihren Spielen zurück und setzte sich wieder zu dem Kranken.

Der deutete mit den Augen den Kindern nach.

„Was soll aus ihnen werden? Was steht ihnen bevor? Sie sind deine Brüder\*. Welch ein Los wird jedem von ihnen beschieden sein?... Ich bleibe tief in der Schuld meiner Kinder“, seufzte er. Und es war, als nehme er von ihnen Abschied.

Heiße Tränen rollten aus Abais Augen, die Stimme versagte ihm.

„Die Schuld will ich auf mich nehmen, Bruder. Ich werde deine Kinder, so gut ich es kann, auf meinen Schultern durchs Leben bringen.“

Der Kranke wollte den Tiefbewegten beruhigen:

„Weine nicht, du mußt nicht weinen.“

Einige Minuten vergingen in Schweigen. Kudaiberdy bezwang seine Erregung und wandte das Gesicht Abai zu, aber die Bewegung rief abermals einen würgenden Hustenanfall hervor. Abai hob die Decke und hüllte den Kranken sorglich ein.

Kudaiberdy lenkte nun das Gespräch auf anderes.

„Weißt du, warum der Vater dich kommen ließ?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„So will ich es dir sagen. Heute sind die Beamten angekommen, um die Wahl vorzunehmen. Vater hat sie in Shakips Aul untergebracht. Man spricht davon, daß in den neuen Kreisen neue Behörden eingerichtet werden.

\* Nach den kasachischen Geschlechtsbegriffen sind Nefte und jüngerer Bruder identisch. *Die Red.*

Vater möchte, daß die Wahl auf dich fällt. Was meinst du dazu?“

„Und was meinst du, was kannst du mir raten?“

„Wenn du meinen Rat hören willst, so lehne ab“, entgegnete Kudaiberdy sinnend. „Nicht Amt noch Titel verleiht dem Menschen wahre Würde. Davon haben wir uns schon überzeugt. Die Macht verdirbt nur, sie bringt dem Menschen keinen inneren Gewinn, sie ist ein Fluch für ihn. Vergeude nicht sinnlos deine Jugend!“

„Ja, Bruder, du hast recht“, stimmte ihm Abai ohne Bedenken zu.

„Soviel ich weiß, ist Takeshan sehr begierig, gewählt zu werden. Laß ihm das Amt, es wird ihn freuen“, schloß Kudaiberdy.

Bis zur Nacht blieb Abai bei dem Bruder. Der Kranke bat, eine Dombra zu bringen, und Abai spielte ihm unermüdlich vor. Angelockt von den süßen Klängen, kamen die Kinder herbei. Abai erzählte den Knaben aus Tausend-undeiner Nacht, weil er den Bruder in Schlaf lullen wollte. Mit angehaltenem Atem hörten die Kinder zu. Sie schwärmten für ihren Onkel, der so wundervoll sang und auf der Dombra spielte. Und als die Schlafenszeit kam, begann ein Streit zwischen den beiden jüngeren:

„Ich will bei Onkel Abai schlafen!“

„Nein, ich!“

Und beide Buben schlüpfen unter Abais Decke. Jeder wollte ihn zu sich ziehen. Erst als die Kinder eingeschlafen waren, kam er zur Ruhe.

Der Beamte aus der Bezirksstadt hatte tags zuvor Kunanbai einen Besuch abgestattet und ein längeres Gespräch mit ihm geführt. Es war klar, daß Kunanbais Meinung bei der Wahl eines Kreisverwalters nicht ungehört bleiben würde.

Seitdem das Gesetz über die Neuregelung der Verwaltung herausgekommen war, stand es für Kunanbai fest, daß er sich von jedem öffentlichen Amt fernhalten werde

Solange es noch Aga-Sultane gab, die über ein ganzes großes Gebiet herrschten, gefiel er sich in seiner Macht. Dann kam der Sturz, er war nur noch das Oberhaupt der Tobykty, aber auch da hatte er den ganzen Stamm in seiner Hand: in der flachen Hand, wenn er den Druck zu lockern guffand, in der Faust, wenn er fest zugriff.

Nun aber streckte die Obrigkeit ihre Fühler immer weiter und tiefer aus. Es gab keinen einheitlichen Tobykty-Stamm mehr, man hatte ihn in drei Kreise zerrissen. Und da war es wahrlich keine große Ehre, über ein lumpiges Drittel zu gebieten! Hielt man sich dahingegen klug abseits, so konnte man seinen Einfluß auf den ganzen Stamm bewahren. Das war Kunanbais erste Erwägung.

Als zweites wurde es immer schwieriger und unerquicklicher, mit dem Volk fertig zu werden. Aufsässige von der Art dieses Balagas erhoben dreist ihre Stirn, und man mußte gegen sie einschreiten. Täte er, Kunanbai, dies selber, so würden die alten Feindseligkeiten im Handumdrehen wieder aufflammen. Und wenn ein Waffengang mit einem Gleichen, wie Boshej es war, seiner Würde auch keinen Abbruch tat, so stand es einem Kunanbai gewiß nicht an, sich mit Grünschnäbeln herumzuschlagen.

Da war ein junger Mann vonnöten, mit einer festen Hand.

Mochten sich die Altersgefährten in den Haaren liegen. Sein graues Haupt war ihm zu schad. Die junge Brut war herangereift, mochte sie das Heft in die Hand nehmen, er würde auch durch sie seinen Willen durchzusetzen wissen.

Als drittes stand Kunanbai an der Neige seines siebennten Jahrzehnts und mußte ernstlich daran denken, sich unter seinen Söhnen einen Nachfolger heranzuziehen.

Nach reiflichem Überlegen fiel seine Wahl auf Abai. Auch hier lag der Vorteil deutlich zutage.

Abai war nicht unter seinem Einfluß großgeworden.

Die Haltung, die Reden des Sohnes zeigten an, daß ihm da ein strenger Richter erwachsen war. In den letzten Jahren hatte dies gar augenfällige Formen angenommen, besonders nachdem Kunanbai die Ehe mit Nurganym eingegangen war und Abai sich von ihm vollends zurückgezogen hatte. Kunanbai gab Ulshan die Hauptschuld daran. „Du hast den Sohn so herzenskalt erzogen“, hatte er ihr im letzten Sommer vorgeworfen.

Doch wie sehr sich auch der Sohn dem Vater entfremdet haben mochte, wußte Kunanbai dennoch, daß er klug, tatkräftig und scharf von Geist war. So schien ihm die Gelegenheit günstig, um den ihm immer ferner rückenden Sohn wieder näher an sich heranzubringen. Trübe Abai erst an der Bürde der Verwaltung, dann befände er sich, ob er wollte oder nicht, in seines Vaters Hand. Und anderseits durfte der Vater, falls der Sohn sein Jawort gab, beruhigt sein, daß viele Geschäfte, denen die übrige Jugend nicht gewachsen war, mit Abais Anlagen und Fähigkeiten wohl bewältigt werden konnten. Der Vater glaubte an ihn. Diesen Umständen und Erwägungen entsprang der Entschluß Kunanbais.

Als Abai kam, hatte der Vater eben seinen Tee beendet und schritt im Zimmer auf und ab. Die Decke war abgeräumt, der Teppich säuberlich gefegt. Takeshan, der Abai zuvorgekommen war, kniete abseits auf einem Bein wie ein frommer Koranschüler. Kunanbai hieß alle anderen den Raum verlassen und blieb mit seinen beiden Söhnen allein.

Er sprach zu beiden, doch man fühlte, daß seine Worte nur dem einen galten. Er sprach vom Alter, das seine Schatten über ihn werfe, er sagte, daß sein Leben in den kargen wie in den glänzenden Tagen von Unruhe, Bedrängnis und stetem Kampf erfüllt gewesen sei. Wofür habe er die Waffen geführt? Für das Glück, für die Zukunft seiner Söhne, seiner Kinder. Nun hätten seine Söhne das Mannesalter erreicht, und es wäre an ihnen,

das Heft in die Hand zu nehmen. Wer verstünde die heimlichen Dinge des Tages besser als sie, die sie Freund und Feind unter den Jungen besitzen? Sie würden im Kampf die besseren Wege finden. Seine beiden Söhne, die jetzt vor ihm sitzen, wären wohlbefähigt, wechselweis die Interessen des Stammes zu wahren. Doch heute könne nur einer von ihnen der Hüter sein, der andere käme morgen an die Reihe. Sie mögen daher die Würde einander nicht mißgönnen noch streitig machen. Der Vater habe Abai als Kreisverwalter im Sinn und wäre glücklich, wenn Abai seine Einwilligung nicht verweigere.

Kunanbai hatte vor Abai seit Jahren keine so lange Rede mehr gehalten.

Gedankenversunken schwieg der Sohn. Dann räusperte er sich und begann:

„Ich danke Euch, Vater, für Euer Vertrauen. Ihr habt wohl das Recht, des Lebens Last auf unsere Schultern abzuladen. Es ist an der Zeit, daß Ihr Euch fern vom mühseligen Getriebe der Ruhe erfreut. Doch wenn Ihr mich zum Kreisverwalter ausersehen habt, so widerstrebt das meinem Sinn, und ich möchte es mit allem Respekt von mir weisen. Takeshan ist älter und lebenskundiger als ich. Er wird sich besser dafür eignen.“

Bei den letzten Worten wandte sich Abai zu dem vor Freude übers ganze Gesicht glänzenden Takeshan, der jedoch weiter in der Haltung eines gottergebenen Scholaren verblieb.

Er sah aus wie ein Mulla, der bei einem Leichenbegängnis mit Trauermiene auf reiche Gaben luchst.

Kunanbais Blick ging forschend über den Sohn. Er fragte ihn zweimal nach dem Grund seines Verzichts.

Beim erstenmal antwortete Abai nur kurz: „Ich kann es nicht.“ Doch als der Vater weiter in ihn drang, sagte Abai vieles.

Einer, der das Volk regiere, müsse ein gereifter Mann sein, während er, Abai, sich nicht als dies bezeichnen

könne. Die Macht in eines Unkundigen Hand sei wie ein Schabmesser in der Hand eines Kindes: entweder verstümmelt es sich, oder es schneidet andere. Es sei Abai nicht um sich selber zu tun, doch könne er nicht umhin, das Volk zu bedauern, das seiner unzureichenden Regierungskunst würde ausgeliefert sein. Dies sei der Grund für seine Weigerung. Sobald er sich an Wissen stark genug fühle, um dem Volke förderlich zu sein, sobald er merke, daß es soweit ist, wird er ohne Aufforderung zum Vater kommen — darauf gebe er sein Wort. Aber jetzt bitte er, seinem Wunsch zu willfahren. . .

Kunanbai wußte sich mit anerkennenswerter Geschwindigkeit umzustellen und trug sogleich Takeshan das Amt an, der auch zugriff, ohne sich viel bitten zu lassen.

Fünfzehn Tage später war Takeshan in aller Form in die neue Würde eingesetzt und verfehlte nicht, sich alsbald in seinem Glanz zu zeigen.

An Ratgebern fehlte es ihm nicht. Sowohl Kunanbai als auch Maibassar und Shakip wurden nicht müde, ihm Rat und Belehrung ins Ohr zu flüstern.

Der neue Kreisverwalter begab sich als erstes in die Stadt und überbrachte bei dieser Gelegenheit einen Salem des Kunanbai, in dem der den Tinibai bat, dem Sohn in allen städtischen Angelegenheiten ein Freund und Helfer zu sein. Es handelte sich nämlich darum, daß der Semipalatinsker Bezirkschef in recht nahen und freundschaftlichen Beziehungen zu Tinibai stand. Auf diese Weise gelang es Takeshan, schon bei seiner ersten Reise manche ziemlich verfahrenere Angelegenheit zu seiner Zufriedenheit zu regeln. Kunanbai hatte allerdings schon bei dem Beamten vorgebaut, der während der Wahlen bei den Tobykty weilte. Hauptsächlich ging es hier um Balagas und Abylgasy.

Takeshan brannte darauf, seine neue Macht augenfällig zu erweisen, und er strengte sich gar mächtig an,

mit Balagas und Abylgasy abzurechnen. Unmittelbar nach Takeshans Rückkehr aus der Stadt, rüstete der neue Bezirkschef in Semipalatinsk einen Trupp von fünf bewaffneten Männern aus und sandte ihn in den Tschingis.

Shumagul, den Takeshan gleich nach seiner Ernennung samt einem jungen Shigiten namens Karpyk zum Boten bestellt hatte, machte den Führer der Gendarmen. Spätnachts brachte er sie in die Kreiskanzlei, damit niemand von ihrer Ankunft erführe. Takeshan und Maibas sar gaben ihnen noch zehn Shigiten zur Verstärkung mit, und in derselben Nacht brach die kleine Truppe auf, zu den Shigitek.

Es mußte schon ein Fall sein, der alle gewohnten Begriffe überstieg, wenn Gendarmen zur Hilfe herbeigerufen wurden. Und deshalb legte sich eine bange Angst über die Aule, über alt und jung, als die waffenklirrende Jagd an den Aulen vorüberbrauste.

In den Tschingisbergen spürten sie ohne viel Mühe den Balagas und seine Leute auf. Es kam zu einer längeren Hetzjagd und dann zum erbitterten Strauß, bei dem die mit der Gegend nicht vertrauten Gendarmen sogleich ihre völlige Ohnmacht erwiesen. Sie ritten gar jämmerlich auf den steilen Wegen, hielten sich krampfhaft am Sattel fest und wurden doch umhergeworfen wie schlecht angebundene Säcke. Dabei blieben sie weit hinter den Verfolgten zurück. In jeder zufälligen Steinanhäufung in der Ferne argwöhnten sie einen Hinterhalt, und dann zogen sie lange Rohre hervor und guckten hinein, ohne sich zu beeilen. Shumagul, der die Flüchtenden schon von weitem erkannt hatte, glaubte, er müsse vor Ungeduld platzen, als er diese zaudernde Gemächlichkeit sah. ‚Mit dem Soil möchte ich auf die verdammten Röhren hauen‘, dachte er zähneknirschend. Aber er konnte nichts tun, und der Trupp bewegte sich mit derselben Langsamkeit weiter.

Balagas wurde dessen bald gewahr. Er brachte sein

Pferd zum Stehen, wendete und hielt Umschau. Weit voran galoppierten die Irgisbai; er unterschied Shumagul, Karyk und andere Shigiten.

Entschlossen, sich um keinen Preis zu ergeben, befahlen Abylgasy und Balagas ihren Leuten, sich durch eine der schmalsten Schluchten des Tschingis zurückzuziehen, während sie selbst und Adilchan hinter einem vorspringenden Felsen Aufstellung nahmen.

Shumaguls Trüpplein sprengte in aufgelöster Ordnung heran, in vollem Glauben, der Feind sei weit. Balagas ließ Shumagul und Karyk ungehindert an sich vorüberreiten. Dann fiel er hinterrücks über sie her. Drei Angreifer standen den beiden Angegriffenen gegenüber. Die Birkensohle und die schwarzen Schokpare führen nur zwei- oder dreimal durch die Luft. In einer Minute hatten Balagas und seine ebenso kräftigen, behenden Gefährten die beiden aus dem Sattel geschlagen und jagten mit deren Pferden davon.

Den Gendarmen sank der Mut. Einem Gegner, der ihre Vorhut so rasch niedergeschlagen hatte, wollten sie nicht länger nachsetzen. Sie drängten sich verstört zusammen, wechselten ein paar Worte und kehrten dann stracks wieder um.

Dafür ließen sie ihre Wut an der schutzlosen Bevölkerung aus und plünderten, was ihnen unter die Hand kam. Sie fielen über Kaumens und Karaschas Aule her und trieben das ganze Vieh weg; dasselbe geschah mit Urkimbai. Den Armen nahmen sie die letzte Kuh. Derlei hatten die Tobykty bisher weder gehört noch gesehen. Wie schwer die Strafe einen Schuldigen mitunter auch traf, verfuhr man doch stets nach dem Grundsatz: „Wes Hand gefehlt, des Hals gestrählt.“ Aber was Takeshan tat, stellte alles Bisherige in den Schatten. Er entriß Kindern und Greisen den letzten Bissen.

Eine große Erregung bemächtigte sich der Shigitek, als sie das Ungeheuerliche vernahmen.

„Was geht auf der Welt vor? Nun sehen wir, woher der Wind weht. Es ist schon so, wie man sagt: ‚Was der Hund begangen, muß der Kranich büßen!‘“ riefen sie voll Empörung.

Die Kunde erweckte auch bei den Kotibak und Boken-schi tiefe Entrüstung, die mit den Shigitek nah verbunden waren. Am ungerechtesten erschien, daß der gänzlich unbeteiligte Kaumen hatte dran glauben müssen, von dem doch allgemein bekannt war, daß er jegliche Bande mit Balagas längst zerrissen hatte. Auch Urkimbai stand in keinerlei Verbindung mit den Dieben.

Im Volk wußte man nicht genau, wer der Urheber dieses Gewaltaktes war, doch alle Gemüter waren aufs höchste aufgebracht, und die Spannung wurde immer größer.

„Nun ist wieder das Unglück im Land“, hörte man allenthalben seufzen.

Takeshan verlegte die Kreiskanzlei in seinen Aul in Mussakul. Er umgab sich mit Dolmetschen und Boten, zog Ratgeber wie Maibassar und Shakip heran. Kurz, bald drängte sich ein zahlreiches Gefolge um ihn, von dem jeder im einzelnen auf Balagas böse zu sprechen war und daher gern die Gelegenheit wahrnahm, um seinen Haß am ganzen Shigitek-Geschlecht zu kühlen.

Die Strafexpedition verfolgte ja auch im Grunde nur den Zweck, das Volk einzuschüchtern und den Dieben Furcht einzujagen.

Drei Tage später gingen die auswärtigen Gendarmen wieder nach Semipalatinsk zurück, nachdem sie am Abend zuvor noch einen Streifzug in die Berge unternommen hatten. Aber wie sehr sie sich auch mühten, der Flüchtigen Spur zu entdecken, wurden sie weder des Balagas noch eines der Seinen habhaft.

Als der Trupp fort war, ging Takeshan daran, Zeugen-aussagen, Beschwerden und sonstige Akten zusammen-

zutragen, die er säuberlich abschreiben und nach Semi-palatinsk schicken ließ.

Abais Unwillen war schon erwacht, als er hörte, Takeshan habe Gendarmen angefordert. Aber als er nun von den weiteren wüsten Ausschreitungen seines Bruders vernahm, packte ihn die Wut, und er warf sich aufs Pferd.

In Mussakul fand er Basaraly, der Takeshan im Beisein Abais mit heftigen Vorwürfen überhäufte.

„Willst du durchgreifen, so tue es, aber wende dich gegen Verbrecher und nicht gegen friedliches Volk, das sich ohnehin nur mit Not durchs Leben bringt. Gib ihnen ihr Vieh zurück, wenn du nicht willst, daß Frauen und Kinder deinetwegen Hungers sterben! Ihr ganzes Leben hängt an den paar Kühen, Schafen und Ziegen, die du ihnen weggenommen hast. Verstehe es doch. . .“

Aber Takeshan ließ sich nicht einmal zu einer Erklärung herbei.

„Das ist erst der Anfang!“ tobte er los. „Ich mache nicht halt, eh' ich Balagas und Abylgasy nicht in meiner Gewalt habe! Nicht ich, sondern sie säen das Unheil.“

Da schrie Basaraly in ausbrechendem Zorn:

„Sag es doch offen heraus, daß du das ganze Volk in Fesseln schlagen willst, eh' du den Balagas nicht gefangen hast.“

„Seit wann bist du der Schiedsrichter hier?“ höhnte Takeshan boshaft. „Wer hat dich dazu bestellt? Freue dich lieber, daß ich dich nicht als Geisel nehme für den Balagas. Oder dünkt es dich wenig Nachsicht von mir? Jedenfalls sei gewarnt: wenn Balagas weiter sein Unwesen treibt, wirst du mir die Verantwortung für ihn tragen. Und du wirst mir nicht entschlüpfen, glaube mir!“

Die Drohung verfehlte indes ihre Wirkung auf Basaraly, und er entgegnete gelassen, doch mit schneidender Schärfe:

„Ich meinte, mit einem verständigen Menschen zu reden, doch nun sehe ich, daß ich eine Streitaxt vor mir

habe, eine blinde Streitaxt, weiter nichts. Ich habe meine Worte umsonst an dich verschwendet, ebensogut hätte ich mit deinem Boten reden und heimgehen können.“ Und er erhob sich.

Abai wollte sich einmischen und dem Bruder sagen, daß er unrecht habe. Aber er wurde von Takeshan schon beim ersten Wort herrisch zurückgewiesen:

„Schweig! Das geht dich nichts an!“

Abai wandte ihm den Rücken und ging in die Kanzlei

Hier sah er die fertigen Akten und Schreiben, die, den Shigitek zum Verderben, aufs sorgfältigste abgefaßt und fein säuberlich mit Siegel und Unterschriften versehen waren. Sie sollten noch am selben Abend durch „Federpost“ in die Stadt abgehen. Auch dies erfuhr Abai und ließ es Basaraly wissen.

„Diese verbohrtten Hartschädel beschwören etwas Furchtbares herauf. . . Am liebsten möchten sie ein neues Tokpanbet und Mussakul anrichten. Doch das Volk mag seine Ruhe bewahren und nicht erschrecken: ein Windstoß ist noch kein Sturm“, sagte Abai.

Darauf entgegnete ihm Basaraly, er sei nicht aus eigenem Antrieb hergekommen, sondern im Auftrag seiner Sippenbrüder, die ihren letzten Gaul verloren haben. Abai bat ihn, er möge sich ein Weilchen gedulden. Er führte Maibassar, Shakip und Takeshan zur Seite und redete zornentbrannt auf den Kreisverwalter ein:

„Vor einer Kraftprobe mit Gleichen weichst du feige zurück, aber gegen Weiber und Kinder bist du ein Held! Du hast den Darbenden, den vom Dshut Beraubten, den letzten Schluck Milch vom Munde gerissen. Kennst du keine Scham? Oder meinst du vielleicht, man werde dich bei den Behörden dafür beloben? Das ganze Volk hast du in Aufruhr gebracht; schon brennt dir der Boden unter den Füßen. Versuch nur, deinen Posten zu behalten!“ Und nachdem er Takeshan auf diese Weise einen Schreck

eingejagt hatte, wandte er sich an Maibassar und Shakip und sagte voll Verachtung: „Ihr konntet ihm wohl auch nichts Besseres raten? Schämen solltet ihr euch! Gebt dem Volk auf der Stelle das geraubte Vieh zurück!“

In Takeshan kochte es, doch er hielt sich zurück; auf einen Wortwechsel wollte er es jetzt nicht ankommen lassen. Er erinnerte sich noch allzu gut, wie inständig der Vater Abai bewogen hatte, er sollte das Amt des Kreisverwalters übernehmen. Wenn Takeshan sich den Mund verbrennt und Abai im Recht bleibt, dann würde seine, Takeshans Lage sich ganz bedenklich gestalten. Kein Mensch konnte voraussagen, wie Kunanbai sich in einem solchen Fall verhalten wird. Vielleicht schob er doch noch den Abai vor? Ja, wenn man rechtzeitig wüßte, was der Vater denkt. . . Aber der hüllte sich vorerst in Schweigen, und es war unbekannt, ob er Takeshans Machtpolitik gegen die Shigitek guthieß oder verwarf. Daher gab sich Takeshan den Anschein, als denke er angestrengt nach, und unterdrückte die scharfe Antwort, die ihm auf der Zunge lag.

Wie es auch war — Abais Drohungen wollten ernst genommen werden. Zwar waren Takeshan und Maibassar noch keineswegs zum Nachgeben geneigt, doch Shakip, der Klügere, gab kühler Überlegung Raum. Und kaum hatte Abai sich entfernt, als er emsig auf seine beiden Gefährten einzureden begann:

„Wir täten am besten daran, den Fall an die Bezirksbehörden weiterzuleiten. Sorgt nur dafür, daß die Akten gehörig zurechtgestutzt und schnellstens abgeschickt werden. Wir werden die Klügeren sein, wenn wir nur die Aufrührer selbst bestrafen, die anderen aber aus dem Spiele lassen. Und was das Vieh angeht . . . ja, das werden wir wohl zurückgeben müssen.“

Und tatsächlich ging das Vieh schon in den nächsten Tagen an die Eigentümer zurück — Basaraly hatte erreicht, was er wollte. Aber er ließ die Shigitek von

Takeshans Drohungen wissen und versäumte nicht zu sagen, daß allerlei Anklageakten und sonstige höchst belastende Schriften auf dem Wege in die Stadt begriffen seien und daß dort ein großes Gerichtsverfahren gegen Balagas und seine Leute angezettelt werden solle. Trotz seines Zerwürfnisses mit dem Bruder, schickte er täglich einen Boten in den Aul des Karascha und setzte ihn über alles in Kenntnis.

Drei Tage vergingen, ohne daß sich etwas ereignet hätte. Aber plötzlich verbreitete sich eine Schreckensnachricht durch den Tschingis: Räuber hatten Takeshans Eilpost nach Semipalatinsk überfallen. Dies geschah an der Grenze des Tobykty-Gebiets, im Engpaß Mukur. Wirren und Hader würden nun kein Ende nehmen!

Die Akten, die Takeshan gegen Balagas und seine Mithelfer fabriziert hatte, waren tatsächlich mit Eilpost von Mussakul abgegangen. Sie ruhten wohlverpackt in prall gefüllten Quersäcken und wurden von drei Reitern — Shumagul, Karyk und einem anderen Shigiten — nach Semipalatinsk gebracht. Die Reiter, mit Federn an den Hüten, brausten wie der Sturmwind dahin. In den Siedlungen, wo sie die Pferde wechselten, richteten sie ein wüstes Durcheinander an und johlten unaufhörlich: „Achtung, Eilpost. . . Federpost!“

Einen Tag und eine Nacht waren sie schon unterwegs und sollten in der Nacht darauf in Semipalatinsk eintreffen, als ihr Weg sie durch den Engpaß von Mukur führte.

Hier aber wuchsen unvermittelt berittene Männer vor ihnen auf. Sie sprengten heran, packten die Boten und warfen sie mit kraftvoller Hand aus dem Sattel.

Drei standen gegen drei und wurden mühelos ihrer mächtig. Ohne einen Laut verrichteten die Angreifer ihr Werk, mit schwarzverhüllten Gesichtern. Nachdem sie die Quersäcke an sich gerissen, warfen sie sich wieder aufs Pferd und waren im nächsten Augenblick verschwunden.

Die Nachricht von Takeshans Eingabe und von der bevorstehenden Eilpost war auch in den Aul des Adilchan gedrungen. In aufbrausendem Zorn hetzte er den Boten nach, ohne auch nur Balagas und Abylgasy von seinem Vorhaben zu verständigen. Der vierschrotige, kräftige, muskelgewandte Adilchan beobachtete die Eilboten aus der Entfernung und folgte ihnen nach, ohne selbst gesehen zu werden. Als diese in einer Jurte einkehrten, um sich an Tee zu laben, preschte Adilchan mit seinen zwei athletisch gebauten Naiman-Shigiten voran. Zu dritt führten sie ohne Schwierigkeit ihren Plan aus und kehrten nach vollbrachter Tat in die Tschingisberge zurück.

Aber eins hatte Adilchan nicht bedacht: eine solche Verwegenheit mußte schlimme Folgen nach sich ziehen und konnte nach dem Gesetz traurig enden. Doch wie dem auch sei — die Tat war geschehen.

Hinter dem Tschingis, wo das Weideland der Tobykty an das des Syban-Stammes stieß, standen drei kleine und ärmliche Aule, die Balagas und den Seinen als Unterschlupf dienten. Als Balagas zum erstenmal hierhergekommen war, fing man Feldgetier mit Fangeisen, so groß war der Hunger. Seither ging es sichtlich besser in den Aulen. Balagas hatte für Milchkühe und Pferde gesorgt.

Nach dem Überfall auf die Eilpost, suchte Adilchan einen dieser Aule auf. Dort fand er Abylgasy und Balagas.

Sie zollten seiner Kühnheit Bewunderung, und alle drei kamen zu dem Schluß, das Geschehene sei nicht zu bereuen.

„Jetzt galoppiert der Kreisverwalter abermals in die Stadt. Es kommen wieder Gendarmen, und das Ganze beginnt von neuem. Ein Dummkopf, wer ruhig sitzt und wartet, bis sie ihn binden. Lassen wir die Pferde drei, vier Tage ausruhen, richten wir Proviant her für die Reise und dann — heida! — zu den Naiman! Bald fangen die Fröste an. Bis zum Sommer können wir dort abwarten,

und bis dahin wird sich alles beruhigt haben“, so beschlossen sie.

Aber Kunanbai war listenreicher, als sie geglaubt. Er rief sogleich Takeshan und alle Greise der Irgisbai zu sich, desgleichen Baissal, Sujundik und andere Älteste

„Balagas' Übermut übersteigt alles Maß. Jetzt kenne ich keinen Einhalt mehr, bis daß ich die Frevler unter dem Boden sehe! Wer wagt es, noch ein Wort zu ihren Gunsten einzulegen? Wer unterfängt sich, die Diebe ihrer Strafe zu entziehen? Einen solchen laß ich in der Verbannung modern, oder ich wäre nicht Kunanbai!“ rief er, vor Zorn am ganzen Leibe bebend.

Er fragte nicht; er hatte die Männer nur zu sich befohlen, um ihnen seinen Ratschluß mitzuteilen und sich ihrer Zustimmung zu versichern. Takeshan schickte er, um den Eindruck noch zu verstärken, ohne Aufschub in die Stadt.

„Bring einen Trupp Gendarmen her, auf daß sie mit dem Aufrührerpack Schluß machen!“ rief er herrisch.

Die Ältesten entfernten sich. Alles wartete auf die Ankunft des bewaffneten Trupps. Aber dies war nichts als ein Manöver Kunanbais, eine Finte, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Noch in der gleichen Nacht rüstete er in aller Heimlichkeit dreißig Shigiten aus. Es war eben die Nacht, in der Adilchan bei Balagas und seinen Gefährten ankam.

Sechs Jagdhunde gab Kunanbai den Shigiten mit, und er befahl ihnen, die Schokpare, Schlagkugeln und Säbel sorglich in ihren Gewändern zu verstecken. Kaum eine Stunde dauerten die Vorbereitungen, und dann verlor sich der Trupp in der Finsternis, in der Richtung zu den Tschingisbergen. Aber Takeshan hatte keine Ahnung, wo Balagas zu suchen sei. Den genauen Ort nannte ihm Kunanbai, obgleich der den Nachforschungen fern ge- standen.

Als der Morgen graute, stürmten Reiter von allen Seiten herbei und umzingelten die drei Aule.

Der Wachtposten des Balagas hatte wohl bemerkt, daß sich berittene Männer mit Hunden auf dem Bergrücken zeigten, doch hielt er sie für Jäger. Hinter dem Tschingis wird auch im Spätherbst noch viel gejagt, bis der Schnee die Berge und Täler zudeckt. Dadurch getäuscht, schlug der Posten keinen Alarm. Balagas, der Tapfere, der kühne Shigit, war in eine Falle geraten.

An der Spitze der Häscher galoppierte Isgutty. Seinen langen Degen gezückt, drang er allen voran ins Haus. Nicht ahnend der Gefahr schliefen die Shigiten. Es waren ihrer zehn.

Mit dem flachen Säbel schlug Isgutty den Balagas über den Leib. Der sprang, von Entsetzen gepackt, vom Lager.

„Alles verloren! Oh, Fluch über mein Haupt!“ rief er wehklagend.

Das war das Ende. Sie wurden überwältigt.

Dann führte man sie aus dem Haus und setzte sie auf die Pferde, je zwei Mann auf ein Tier. Um jedes Pferd drängten sich fünf bis sechs Häscher.

Isgutty, den Säbel entblößt, wich nicht von Balagas' Seite.

Nur einer der zehn Gefangenen entwich, und das war Abylgasy. Gegen Abend wisperte er mit seinem Vordermann, und sie zügelten das Pferd, das unmerklich zurückblieb. Der Shigit Kunanbais, der sie bewachte, war von den schlaflosen unruhigen Nächten so schlapp, daß er mit geschlossenen Augen im Sattel schwankte. Den Schokpar trug er unter dem Knie, aber er hielt ihn nicht mit der Hand fest.

Als der Weg durch eine gewundene Schlucht lief, in der sich Steinmassen regellos türmten, zog Abylgasy leise den Schokpar unterm Knie des Schlafenden hervor. Im nächsten Augenblick hatte er den Mann aus dem Sattel.

gerissen und schwang sich mit einem geschmeidigen Satz auf das frei gewordene Pferd. Der Shigit war vom Schlaf und vom Fall so benommen, daß er anfangs nicht wußte, was ihm geschah. Als er zu sich kam, zerterte er entsetzt am Zügel des erschöpften Pferdes, das nur noch den zweiten Gefangenen trug, und schrie gellend auf.

Aber Abylgasy war schon auf und davon.

Bis die anderen begriffen und der Lärm, die Ratlosigkeit sich legten, hatte der Flüchtige schon eine ansehnliche Strecke zwischen sich und seine Häscher gebracht. Die Dunkelheit nahm zu. Isgutty, der fürchtete, wenn er dem einen nachsetzte, würden ihm auch die anderen entweichen, befahl, den Marsch fortzusetzen und nicht mehr haltzumachen. Aber nun beschloß er selber den Zug.

Unweit von Karaschoky schickte er einen Mann voraus, um Kunanbai zu melden, daß die Diebe gefangen seien. Auch ließ er fragen, ob nicht Kunanbai selber sie zu sehen und zu vernehmen wünsche.

Doch Kunanbai gab nur eine kurze Anordnung:

„Führt sie nach Mussakul. Sagt Takeshan und dem Schreiber, sie sollen die Gefangenen noch heute nach Semipalatinsk weiterbefördern. Man setze sie in Wagen, gebe ihnen eine verschärfte Wache mit und liefere sie ins Gefängnis ein. Dies hat rasch zu erfolgen, ohne daß die Hand stockt oder der Sinn zaudert.“

Takeshan erfüllte gewissenhaft seines Vaters Befehl. In tiefer Nacht brach der Zug mit den Gefangenen nach Semipalatinsk auf, wo sich die Gefängnisportalen hinter ihnen schlossen.

Und so erfuhr das Volk erst von der Verhaftung des Balagas und der Seinen, als diese schon in weiter Ferne waren.

Sowohl Kunanbai wie der neue Kreisverwalter erinnerten an einen Kater, der die Maus zwischen den Zähnen hält, wild knurrend das Fell sträubt und mit den

Augen funkelt, Sie sprachen nur mit schäumender Erregung von dem, was geschehen, und stellten sich als die schuldlosen Opfer hin. Schon nach drei Tagen hörte man sie beständig klagen:

„So können nur geschworene Feinde handeln. Sie haben die Amtspapiere vernichtet, sie wollten Takeshan ins Unglück stürzen.“

Oder:

„Ja, sie wollten Takeshan um Kopf und Würden bringen. Hat man je etwas so Schurkisches gesehen?“

Aber der Lärm und das Feuer der Empörung wurde von Kunanbai und Takeshan nur künstlich geschürt. Sie riefen Gewitterwolken herauf, damit der Donner andere Zwecke übertöne.

Auch in früheren Zeiten herrschte Hader und Streit zwischen den Geschlechtern, aber nie war es vorgekommen, daß ein Kasache einen Gegner hinter Kerkermauern gebracht oder in unbekannte Fernen zur Zwangsarbeit verschickt hätte. Die Männer um Kunanbai wußten nur zu gut, daß das Volk, sobald es erst erfaßt, was geschehen, die Einkerkelung am schwersten hinnimmt. Die lärmenden Klagen und das ganze Aufsehen sollten nur diese in der Steppe beispiellose unerhörte Strafe rechtfertigen.

Solange Kunanbai selber an der Macht stand, hatte er nie zu derlei Mitteln gegriffen. Doch diesmal ließ er es auf das Wagnis ankommen. Was Balagas und seine Leute getan hatten, war eine Herausforderung sondergleichen und konnte den Glauben an Kunanbais Macht und Stärke erschüttern. Kunanbai wußte dies, und es gab ihm die Entschlußkraft.

Er sah in der Tat des Balagas nicht einen bloßen Pferdediebstahl — die jüngsten Reden des Basaraly und die Handlungsweise des Balagas entsprangen einer gemeinsamen Wurzel. Dafür fehlte es nicht an Beweisen: Balagas hatte nicht wahllos gestohlen, sondern sich

hauptsächlich unter den Irgisbai seine Opfer gewählt. Und wenn seine Leute die Armen verschonten, so hieß es, daß im Volk die Sympathie für die Räuber von Tag zu Tag stieg.

Und was geschähe, wenn das ganze hungernde und notleidende Volk sich auf die Seite der Räuber schlug? Kaltes Entsetzen packte Kunanbai bei diesem Gedanken. Die Gefahr war groß, und sie trieb ihn zu raschem schonungslosem, durchgreifendem Handeln. Kunanbai wollte abschrecken, und er säte Schrecken: die harte Bestrafung der Aufrührer sollte anderen eine Mahnung sein.

Aber wie geflissentlich er seine wahren Zwecke auch zu verschleiern trachtete, wurden sie doch schon von dem oder jenem erraten.

Kunanbais unbarmherziges Vorgehen wurde vom Volk nicht unterstützt noch als berechtigt empfunden. In den Augen des Volkes waren Gefängnis und Verbannung eine unmenschliche Grausamkeit. Baissal und Sujundik dagegen schwankten: als Mitbestohlene waren sie innerlich geneigt, das rigorose Verfahren gutzuheißen, doch fehlte es ihnen an Mut zu einem offenen Bekenntnis. So hockten sie lieber in ihren Aulen und zeigten sich nicht.

Kunanbai hatte ein helles Ohr für alles, was bei den Shigitek und vor allem im Aul des Baidaly vorging.

Heiße Empörung hatte die Shigitek ergriffen. Auch Baidaly ließ seiner Entrüstung freien Lauf. Er bedauerte die Eingekerkerten, verurteilte die Maßnahmen des Kreisverwalters mit heftigen Worten und sprach in aller Öffentlichkeit:

„Wird man es je erleben, daß Kunanbai vor dem Volk Scham oder Achtung empfände? Hätte er die Strafe noch mit eigener Hand oder durch Stammesbrüder vollzogen, so würde niemand Mitleid fühlen. Aber wie will er nun dem Volk in die Augen blicken? Er gleicht dem Wolf,

der sein eigenes Junges zerreißt! Die jungen Shigitek werden in ihm nur einen Henker erblicken!“

Baidaly war ein furchtloser Mann — mochte Kunanbai getrost seine Meinung hören, er hielt nicht damit zurück.

Und Kunanbai hörte sie. Dieser Schlund mußte geknebelt werden. Und er wälzte in seinem Haupt Pläne, noch schwärzer als zuvor.

„Die Shigitek leisten dem Diebstahl Vorschub und begünstigen die Diebel! Also sind sie mitverantwortlich“, ließ er Takeshan durch Boten sagen.

Nach diesem eindeutigen Auftrag erweiterten Takeshan und Maibassar eilends die Liste der Täter von neun auf dreißig Namen, darunter auch Karascha, Kaumen, Urkimbai und die Shigitek, denen sie letzthin das Vieh wiedergegeben hatten. Nicht genug damit, erklärten sie sogar den Basaraly schuldig. Als sie darüber berieten, sprach Maibassar zu Takeshan:

„Begreifst du nicht, wie das mit dem Raubüberfall auf die Post zusammenhing? Erwinnere dich doch mal. . . Basaraly war hier und hat alles ausgeschnüffelt. Dies getan, ritt er schleunigst in seinen Aul und wiegelte den Adilchan auf. Ich höre noch, was er uns damals vor aller Ohren frech ins Gesicht gesagt hat. Jawohl, er ist der Anstifter, er steckt dahinter. Gibt sich als die Harmlosigkeit selber aus, aber in Wirklichkeit ist er noch arglistiger als die anderen!“

Auch Takeshan trug dem Basaraly so manches nach: der wetzte beständig die Zunge, er war boshaft und lästerte gern. Außerdem trug er ein hochfahrendes und selbstbewußtes Wesen zur Schau. Wenn Balagas morgen in die Verbannung ging, würde sich Basaraly sofort zu seinem Beschützer aufschwingen und nichts als Unruhe und Widersetzlichkeit säen. Und Takeshan stimmte Maibassar bereitwillig zu:

„Ich teile Eure Meinung voll und ganz, das ist der Mann, an den wir uns halten müssen!“

Und so kam Basaraly in die Verbrecherliste.

Baidaly erfuhr von der neuen Liste und ließ den Basaraly zu sich kommen. Sie sprachen lange Aug in Aug, und Baidaly faßte in Worten zusammen, was ihm schon lange quälend auf dem Herzen lag.

„Muß ich doch immer meine eigene Torheit bereuen. Wie oft habe ich schon in den von Kunanbai geschürten Flammen geschmort, und jedesmal legt er mich aufs neue herein... Auch jetzt ist es wieder dasselbe Unglück mit mir. Den ganzen Sommer haben wir ihm nach dem Munde geredet, der Balagas und seine Leute seien ein Räuberpack, und sogar den Henkerstrick haben wir ihm drehen geholfen. Und erst jetzt, wo ich alles gründlich durchdacht und abgewogen habe, bin ich dahintergekommen, daß es nicht Diebstahl, sondern eine tapfere Mannestat war... Ja, sie übten Vergeltung für begangenes Unrecht... Kannst du mir einen einzigen Hungernden weisen, der sie verfluchte? Wie soll ich Männer von meinem Blut, Männer mit edlen, mutigen Herzen Diebe nennen? Kunanbais Untat hat mir die Augen geöffnet... Er will auch Kaumen, ja selbst Urkimbai aus dem Wege räumen. Wer wird übrigbleiben? Meinst du, daß er auch nur einen schont? Sollen wir abermals den Pfad der Zwietracht beschreiten? Er möge uns Antwort geben. Laß dies unseren Salem sein, den Salem der Shigitek! Setz dich aufs Pferd und reite flugs zu Kunanbai. Du führst eine beredte Sprache und hast Feuer in dir. Und wenn er dir sagt, daß er auf seinem Vorhaben beharrt, so sage ihm rückhaltlos alles, was wir von ihm denken, und schone ihn nicht.“

Basaraly teilte Baidalys Meinung und machte sich sogleich auf den Weg. Aber er ritt nicht nach Karaschoky, sondern begab sich zuerst nach Mussakul, da weder er noch Baidaly mit Gewißheit wußten, wer in der Liste stand. Auch von Kaumen und Urkimbai hatten sie nur gerüchtweis erfahren.

Doch unterwegs schlug Basaraly abermals eine andere Richtung ein: er wandte sich nach Shidebai.

Abai war zu Hause. Er hatte erst vor kurzem von Takeshans und Maibassars neuen Gewaltakten vernommen, und seine Empörung war groß.

„Sie hausen wie Besessene! Im Volke gärt es, und der Haß kann jeden Augenblick aufspritzen!“ sagte er.

Abai hatte Jerbol schon nach Mussakul geschickt, damit er Genaueres erfahre, wer in der Liste genannt sei. Der kam zurück, während Basaraly mit Abai sprach. Er war einsilbig und verstimmt. Abai fragte ihn sogleich nach der Liste, doch Jerbol schien verlegen und wich einer geraden Antwort aus. Offenbar beirrte ihn die Anwesenheit Basaralys. Aber Abai forderte ihn zum Sprechen auf:

„Sage getrost, was du weißt. Es gibt hier nichts zu verheimlichen...“

Nun sprach Jerbol offen.

„Oh, dieser Takeshan und Maibassar! Die beiden bringen noch alle ins Grab. Sie werden nicht Ruhe geben, bis sie das ganze Volk mit ihren Zähnen zerknackt haben!“ rief er mit Zorn im Blick.

Und nun zählte er auf, wer in der Liste stand: es waren Greise und jüngere Männer, die nichts mit den Dieben zu tun hatten. Als der Name Basaraly fiel, stutzte Abai, dann wich alle Farbe aus seinem Gesicht.

„Wie... sind diese blinden Verderber denn von allen guten Geistern verlassen?“

Basaraly hörte zum erstenmal, daß er selbst in diese Angelegenheiten hereingezogen wurde. Aber nichts verriet Furcht oder Bestürzung an ihm. Im Gegenteil, er wahrte seine volle Ruhe und lachte verächtlich. Nur sein blasses Gesicht färbte sich tiefrot vor Zorn. Abai und Jerbol blickten verwundert zu ihm auf.

„Ich war heute Zeuge, wie Baidaly bekannte, daß er gefehlt hat“, begann Basaraly. „Nun ist die Reihe an mir.“

Vielleicht bin ich wirklich ein räudiges Roß, das sich abseits von der Herde tummelt. Ich habe mich von meinem eigenen Bruder losgesagt, auf daß kein Schatten seiner Tat auf mich falle, auf daß kein Mensch mich einen Dieb schelten könne. Aber nun weiß ich, sie sind keine Diebe, sie sind keine Frevler, Abai! Hast du von ihren Taten gehört? Handeln so Diebe?“ Und sein Blick ging fragend zu den beiden Freunden.

„Nein, dein Bruder ist kein Dieb und kein Räuber, du hast recht“, riefen Abai und Jerbol wie aus einem Munde.

„Und wenn dem so ist, warum habe ich dann bisher gesäumt? Warum war ich nicht in ihrer Mitte und habe ihr hartes Los nicht geteilt?“

Die Worte erstickten ihm in der Kehle.

Auch Jerbol fand, er hätte Grund zur Reue. Nach seiner heutigen Begegnung mit Takeshan ließ ihn der Gedanke nicht los.

„Ach, Abai, warum hast du bloß nein gesagt, als dich dein Vater unbedingt zum Kreisverwalter machen wollte? Du hättest das Volk beschützt, du hättest solche Ausschreitungen nie zugelassen... Was ist aus uns geworden, was treibt man mit uns? Und du sitzt in deinen vier Wänden und wagst vor Scham nicht die Augen aufzuschlagen. Ist das alles, was du für das Volk zu tun vermagst? Vergib mir, aber ich kann nicht länger schweigen und auch nicht länger müßig zusehen“, brach es aus ihm hervor.

„Er hat recht“, stimmte Basaraly ihm bei. „Du solltest wenigstens die Stimme für uns und unser Recht erheben.“

Abai schwieg. Er bereute nicht, daß er seinerzeit das Amt zurückgewiesen hatte, er bereute etwas anderes: daß er, nur um sich dem beharrlichen Drängen seines Vaters zu entziehen, gegen die Wahl Takeshans nicht Einspruch erhoben hatte. Takeshan, sein Bruder, dem Blute nach

ihm der Nächste, und doch so herzensfremd, so weltenfern! Es hatte auch früher oft Unfrieden und Reibungen unter den Brüdern gegeben, aber mit den Jahren hatte sich die Kluft immer mehr vertieft, und nun war es bereits klar, daß es zum Kampf kommen mußte. War dies nicht schon der Beginn? Wenn Abai ehrlich auf seiten Basaralys und der anderen stand, wenn sein Mitgefühl einem aufrichtigen Herzen entsprang, dann mußte er eingreifen, und sofort.

Von diesen Gedanken erfüllt, schwieg Abai. Nach einer Weile setzte er zum Sprechen an:

„Basaraly, wie dürfte ich mich ein Mensch nennen, wenn ich nicht alles für euch täte? Takeshans Kraft liegt nicht in der Steppe, sie liegt in der Stadt. Also soll die Stadt entscheiden. Morgen reise ich nach Semipalatinsk, und solange der Fall nicht entschieden ist, betrachte ich mich als euren Fürsprecher.“

Voll warmer Dankbarkeit blickte Basaraly den Freund an. Er erhob sich, und sein Gesicht leuchtete so freudig, als hätte er nun alles erreicht, was zu erreichen sein Wunsch war. Er hatte es eilig, nach Karaschoky weiterzureiten, sogar die dargebotene Mahlzeit lehnte er ab.

Spätabends kam er in den Aul. Kunanbai und Nurganym weilten allein zu Haus, doch der Ankömmling wurde nicht vorgelassen.

„Führt ihn in das Gästegemach und setzt ihm dort die Abendmahlzeit vor“, befahl er, als er hörte, wer gekommen war.

Basaraly saß lange allein in dem leeren Raum. Die Dienerin stellte Tee vor ihn hin; er trank. Dann erhob er sich mit jähem Entschluß und ging ohne Aufforderung zu Kunanbai.

Der lehnte in Bergen von Kissen. Vor ihm saß Nurganym und rieb seine Füße. Dabei erzählte sie ihm ein Märchen.

Den Gruß des Basaraly nahm er frostig auf. Doch dem war es in diesem Augenblick nicht um Kunanbais Gemütszustand zu tun. Er setzte sich nieder und begann ohne Umschweife mit dem, um dessentwillen er gekommen war. Er sprach fest und sicher, mit geradem Blick und geradem Sinn. Seine Worte klangen schneidend, wie zwiegeschliffen vom Zorn und vom Bewußtsein seines eigenen Rechts. Nurganym konnte den Blick nicht von dem Sprechenden wenden; Röte und Blässe wechselten auf ihrem schönen Gesicht.

Basaraly begann mit der letzten Tat Takeshans.

„Er will Greise und Kinder ins Grab bringen... Oder glaubt er gar, daß Kunanbai vom Alter gebrochen oder sein Ohr taub für die Dinge der Umwelt sei? Vielleicht vermeint er, der greise Adler könne nicht mehr die Schwingen zum Flug erheben? Wie konnten sich Takeshan und Maibassar einer solchen Untat vermessen, derengleichen die Stéppe nie vernommen, solange der Vater noch am Leben ist?“

Aber Kunanbai blieb einsilbig.

„Warst du bei Takeshan? Hast du mit ihm gesprochen?“

Basaraly entgegnete, daß er noch nicht bei Takeshan gewesen sei, sondern, nachdem er alles erfahren, geradewegs zu Kunanbai gekommen sei. Er nannte die Namen aus der Liste und führte Baidalys Ausspruch an: „Er gleicht dem Wolf, der sein Junges zerreißt.“ Von sich aus setzte er hinzu:

„Hinter wem sich die Kerkertür einmal geschlossen hat, der schreitet in den sicheren Tod. Takeshan darf sich freuen, daß er diese Sippenbrüder nie wiedersehen wird. Warum gibt er ihnen nicht gleich das Leichentuch mit und warum schaufelt er nicht gleich das Grab für die hungernden und dem Elend preisgegebenen Kinder?! Er soll nur nicht vergessen, daß es eine Vergeltung für seine Untaten gibt.“

Kunanbai fühlte, wo der andere hinzielte, und die Worte mißfielen ihm.

„Wenn du zu mir kamst, um mit deiner Kraft zu prahlen, so übe dich nicht müßig in Worten. Du verurteilst Takeshan? Geh doch hin und miß dich mit ihm“, entgegnete er.

Darauf war eigentlich nichts mehr zu sagen. Aber Basaraly wollte das Gespräch nicht ohne eine unverhüllte Drohung schließen.

„Nun wohl, Takeshan mag so unmenschlich hausen, wie es ihm gefällt. Der Wille zum Bösen und die Tat sind im Grunde ja ein und dasselbe. Doch auch der Haß und die Vergeltung sind nicht voneinander zu trennen, und die Rache wird ebenso grausam sein wie der Haß, der sie erzeugte. So entspringt denn Feindschaft unter den Sippen, die sich fortpflanzen wird von Geschlecht zu Geschlecht, doch wird die Schuld nicht auf die Shigitek fallen. Schon steht der, den der Fluch trifft, sichtbar vor aller Augen. . .“ Dies hätte er noch zu sagen gehabt, wie im eigenen Namen, so auch in dem der Shigitek.

Kunanbai hatte ihn nicht unterbrochen.

„Gut“, sagte er, „das hast du nun getan, und damit ist es genug. Mehr wünsche ich nicht zu hören.“

Basaraly ging. Doch Kunanbai hatte auf einmal alle Lust an dem Märchen der Nurganym verloren. Er zog jäh die Füße aus ihrer streichelnden Hand, schloß sein einziges Auge, und die schweren Brauen schoben sich grübelnd zusammen. Wie ein kalter Hauch überwehte es die junge Frau, und sie dachte an graue, kalte Winter-nächte. Fremd und fern saß er vor ihr, und der Stempel des Alters lag auf den starren Zügen.

So, nun hatte er also diesem Basaraly eine Vermessenheit durchgehen lassen, wie sich ihrer kein zweiter je erkühnt hatte. Ja, Basaraly hatte ihm einen schmerzhaften Schlag versetzt und war doch heil und ungestraft seines Weges gegangen. Warum? Weil Kunanbai ihm nichts zu

antworten wußte. Dieser Takeshan schlug wirklich über alle Stränge. Sollte er doch mit den Shigitek verfahren, wie er wollte, aber wie konnte er gegen einen Basaraly seinen Arm ausstrecken. . . War er denn ganz verbohrst? Allerdings fühlte Kunanbai es ihm nach; er haßte die Shigitek genau so. Aber das mit Basaraly ging entschieden zu weit. Für einen Augenblick kam ihn eine Regung an, daß dieser Mann Basaraly Schutz verdiene, aber im nächsten Augenblick hatte er die flüchtige Anwendung verworfen. Nein, Basaraly war ein Shigitek, und er trug den Haß und die Rache des ganzen Geschlechts in sich — das genügte.

Basaraly nahm im Gästegemach sein Nachtmahl ein und streckte sich zur Ruhe aus. Der Zorn, der in den letzten Tagen in seiner Brust gestürmt hatte, war nun wie ausgeströmt in den letzten Worten vor Kunanbai. Und wenn ihn noch unlängst der Schlaf mied, so war nun eine große Ruhe in ihm, und er sank in Vergessen, kaum daß seine Wange das Kissen berührte.

Nachts schrak er plötzlich empor. Um ihn war Dunkelheit, aber er fühlte noch deutlich den Schauer einer fremden Berührung.

„Wer ist hier?“ fragte er.

„Hab keine Furcht, ich bin's“, antwortete eine kaum vernehmbare Stimme. Und er erkannte Nurganym.

„Was willst du, Wahnwitzige?“ flüsterte er, das Haupt vom Kissen hebend.

Doch mit stolzer Ruhe entgegnete Nurganym:

„Sprich nicht, mein Herz gehört dir seit langem. Der Mirza selber hat es in deine Hand gelegt. . .“

Und ein brennendes Lippenpaar preßte sich auf seinen Mund.

Kein Laut kam über seine Lippen, als er sie umfing. Und dann einte sie eine heiße Umarmung. . .

Nurganym hob sich aus seinem Arm und wollte enteilen, aber Basaraly hielt sie zurück; er konnte sie nicht lassen.

„Geliebte, du hast Stürme in meiner Seele entfacht, warum willst du schon von mir gehen?“ Und er zog sie aufs neue an sich.

Doch leise entwand sich Nurganym seinem Arm.

„Wo du auch immer gehst und stehst, mein Herz und mein Sehnen ist bei dir, Basaraly. Das Schicksal möge dir gnädig sein.“

Noch einmal warf sie sich ungestüm an ihn und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen; einen Herzschlag später war der Platz an seiner Seite leer. Ihm war, als hätte sie nur einen flüchtigen Augenblick bei ihm geweiht, und doch hatte sie eine Welt aus den Fugen gehoben. Und auch Nurganym trug eine Freude in sich hinweg, für die die Menschenbrust zu eng schien — die Seligkeit der ersten jungen Liebe.

Ach, ahnte Kunanbai, der kluge, lebenskundige, stets berechnende und vorsichtige Kunanbai, der erst heute Basaralys Geist und Gestalt gelobt und gesagt hatte, einen solchen Mann müsse man schonen, auch wenn er ein Feind sei — ach, ahnte er, was er mit seinem Lob im Herzen seines Weibes angerichtet!

## 5

Abai und Jerbol weilten nun schon seit längerer Zeit in der Stadt. Meist pflegten die Söhne des Kunanbai bei Tinibai abzusteigen. Aber diesmal hatte Takeshan, der früher als Abai angekommen war, bei seinem Gevatter Quartier genommen, und so mieteten sich Abai und Jerbol in der Wohnung eines ihnen bekannten kinderlosen Kaufmanns ein.

In der Stadt war es nicht Sitte, sich hoch zu Roß fortzubewegen. Und Abai, der ja von klein auf an das städtische Leben gewöhnt war, fand sich auch jetzt ohne Mühe in die neue Lebensweise; das wohlgenährte graue Pferd, auf dem Jerbol aus der Steppe gekommen war, trug

die Freunde wie auf Windesflügeln im leichten Schlitten dahin. Der Tag war frostklar, doch die Kälte zwickte schmerzhaft in die Wangen. Der festgefahrene Schnee auf den Straßen knirschte leis unter den Kufen. Abai und Jerbol fuhren zu Andrejew, einem russischen Rechtsanwalt, dem berühmtesten von Semipalatinsk, den die Kasachen Akbas — „Weißhaupt“ — nannten.

Abai hatte sich gleich nach seiner Ankunft mit größter Energie der Verteidigung des Balagas angenommen. In der Stadt wimmelte es von Tobykty, meist Irgisbai und Shigitek. Takeshan, im Rausch seiner Macht schwelgend und glücklich, diese Macht seine Gegner fühlen zu lassen, hatte einen ganzen Schwarm von Ratgebern und sonstigem Gefolge mitgebracht. Er bestürmte die Richter, den Bezirkschef, den Generalgouverneur mit einer Fülle von Protokollen, Akten, Beschwerden; galt es doch zu beweisen, daß die dreißig in der Liste genannten Shigitek wirklich schuldig waren.

Von seiten der Shigitek hatte bisher der Sohn des Boshej die Angelegenheit betrieben. Aber er und seine Ratgeber waren in den dunklen Gefilden des Kanzleikampfs und in den Spitzfindigkeiten des Aktenkriegs so gut wie ahnungslos. Sie hielten sich schon monatelang in der Stadt auf, waren indes noch um keinen Schritt weitergekommen. Erst mit Abais Ankunft erhielt die Sache eine Wendung.

Er reichte im Namen der Familien des Balagas und der anderen Eingekerkerten Beschwerden ein, und bald stießen die zahllosen Eingaben des Kreisverwalters, wo sie auch hinkamen, auf die Gegeneingaben Abais und der Shigitek.

Takeshan kannte sich selber nur sehr mangelhaft in den vielfältigen Mitteln und Wegen aus. Dies wußte Abai. Aber Takeshan zur Seite stand ja Tinibai, und mit dessen Hilfe taten sich alle Türen auf. Daher sandte Abai einen Beauftragten mit seinem Salem zu Tinibai.

Takeshan sei zwar ein Sohn des Kunanbai, ließ er ihm sagen, doch entstamme auch er, Abai, dem gleichen Nest. Der Kreisverwalter habe sich diesmal in Dinge verstrickt, die ihm wie seinem Vater offensichtlich nur Schande bereiten. Tinibai sei stets ein aufrichtiger Freund der Familie gewesen, und er bitte ihn, in diesem einen Fall Takeshan seine Unterstützung zu entziehen, denn der verfechte eine schlechte und unehrenhafte Sache. Wenn Tinibai dem Takeshan wahrhaft wohlgesonnen sei, dann solle er lieber seinen Einfluß geltend machen und ihm abraten von seinem schimpflichen Tun.

Auf diese Weise war es Abai gelungen, der gegnerischen Partei einen Schlag zu versetzen. Tinibai hatte sich in eigener Person zu ihm hinbegeben, und nach einem langen, ernstesten Gespräch mit Abai war sein Interesse für Takeshan merklich abgekühlt.

Nun war Abai im Begriff, einen neuen bedeutsamen Schritt zu unternehmen. Er befand sich auf dem Weg zu dem bekanntesten Anwalt im Gebiet und wollte ihn bitten, die Verteidigung des Balagas und der anderen Shigitek auf sich zu nehmen, desgleichen das Abfassen und Verbesern der Beschwerden nebst anschließender Weitergabe an die nötigen Stellen. Der Schlitten hielt vor einem einstöckigen Haus, dicht am Ufer des Irtysch. Abai und Jerbol traten in den geräumigen Hof.

Dies war Abais erstes Zusammentreffen mit dem weißhäuptigen Rechtsanwalt. Andrejew hatte ein noch junges Gesicht, das sich fremdartig von dem schlohweißen Haar und dem silbern durchzogenen Bart abhob. Er war von hoher, kräftiger Gestalt, fest gebaut, eine achtungsgebietende Erscheinung. Die grauen Augen blickten scharf und doch bedächtig durch die Brillengläser und verliehen dem großflächigen, schönen Gesicht einen Ausdruck von gesammeltem Ernst.

Bei dem Anwalt fand Abai einen stupsnäsigen und schnurrbärtigen Kasachen vor, einen windigen und

unwissenden Menschen, dessen einziger Vorzug darin bestand, daß er sich geläufig auf russisch zu verständigen wußte. Dies hatte ihm auch den Posten eines Dolmetschs beim Gebietsgericht eingetragen.

Das erste, was Abai schon bei der Begrüßung in die Augen fiel, war eine Fülle von Büchern. In strengen, gerade ausgerichteten Reihen standen sie auf ihren Regalen und bedeckten die vier Wände des weitläufigen Gemachs. Auch nachher, während des Gesprächs, konnte Abai die Augen nicht von den Büchern losreißen. Es war das erstemal, daß er so viele Bände in einem Haus, im Besitz eines Menschen vereinigt sah.

Abai legte seine Beschwerde vor. In dieser Beschwerde erklärten er und Jerbol, daß die Shigitek, vor allem aber Basaraly, Kaumen und Urkimbai, unschuldig seien.

Der Dolmetsch übersetzte es dem weißhaarigen Anwalt. Der fragte, von wem die Eingabe sei. Als er den Namen Kunanbajew vernahm, hob er verwundert den Blick und suchte in den Akten und Papieren, die sich auf seinem Schreibtisch häuften. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß der vor ihm sitzende Kasache und der Kreisverwalter tatsächlich den gleichen Namen trugen, fragte er den Dolmetsch und war höchstlich erstaunt, als er erfuhr, daß sie leibliche Brüder waren.

„Dein Bruder belastet diese Leute und verlangt, daß sie exemplarisch bestraft werden, und du kommst hierher, um sie reinzuwaschen. Wie soll ich das verstehen?“ fragte er.

Der Schnurrbärtige verdolmetschte Abais Antwort.

„Jawohl, der Kreisverwalter und ich sind Brüder. Aber eben weil ich ihm so nahestehe, sehe ich schärfer als irgendein anderer die schmutzigen Seiten dieser Geschichte. Ich kann nicht schweigen, wenn Menschen unter Ungerechtigkeit und Willkür leiden. Ich bin weder ein Sachwalter noch ein besoldeter Fürsprech. Zu dem beschuldigten Kaumen stehe ich in keinerlei verwand-

schaftlicher Beziehung und mein Freund Jerbol ebenfalls nicht. Wir sind als unvoreingenommene und unbeteiligte Zeugen hier. Und als solche reichen wir unsere Beschwerde ein. Wenn die Behörden und das Gericht den wahren Sachverhalt ermitteln wollen, dann sollten sie solche Zeugen befragen wie uns. Wir bitten Sie, dies alles in klarer Form zu Papier zu bringen.“

Der weißhaarige Anwalt musterte Abai mit unverfälschtem Interesse. Dieser junge Abkömmling eines wilden Nomadenstammes redete hier von Dingen wie Menschlichkeit und Menschenpflicht — und sprach so wohlbegründet, so gewichtig.

Andrejew war ein vielseitig gebildeter und erfahrener Mann. Aber er hatte sich erst vor kurzem in dieser Gegend niedergelassen und kannte die Kasachen noch wenig. In seiner Jugend, in Petersburg, war er mit Menschen verbunden gewesen, die gegen die zaristische Gewaltherrschaft aufbegehrt hatten. In der Folge mußte er Petersburg verlassen und sich eine Zeitlang verborgen halten. Später hatte er die alten Verbindungen abgebrochen und völlig zurückgezogen in der Provinz gelebt. Als es ihm dann erlaubt wurde, zu seinem Beruf zurückzukehren, kam sein Leben in ruhigere Bahnen. Er lebte lange an der Wolga, im Ural; in den letzten Jahren war er nach Sibirien gekommen. Da er ein überzeugter Anhänger der Aufklärung war und über ein mannigfaltiges Wissen verfügte, begann er grade um die Zeit, als Abai zu ihm kam, mit den Vorarbeiten für ein ausführliches Werk über die Lebensweise und die Gebräuche der Kirgisen.\* Sein Einfluß in der Stadt war groß, und sein Wort galt, obgleich seine öffentliche Rolle bescheiden war.

Und während Abai auf Andrejews Fragen Antwort gab, wurden seine Blicke immer wieder von den Bücher-

\* Bevor die Sowjetmacht in Sibirien siegte, wurden die beiden großen Völker, das kirgisische und das kasachische, selbst von vielen fortschrittlich gesinnten Russen nicht genau unterschieden. *Die Red.*

reihen angezogen. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten und sagte hingerissen:

„Ja, das ist wohl das höchste Gut auf Erden. Und in welch schönes Gewand die herrlichen Gedanken hier gekleidet sind!“

Der Dolmetsch übersetzte es.

Doch da gewährte Abai auf dem nächststehenden Regal eine Anzahl besonders prächtig gebundener Bände.

„Sind das Gesetze? Was steht in ihnen geschrieben?“ fragte er voll Wißbegier.

Es waren Puschkins Werke. Der silberhaarige Hausherr begann es dem Gast zu erläutern.

„Nein, keine Gesetze. Diese Bücher hat ein Dichter geschrieben...“ Aber dann winkte er mit einer resignierten Handbewegung ab. „Das begreifst du doch nicht, und es ist auch schwer zu erklären.“

Er glaubte, daß die Steppenbewohner keine Dichter und deshalb auch kein Wort für diesen Begriff besäßen.

Aber Abai gab sich damit nicht zufrieden und fragte weiter durch den Dolmetsch. Der begann die Antwort des Anwalts ins Kasachische zu übersetzen; als er jedoch an das Wort Dichter kam, zerbrach er sich nicht lange den Kopf, um den richtigen Ausdruck zu finden, sondern nahm das Wort, das am nächsten lag:

„Akyn... Die Bücher eines Akyns...“

Diese Antwort konnte Abai nicht genügen.

„Wie sagten Sie? Ein Akyn?“ Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck voll Nichtverstehens.

Der Dolmetsch suchte die ihm lästigen Fragen abzuschneiden und sagte:

„Davon weißt und verstehst du nichts.“

Abai fühlte sich verletzt; er erwiderte ironisch:

„Seltsam... Er ist ein denkender Mensch, und ich bin ein denkender Mensch. Aber wir können einander nicht verstehen. Unsere Gedanken verlieren sich im Gespinnst der Worte, wie sich ein Mensch im tiefen Wald verirrt.“

Und so kommt es, daß wir nicht wie denkende Menschen voreinander stehen, sondern wie dumpfe Tiere. Er scheut vor mir zurück wie das Bauernpferd vor dem Steppen-kamel. . .“

Jerbol brach in Lachen aus. Andrejew bat, ihm zu übersetzen, was Abai gesagt hatte. Abai ließ einen einschüchternden Blick auf den Schnurrbärtigen fallen und sagte:

„Daß du mir Wort für Wort übersetzt!“

Der Anwalt hörte aufmerksam zu, dann lachte er gleichfalls.

„Richtig, wie recht er hat! Das Pferd scheut vor dem Kamel zurück, und das Kamel weicht erschrocken zurück, wenn es ein Pferd sieht. Wir ähneln ihnen, wirklich!“ Und er lachte aufs neue. „Aber nicht nur wir beiden. Sieh, dort stehen die Gesetzbücher in Reih und Glied, und dort“, er deutete auf das Fenster, „dehnt sich die Kirgisensteppe mit ihren ureigenen Rechtsbegriffen. Und die beiden starren sich genau so an, fremd und ohne Verständnis. Du hast das sehr treffend gesagt.“

Nach dieser ersten Begegnung fanden sie Freude am Zusammensein und trafen sich häufig.

Indessen nahm die unheilvolle Spannung in den Aulen aufs neue zu. Einige Leute aus Takeshans schwarzer Liste waren bereits dingfest gemacht und schmachteten im Kerker. Man flüsterte sich zu, daß Basaraly und Karascha flüchtig wären.

Als die Flammen der Erregung in den Aulen hoch aufflackerten, reiste auch Baidaly nach Semipalatinsk. Er klopfte an viele Türen, bis er schließlich zu Abai gelangte.

„Abai, mein Licht, die Straßenge dieser Stadt macht selbst unsere Pferde kopfscheu. Das ist zu gedrängt hier für unsereinen. Tritt man in ein Haus, so rutschen einem die Füße weg. Spricht man mit einem Vorgesetzten, so blökt man wie ein Taubstummer, fuchtelte mit den Händen

und wird doch nicht verstanden. Nein, für uns Steppensmenschen ist die Stadt mit ihren Straßen wie eine Wildnis ohne Weg. Und so zittern wir denn auch, gleich einem altersschwachen Kamel, das über Glatteis stelzt!“

Alle mußten über seine drollige Redeweise lachen, aber jeder fühlte doch, welch tiefe Bitterkeit aus seinen Worten klang. Von diesem Tag an begleitete Abai die Fürsprecher auf allen ihren Wegen.

Bei jedem Schritt und jeder Vorkehrung beriet er sich mit dem „Weißhaupt“, dem er in kurzer Zeit aufrichtig nahegekommen war.

Allerdings ließ Takeshan noch immer, bald hier, bald dort, jemand packen, aber seit Andrejews Eingreifen nahm die Angelegenheit eine für die Shigitek günstige Wendung. Abai ließ dem Anwalt neues Beweismaterial zugehen, das die Untersuchung in eine andere Richtung lenkte.

In langen Gesprächen brachte Abai auch den Anwalt zu der Meinung, daß die Überfälle des Balagas und seiner Leute keinesfalls als Raub oder als Diebstahl bezeichnet werden dürften. Er schilderte und belegte es mit manchen Beispielen, daß das Volk in seiner Not keinen anderen Ausweg sah: Hunger, kein Land, zuerst die Herden vom Dshut gelichtet und dann noch des letzten Viehs beraubt. . . Er erklärte, warum nur das arme Volk vom Dshut so schwer betroffen wurde, während er über die wenigen vom Glück Begünstigten glimpflich hinweggegangen war. Er führte an, daß die Shigiten nur den Reichen das Vieh weggenommen und daß sie ihre Beute mit den Hungern geteilt hatten. Alle diese Einzelheiten stimmten den Anwalt nachdenklich. Unwillkürlich fielen ihm Robin Hood, Karl Moor, Dubrowski und andere Gestalten ein. . . Bis tief in die Nacht wollte er Abai nicht fortlassen und fragte, fragte ohne Unterlaß.

Nach diesem einschneidenden Gespräch trat die Wendung ein. Sogar die Haftbedingungen der Eingekerkerten

wurden gebessert. Die Klagen und Beschwerden der Frauen und Kinder, die für ihre Männer und Väter um Erleichterung baten, fanden auf einmal ein offenes Ohr. Alles schien in sein rechtes Geleise zu kommen. Nach wenigen Tagen wurden Kaumen, Urkimbai, Basaraly und einige andere bei der Sache nicht Beteiligte in Freiheit gesetzt. Boten jagten mit der frohen Botschaft zu den Siedelplätzen der Shigitek und verlangten den Sujunshi, den Freudenlohn.

Wutschnaubend schickte Takeshan einen Beauftragten zu Abai. Er solle einhalten in seinem Tun. Warum wolle er dem Bruder entgegenhandeln?

Aber Abais Antwort lautete: Als Brüder könnten sie allenfalls vor den Eltern gelten. Aber angesichts der Not und des Verderbens, die sein Bruder über das Volk gebracht, seien sie Fremde, und der Bruder möge keine weiteren Erklärungen von ihm fordern.

Eine Stunde später eilte schon ein Bote Takeshans zu Kunanbai und überbrachte ihm Abais Antwort nebst einer eingehenden Schilderung dessen, was Abai unternommen hatte. Der Vater ließ nun seinerseits einen Salem an Abai ergehen, des Inhalts, der Sohn möge auf der Stelle heimreisen. Er habe selber das Amt des Kreisverwalters ausgeschlagen und solle nun seinem Bruder nicht im Wege stehen.

Den Salem erhielt Abai, als er bereits alles, was zu tun war, erledigt hatte. Das Rad, einmal ins Rollen gebracht, rollte weiter.

Und dennoch verschlossen sich die ausschlaggebenden Instanzen den Beweisgründen des Advokaten. Freigelassen wurden nur die, deren Nichtbeteiligung einwandfrei erwiesen war. Das Verfahren gegen Balagas und Adilchan aber wurde aufs schärfste weiterbetrieben; hier lockerte die eiserne Faust des Gesetzes sich nicht. Und je öfter zur Sprache kam, daß die Verbrechen einzig auf Hunger und Not beruhten, um so rücksichtsloser

wurde durchgegriffen. In Innerrußland waren Bauernaufstände entbrannt, und das Gespenst einer Volkserhebung spukte blutrot in den Köpfen der russischen Regierungsbeamten. Man war gewillt, mit erdenklicher Strenge gegen die „Rebellen“ vorzugehen und die „Rebellion“ im Keim zu ersticken. Ja, die Täter sollten mit der ganzen Schwere des záristischen Gesetzes büßen.

Und trotzdem ließ man es nicht bis zum äußersten kommen; es handelte sich schließlich um Vorgänge in der fernen Kirgisensteppe, die keiner so recht kannte. Außerdem wirkte die Anzahl der Fürsprecher und Bittsteller einschüchternd. Die Sache war offenbar doch recht heikel und wollte behutsam behandelt sein. Nach all den widerstreitenden Erwägungen kamen zehn von den dreißig Beschuldigten vor den Richterstuhl. Anfänglich verbreitete sich ein Schreckensgerücht: Balagas, Adilchan und ihre Shigiten sollten zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt werden.

Der Anwalt und Abai setzten Himmel und Hölle in Bewegung und erwirkten tatsächlich eine Milderung der Strafe: das Urteil lautete nunmehr nicht auf Zuchthaus, sondern auf Zwangsverschickung nach Ostsibirien.

Die in der Stadt weilenden Sippenverwandten nahmen mit Tränen von den Verurteilten Abschied, doch sie gaben die Hoffnung auf ein Wiedersehen nicht auf.

„Habt Geduld, ihr werdet heimkehren!“ riefen sie den Sträflingen zu, um ihre Zuversicht zu stärken.

Abai hatte nun nichts mehr in der Stadt zu tun. Vor seiner Heimreise suchte er noch einmal Andrejew auf; er wollte sich von ihm verabschieden.

„Sie sind trotz Ihrer jungen Jahre ein kluger Mensch“, sagte der Anwalt sinnend. „Und die Hauptsache, Sie haben ein warmes, mitfühlendes Herz für Ihr Volk; das ist wichtig. Aber wenn Sie ernstlich an das Schicksal des Volkes und an Ihr eigenes denken, dann müssen Sie aufwärtsstreben, dann müssen Sie lernen.“

Und damit hatte er genau getroffen, was Abai längst im Herzen trug.

„Das ist mein sehnlichster Wunsch: lernen, studieren. Aber wie? Eine Schule nimmt mich nicht auf, ich bin längst über das Alter hinaus. Sagen Sie mir, kann man auch ohne Schule lernen?“

Der Anwalt beruhigte Abai und sagte ihm, daß sein Alter kein Hinderungsgrund sei. Es gibt Menschen, die noch mit vierzig Jahren mühselig den Weg zum Wissen beschritten haben, allein, ohne Lehrer, und dennoch große Gelehrte geworden sind. Er nannte einige Namen und erklärte Abai, wie er außerhalb der Schule zu Wissen gelangen könne.

Abai versprach, in kurzer Zeit wieder in der Stadt zu sein, und der Anwalt gab ihm sein Wort, daß er bis dahin einen Lehrer für ihn finden werde. Abai mußte sich nur innerlich fest entschließen, daß er sich seinem Studium ernst widmen wolle. Wenn er dazu bereit sei, werden die Pforten der Wissenschaft bald vor ihm aufspringen. Eine grenzenlose Freude ergriff Abai. Der würgende, schier unentwirrbare Knoten seines Lebens schien sich zu lösen. Er kehrte heim in den Aul, um sich den Segen seiner Familie zu erbitten, die nötigen Mittel zu beschaffen und dann auf schnellstem Wege wieder zurückzukehren. Er strömte über von jungem Tatendrang und heißem Kraftbewußtsein.

In Shidebai hielt er sich nur kurz auf. Dilda und die Mutter legten ihm keine Hindernisse in den Weg, und außer ihnen fragte er niemand. Er schickte Mirsachan mit einem Pferd in die Stadt, das man dort schlachten sollte. Nun mußte nur noch die Geldfrage geregelt werden. Zu diesem Zweck ging eine Karawane mit Fellen und zum Verkauf bestimmten Rindern in die Stadt. Alsdann brach Abai selber auf.

Im Sommer zuvor hatte Dilda ihr drittes Kind zur Welt gebracht. Der winzige Abdrachman konnte schon

lächeln. Es war das erstemal, daß in Abai Zärtlichkeit für eins seiner Kinder erwachte.

Die Kinder der Dilda sahen alle der Mutter gleich. Sie waren nicht bräunlich wie Abai, sondern hatten helle Gesichter. Auch dies war rosig-weiß; doch das feingeschnittene längliche Gesichtchen, die riesigen, wunderbaren Augen und die klargezeichneten dünnen Brauen darüber — dies alles war anders, war ihm nah und griff in einer besonderen Weise an sein Herz.

Abai sagte Dilda ohne fremde Menschen Lebewohl. Er machte nicht viele Worte. Sie waren sich aufrichtig zusetzen, und Dilda, die stets Zurückhaltende, mit Worten Kargende, bat ihren Mann nur um eins:

„Du hast eine alte Mutter und unmündige Kinder zu Haus, vergiß das nicht. Für mich verlange ich nichts. Laß uns nicht allzu lange auf dich warten, komm, wenn es geht.“ Und sie lächelte ihm zu.

Weder Tränen noch Seufzer verrieten, was in Dilda vorging. Stolz und stark, verschloß sie ihre Gefühle, doch sprach sie anderseits auch freimütig aus, wenn etwas ihr Herz bedrückte. Abai blickte teilnehmend auf sein Weib und strich leis über ihre Schulter.

„Ich suche nicht Kurzweil, ich suche die Menschenwürde. Vergiß das nicht!“

Er kleidete den kleinen Sohn an, nahm ihn auf den Arm und ging zu Ulshan.

Die Züge der Mutter waren merklich gealtert in diesen Jahren. Ohne den Blick von ihrem Sohn zu lassen, nahm sie das Kind aus seinem Arm und schmiegte ihr Gesicht für einen Augenblick an das Köpfchen. Dann überreichte sie Dilda den Kleinen. Mit einem leisen Seufzer zog sie Abai an sich und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Auf ihrem blassen Gesicht malte sich, was ihr Mutterherz bewegte.

„Mein Licht, deine dahingegangene Großmutter nannte dich ‚Mein Einziger‘. . . Du warst ihr ein und alles auf

Erden. . . Entsinnst du dich, wie sie betete, als du einst krank lagst: „O mein Gott, behüte die Seele dieses meines Lieblings vor Grausamkeit und Härte‘. . .? Und mit diesen Worten ist sie auch entschlafen. . .“

Ulshan verstummte.

Abai erinnerte sich an die Worte der alten Sere. Die Mutter hatte sich nur ein ganz klein wenig anders ausgedrückt.

„Ja, deine Zeit ist gekommen“, hub Ulshan sinnenden Auges neuerlich an. „Dein Schlachtfeld liegt vor dir, und du sollst dich als ein Held bewähren. Wie du dir den Sieg erringen wirst, das weißt du selber am besten. Wir aber wollen keine Fesseln an deinen Füßen sein. Allah schenke dir Glück und Segen!“

Er umarmte die Mutter kurz und heiß wie einst als Kind, verabschiedete sich von ihr wortlos und ging. Der ganze Aul strömte herbei, ihm das Geleit zu geben. Als Abai schon im Sattel saß, rief ihn die Stimme der Mutter noch einmal zurück:

„Abai-shan, reite auf deinem Weg beim Aul des Toiguly vorbei. Der Vater weilt mit den Seinen dort zur Brautwerbung. Er hat auch uns hingebeten, doch ist dies allzu beschwerlich für mich. Wenn du nicht hinkommst, wird der Vater böse sein. Also zeige dich dort und setze dann deinen Weg fort, ich bitte dich darum!“

Abai versprach es. Er grüßte noch einmal zum Abschied und ritt davon.

Der Aul des Toiguly, von dem Ulshan gesprochen hatte, lag nicht an seinem Weg. Er befand sich abseits am Ordaberg, etwas näher zu Semipalatinsk als Shidebai.

Toiguly war ein mächtiger Bai im Stamme Mamai, und Kunanbai hatte im letzten Winter beschlossen, sich mit ihm zu verschwägern. Es war ein guter Winter gewesen, mit reichlichem Futter für das Vieh, und Toiguly hatte gleich ausgemacht, wann die Brautwerber ihren feierlichen Besuch abstatten würden. Nun war Kunanbai

in eigener Person bei Toiguly erschienen, mit einem großen Gefolge, darunter auch Karatai, Shumabai, Shakip und andere Greise, um die Abmachung zu besiegeln und das Bündnis zu feiern. Die drei Häuser des Toiguly waren mit Gästen überfüllt, und überall herrschte Lärm und rege Bewegung. Abai und Jerbol traten ins Haus und lauschten stumm dem allgemeinen Gespräch. Am meisten redete wie immer Karatai.

Anfangs bewegte sich die Unterhaltung um dieses und jenes, aber bald kamen die Älteren auf die alten Zeiten zu sprechen, und wie erfreulich sie doch im Vergleich mit den heutigen gewesen seien. Karatai erzählte von seinen jungen Tagen, gedachte auch der Väter- und Vorväterzeiten und sprach dann von der Gegenwart. Die Menschen seien nicht mehr das, was sie einst waren. Klein und schäbig seien sie geworden, verkümmert wie das Vieh nach einem Dshut und an Werten mager.

Abai verzog spöttisch das Gesicht und widersprach: „Die alten Zeiten waren wohl reich an Werten, weil die Geschlechter andauernd miteinander in Fehde lagen und Raub und Plünderung an der Ordnung waren?... Frauen, Kinder und Greise konnten nie in Ruhe ihr Mahl verzehren noch nachts die Augen schließen. Und ein einsamer Wanderer war von ständiger Furcht gehetzt, wenn er von den Syban zu den Tobykty oder von dort nach Semipalatinsk zog. Angstvoll irrten seine Augen umher, denn hinter jedem Strauch drohte Raub und Totschlag. Ja, hübsche Zeiten, nichts dagegen zu sagen!“

Doch die Alten wollten das nicht hören. Die Vergangenheit glänzte für sie in verklärendem Glorienschein, und sie konnten nicht genug tun, das Alte mit seiner Weite, seinem Braus und Prunk zu preisen.

„Auch das Volk war damals anders, es war groß und kraftvoll“, sprachen sie.

Kunanbai schloß sich ihrer Meinung an und bekräftigte diese schließlich mit einem seiner Ansicht nach durchschlagenden Argument:

„Eine jede Generation rückt uns näher zum Ende der Welt. Die Kräfte der Menschheit versiegen, und immer spärlichere Blüten bringt sie hervor. Unsere Zeit war näher den Tagen des Propheten; daher war sie die bessere Zeit, und die Menschen waren bessere Menschen!“

Doch Abai ließ nicht auf eine Antwort warten. Er spürte eine wunderbare Kraft in sich aufströmen, wie ein Akyn vor einem Sängertwist, und alles, was sich lange in ihm aufgespeichert, drängte nach offenem Kampf.

„Das Gute und Rechte ist nicht mit Zeit und Raum zu messen“, entgegnete er. „Der Gipfel des Ala-Tau ragt hoch zur Sonne empor und ist doch mit ewigem Eis bedeckt, während an seinem Fuß Blumen blühen, Haine grünen, Früchte reifen. . . Abu-Talib, der Vater des Propheten, war ihm noch näher als ihr und ist dennoch als Ungläubiger gestorben.“

Alle Gäste lachten, aber Kunanbai herrschte den Sohn an:

„Genug!“

Achselzuckend breitete Abai die Arme aus und sagte nichts mehr.

Die Alten spürten, wie gut der Hieb saß. Das Lachen brach ab, und ein beklommenes Schweigen legte sich über die Runde.

Karatai frohlockte innerlich. Kichernd stieß er den neben ihm sitzenden Shakip in die Seite und flüsterte ihm zu:

„Schau nur, er läßt nicht locker, er hat einen festen Griff!“

Bald darauf wurden Speisen aufgetragen. Abai und Jerbol legten die Mäntel an und machten sich reisefertig. Als sie gingen, folgte ihnen Kunanbai aus dem Haus.

Er rief Abai halblaut beim Namen und wandte sich mit ihm einem kleinen steinigen Hügel zu, der in der Nähe lag. Vater und Sohn standen sich allein gegenüber, zum erstenmal nach langer Zeit.

Mit einem kalten Blick maß der Vater den Sohn.

„Du hast gar vieles gelernt und dir Wissen erworben, um deine Erziehung haben sich Lehrer bemüht. Wir aber wuchsen wild auf wie das Gras auf dem Felde. Doch warum sagt dir dein Wissen nicht, daß man einen Vater vor fremden Menschen zu ehren habe? Was bezweckst du, wenn du ihn vor den Augen von Fremden straucheln läßt, ja ihn fast zu Fall bringst?“ In seiner Stimme zitterte Vorwurf.

Und das hieß, daß der Vater sich geschlagen gab...

Abai blickte ihn an. Das herrische steinerne Antlitz des Vaters hatte sich seltsam verändert. Es schien gleichsam geschrumpft, fast verschrumpelt, und etwas kindlich Hilfloses klang aus den Worten des Mannes, der da altersgebeugt und verdorrt vor ihm stand.

Aber Ehrfurcht vor dem Alter ist Pflicht der Jugend, und Ehrfurcht vor dem Vater ist Sohnespflicht.

„Ihr habt recht, mein Vater“, sagte er, „ich bitte Euch um Vergebung.“

Damit glaubte er, das Gespräch sei erschöpft. Aber der Vater hatte offenbar noch mehr auf dem Herzen. Nach kurzem Schweigen hub er von neuem an:

„Ich beabsichtige schon länger, mit dir zu reden. Drei Untugenden sehe ich an dir. Höre mich an.“

„Sprecht, Vater“, und Abai blickte ihm mit ruhiger Aufmerksamkeit in das Gesicht.

„Die erste ist, daß dir das Unterscheidungsvermögen für Wert und Unwert fehlt. Du weißt nicht zu schätzen, was du besitzt, und verschleuderst deine Gaben. Du bist platt und allseits zugänglich gleich einem See, der flache Ufer hat. Aber das Wasser eines solchen Sees saufen die Hunde, und das Vieh trübt es mit seiner Hufe

Schmutz... Zweitens, du weißt nicht, wer Freund und wer Feind ist, und bist den Feinden kein Feind, den Freunden kein Freund. Deine Seele hat keine Tiefen und keine Hintergründe. Aber ein Mann, der das Volk führen will, muß anders beschaffen sein. So wirst du es nicht in deiner Hand halten. Und das dritte: du suchst Verkehr mit den Russen, es zieht dich zu ihnen hin, und dabei vergißt du, daß jeder Moslem dich fliehen wird.“

Abai hatte schon bei den ersten Worten gewußt, worauf der Vater hinauswollte: er zielte gegen das, was traumhaft in Abais Herzen lebte. Abai war nicht den Pfad der Väter geschritten, er hatte seinen eigenen Weg gesucht und gefunden. Das, was der Vater verwarf, war ihm die Grundlage seines Wesens, war Stab und Stütze für ihn.

Kunanbai hatte die Charakteranlagen seines Sohnes richtig erkannt. Abai wollte seinen Willen nicht beugen, vor keiner Macht der Welt. Und wieder ergriff eine seltsame Erregung von ihm Besitz, wie vorhin im Haus, und er konnte nicht schweigen, auch nicht aus Mitleid für den alten Mann.

„Eure Vorwürfe treffen mich nicht, nicht einer. Ich bin von meinem Recht überzeugt. Ihr sagtet, ich gliche einem See, der sich offen darbietet zwischen flachen Ufern. Glaubt Ihr, es sei besser, das Wasser in einem tiefen Brunnen zu sein, das nur der kosten darf, der ein Gefäß, eine Schnur und kräftige Arme hat? Lieber bin ich für Greise und Kinder da, für alle, die schwache Arme haben. Als nächstes belehrtet Ihr mich, Vater, wie man das Volk in seine Hand bekommt und wie der Mann beschaffen sein muß, der fähig ist, es zu halten. Mich dünkt, das Volk war früher einer Lämmerherde gleich: rief der Hirte ‚Husch!‘, so huschte es, und rief er ‚Kusch!‘, so kuschte es. Mit der Zeit änderte es sich dann und ähnelte nunmehr einer Schar Kamele. Wirft denen jemand einen Stein vor die Füße und schreit ‚Kehrt!‘, so

stutzen sie, halten inne, überlegen und machen dann erst kehrt. Jetzt aber will sich das Volk nicht mehr fügsam anschreien lassen, es schlägt furchtlos die Augen auf. Und so gleicht es nun einem Rudel Pferde — es folgt nur dem, der in Wind und Wetter bei ihm ausharrt, der das eigene Heim verschmäht und vorlieb nimmt mit einem Bett aus Schnee und einem steinernen Kissen... Als drittes sprach Ihr von den Russen. Das, was dem Volk und auch mir am meisten not tut, ist Licht und Wissen. Die Russen besitzen es. Und schenken sie mir diese kostbarste aller Gaben, nach der ich mein Leben lang gelehzt, so können sie mir nicht fremd und nicht fern sein. Darauf verzichten, hieße für immer in roher Unwissenheit verkommen, und das trüge mir wahrlich keine Ehre ein...“

Kunanbai hatte den Sohn aufmerksam angehört. Nun seufzte er. Etwas seltsam Bedrücktes war in seinen Zügen. Aber über seine Lippen kam kein Laut.

Abai verneigte sich abschiednehmend vor dem Vater und schritt zu seinem Pferd.

Kunanbai blieb allein auf dem öden Hügel, allein mit seinen trüben, schweren Gedanken. Abermals war er besiegt, aber nicht nur vom Sohn, nein, vom Leben, das über ihn hinweggestürmt war und ihn zermalmt am Wege ließ. „Deine Kraft ist versiegt, tritt ab!“ so rief es ihm zu und drängte ihn beiseite mit seinem ungestümen Lauf. Durch den Mund des eigenen Sohnes hatte es ihm seinen gnadenlosen Spruch verkündet: „Deine Zeit ist um...“

Abais Weg führte ihn durch die gleiche Ebene, durch die er einst, von kindlichem Heimweh getrieben, auf dem Rückweg von der Medresse gekommen war. Damals prangte die Steppe im Frühlingsgrün, heute lag sie in ihrer starren weißen Winterhülle. Kahle Hügel, nackte Kuppen hoben sich aus dem verschwimmenden Grau, und die winterliche Weite in ihrer maßlosen Schwermut

mutete Abai wie ein bleiches Phantom des Gewesenen an. . . Einst hatte sein kindlich heiteres Gemüt gejubelt bei dieser Steppen Bild und hatte von ihnen das Glück erharret. Nun aber ließ er die Heimat, den Aul, hinter sich und wandte den ruhelosen Blick abermals der Stadt zu. Hier hoffte er zu finden, was er schon damals gesucht und ersehnt.

Er ist nun fast fünfundzwanzig Jahre alt. Eine lange Kette von Tagen zieht an ihm vorüber, sein Lebensweg, der auf und ab steigend durch Dickicht und über Pässe ging. . . Und dann, steil emporstrebend, hat er ihn zur Höhe getragen, sein vielgewundener Lebensweg.

Ja, er stand auf der Höhe.

Ein kleiner, schwächlicher Sproß, hatte er sich einst in rauhem Gestein zum Licht emporgezwängt, ward zum schwächtigen, schlanken Stengel und erblühte — ein einsamer Lebensbote auf nacktem Fels. Nun aber hatte das schwache Reis alle Lebenssäfte in sich aufgesogen und war emporgestrebt — eine schlanke, hohe Platane. Weder Winterkälte noch Eisesmacht, noch die ungebärdigen Stürme der Berge vermochten ihm nun etwas anzuhaben.

## VERZEICHNIS KASACHISCHER WÖRTER

- Aga-Sultan* (Obersultan) — wurde von allen Kasachen des betreffenden Kreises aus den Reihen der Stammesältesten gewählt und mußte vom russischen Generalgouverneur Westsibiriens bestätigt werden
- Agatai* — Kosenamen für die älteren Brüder
- Aksakal* — alter Mann, Ältester eines Auls. Wörtlich: Weißbärtiger
- Akyn* — Dichter und Sänger
- Apa* — Mama
- Aruach* — Ahnengeist
- As* — Gastmahl am Todestag eines Verstorbenen zu dessen Ehre und Gedenken
- Atkaminer* — die Ältesten und Mächtigsten der Stämme
- Aul* — eine Gruppe Jurten, deren Inhaber wirtschaftlich und verwandtschaftlich verbunden sind (Näheres siehe Fußnote S. 28.)
- Baibische* — die älteste Frau eines Mannes
- Baiga* — Wettrennen, auch Preis und Preisträger bei einem Rennen
- Bait* — Buchgedichte, die als Rezitat vorgetragen werden
- Bii* — Richter
- Chalfe* — Geistlicher, Lehrer in einer Medresse
- Chasret* — Heiliger, Geweihter. Ehrenbezeichnung für Geistliche
- Chosch* — Lebt wohl
- Dombra* — kasachisches Saiteninstrument
- Dshut* — Viehsterben durch Vereisung der Weiden (Näheres siehe Fußnote S. 31.)
- Imam* — mohammedanischer Geistlicher
- Jurte* — kuppelförmiges Filzzelt (Näheres siehe Fußnote S. 113.)
- Kalym* — Brautgeld, wird vom Bräutigam an die Angehörigen der Braut meist in natura bezahlt
- Karassakal* — Mann in mittleren Jahren. Wörtlich: Schwarzbart
- Kelin* — Schwiegertochter und im weiteren Sinn Frau eines jüngeren Verwandten
- Kischi-apa* — jüngere Mutter. Ausdruck für die jüngeren Frauen des Vaters
- Kischkene-Mullah* — jüngerer Mulla
- Kumyß* — gegorene Stutenmilch
- Kuneken* — ehrerbietige Form des Namens Kunanbai
- Kurt* — kasachischer Käse

- Malachai* — Pelzmütze mit breiten Ohrenklappen  
*Medresse* — geistliche Schule  
*Mirza* — Herr, Gebieter  
*Noker* — Gefolge, Gesinde, Wächter  
*Plow* — fettes, stark gewürztes Gericht aus Reis und Hammelfleisch  
*Sal und Seri* — herumziehende Sänger  
*Salem* — Gruß, auch mündliche Botschaft  
*Sary-Arka* — Gelber Rücken. Kasachische Bezeichnung für die Wasserscheide zwischen dem Aralsee und dem Irtysch  
*Schabarman* — Bote  
*Schachid* — einer, der im Religionskrieg ums Leben kam  
*Scheriat* — eine Sammlung religiöser und sonstiger Verhaltensregeln der Mohammedaner  
*Schokpar* — an einem Ende verdickter Knüppel, wird als Waffe im Nahkampf benutzt  
*Scholpy* — silberner oder goldner Zopfschmuck bei Mädchen und jungen Frauen  
*Segis-ajak* — Achtzeiler, eine neue von Abai in die kasachische Dichtkunst eingeführte Versform  
*Shataken* — Hüter der Winterweiden, arme Leute, ohne eignes Vieh  
*Shenge* — Schwägerin, überhaupt junge Frau  
*Shigit* — junger Mann  
*Shir* — Erzählung meist geschichtlichen Inhalts in Versen  
*Soil* — langer, mit einer Schlinge zum Einfangen der Pferde versehener Stab, dient gleichfalls als Waffe  
*Sujunschi* — Lohn für eine freudige Botschaft  
*Tabun* — Pferdeherde  
*Tai-Tujak* — Fohlenhuf — Bezeichnung für einen Silberklumpen von bestimmter Größe  
*Tentek-Ojas* — „toller Vorgesetzter“  
*Toi* — großes Gastmahl  
*Tokal* — jüngere Frau  
*Tschapap* — loser Mantel, meist aus Wolle  
*Tundik* — viereckiges Filzstück, das die Öffnung in der Mitte der Jurtenkuppel verschließt

## I N H A L T

DIE HEIMKEHR . . . . .	19
IM WIRBEL . . . . .	107
AUF DEM WEGE . . . . .	155
IN WILDNIS UND WIRRNIS . . . . .	225
IM VORGEBIRGE . . . . .	287
IM AUFSTIEG . . . . .	363
AUF DER HÖHE . . . . .	429
<i>Verzeichnis kasachischer Wörter</i> . . . . .	565

Художественный редактор *В. Ходоровский*  
Технический редактор *М. Цаплин*

А-01597. Подписано к печати 7/II-1953 г. Формат бумаги  $84 \times 108 \frac{1}{32}$ .  
б. л.  $87 \frac{1}{8} = 29,11$  п. л. Уч.-изд. л. 27,81. Тираж 18000. Заказ 852.

15-я типография „Искра революции“ Главполиграфиздата  
при Совете Министров СССР. Москва

